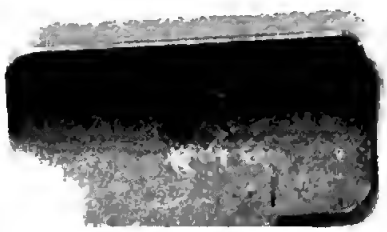
AS
182
F82
F8
4th ser
1895

Cornell University Library

BOUGHT WITH THE INCOME
FROM THE
SAGE ENDOWMENT FUND
THE GIFT OF
Henry W. Sage
1891

A243928. 8/7...2...

6896-1



The date shows when this volume was taken.
To renew this book copy the call No. and give to the librarian.

HOME USE RULES.

All Books subject to Recall.

Books not used for instruction or research are returnable within 4 weeks.

Volumes of periodicals and of pamphlets are held in the library as much as possible. For special purposes they are given out for a limited time.

Borrowers should not use their library privileges for the benefit of other persons.

Books not needed during recess periods should be returned to the library, or arrangements made for their return during borrower's absence, if wanted.

Books needed by more than one person are held on the reserve list.

Books of special value and gift books, when the giver wishes it, are not allowed to circulate.

Readers are asked to report all cases of books marked or mutilated.

Do not deface books by marks and writing.

CORNELL UNIVERSITY LIBRARY
3 1924 106 528 668

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Elfter Band.

Jahrgang 1895. Heft 1.

Frankfurt am Main.

Druck von Metz & Co.

Inhalt.

Seite

I. Ordentliche und Vorträge:

1. Bericht über die Wahl des Ehren-Ausschusses [illegible] 1—6*

2. Bericht über die Wahl des [illegible] 7—210

II. Berichte aus den Fachabteilungen:

1. Bericht der [illegible] 1—10

2. Bericht über die Wahl des [illegible] 11—42

3. [illegible] 42—54

4. [illegible] 54—64

5. [illegible] 65—79

III. Bericht des [illegible] 80—82

IV. Bericht des [illegible] 83—85

V. Ernennungen 83—86

VI. Veränderungen im Mitgliederstande 87—88

VII. Kunstbeilagen

Das Goethefamilienbildnis von Stieler

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes zu Frankfurt a. M.

Elfter Band. Jahrgang 1895.

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Elfter Band.

Jahrgang 1895.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Acc 43928

Inhaltsverzeichnis.

Seite

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen:

1. Prof. Dr. V. Valentin: Die Schnorr-Ausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes 1*
2. Prof. Dr. E. Goetze: Goethe und Hans Sachs 6*
3. Prof. Dr. Fr. Muncker: Die Begründung des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe im Hinblick auf die gleichzeitige deutsche Litteratur 23*

II. Fachsitzungen (Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen mit Angabe der ausführlichen Abhandlungen):

1. Sprachwissenschaft (SpW).

a) Alte Sprachen (AS) 1. 165

Dr. J. Ziehen: Studien zur lateinischen Anthologie . . 1

b) Neuere Sprachen (NS) 11. 166. 324

Dr. F. Michel und Dr. Banner: Bericht über den sechsten allgemeinen deutschen Neuphilologentag zu Karlsruhe 11

Dr. J. Ziehen: Hauptrichtungen der neueren französischen Kunstschriftstellerei 166

Dr. F. Kuhl: Bericht über den französischen Ferienkurs in Frankfurt a. M. 324

2. Bildkunst und Kunstwissenschaft (K) 42. 133. 315

Hermann Junker: Das von Seekatz 1762 gemalte Goethefamilienbildnis 42

Ferd. Knörk: Die Reichssturmfahne 54

Prof. Dr. V. Valentin: Einiges zur Kritik und Ergänzung der Laokoongruppe 133

Dr. J. Ziehen: Kunstgeschichtliche Miszellen 316

3. Mathematik und Naturwiſſenſchaften (N) . . . 63. 145. 384
Dr. C. H. Müller: 1. Die Methoden zur abſoluten Tonhöhebeſtimmung; 2. Über den Stühleriſchen Perſpektographen 63
Dr. Gg. Knieß: Die Kegelſchnitte ꝛc. 145

4. Soziale Wiſſenſchaften (SzW).
a) Jurisprudenz (J) 70. 183. 365
b) Volkswirtſchaft (V) 71. 184. 365
Fr. Wirth: Die ſoziale Bedeutung der internationalen Friedensbeſtrebungen 185
A. Koßmann: Die Arbeitsloſigkeit und ein neuer Vorſchlag zu ihrer Bekämpfung 366

5. Deutſche Sprache und Litteratur (DL) 71. 89. 357
Dr. A. Krüger: Stella und Mattabruna 90
Dr. A. Pfungſt: Dr. Emil Reich: Ibſens Dramen . . 109
Dir. Dr. K. Rehorn: Der Mythus von Ögir 120
Prof. Dr. B. Valentin: Über die Lektüre der deutſchen Klaſſiker in den oberen Klaſſen der höheren Schulen . 357

6. Geſchichte (G) 128. 305
Prof. Dr. L. Oelsner: Zur Textgeſchichte des Saliſchen Geſetzes 128
Dr. R. Schwemer: Die Frage über den Urſprung des ſiebenjährigen Krieges 305

III. Litterariſche Mitteilungen:

1. Neuere Goethe- und Schillerlitteratur X Von Prof. Dr. M. Koch 189
2. Zum Bildniſſe Ludwig Auguſt Franklś 295
3. Neuere Goethe und Schillerlitteratur XI. Von Prof. Dr. M. Koch 385
4. Bruder Martin in Goethes Götz und Martin Luther. Von Prof. Dr. B. Valentin 427

IV. Geſchäftlicher Teil:

Bericht des Akademiſchen Geſamt-Ausſchuſſes für 1893/94 . 73
Bericht der Goethehaus-Kommiſſion für 1893/94 81
Einſendungen, 1. April bis 30. September 1894 83
Perſonalien, 1. April bis 30. September 1894 87

Einsendungen, 1. Oktober bis 31. Dezember 1894 298
Personalien, 1. Oktober bis 31. Dezember 1894 302
Einsendungen, 1. Januar bis 30. April 1895 431
Personalien, 1. Januar bis 30. April 1895 434

V. Register 437

VI. Kunstbeilagen:

Das Goethefamilienbildnis von Seekatz.

Ludwig August Frankl. Lichtdruck nach dem im Besitze des Hochstiftes befindlichen Ölgemälde von Karl Rahl.

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

1.

Die Schnorr-Ausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes.

Von Professor Dr. B. Valentin.

(27. Juni 1894.)

Am 26. März 1894 waren es hundert Jahre, daß Julius Schnorr von Carolsfeld zu Leipzig geboren wurde. Zur Erinnerung an den großen Meister hat Professor Schreiber, der Direktor des Leipziger Museums, dessen reichen Besitz zu einer Ausstellung vereint, die mit einem Vortrage von Dr. Vogel über das Leben und Wirken Schnorrs eröffnet wurde. Schnorrs letzte Thätigkeit war eine lange Reihe von Jahren hindurch der Galerie von Dresden gewidmet: in dieser Stadt ist er gestorben, und so veranstaltete der Direktor der Dresdener Galerie, Dr. Woermann, eine Ausstellung der Schätze, die das Kupferstichkabinet von Werken Schnorrs besitzt. An dritter Stelle ist es nun das Freie Deutsche Hochstift, das zu Frankfurt am Main das Gedächtnis des Künstlers ehrt, in der Stadt, die in der Blütezeit des Wiederauflebens der neuen deutschen Kunst eine führende Stellung mit eingenommen hat, und in der daher die Erinnerung an diese große, von der jüngeren Welt so gerne beiseite geschobene und doch nach vielen Richtungen hin nicht wieder erreichte Epoche unserer Kunstentwickelung noch immer lebendig ist. Die Ausstellung des Hochstiftes hat das Glück gehabt, durch das freundliche Entgegenkommen der Direktionen des Leipziger Museums, des Kupferstichkabinets in Dresden und der K. K. Akademie der bildenden Künste zu Wien, ferner der Familie Schnorrs von Carolsfeld und einer großen Anzahl anderer privater Besitzer

von Werken des Meisters eine Sammlung zu vereinigen, die es ermöglicht in umfassendster Weise das Gesamtbild der Thätigkeit Schnorrs darzustellen und eine klare Anschauung von seiner Entwickelung zu geben. Zur Ergänzung der Originale sind zur Vorführung solcher Werke, die aus äußeren Gründen nicht zu erlangen waren — so mußte besonders auf die außergewöhnlich großen Kartone verzichtet werden —, Nachbildungen zu Hilfe genommen worden.

Immerhin ist ein solches glückliches Zusammentreffen nur von kurzer Dauer: die Ausstellung wird bis Mitte September geöffnet sein. Dennoch hat ein solches Gesamtbild auch kunstgeschichtlich großen Wert, den nach Möglichkeit zu erhalten gestrebt werden muß. Zu diesem Zwecke hat das Hochstift einen Katalog[1]) hergestellt, der in sorgfältigster Weise die einzelnen Werke technisch und inhaltlich beschreibt. Er ist von dem Bibliothekar des Hochstiftes, Dr. O. Heuer, gearbeitet und mit einer historischen Einleitung versehen worden. Die Ausstattung ist höchst geschmackvoll und wird in charakteristischer Weise durch Nachbildungen von Werken Schnorrs unterstützt. Die Umrahmung des Titels ist nach einer der Originalzeichnungen zum Nibelungenliede angefertigt. Das Titelbild giebt eine mit höchster Sorgfalt ausgeführte Sepiazeichnung Schnorrs wieder, die Auffindung Mosis darstellend, ein Blatt, das überhaupt noch nicht veröffentlicht worden ist. Das Porträt des Meisters leitet den Text ein, dessen einzelne Abteilungen ihren Schmuck je nach dem Inhalte des Abschnittes erhalten haben.

Die ausgestellten Werke sind in fünf Gruppen geteilt. Die erste umfaßt die „Jugendarbeiten und römischen Studien“: hier ragen besonders die prächtigen italienischen Landschaften im Besitze des Herrn E. Cichorius hervor, von denen Max Jordan eine Sammlung in guter Nachbildung mit erläuterndem Texte herausgegeben hat. Eine zweite Gruppe bilden die Darstellungen zu Ariosts Rasendem Roland in der Villa Massimi zu Rom, dann

---

[1]) Jul. Schnorr von Carolsfeld-Ausstellung des Freien Deutschen Hochstiftes in Frankfurt a. M. (Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer. XV und 112 S. 8°.)

die Wandgemälde in München, die religiösen Darstellungen und endlich Bildnisse, Gelegenheitskompositionen und Akte, sowie Bücher mit Illustrationen, die Schnorr gezeichnet hat. Eine Ergänzung bildet die Ausstellung, die das Städelische Institut gemacht hat: selbstverständlich wäre eine Vereinigung das Richtige gewesen. Allein das Städelische Institut darf seine Werke nur in seinen eigenen Räumen ausstellen: diese waren aber durch bauliche Reparaturen, die gerade jetzt vorgenommen werden mußten und unaufschiebbar waren, nicht imstande die ganze Ausstellung aufzunehmen. So mußte von einer Vereinigung Abstand genommen werden.

Es ist keine Frage, daß für die ganze jüngere Generation eine solche Ausstellung von Werken Schnorrs wie eine fremde Welt wirken muß: von all dem, was jetzt als Evangelium in der Malerei gepriesen und als unantastbares Dogma hingestellt wird, findet sich hier nichts — aber freilich findet sich auch von der Größe der Auffassung, von der Tiefe der geistigen und seelischen Bildung, von der damit zusammenhängenden Aufwerfung künstlerischer Probleme, deren Lösung der Künstler zu seiner Lebensaufgabe macht, wie sie uns in Schnorrs Werken entgegentritt, in unserer modernen Kunst herzlich wenig. Es würde von beschränktem Urteile Zeugnis ablegen, wollte man die jetzt beliebten künstlerischen Probleme geringschätzig verwerfen: die wundersamen Lichtwirkungen im geschlossenen und im freien Raume, die damit zusammenhängende Gleichgiltigkeit gegen schöne Formen — äußert sich doch die Lichtwirkung an häßlichen Formen ebensogut wie an schönen —, und die daraus weiter folgende Lust an der Darstellung häßlicher Dinge — je häßlicher der Gegenstand, desto klarer erscheint das Licht, unter dem der Maler ihn zeigt, als die Hauptsache —, die Verwechselung der Wahrheit mit der Wirklichkeit, das Bestreben, die Wirklichkeit recht derb zum Bewußtsein zu bringen, damit sie den Eindruck der Wahrheit mache, und lieber Häßliches darzustellen als sich der Gefahr auszusetzen nicht „wahr" gewesen zu sein: alle diese Aufgaben und Bestrebungen sind in allen Epochen der Kunstentwickelung aufgetreten, und es gehört das freilich bei den ausübenden Künstlern nicht ganz seltene Maß von Kurzsichtigkeit in historischen Dingen dazu, um diese Ziele als neue Errungenschaften der neuesten Zeit zu preisen.

**

Dieſe Richtung lebt jetzt und muß ſich ausleben; man freut ſich ihrer und wird ſich bald müde gefreut haben, ſodaß das Bedürfnis nach kräftiger Koſt, was den Inhalt des Bildes betrifft, und nach edleren Zügen, was die Formenwelt angeht, wieder erwachen muß. Iſt es aber inzwiſchen nötig, daß die Meiſter, auf deren Schultern trotz allem äußeren Widerſpruch die junge Generation nun einmal ſteht, mißachtet werden, wo man ihnen begegnet, und am liebſten gar nicht beachtet werden? Was man den Meiſtern früherer Jahrhunderte zugeſteht, daß ſie nach ihrer Stellung innerhalb der Kunſtentwickelung beurteilt werden, ſoll das den Meiſtern unſeres Jahrhunderts verſagt bleiben, nur weil ſie uns ſo nahe ſtehen, daß ſie noch als Rivalen der Gegenwart betrachtet und — gefürchtet werden können? Und in der That, was muß wohl ein Maler heutiger Zeit empfinden, der einen beliebigen, an ſich recht gleichgiltigen Ausſchnitt aus dem Alltagsleben, aus der Wirklichkeitswelt herausgenommen und durch virtuoſe Ausführung, durch pikante Farbe, durch unruhig flimmerndes Licht intereſſant gemacht hat, wenn er zu einem Meiſter wie Schnorr tritt und findet da, wie der Künſtler Jahre verwendet, um das überſtrömend reiche Leben in dem Gedicht Arioſts maleriſch zu geſtalten, aber nicht zu illuſtrieren, ſondern zu einer neuen Schöpfung auch dem Zuſammenhange nach umzudichten? Und kaum iſt das beendet und ein Odyſſeezyklus durchdacht, da tritt die Nibelungendichtung als neues Problem vor ihn hin: welche Fülle von Ereigniſſen nicht nur, ſondern von Charakteren ſind zu geſtalten! Und der Künſtler geht dabei keiner Schwierigkeit aus dem Wege: mit verſchwenderiſcher Geſtaltenfülle ſchafft er charaktervolle Menſchen, neben denen das getreueſte Konterfei irgend eines alten Weibes, das wir gutmütig genug ſein ſollen, als trauernde Maria uns gefallen zu laſſen, mit all ſeiner Wirklichkeitswirkung dennoch wirkungslos und wahrheitslos erſcheint. Noch mitten in der Arbeit ſieht ſich der Künſtler vor ein neues Problem geſtellt: er ſoll drei große Säle im Königsbau in München mit der Geſchichte dreier deutſcher Kaiſer ſchmücken: Karl der Große, Friedrich Barbaroſſa und Rudolf von Habsburg ſollen vor unſeren Augen erſtehen. Und wieder keine kleinen zierlichen Bildchen, ſondern gewaltige Wandbilder, bei denen ſchon die äußere Größe un-

barmherzig mit der inneren Leere einer Schöpfung zu Gericht geht: es möchten unter den Aposteln der neuen Richtung wenige sein, die es auch nur wagten in einen solchen gefährlichen Kampf zu gehen. Und unter Schnorrs Schöpfungen in diesen Sälen ist ein Werk wie Rudolfs Sicherung des Landfriedens ein Meisterwerk inbezug auf Klarheit des Vorgangs und auf scharfe Charakteristik aller einzelnen Personen. Durch das ganze Leben des Meisters aber geht, als Ausdruck seiner glaubensfrohen, protestantisch-christlichen Auffassung, die Darstellung des großen Weltprozesses, wie ihn die heilige Schrift alten und neuen Testamentes schildert: in 240 Zeichnungen, deren Holzschnittwiedergabe seine „Bilderbibel" ist, zeigt der Künstler den Fortgang der Heilsgeschichte, am bedeutendsten und originellsten in den alten Blättern: göttliche Hoheit, menschliche Heldenkraft, liebliche Idylle, Zauber der landschaftlichen Umgebung, entscheidungsvoller Augenblick der Handlung — alle Faktoren stehen dem Meister zur Verfügung, um das trotz seines billigen Preises noch lange nicht genügend verbreitete Werk zu einem echten Erläuterungsbuche zu machen, dessen Schriftzüge in edler künstlerischer, leichtverständlicher Form sich darbieten.

So fördern solche Ausstellungen zweifellos das historische Verständnis der Kunst und vermögen dadurch auch zu einer besseren und vor allem gerechteren Beurteilung der neuen Kunstschöpfungen beizutragen: sie bewahren vor einseitiger Vergötterung und Verwerfung, indem sie einen sicheren Maßstab an die Hand geben. Sie könnten aber auch auf die Entwickelung der Kunst selbst einen wohlthätigen Einfluß ausüben, nicht etwa so, daß sie unmittelbares Vorbild würden, dem nachgeahmt werden sollte, sondern so, daß sie, in ihrer eigenartigen Größe erkannt, vor Versinken der Kunst in Kleinlichkeit bewahren könnten. Besonders aber vermöchte das Studium solcher Werke, wie die Schnorrs, Aufklärung über die jetzt in allen Künsten herrschende Unklarheit über das Verhältnis von Wahrheit und Wirklichkeit zu geben. Damit aber würde die Erkenntnis gewonnen, daß die poetische Wahrheit einen unendlich höheren Wert hat als das, was man jetzt Wahrheit nennt: einen möglichst bis zur Verwechselung ähnlichen Abklatsch einer bestimmten und eben darum nur zufälligen Wirklichkeitserscheinung.

So reiht sich die Schnorr-Ausstellung würdig den früher vom Hochstift in Frankfurt veranstalteten Ausstellungen an: sie führten nach einander das Gesamtbild einzelner bedeutender Meister vor. Sie begannen mit Führich, gingen dann weiter zu Ludwig Richter, Moritz v. Schwind, Dürer, Alfred Rethel. Zu jeder der Ausstellungen erschien ein Katalog, der ein bleibendes Andenken an die Vereinigung der Werke eines Meisters bildet, in seiner wissenschaftlich gediegenen Durchführung aber zugleich kunstgeschichtlichen Wert behält.[2])

2.

Zur Feier von Goethes Geburtstag.

Goethe und Hans Sachs.[1])

Von Professor Dr. E. Goetze aus Dresden.

(26. August 1894.)

Die auf so seltsame Weise der Goethelitteratur erhaltene Epistel, womit Goethe seinen Götz von Berlichingen an Gotter übersandte,[2]) die von G. von Loeper veröffentlichte gereimte Epistel, die wahrscheinlich ein Exemplar desselben Dramas begleitete,[3]) und der köstliche Brief an Kestner vom Januar 1773[4]) sind die ältesten erhaltenen Zeugnisse, daß Goethe sich mit Hans Sachs beschäftigt hatte. Sicher waren auch die Verse an Herder, auf die dieser mit der Bilderfabel für Goethe antwortete,[5]) kurze Reimpaare, wie sie das Reformationsjahrhundert so allgemein anwandte, daß

[2]) S. Deutsches Wochenblatt Nr. 33. Eine eingehende Behandlung der Stellung Schnorrs in der Kunstentwickelung seiner Zeit sowie eine genaue Betrachtung seiner Werke s. bei Dohme, Kunst und Künstler des XIX. Jahrhunderts, Nr. 7 und 8: Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Führich. Von Veit Valentin (Leipzig, E. A. Seemann. 1886).

[1]) Der Vortrag ist an vielen Stellen durch Beispiele bereichert, an anderen dagegen, wo rednerische Ausführung nur Bekanntes bringen konnte, gekürzt.

[2]) Goethes Briefe. 2. Band. Weimar 1887. S. 93, Nr. 159.

[3]) Ebenda S. 9, Nr. 84.

[4]) Ebenda S. 53, Nr. 119.

[5]) Aus Herders Nachlaß. Frankfurt a. M. 1858. 3, 469.

Wilibald Pirkheimer ſagte: Kein Reim ſollte mehr als acht Silben haben. Noch lange behaupteten dieſe vierhebigen Verſe in der deutſchen Dichtung das Feld; noch nach dem dreißigjährigen Kriege ſchrieb Grimmelshauſen, wenn er ſich ans Dichten wagte, in Hans Sachsiſchen Verſen. Dann aber kam die Zeit, wo der wälſche Alexandriner alles überwucherte; der armſelige plebejiſche Knittelvers friſtete nur ein kümmerliches Daſein im Munde des Volkes und verſchwand aus der Litteratur. Erſt Goethe hat ihn zu neuem Leben erweckt. Als er am Anfange des 18. Buches von Dichtung und Wahrheit die Mängel der Proſodie zur Zeit ſeiner Jugend hervorhebt, ſagt er: „Hans Sachs, der wirklich meiſterliche Dichter, lag uns am nächſten .... wir benutzten den leichten Rhythmus, den ſich willig anbietenden Reim bei manchen Gelegenheiten. Es ſchien dieſe Art ſo bequem zur Poeſie des Tages, und deren bedurften wir jede Stunde."

In jener thränenſeligen Wertherzeit war für Goethe die Lektüre des einfältig ſchlichten Meiſterſängers eine heilkräftige Arznei; und ſo tritt denn auch in vielen, ja den meiſten Dichtungen jener Zeit der Einfluß des Hans Sachs klar zu Tage. Sagt doch Goethe ſelbſt, die Geſtalt des Ahasverus habe er mit Hans Sachſens Geiſt und Humor beſtens ausgeſtattet. Wie Goethe ſein eigenes Schaffen und Dichten durch die Werke des alten Meiſters befruchten ließ, legt Georg Wahl in ſeinem Programme: Hans Sachs und Goethe (Koblenz 1892/93) dar und hat mit Recht daran erinnert, daß Goethe in Hans Sachs viele Anklänge an die Sprache ſeiner Heimat fand: manche Formen, die ganz beſonders Hans Sachsiſch ſcheinen, gehören dem fränkiſchen Dialekte an, in dem beide aufgewachſen waren. So begegnen uns denn in den prächtigen Briefen der Frau Rat an die Herzogin Amalia und an ihren „Häſchelhans" Ausdrücke, die wir auch bei Hans Sachs leſen, ohne daß ſie der allgemeinen deutſchen Sprache eigen ſind.[6]) Ich

[6]) Allgemein fränkiſch iſt z. B. ſittlich für anſtändig, das wir bei Goethe finden: Hermann und Dorothea, Geſang 8, V. 47, und bei H. Sachs, Keller-Goetze 20, 486, 26; vgl. O. Schade, Satiren. Hannover 1863. II. S. 282 zu 18, 17. — Goethe wie ſeine Mutter ſagt: Der Thurn, der Thürner; ebenſo H. Sachs.

habe absichtlich in Frau Ajas Kosenamen für ihren Sohn das t nicht drucken lassen, um wenigstens ein Beispiel anzuführen, wie Hans Sachsens Aussprache der Frankfurtischen gleicht. Frau Aja schreibt Kusche statt Kutsche,[7]) sie schreibt auch die Deuschen[8]) gerade so wie Hans Sachs.[9]) Und Goethe hatte in der schon genannten Epistel an Kestner ebenfalls bei dem lieben teutschen Haus das t vor dem sch ausgelassen.[10])

Auch ich will versuchen nachzuweisen, wie Goethe Hans Sachsens Schuldner geworden ist, und zwar wie er Hans Sachsische Wörter nachgeahmt und in die ihm genehme Form umgegossen hat.

Hören wir im Klaggesange der edlen Frauen des Asan Aga die traurigen Worte des Vaters, als die Gattin, die er verstoßen hatte, an seiner Thür vorüberzieht und nicht bleibt:

„Kehrt zu mir, ihr lieben Kleinen!
Eurer Mutter Brust ist eisen worden,
Fest verschlossen, kann nicht Mitleid fühlen;"

dann denken wir gewiß auch an die Antwort des Berlichingers dem Bruder Martin gegenüber: „Meine Rechte ist gegen den Druck der Liebe unempfindlich; sie ist eins mit ihrem Handschuh; ihr seht, er ist eisen." [11]) Diese Form des Adjektivums, anstatt nach Analogie der aus dem Plural entstandenen, wie hölzern von hölzer, beinern von beiner, bevorzugte Hans Sachs. Bei ihm ladet die Magd den Rinutzo ein zum steinen grab zu gehen; [12]) der Rinutzo aber, der dort den Nebenbuhler gefunden hat und ihn nun fortträgt, seufzt unter der Last:

„Wie ist der tod so marter-schwer,
Als ob er halber bleyen wer!" [13])

---

[7]) Schriften der Goethe-Gesellschaft. 1. Band. 1885. S. 12, 20.

[8]) Ebenda. 4. Band. 1889. S. 150, 3.

[9]) Hans Sachs, herausgegeben von Keller-Goetze. Bd. 13, 218, 20.

[10]) Goethes Briefe. 2. Band. Weimar 1887. S. 55, 21. S. dazu S. 314.

[11]) Gustav Wustmann: Fleckeisens Jahrb. 1872. 106, S. 57.

[12]) Keller-Goetze Bd. 20, 54, 1. Vgl. Schwank 58, 130. Keller-Goetze 13, 454, 12. 464, 8. 17.

[13]) Keller-Goetze Bd. 20, 59, 19. Vgl. 13, 468, 1. 2, 382, 25 und schweinen Fastnachtsp. 4, 381.

In dem Schwanke von den neun verbotenen Speiſen erläutert der Arzt die Pfifferlinge, er meint ſcherzweiſe nicht die Pilze, ſondern die Geräte der Wirtſchaft und ſagt:

„Sie ſind gleich hültzen oder glas",[14])

d. h. mögen ſie hölzern oder gläſern ſein. Aber die Formen ſtammen ſchon aus dem Mittelhochdeutſchen, wo wir steinîn, hülzîn, von Stein, von Holz finden. Nur daß Goethe ſie gebraucht in Dichtungen, die in ſeiner Hans Sachs-Periode entſtanden, läßt uns den Einfluß des alten Meiſters vermuten.

Wenn wir ferner in den älteren Geſtalten Goethiſcher Dichtungen Eliſionen, Abkürzungen von Fürwörtern und Artikeln finden, die zu vollſtändigen Auslaſſungen werden, ſo ſteht uns ſofort dieſelbe Erſcheinung bei Hans Sachs zum Vergleiche vor Augen. In einem Faſtnachtſpiele heißt es bei ihm:

Der hat . . mir thon das gröſte herzenlaid;
Vnd darf doch der geleich nit thon,[15])

Und ich (der Pfarrherr), will er ſagen, darf doch nicht dergleichen thun, als ob ich einen Groll gegen ihn hätte. Faſt für jede Perſon und jeden Kaſus mehrere Beiſpiele derartiger Anſchleifungen bei Hans Sachs aufzuzeigen, darf ich mich anheiſchig machen.[16]) Bernhard Suphan hat in ſeiner feinfühligen, ſorgſam abwägenden Art dieſe Auslaſſung der Pronomina bei Goethe einmal[17]) als beweiskräftiges Zeugnis dafür gebraucht, daß die Abfaſſung eines Gedichtes, in deſſen Abſchrift ſich ſolche Abkürzungen fanden, in die Zeit vor Weimar, alſo in die Zeit zu ſetzen iſt, wo für Goethe Hans Sachſens Einfluß noch mächtig war. Dabei dürfen wir freilich nicht vergeſſen, daß Herder die Verſchleifungen von minderwertigen Wörtern lebhaft befürwortete, weil er ſie in Volksliedern gehört hatte: allen Kunſtrichtern zum Trotze wollte er ſie in freiherrlicher Weiſe in den Volksliedern anwenden; es wimmelte bei ihm geradezu von Apoſtrophen, alcibiadiſchen Verhunzungen, unter welchem Tadelsworte ſie endlich ernſtlich bekämpft wurden.

[14]) Keller-Goetze Bd. 17, 412, 28.
[15]) Faſtnachtſpiel Nr. 65, 209.
[16]) Sieh Schnorrs Archiv 1882. 12, 305 f.
[17]) Goethe-Jahrbuch 1881. Bd. II, S. 133.

Goethe hat ſich von Übertreibung auch in dieſer Hinſicht ferngehalten; ſein geſundes Sprachgefühl bewahrte ihn davor; aber auch von Hans Sachs fand er die Anſchleifung ſehr maßvoll angewendet, wenn er ſeine ernſteren Dichtungen vornahm. In den Faſtnachtſpielen freilich, in denen die Sprechweiſe des Volkes wiedergegeben werden ſollte, da konnte man wohl einmal hören: „Du haſt als gnug, als hetſtr ein Fuder", anſtatt vier Silben: hetteſt du ihr, eine einzige hetſtr.[18]) Aber in Hiſtorien, Tragödien und anderen ernſteren Stücken begegnet höchſtens, daß du oder die oder ihn an das vorhergehende Wort angeſchliffen werden:

„Sag, ob du größre Freuden weſt,
Als went ein ſolchen Aidam heſt,"

ſteht in der rührenden Geſchichte der Beritola;[19]) „ind hent geben" habe ich oft geleſen; „Wen ichn beger," ſagt Ahab in der Tragödie, die nach ihm benannt iſt.[20])

Als eine wirkliche Nachahmung dürfen wir doch wohl anſprechen die eigentümliche Art, daß zwei Adjektiva gleichſam zu einem Worte zuſammengezogen werden. Während von dem erſten bloß der reine Stamm daſteht, erhält nur das zweite die Endung:

„Jeden Nachklang fühlt mein Herz
Froh- und trüber Zeit"

ſingt Goethe an den Mond; in der klein- und großen Welt, in der alt- und neuen Zeit heißt es in anderen Verſen ſeiner Frankfurter Dichtungen.[21]) Dieſe Ausdrucksweiſe überträgt er aber auch wie Hans Sachs auf Subſtantiva:

Wenn einſt nach überſtandnen Lebensmüh- und -ſchmerzen
Das Glück dir Ruh- und Wonnetage giebt,[22])

oder in dem Neueröfneten moraliſch-politiſchen Puppenſpiel:

„Da kommt mir ein Titanenſohn
Und packt den ganzen Hügel auf
Mit Städt- und Wäldern einem Hauf",

---

[18]) Daß du dhend obn kopff zſam muſt ſchlagen: Keller-Goetze Bd. 14, 40, 13.
[19]) Keller Bd. 2, 233, 37.
[20]) Keller Bd. 10, 404, 20.
[21]) Weimarer Ausgabe 1, 37, 2. 13.
[22]) Hempel 3, 313. Der junge Goethe III, 196.

oder wohl gar in Hanswurſts Hochzeit in übermütiger Weiſe:

„Aber ein Jüngling, der Welt bekannt,
Von Salz- bis Petersburg genannt.“ [23])

Derartige Verkürzungen, die ſich außer bei Goethe nur noch bei Bürger finden, geſtattet ſich Hans Sachs ſehr oft. Wir ſchreiben an Stelle der weggelaſſenen Flexionsendung einen Bindeſtrich, um die Form dem Auge und dadurch dem Verſtändniſſe ſofort deutlich erſcheinen zu laſſen. Hans Sachs, der ganz Phonetiker war, ließ dieſe Zeichen weg, und auch bei Goethe ſtehen ſie nicht. Bei Hans Sachs leſen wir: „in jung- und alten Jahren“ [24]) oder: „Ein könig, welcher mit erbarmen Trewlich recht ſpricht elend- und armen“,[25]) ferner „mit clueg- und weißen lehren“, „mit zeitlich- und ewigem ſchaden“,[26]) „Umb ein ring- und zimlichen gwin“,[27]) „Bey geiſtlich- und weltlichen ſtenden“.[28]) Dann bei Subſtantiven:

„Daß er beſchlage roß und wagen,
Schar- und ſegen bey ſeinen tagen“,[29])

d. h. Scharen, Pflugſcharen, „in traw- und hoffen“,[30]) „mit gedanck-, werck- und worten“;[31]) aber auch, und darin folgte ihm Goethe, mehrere Silben ließ er ergänzen: „Durch ſtreng- und ernſtligkeit“[32]): ſtrengigkeit ſteht wenige Zeilen vorher.

Ein ganz ſicheres Beiſpiel, das auf Hans Sachs und auf eine Beſchäftigung mit ihm hinweiſt, ſehe ich in Götz von Berlichingen, und zwar in der populären Bearbeitung:

„Mit Pfeilen und Bogen
Cupido geflogen
Die Fackel in Brand“;

---

[23]) Der junge Goethe III, 496, 1.
[24]) Keller-Goetze 19, 183, 28.
[25]) Keller-Goetze 19, 358, 30. Vgl. dazu 19, 445.
[26]) Keller 7, 304, 21.
[27]) Schwank Nr. 384, 140.
[28]) Keller-Goetze 21, 222, 5.
[29]) Keller-Goetze 19, 166, 8.
[30]) Keller-Goetze 18, 122, 16.
[31]) Ebenda 20, 89, 14.
[32]) Keller-Goetze 21, 331, 21.

ſingt Liebetraut bei Beginn des zweiten Aktes im Saale des biſchöflichen Palaſtes zu Bamberg, um im weiteren Fortgange des Liedes

„Wolt mutilich kriegen
Und männilich ſiegen
Mit ſtürmender Hand.“

Mutilich findet ſich in der ganzen deutſchen Litteratur nicht wieder. Urſprünglich dachte ſich Goethe die Formen mutiglich und männiglich, wie er denn auch in der nächſten Ausgabe änderte: „Wollt mutig bekriegen und männlich beſiegen.“ Später aber ſtellte er die langen Formen wieder her. Und dies ſind Nachklänge aus der Lektüre des Hans Sachs, zugleich auch Beweiſe, wie ſelbſtändig und ſicher das für das Geſangliche fein geſtimmte Ohr Goethes auffaßte und nachahmte. In der Sprache der Bibel fand er ganz wenige zu Adverbien erſtarrte Adjektiva mit der Doppelendung iglich: immer und ewiglich;[33]) in Volksliedern hörte er: emſiglich;[34]) aus dem Mittelalter klang herüber: minniglich;[35]) in Hülle und Fülle aber fand er ſie bei Hans Sachs: andechticlich (Keller 7, 278, 9); einmüticlich (Keller 2, 432, 39. 7, 337, 22); fleiſſiglich (Schwank 369, 15. 83); gebuldiglich (Schwank 384, 70); gemeiniglich (Keller-Goetze 17, 342, 6); geſelliglich (Keller 9, 200, 7. 26); gewaltiglich (Keller 8, 399, 6); gotſeliclich (Schwank 373, 124); grimmiglich (Schwank 359, 74. 384, 215); inprünſtiglich (Keller 7, 288, 19); trawriglich (Keller 1, 284, 21); wahrhaftiglich (Schwank 276, 52 und Keller 1, 308, 34); zorniglich (Schwank 363, 112). Die Vorliebe für das mittelhochdeutſche lîch gebiert bei Hans Sachs immer neue Formen;[36]) er begnügt ſich nicht mit dem einfachen mild, er ſagt dem mittelhochdeutſchen milteclîche entſprechend miltiglich,[37]) oder gewöhniglich,[38]) oder auch freyſam-

[33]) Sieh auch Keller-Goetze 20, 537, 3.

[34]) Sieh auch Schwank Nr. 353, 89.

[35]) Sieh auch Schwank Nr. 78, 12.

[36]) Bildungen mit zurückgebliebenem Gutturale ſcheinen zu ſein: frömmklich (Keller-Goetze 19, 314, 4); fewlclich (ebenda 313, 18); rhüglich (ebenda 365, 18; ſieh auch 7, 283, 4).

[37]) Schwank 362, 28. 384, 72. Keller 1, 284, 14.

[38]) Schwank 361, 110. Sieh auch Keller-Goetze 19, 314, 24.

lich,[39]) während sonst nur freysam, d. i. wild nachgewiesen werden kann. Und diese langen Formen auf lich und iglich hat Goethe übernommen. Er berichtet von der Wiederkunft des Herrn im ewigen Juden:

„Sie waren bald der Stadt so nah,
Daß man die Türme klärlich sah";

selbst in sein Tagebuch zeichnet er ein: „Ich fühlte so innig-lich";[40]) Satyros singt:

„Wonnlicher war dein Lied der Flur
Als Sonnenschein";

Sibylla verteidigt den Pater Brey:

„Ganz geistiglich ist sein Beginnen",

und der Einsiedler klagt der Frau des Hermes:

„Dies Herz ist wohl gewöhnt zu leiden,
Allein zu leiden männiglich."

Auch hier diese Form in derselben, nicht eben gewöhnlichen Bedeutung wie vorhin: leiden wie ein Mann.

Diese Beispiele mögen genügen, um zu zeigen, wie Goethe sprachliche Formen aus Hans Sachs verwertete. Den Rhythmus wandte er in seinen Fastnachtspielen und Farcen an; der eignete sich am besten für den mutwilligen, übermütigen Ton, den er da anschlug, für den derben blanken Spaß.

Daß er ihn jedoch auch für ernste Gegenstände verwendete, war sein großes Verdienst. Zwar war das schon in früheren Zeiten geschehen: Wolfram v. Eschenbach sang in kurzen Reimpaaren seinen gedankentiefen Parzival, und der Schulmeister Leonhard Blanck in Eßlingen ließ am Ende des 16. Jahrhunderts seine Schüler an den Feierabenden entweder aus der Heiligen Schrift oder aus Hans Sachs etwas vorlesen, gewiß zu ihrer Erbauung ernste Stellen. Das aber hatte man im vorigen Jahrhundert ganz und gar vergessen: Vater Gleim berichtet als etwas ganz Absonderliches von einem braven Husaren, er habe ihm ein altes Lied gesungen von der Vergänglichkeit des menschlichen Lebens,

[39]) Schwank 359, 53.

[40]) Goethes Tagebücher. 1. Band. Weimar 1887. S. 50, 13. Sieh Keller-Goetze 20, 536, 24 und 1, 473, 28.

das in Hans Sachsens Reimen die erhabensten Gedanken enthalten hätte.[41])

Jetzt kleidete Goethe den Schuster aus Judäa und den Faust in Hans Sachsischen Rhythmus. Der handlungsreiche und tiefergreifende Stoff des ewigen Juden sollte Gelegenheit geben, den derb praktischen Mann in seinen naiven Bekehrungsversuchen zu zeigen, dann aber auch den Entwickelungsgang darstellen, den die Menschheit in Erfüllung ihres Weltberufes genommen hat. Sind von diesem gewaltigen Stoffe, den der „singuläre Mensch" in seinem 24. Jahre zu denken wagte, nur einige „Fetzen" nach seinem Ausdrucke fertig geworden, so haben wir im Faust, im Urfaust, den uns ebenfalls ein wunderlicher Zufall erhalten hat, dem Haupterzeugnis der reichquellenden Dichterphantasie des jugendlichen Goethe, die ernsten erhabenen Gedanken ausgeführt in Knittelversen; darin begegnen wir dem Hans Sachs auf Schritt und Tritt, und zwar auch in der Kunstform. Wenn Frau Marthe Schwertlein von ihrem verschollenen Manne erzählt, so hören wir die Bäuerin im fahrenden Schüler, der ins Paradies zurückkehrt, klagen, wie gut ihr verstorbener Mann gegen sie gewesen wäre. Und alle die An- und Nachklänge an Hans Sachs hat Goethe in der späteren Überarbeitung des Faust unberührt gelassen.

Hans Sachs begleitete Goethe auch nach Weimar. Die Gesellschaft dort brachte schon lange der Litteratur, ganz besonders dem Theater lebhafteste Teilnahme entgegen. Alle, selbst der Herzog, beteiligten sich persönlich an diesen Vergnügungen. Da fanden denn die neuen Anregungen, die der junge Ankömmling brachte, fruchtbaren Boden: bald wurde er die Seele des Ganzen. Da ließ er auch seine Frankfurter Fastnachtspiele aufführen und spielte selbst mit. „Er erneuerte die urwüchsige Derbheit der deutschen Vorzeit, indem er der Hofgesellschaft Hans Sachs in der drastischen Komik des Narrenschneidens vorführte";[42]) er spielte darin den Wunderdoktor und zog dem Kranken eine große Anzahl

[41]) Ewald von Kleists Werke. Herausgegeben von August Sauer. Berlin o. J. 2, 17.

[42]) Julius Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung. Weimar 1872. S. 13 f.

Narren aus dem Wamse.[43]) Ob er dabei von dem Seinen dazu gethan, außer dem Hochmuts-, Trägheits- und anderen Hans Sachsischen Teufeln noch andere Teufel oder Narren seinem Wundermesser zum Opfer hatte fallen lassen, um etliche „Hansen bei der Perrücke zu zupfen", wissen wir nicht, können es aber vermuten, weil wir von ihm später hören: „Ich habe wieder eine Scheere zugerichtet, um eine große Herde zu scheeren und gelegentlich zu schinden."[44]) Immer noch lieferte die Rüstkammer des Hans Sachs ihm Stoff genug, um seine Mission in Weimar, die er bei allem Possenkram ernst genug auffaßte, zu erfüllen.

So sehen wir denn, wie die ganze erste Weimarer Zeit ebenso wie die letzte Frankfurter erfüllt ist von Hans Sachs. Darum drängt es den Dichter auch, dem wackern Alten seine Dankesschuld abzutragen, und das hat er gethan in Hans Sachsens poetischer Sendung, als er kaum ein halbes Jahr in Weimar weilte.

In der Aprilnummer 1776, gerade zweihundert Jahre nach dem Tode des Hans Sachs, erschien das Gedicht im „Teutschen Merkur". Wieland gab ihm als Geleit, als Beilage, wie er sagt, zwei der besten Dichtungen des Hans Sachs mit auf den Weg: Der Liebe Zank und den Schwank St. Peter mit der Geis. Dann fügte er Lebensumstände des Hans Sachs hinzu nach Salomon Ranisch, der neun Jahre vorher auf Grund ernster, sorgfältiger Studien eine Lebensbeschreibung des lieben Meisters geschaffen hatte. Was der fleißige Gelehrte damit erstrebte, das erreichte Goethe durch sein Gedicht: Dichters Wort, das der Begeisterung entspringt und Begeisterung weckt, das durch den Wohllaut des Reimes sich dem Ohre einschmeichelt und durch die Knappheit der Form dem Gedächtnisse einprägt, dringt tiefer und haftet fester, als das Ergebnis nüchterner Forschung.

Goethe nennt das Gedicht eine Erklärung zu einem alten Holzschnitte. In solcher Art sprach Hans Sachs oft zu seinen

---

[43]) Zeitung für die elegante Welt 1823. Nr. 40. S. 317. Heinrich Düntzer, Charlotte v. Stein und C. Schröter. Stuttgart 1876. S. 41. Düntzer, Knebels Briefwechsel mit seiner Schwester Henriette. Jena 1858. S. 12.

[44]) Goethes Briefe an Frau v. Stein. 2. Aufl. 1. Band. Frankfurt a. M. 1883. S. 143.

Zeitgenossen; zu Holzschnitten, die nicht selten aus Meisterhand hervorgegangen waren, schuf er die Verse. Fabeln, Historien, Schwänke wurden so der Menge mitgeteilt, die, gefesselt durch das Bild, sich um so lieber des Segens der jungen Kunst des Buchdrucks freute: Hans Sachs wartete so seines Berufes, Lehrer seines Volks zu sein.

Einen solchen Holzschnitt *denkt* sich Goethe; denn existiert hat er nie, das Suchen darnach war von vornherein vergeblich. An einem herrlichen Frühlingssonntage sehen wir da den jungen Meister ausruhen von der Werkeltagsarbeit, gesammelt und in sich befriedet. Wie die Frühlingssonne alles Leben wachruft in der Natur, so regt sie im Herzen des Menschen alles Sehnen und Streben zu neuer Thätigkeit auf. Da wollen die Musen ihn zum *Meistersänger* weihen. Goethe hat *Meistergesänge* von Hans Sachs nie kennen gelernt, wenn wir von den Gedichten absehen, die dieser in seiner Spruchform oder in seinem Rosentone gedichtet hatte, und die in die Folioausgabe Aufnahme gefunden hatten, meistersängerische Formen, die den kurzen Reimpaaren ganz gleich waren, nie aber mit der Bezeichnung als Meistergesänge verbreitet wurden. Goethe hat *den* Hans Sachs kennen und lieben gelernt, der mit der Welt verkehrte und zu ihr sprach. Heute wissen wir, daß Hans Sachs nicht am größten als Meistersänger war, wenn er auch als der größte aller Meistersänger mit Recht galt. Goethe nennt ihn aber Meistersänger, weil diese Bezeichnung für Hans Sachs gang und gäbe war. Zu ihm in seine Werkstatt, so stellt es Goethe dar, tritt zuerst die thätig Ehrbarkeit, die Rechtfertigkeit und giebt ihm den scharfen Blick, alles zu sehen, wie es ist, und alles treu zu schildern, das Gute gut, das Schlechte schlecht zu nennen, und weist ihn dazu auf das Weltwirrwesen. In einer Dichtung des Hans Sachs[45]) ist es der Natur Genius, der ihm zeigt „auf erd ein gros gewimel menschlichs Geschlechts durch alle Stender In dem Umbkreis allerley lender". Dann aber drängen sich dem Hans Sachs in Goethes Gedicht neue Stoffquellen zu; denn auch in der Geschichte, in der Mythologia soll er lesen, das

[45]) Keller 7, 432, 20. Sieh Georg Wahl II, S. 17.

alte Weiblein, das sie echt Hans Sachsisch personifiziert, bringt eine reichbemalte Tafel: Goethe hatte seinen Hans Sachs eifrig studiert. Er erinnert durch den Mund des alten Weibleins an das packende, anmutend naive Gedicht des alten Nürnbergers von der Verschiedenheit der Stände, wie sie seit der Weltschöpfung zum Besten der Welt geordnet ist, an die ungleichen Kinder der Eva, an den Ehrenspiegel der zwölf durchlauchtigen Frauen, an den Schandenport der zwölf Tyrannen. Hans Sachs schaut auf der Tafel wie in einem Zauberspiegel den unendlichen Maskenzug der ernsten Gestalten, die er in seinen Werken verkörpern sollte, bis der Narr seine Narren hereintreibt, alle die menschlichen Schwächen, die Hans Sachs in seinen Fastnachtspielen und Schwänken geißeln sollte. Damit er aber bei dieser drängenden Fülle klar zu schauen vermöchte, naht sich ihm die Muse mit kräftig wirkender Wahrheit und gesellt ihm die Liebe zu: sie nur wäre imstande seine Dichterkraft immer von neuem zu kräftigen und zu beleben. Durch diesen Abschluß wird uns auch diese Dichtung ein Widerschein der inneren Befriedigung, die Goethe durch seine Sänftigerin gewann, das Ganze ein Widerklang der innigen Empfindungen, die seine Liebe zu Frau von Stein verklärten.[46])

Sicher war bei Goethes Hinneigung zu Hans Sachs ein geheimes Verwandtschaftsgefühl mit im Spiele. Wir würden das zugeben müssen, auch wenn wir sein eigenes Zeugnis nicht dafür hätten. Als er nämlich in Rom seine Schriften für die erste Gesamtausgabe ordnete, stellte er Hans Sachs und Auf Miedings Tod an den Schluß. „Wenn sie mich indessen bei der Pyramide des Cestius zur Ruhe bringen (dort befindet sich der protestantische Kirchhof), so können diese beiden Gedichte statt Personalien und Parentation gelten," schrieb er, um diese Anordnung zu begründen, nach Hause.[47])

Im Götz war es ja doch auch ein Stück seines eigenen Naturells, das er in der fremden Gestalt wiederfand und wieder-

---

[46]) Goethes Briefe an Frau von Stein 1, 33. „Hier ein Zeichen, daß ich lebe, daß ich Sie liebe."

[47]) Werke (Hempel) 24, 474.

*

gab: die kerndeutſche Wackerhaftigkeit[48]) des ehrlich derben reichsfreiherrlichen Mannes. Seinen reichsbürgerlichen Urſprung hat Goethe auch in Weimar nie verleugnen können. In Hans Sachs fand er das reichsſtädtiſche Weſen aus älterer Zeit. Goethe erkannte in Hans Sachs eine gleichgeartete Natur: das Innerlichſeſte des Handwerksmannes, bei dem es nichts Angekränkeltes gab, zog ihn an.

Es iſt ſchon längſt zuſammengeſtellt, wie Goethe ſprachlich ſein Vorbild wieder lebendig werden läßt, wie er alte Wörter herübernimmt; wie er gleichartige Wörter, Subſtantiva und Verba, häuft; wie er abgekürzte Partizipien und Adjektiva nachahmt und neugeſtaltet; kurz, wie er in Vers, Sprache und Darſtellungsform den alten Meiſter geiſtvoll erneuert. Nur daß er das Hans Sachsiſche Präteritum *het* nachſchaffend ein neues Präteritum *wär* bildet, erwähne ich, weil G. von Loeper in ſeiner Erklärung des Gedichtes,[49]) die ich dankbar benutzt habe, meint, daß auch dieſe Form *wär* als Indikativ bei Hans Sachs vorhanden geweſen wäre.

Wir ſehen das Ganze an: es iſt ein Dank, eine Huldigung, wie ſie Beethoven dem Genius Händels darbrachte. In dem Oratorium Judas Makkabäus begrüßen Jünglinge und Jungfrauen den heimkehrenden Sieger mit dem Chore: Seht! er kommt mit Sieg gekrönt. Über dieſe Weiſe ſchrieb Beethoven Variationen und verbrämte ſie, wie Goethe Hans Sachsiſche Wendungen gebrauchte und variierte, mit altertümlichen Figuren, denen er ſeinen Geiſt einhauchte, und zeigte ſeinen Zeitgenoſſen ſo die Größe deſſen, den er verehrte.

Wenn wir uns freilich in dieſem Jahre, in dem wir den 400jährigen Geburtstag des Hans Sachs feiern werden, die *ganze Perſönlichkeit* dieſes Mannes vergegenwärtigen wollen, dann müſſen wir auch von dem Kämpfen ſeiner Muſe reden.

Als getreuer Bürger ſeiner Vaterſtadt, deren Wohl ihm vor allem am Herzen lag, rief Hans Sachs ſeine Mitbürger auf zum Kampfe gegen den Bedränger, den wilden Markgrafen von Branden-

---

[48]) Sieh Europa 1847. S. 601.

[49]) Goethes Gedichte. Zweiter Teil. Berlin 1883. S. 356.

burg-Kulmbach, Albrecht Alkibiades; zum Kampfe rief er auf die deutſchen Fürſten gegen die Türken; zum Kampfe rief er aber auch in Vers und Proſa, packender Proſa, für die Reformation. Hans Sachs löſte Ulrich von Hutten ab; auf den lodernden Feuerſtrom[50]) des fränkiſchen Ritters folgte die ruhige Beſonnenheit des derben fränkiſchen Bürgers. Beide halfen dem Reformator an ſeinem Werke; und Luther erkannte gar gut, was ihm der Handwerksmann nützte, der ihn ſo treulich verſtand. Das war Hans Sachſens evangeliſche Sendung. Hiervon finden wir in Goethes Gedicht keine Andeutung; das iſt wohl zu beachten, wenn wir es richtig beurteilen wollen: es ſollte eben nur den Dichter Hans Sachs verherrlichen; darum nannte er es Hans Sachſens poetiſche Sendung.

Goethes Gedicht war der Ausgangspunkt für eine neue Wertſchätzung des Nürnberger Dichters. „Wer Gefühl und Sinn für Natur und Empfänglichkeit für den Zauber des Dichtergeiſtes hat, wird Hans Sachſens Namen mit Ehrfurcht und Liebe ausſprechen," ſchrieb Wieland und wollte ſofort eine Auswahl aus den Werken des Dichters veranſtalten; ſpäter unterſtützte er um ſo lieber den Plan des Weimarer Buchhändlers Frdr. Juſtus Bertuch, als dieſer alle Dichtungen des Hans Sachs herausgeben wollte. Wir wiſſen, wie freudig Bürger dieſes Unternehmen begrüßte.[51]) „Mich haben Sie zum Abonnenten!" rief er Bertuch zu. Aber die Teilnahme des Publikums war nicht ſo groß, daß der Plan in Wirklichkeit umgeſetzt werden konnte. Regte ſich doch in der nächſten Nähe Goethes ſofort nach der Veröffentlichung des Gedichtes der Widerſpruch: man habe einen Patentbrief als Dichter einem ausgeſtellt, der nie ein Dichter geweſen wäre.

Goethe indes blieb ſeinem Meiſter treu. Als Herder ſeine Legenden dichtete, ſchuf Goethe die Legende vom Hufeiſen und die Parabeln; und der Vater Körner rühmt die gutmütige Naivetät, mit der Goethe den wahren Charakter der Legende getroffen habe.

---

[50]) Im „Teutſchen Merkur" erſchien im Juliheft desſelben Jahres, wo Hans Sachſens poetiſche Sendung gedruckt war, Herders Denkmal Ulrichs von Hutten (Hempel 15, 355).

[51]) „Vom Fels zum Meer" 1883. November. Bd. 1, S. 167.

Wie der treuherzige Ton des Legendenſtils bei Hans Sachs den Herrn im Verkehre mit ſeinen Jüngern zeigt, ebenſo führt ihn uns auch Goethe vor. Und im Fauſt ſehen wir Goethe immer wieder, gleichſam um ſeine Seele zu „rekreieren", zu ihm zurückkehren. Ganze Szenen ſchuf er noch im zweiten Teile nach dieſem Vorbilde. Immer wieder erneuerte Berührung mit der ewig jungen Natur war ihm Lebensbedürfnis. Wie er zur Herzensſtärkung und zur Sinneserfriſchung in ſpäterer Zeit am frühen Morgen ein Kapitel aus Luthers Bibel las, wie er gern alte Holzſchnitte betrachtete, ſo iſt ihm auch Hans Sachſens behagliche Lehrhaftigkeit und ſinnige Einfalt der Seele immer Erfriſchung geblieben. In vielen jener Sprüche, die wir mit dem bibliſchen Gleichniſſe goldene Früchte in ſilbernen Schalen nennen können, wählte Goethe die altdeutſche Form. Wohl gehen manche Neuere in ihrer Verehrung für dieſe Form ſo weit, ſie als das ausſchließlich eigentliche deutſche Metrum zu bezeichnen. Hüten wir uns vor derartigen Übertreibungen! Das hieße z. B. Hermann und Dorothea gering achten. Iſt Goethes Dichtung weniger ergreifend und weniger erhebend geworden, weil er in der Form Homers deutſche Einfalt und deutſche Sitte ſchilderte? Ich glaube nicht. Das wäre gerade, als ob die neuere Malerei deshalb deutſch wäre, weil ſie die Apoſtel ſtatt in den ſchönheitsvollen Gewändern des Maſaccio und Raffael in zerriſſenen und zerſchliſſenen Bauernkitteln darſtellt! Die Welt der Ideale hat Goethe über die Holzſchnittmanier hinausgeführt. Nun verſtehen wir auch ſeine Worte: „Nachdem uns Klopſtock vom Reim erlöſte und Voß uns proſodiſche Muſter gab, ſo ſollen wir wohl wieder Knittelverſe machen wie Hans Sachs?" [52]) Nichtsdeſtoweniger ſtand er bei Deinhardſteins Drama „Hans Sachs" [53]) Pate, indem er nicht nur geſtattete, daß ſeine Ehrenrettung vor der Aufführung des Stückes in Berlin geſprochen wurde, ſondern ſogar — er war faſt 79 Jahre — noch einen Prolog in gleichem

[52]) Werke (Hempel) 19, 156 Nr. 733.

[53]) Unter den Vorwürfen, die man gerade in den letzten Tagen gegen dieſes Schauſpiel ſchleudert, figuriert auch der, daß es der geſchichtlichen Wahrheit nicht entſpräche. Als wenn Leſſing niemals ſeine Hamburgiſche Dramaturgie geſchrieben hätte!

Stile dazu dichtete. Und dann nahm er darauf Bedacht, daß die Art des 16. Jahrhunderts auf der Bühne als Unart erſcheinen könnte, und ſchlägt, um ſie nicht freventlich zu produzieren,[54]) Milderungen in ſeinem alten Gedichte vor.

Die litterariſchen Unterſuchungen aber, die ſich auf eine Einbürgerung des Hans Sachs bezogen, litten immer wieder Schiffbruch, obwohl die romantiſche Schule lebhaft die geſunden, markvollen Produkte des Meiſterſängers empfahl, und L. Tieck in ſeinem Deutſchen Theater mehrere ſeiner Dramen neu herausgab. Wenn ſchon politiſche Schlagworte durch die gewaltigen Hammerſchläge des Weltenſchickſals nicht ganz zerſtört werden, ſo können wir noch weniger erwarten, daß glatt gemünzte litterariſche Urteile, mögen ſie noch ſo ſchief ſein, Urteile, die noch dazu mit etwas Humor gewürzt ſind, wie

> Hans Sachs war ein Schuhmacher und Poet dazu,

ſchnell vergeſſen werden.

Erſt wieder einem Dichter gelang es, allſeitige Teilnahme für den teuren Meiſter im Vaterlande zu erwecken, und ſie wird nicht erlöſchen: Richard Wagners Hans Sachs wird ſelbſt ſeine Götter überdauern; denn da iſt greifbare Wirklichkeit und kräftiges, heiter und frei empfindendes Leben verklärt.

[54]) Riemer, Briefe von und an Goethe. Leipzig 1846. S. 160.

Ludwig Auguſt Frankl
(1810—1894).

Digitized by Google

I. Gesamtsitzungen mit Vorträgen.

2.

Zu Schillers Geburtstag.

Die Begründung des Freundschaftsbundes zwischen Schiller und Goethe im Hinblick auf die gleichzeitige deutsche Litteratur.

Von Franz Muncker.

(10. November 1894.)

Wenn heute vor hundert Jahren der Mann, dessen Geburtstag wir hier nach schöner Sitte festlich begehen, auf sein jüngstvergangenes Lebensjahr prüfend zurückschaute, so mag ihn die Empfindung dankbarer Freude und mutiger Hoffnung mehr als je in früherer Zeit beseelt haben; hatte ihm doch das letzte Jahr den unschätzbarsten Gewinn gebracht, der ihm in seinem künstlerischen Streben nach den höchsten Zielen überhaupt beschert war, die persönliche Freundschaft des größten Dichters seiner Zeit und seines Volkes, die Freundschaft Goethes. Vor wenigen Wochen erst, im Sommer 1794, hatten sich die beiden in ihrem Lebens- und Bildungsgang, in ihrer geistigen Art und Schaffensweise so verschiedenen Künstler endgiltig gefunden, um nie wieder von einander zu lassen. Lange Jahre waren sie neben einander hergewandelt, Schiller von Anfang an voll hoher Bewunderung für das dichterische Genie Goethes, dem er auf allen künstlerischen Gebieten den Vorrang unbedingt zugestand, dem er schon als Jüngling und wieder als reifender Mann wiederholt nacheiferte, und voll des lebhaftesten Verlangens, die Aufmerksamkeit des Verehrten auf sich zu lenken, seine Anerkennung und persönliche Teilnahme zu gewinnen; Goethe

hinwiederum achtete das ernſte Streben des jüngeren Dichters nach Verdienſt, äußerte ſich rühmend über ſeine wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Leiſtungen, kam ihm ſelbſt mehrfach wohlwollend und fördernd bei ſeinen Bemühungen um eine Stellung im bürgerlichen Leben entgegen. Und doch, trotz aller freundlichen Berührungen waren ſie beide ſich innerlich fremd geblieben. Der ältere Dichter, dem das unmittelbare Studium der lebendigen Natur die unverſiegliche Quelle aller Erkenntnis war, konnte ſich in das metaphyſiſche Denken des jüngeren nicht finden; Schiller aber, für den die philoſophiſche Idee Ausgangspunkt und Ziel alles Dichtens und Trachtens war, fühlte ſich unbefriedigt von der an der Sinnenwelt haftenden Anſchauung Goethes. Und bei dieſem prinzipiellen Gegenſatze, der ſich mitunter vertrauten Freunden gegenüber in ſchroffen Urteilen offenbarte, überſahen beide eine Zeitlang, wie ſie, indem ſie ſich zu den höchſten Zielen emporrangen, zugleich auch ſich einander geiſtig näherten. Nicht nur in ihrem künſtleriſchen Charakter nach den Schwankungen der Jugend vollſtändig ſicher beſtimmt, ſondern auch geiſtig einander durchaus ebenbürtig ſtanden ſie ſich gegenüber, als ſie endlich 1794 den Bund fürs Leben ſchloſſen. Goethe hatte ſich auf dem klaſſiſchen Boden Italiens in der unmittelbaren Berührung mit den Denkmälern des griechiſch-römiſchen Altertums zur reinſten Kunſtform durchgerungen; mannigfache Lebenserfahrungen wie das umfaſſende Studium der Natur und der verſchiedenartigſten Kunſtwerke hatten ihn auf eine geiſtige Höhe gehoben, von der er auf ſeine an ſich herrlichen Jugendſchöpfungen mit Gleichgiltigkeit, ja mit Mißfallen und Ärger herabblicken konnte. Aber er fühlte ſich einſam auf dieſer Höhe; die Nation, deren Beifall ihn einſt umrauſcht hatte, verſtand das Beſte, was er ihr jetzt bot, nicht zu ſchätzen, und ſelbſt unter ſeinen nächſten Freunden aus früherer Zeit war kaum einer, der ſein menſchliches Weſen ſowohl wie ſein künſtleriſches Wollen immer ganz erfaßte und immer rein ohne falſche Vorurteile würdigte. Auf die gleiche menſchlich-künſtleriſche Höhe hatte ſich Schiller mit ſeinen geſchichtlichen und philoſophiſchen Forſchungen, deren letzter Zweck doch wieder die Poeſie war, emporgekämpft. Auch er betrachtete von dem Gipfel aus, von dem er ſich jetzt der Dichtung wieder zu-

wandte, seine ehemaligen Werke mit Widerwillen und Verachtung. Aber auch er war dem Publikum, für das er einst gearbeitet hatte, fremd geworden, und außer einigen Freunden wie Körner und Wilhelm von Humboldt, denen aber wiederum die eigene künstlerische Schaffenskraft fehlte, verstanden ihn und das Letzte, was er wollte, von den deutschen Lesern und Schriftstellern nunmehr die allerwenigsten. Erst in Goethe fand er, wie Goethe erst in ihm, den wahren Geistes- und Kunstgefährten, der mit ganzer Seele das Wesen des andern erfaßte und liebevoll fördernd das Streben und Wirken des Freundes zu seinem eigenen machte. Sie waren beide ihren Zeitgenossen, die ihnen einst in der Jugend Triumphe bereitet hatten, mächtigen Schrittes vorausgeeilt. Ihren Bund schlossen sie gerade in dem Momente, da jene älteren Generationen, aus denen und mit denen sie selbst herangewachsen waren, vom Schauplatz unserer Litteratur so gut wie völlig verschwanden. Der Zeitpunkt, in dem Schiller und Goethe sich vereinigten, war überhaupt ein Wendepunkt im deutschen Geistesleben: zwei große Zeitperioden, das achtzehnte und das neunzehnte Jahrhundert grenzen da an einander. Während in den Begründern der romantischen Schule schon die Männer der kommenden Zeit auftraten, die, zunächst an Goethe und Schiller selbst anknüpfend, über sie hinaus nach andern, nicht immer rein künstlerischen Zielen strebten, verlor sich von den Vertretern des ältern Geschlechts einer um den andern aus der Reihe der Autoren, die für die lebendige Fortentwickelung unserer Litteratur in der That noch etwas bedeuteten. Die von ihnen noch lebten, die wirkten zum größten Teil entweder still für sich, von dem äußeren Gang des litterarischen Lebens mehr oder weniger abgeschieden, oder sie sorgten hauptsächlich nur für das Alltagsbedürfnis der minder gebildeten Menge, die keine eigentlich künstlerischen Ansprüche an ihre Schauspiel- oder Romanlieferanten machte; in die wirkliche litterarische Bewegung griffen damals nur noch die wenigsten von ihnen und diese höchst selten ein.

In dasselbe Jahr 1894, das die Freundschaft unserer beiden größten Dichter zeitigte, fallen drei Todestage von Männern, die sämtlich eine gewisse Rolle unter den deutschen Schriftstellern gespielt hatten. Verschieden an Jahren wie an Geistesanlagen,

Charakter und Wirkung, repräſentieren ſie ſo ziemlich drei verſchiedene, auf einander folgende Phaſen in der Entwickelung unſerer Litteratur.

Am 8. Januar 1794 ſtarb zu Osnabrück Juſtus Möſer, bald nachdem er ſein dreiundſiebzigſtes Jahr vollendet hatte. Die Erſtlinge ſeiner Schriftſtellerei bekundeten noch die Schule Gottſcheds, von der er ſich hernach zwar entſchieden losſagte, doch ohne im allgemeinen ſeinen konſervativen Standpunkt, ſeine Ehrfurcht vor dem Beſtehenden und geſchichtlich Erprobten aufzugeben. Man verehrte in ihm den charakterfeſten Mann, der im öffentlichen Wirken für ſein Heimatland in drangvoll-gefährlichen Jahren ſeine Umſicht, ſeine Thatkraft und ſein praktiſches Geſchick glänzend bewährt hatte, zugleich aber den gründlichen Kenner der deutſchen Vergangenheit, des Rechtes, der Sitten und ſozialen Verhältniſſe unſeres Volkes in alten Zeiten, den Begründer der deutſchen Kulturgeſchichte, den Verfechter alles deſſen, was echt und dem deutſchen Volkstum gemäß war im Leben wie in der Dichtung.

Seine nächſten Altersgenoſſen waren Gleim und Uz, die Bremer Beiträger und Klopſtock, Winckelmann und Kant, etwa noch Leſſing mit ſeinen Berliner Freunden, den Vertretern der Aufklärung, und Wieland. Mehreren dieſer Altersgenoſſen hatte Möſer auch perſönlich nahe geſtanden, mit den meiſten von ihnen berührte er ſich gelegentlich in ſeinen litterariſchen Anſichten und Beſtrebungen. 1794 waren viele von ihnen und mit die bedeutendſten längſt tot, ſo Winckelmann, Leſſing, Moſes Mendelsſohn. Andere lebten noch in hohem Alter, hatten aber der litterariſchen Thätigkeit und beſonders der Dichtkunſt ſeit geraumer Zeit entſagt; ſo namentlich Uz und im großen und ganzen auch Ramler und Chriſtian Felix Weiße. Gleim ließ zwar noch in alter Art geſchäftig ein Liederbuch um das andere erſcheinen; aber die Zeit, da er etwas poetiſch Wertvolles zu ſagen gehabt hatte, war längſt vorüber: um ſeine gutgemeinten, aber nichtigen Reimereien kümmerten ſich jetzt höchſtens noch ein paar kritikloſe Freunde, ſonſt niemand. Nicht viel beſſer erging es Friedrich Nicolai, dem unermüdlich Schreibenden, der ſich nunmehr als den berufenen Hüter des Leſſingiſchen Erbes fühlte und in dieſer Rolle, die mit dem wahren

Geiſte Leſſings nicht das Geringſte zu thun hatte, die Rechte des geſunden Menſchenverſtandes überaus einſeitig und kleinlich gegen alles verteidigte, was Großes und Neues in deutſcher Poeſie und Philoſophie geſchaffen wurde. So heftig er ſich auch gebahrte, ſo viel er auch Jahr für Jahr die Buchdruckerpreſſen beſchäftigte, ſo wenig bedeutete er doch nunmehr für die fortſchreitende deutſche Litteratur: 1794 war er faſt ſchon mehr eine Zielſcheibe des Spottes als eine anerkannte und geachtete Autorität im deutſchen Geiſtesleben.

Volles Anſehen genoſſen damals von der ganzen Berliner Schule faſt nur noch Garve, der ſich aber jetzt mit äſthetiſch-litterariſchen Fragen unmittelbar kaum mehr abgab, und Engel, der korrekte, ſcharfſinnige, aber oft kleinlich-pedantiſche, der echten poetiſchen Begabung ermangelnde Nachahmer Leſſings im Drama und in der äſthetiſch-dramaturgiſchen Unterſuchung, zugleich der Schüler der engliſchen Moraliſten und Romanſchriftſteller. Aber auch Engels Epoche ging ſchon zu Ende. Als Dramatiker hatte er ſeit mehreren Jahren nichts Neues mehr auf die Bühne oder zum Druck gebracht, und wenn gleich ſein eben jetzt erſcheinender Roman „Herr Lorenz Stark“ bei der überwiegenden Mehrzahl der Leſer ungeteilte Bewunderung erntete, ja von verſchiedenen ſogar für ein Werk Goethes gehalten wurde, ſo zeigte doch gerade der nahezu gleichzeitig veröffentlichte „Wilhelm Meiſter“, wie weit hinter dieſem umfaſſenden Zeit- und Weltbilde voll bezaubernder Poeſie und tiefſtem Lebensgehalte das nach alter Weiſe ſaubere und „witzige“, aber bürgerlich-nüchterne und bisweilen oberflächliche, an Handlung und Ideen auffallend arme „Charaktergemälde“ zurückſtehen mußte: für die weitere Entwickelung unſerer Litteratur wurde der Roman Engels trotz ſeines augenblicklichen Erfolges in keiner Weiſe maßgebend.

Noch weniger aber griff der alte Klopſtock damals mehr in den Werdegang der lebensvoll ſich ſtets reicher und edler ausgeſtaltenden deutſchen Dichtung ein. Zwar ſang er noch manche ſchöne Ode und gab auch in ſeinen grammatiſchen und äſthetiſchen Aufſätzen den deutſchen Dichtern, die ſich an ihm einſt gebildet hatten, noch manchen wohl zu beherzigenden Wink. Aber ſo hoch die jüngſten politiſchen Ereigniſſe der europäiſchen Geſchichte ſein

ſtets junges Herz noch ſchlagen ließen, der deutſchen Litteratur, wie ſie ſich ſeit etwa fünfzehn Jahren neben ihm neu entwickelt hatte, ſtand er fremd gegenüber, und nicht ſelten raubten ihm Vorurteile das Verſtändnis gerade für das Höchſte, was dieſe letzten Jahre in unſerm Geiſtesleben gereift hatten. Noch war ſein Name überall hochverehrt; ſein Einfluß aber war längſt dahin, ſein eignes Wirken bereits auf einen recht kleinen Kreis beſchränkt.

Anders ſtand es um ſeinen einſtigen Bewunderer und ſpäteren Antipoden Wieland. Er war noch ganz mit der alten Rüſtigkeit am Werke, als Schriftſteller und als Redakteur ſeines „Deutſchen Merkurs“ gleich geſchäftig; Abhandlungen, Dialoge, Romane, Gedichte, Unterſuchungen floſſen um die Wette aus ſeiner flinken, vielthätigen Feder, und derſelbe Geiſt und Witz, die nämliche feine Ironie und Satire belebte ſeine Werke heute wie ehemals, dieſelbe ſkeptiſche Weisheit offenbarte ſich in ihnen, in demſelben behaglich-breiten, anmutigen und anregenden Plauderſtil waren ſie abgefaßt. Teilnehmend war das Ohr des alternden Dichters den Fragen der jüngſten Geſchichte wie der gegenwärtigen Litteratur zugewendet, und öfter als einmal gab er mit beſonnener Ruhe inmitten der allgemeinen Aufregung ironiſch lächelnd auf ſolche Fragen zuerſt die richtige Antwort. Und doch ſtand auch er nicht mehr auf jener künſtleriſchen Höhe, auf der ihn ſeine „Geſchichte der Abderiten“ und ſein „Oberon“ vor anderthalb Jahrzehnten gezeigt hatten; das dichteriſche Schaffensvermögen im engeren Sinne war bei weitem ſo reich nicht mehr wie in ſeiner Jugend und im reiferen Mannesalter, und trotz allem, was er noch immer leiſtete, gewann doch auch er längſt keinen maßgebenden Einfluß mehr auf die neu aufſtrebende Litteratur der Gegenwart.

Das war von allen jenen, die etwa die Altersgenoſſen Möſers heißen konnten, einzig und allein dem alten Immanuel Kant noch beſchieden. Er hatte erſt vor kurzem ſeine großen, die geſamte Wiſſenſchaft und Philoſophie von Grund aus neu beſtimmenden Werke geſchaffen und ſoeben 1793 durch ſeine verſchiedentlich angegriffene Schrift über die Religion innerhalb der Grenzen der bloßen Vernunft die litterariſche Welt wiederum mächtig bewegt. Seine Lehre drang von Monat zu Monat in weitere Kreiſe; ihre

Anhänger mehrten ſich nunmehr weit ſchneller als noch vor einigen Jahren unmittelbar nach dem Erſcheinen ſeiner erſten Hauptwerke; auf unſere ſchöne Litteratur vollends begann ſeine Philoſophie erſt jetzt und zwar hauptſächlich durch Schillers Vermittelung bedeutſam einzuwirken. Unter allen Lebenden hatte er zweifellos das meiſte Recht, ſich ebenbürtig neben Schiller und Goethe zu ſtellen, und wie gern hätten unſere beiden großen Dichter die Hand zu einem ſolchen Dreibund geboten! Aber das konnte nimmermehr geſchehen. Schon die weite räumliche Entfernung und die Abgeſchloſſenheit Kants in ſeinem Königsberg machte einen intimeren Verkehr mit ihm den Thüringer Freunden von Weimar und Jena aus ſo gut wie unmöglich. Zudem wurzelten, ſo mächtige Anregungen unſere neuere Dichtung auch der Kantiſchen Äſthetik verdankte, Kants eigne poetiſche Kenntniſſe und Erinnerungen doch in einer viel früheren, 1794 längſt vergangenen Zeit und reichten über dieſe faſt nirgends hinaus; zur deutſchen Dichtung der letzten zwanzig bis dreißig Jahre hatte der große Philoſoph kein perſönliches Verhältnis mehr. Nur mittelbar, von außen her wirkte er auf unſere poetiſche Litteratur; aber unmittelbar in ihr wechſelndes Getriebe griff er ſo wenig oder noch weniger ein, als dies ſeine übrigen Altersgenoſſen um das Jahr 1794 zu thun vermochten. —

Fünf Monate nach Möſer, am 8. Juni 1794, ſtarb Gottfried Auguſt Bürger, faſt um ein Menſchenalter jünger als jener. Er hatte ſein Leben nur auf ſechsundvierzig Jahre gebracht; aber wie viel Irrungen und Leiden ſchloß dieſe verhältnismäßig kurze Zeit ein! Ein volles, durch nichts getrübtes Glück war ihm faſt nur ein einziges Mal beſchert, in dem halben Jahre ſeiner zweiten Ehe, an der Seite ſeiner einzig geliebten, mit begeiſtertem Überſchwang von ihm gefeierten Molly. Wirre, ſorgen- und kummervolle Zeiten gingen dieſen knapp bemeſſenen Glückstagen voraus; noch ſchlimmere Jahre voll Trauer, Krankheit, häuslichem Elend und materieller Not folgten ihnen. Dem körperlich und ſeeliſch längſt gebrochenen Manne nahte der Tod als ein Erlöſer. Manches Leid zwar, das ſein Leben verdüſterte, hatte Bürger ſelbſt verſchuldet: die leidenſchaftliche Sinnlichkeit und ungezähmte Derbheit und Wildheit ſeiner Natur widerſtrebte dem Gebote der Sitte wie der Sittlich-

keit nur zu oft. Aber mit weit härteren Schlägen noch traf ihn unverdient das Schickſal. Unſerer Poeſie wurde er vor allem ein Wiedererwecker des volkstümlichen Sanges, der Begründer und erſte Meiſter der Ballade in unſerer neueren Litteratur, aber auch ein Künſtler der äußeren ſprachlich-metriſchen Form, dem wir unter anderm die Neubelebung des Sonettes verdanken. Zur idealen Schönheit gelangte er auch in der Dichtung nicht, ſo wenig wie in ſeiner menſchlichen Entwickelung; aber von Leben und Wahrheit ſprudelten ſeine kräftigen, bald burſchikos-derb ſcherzenden, bald leidenſchaftlich klagenden oder begeiſtert jubelnden Lieder über. Zündend hatten ſie in der Epoche des Sturmes und Dranges gewirkt, der ſie künſtleriſch angehörten, und vor andern hatte an ihnen der junge Schiller ſein lyriſches Talent geſchult; der dem höchſten und reinſten Kunſtideal nachſtrebende reife Dichter mußte dann freilich mit ſeinen eignen Jugendverſuchen auch die Geſänge verurteilen, die ihm ehemals Vorbild geweſen waren.

Von Bürgers Alters- und Geſinnungsgenoſſen, den Begründern der litterariſchen Revolution, den Mitgliedern des Göttinger Dichterbundes, den Stürmern der ſiebziger Jahre, waren ihm viele im Tode vorausgegangen: Hamann, Hölty, Heinrich Leopold Wagner, Lenz, Schubart, Merck und andere mehr. Verſchiedene, die ſich einſt geſchäftig und bedeutſam in die litterariſche Bewegung eingemiſcht hatten, lebten nun in der Stille, von der Litteratur zurückgezogen, von den neueren Schriftſtellern ſo gut wie vergeſſen; ſo Gerſtenberg, Leiſewitz, der einſt als Schauſpieldichter berühmte Freiherr v. Gemmingen, der Begründer des bayeriſchen Ritterdramas Graf Törring, der Maler Müller, der ſich ſchon lange von der Poeſie endgiltig zur bildenden Kunſt gewandt hatte, ebenſo Johann Martin Miller, der einſtige Verfaſſer des empfindſamen Siegwartromans, der jetzt bereits völlig im Spießbürgertum untertauchte. Doch auch der wackere Wandsbecker Bote Matthias Claudius hatte die Zeit ſeines eigentlich fruchtbaren Wirkens lange hinter ſich; Fritz Stolberg, gerade im Übergang zur katholiſchen Kirche begriffen, entfremdete ſich der ſchönen Litteratur und den Idealen ſeiner eigenen Jugend täglich mehr; Jung-Stilling hatte die gewinnende Einfachheit und Friſche

seiner ersten autobiographischen Darstellungen schon zum größten Teile eingebüßt. Lavater trat fast nur noch in den schweizerischen Verfassungskämpfen als wahrhaft freiheitlich gesinnter Mann und Autor seines Volkes bedeutend hervor, während seine erbaulich-moralische und halbpoetische Schriftstellerei für das weitere deutsche Publikum ihren einstigen Wert so ziemlich verloren hatte. Sein ehedem verhimmelter Kraftapostel und Gottesspürhund Christoph Kaufmann hatte seine zum Strebertum und Charlatanismus verführende Rolle längst ausgespielt; aber auch Lavaters alte Gegner Lichtenberg und Knigge hatten den Höhepunkt ihres schriftstellerischen Ruhmes bereits überschritten. Als einsamer Denker rief Friedrich Heinrich Jacobi noch mehrfach sein Wort in die philosophische Bewegung der Gegenwart hinein; doch seine dichterische Epoche, in der er durch Romane auf größere Scharen von Leser zu wirken gesucht hatte, lag ferne hinter ihm. Sein Bruder Johann Georg aber, der einstige tändelnde Anakreontiker und frische Liedersänger, fand beinahe nur noch als Herausgeber seines Taschenbuchs einmal im Jahr einige Beachtung. Klinger, ehemals der wildeste unter den Stürmern, der mehr als alle andern in seiner strotzenden Kraft jeder Schranke spottete, lebte schon fast anderthalb Jahrzehnte in russischen Diensten und hatte im Drama wie in dem jetzt von ihm mit Vorliebe gepflegten Romane der ungezähmten Maßlosigkeit seiner Jugend vollständig Valet gesagt, ohne doch im Herzen den alten Idealen untreu geworden zu sein. Er war jetzt formal strenger, reifer, gemessener, kälter, auch bitterer; aber losgelöst vom Mutterland, in ein fremdes Staatsleben und in ganz und gar fremde Kulturverhältnisse verpflanzt, dazu bei all seiner herrlichen Anlage doch nicht gerade dichterisch im eigentlichen Sinne hervorragend begabt, rang er sich nie zu jener künstlerischen Klassizität durch, die den besten seiner von gleich ernstem Streben beseelten deutschen Gefährten beschieden war. Seine Wirkung auf die weitere Entwickelung unserer Dichtung war so gut wie zu Ende, als es mit dem Sturm und Drang vorbei war.

Und der Sturm und Drang war 1794 auf allen Gebieten unserer Litteratur verrauscht. Es bedeutete nichts, daß die Bühnendichter und Romanautoren, die hauptsächlich oder ausschließlich den

Wünſchen der großen Menge dienten, die Kotzebue, Meißner, Lafontaine, um von Cramer, Spieß, Vulpius und ihren Geſellen ganz zu ſchweigen, neben andern effektvollen Motiven auch die des Sturmes und Dranges noch eifrig weiter verwerteten, daß auch die künſtleriſch etwas höher ſtehenden Schauſpieldichter Schröder und Iffland gelegentlich noch der Bühnenwirkung halber den alten Tendenzen huldigten. Selbſt der eben jetzt zur Vollendung reifende zweite große Roman Heinſes, „Hildegard von Hohenthal“, der ſich in mehr als einem Zuge als das echte Erzeugnis eines kraftgenialiſchen Verfaſſers verriet, erſchien doch nur wie ein Nachzügler einer vergangenen Litteraturperiode, an ſich aller Aufmerkſamkeit würdig, vorerſt aber ohne Einfluß auf die künftige deutſche Dichtung. Noch weniger konnte von einem ſolchen unmittelbaren Einfluß die Rede bei den ſoeben veröffentlichten „Kreuz- und Querzügen des Ritters A bis Z“ ſein, dem letzten Werke Hippels, der Hamann und Sterne gleichmäßig ſich zum Muſter gewählt hatte.

Am meiſten hatte ſich von allen einſtigen Stürmern neben Goethe und Schiller noch Herder, der Führer jener geiſtigen Revolution, ſeine Bedeutung auch für die Gegenwart und nächſte Zukunft bewahrt. An der Seite ſeines Freundes Goethe und vielfach in ſeinem Sinne war auch er zu ruhigeren, klareren, tieferen Werken fortgeſchritten; durch das Studium der Natur und der Geſchichte hatte auch er ſich univerſellere und gründlichere Anſchauungen, ein richtigeres Urteil, künſtleriſche Sicherheit erworben. Als originaler Autor und als dichteriſcher Überſetzer und Nachbildner unermüdet thätig, hatte er trotz allen unvergänglichen Werken ſeiner Jugend ſein Beſtes und Größtes doch erſt als reifer Mann geleiſtet. Und wie er ſelbſt noch emſig weiter ſchuf, ſo wirkten ſeine Schriften noch immer mit der alten Stärke auf zahlreiche Leſer, unter denen ſich die erſten Führer der jüngeren Geſchlechter befanden. Ihn dachten ſich denn auch Goethe und Schiller anfänglich als den Dritten in ihrem Bunde, und in der That zierten ſeine Beiträge vor allem die Monatsſchrift, die dieſen Bund unſerer beiden größten Dichter dem Publikum ſichtlich offenbarte, die „Horen“. Seine krankhafte Reizbarkeit und launiſche Verſtimmung einerſeits, ſeine heftigen Angriffe auf die Philoſophie Kants andererſeits waren vornehmlich

die Urſache, warum ein gemeinſames freundſchaftliches Wirken auf die Dauer für Schiller und Goethe zur Unmöglichkeit wurde.

Auch Voß hatte ſich längſt aus dem gährenden Drange ſeiner Göttinger Lehrjahre zur künſtleriſchen Klarheit und Reife durchgerungen. Die Erfahrungen eines an ernſter Arbeit reichen Lebens und das emſigſte Studium der Antike halfen ihm die edelſten Früchte ſeiner Poeſie zeitigen, für die er eben darum auch die bewundernde und liebevolle Teilnahme Goethes und Schillers erntete. 1794 war er noch immer ſehr eifrig und ſchaffensfroh, wenngleich die friſche, einfache Natürlichkeit ſeiner Poeſie bereits einer pedantiſch-philologiſchen Genauigkeit zu weichen begann. Aber mochte auch ſeine jüngſt erſchienene Überſetzung der „Ilias“ den unmittelbaren Eindruck nicht mehr erreichen, den einſt ſeine „Odyſſee“ gemacht hatte, ſein Ruhm und ſeine allgemeine litterariſche Wirkung wurde dennoch durch ſie erhöht: beſaß man ja nun den ganzen Homer deutſch von ſeiner Hand, eine Gabe, die doch unter allen Lebenden niemand ſo wie er hätte bieten können. Und noch lauter erſcholl überall ſein Preis, als er jetzt die bereits vor mehr als zehn Jahren gedichteten einzelnen Idyllen ſeiner „Luiſe“ zum einheitlichen Ganzen verbunden neu herausgab. Auch ihm kamen bei wiederholten Beſuchen in Weimar jetzt und ſpäter Schiller und namentlich Goethe in jeder Weiſe entgegen; daß es nicht gelang, ihn in thüringiſchen Landen feſtzuhalten und zum Genoſſen des Goethe-Schilleriſchen Bundes anzuwerben, lag einzig an ihm ſelbſt: in älteren Anſchauungen befangen, vermochte er ſich doch nicht völlig zu der künſtleriſchen Freiheit des Geiſtes zu erheben, die den weimariſchen Freunden zur Lebensbedingung geworden war. —

Wieder einer jüngeren, wenn auch nur wenig jüngeren Generation gehörte der dritte an, den im gleichen Jahre mit Möſer und Bürger der Tod wegraffte, Georg Forſter; am 11. Januar 1794 erlag er zu Paris, erſt neununddreißig Jahre alt, einem Schlaganfall nach kurzer Krankheit. Auch ſein Leben war voll Leid und Sorge, vom Glücke nur wenig begünſtigt. An Arbeit und Not mußte er ſich als Knabe ſchon gewöhnen: um in England den Seinigen den Unterhalt zu verſchaffen, half er dem Vater beim Überſetzen ins Engliſche. Die gleiche Sorge für ſeine Eltern und

Geſchwiſter legte ihm auch ſpäter noch manche drückende Bemühung auf. Dann kam ſeine anſtrengende und zum Teil wenig erquickliche Lehr- und Amtsthätigkeit in Kaſſel, Wilna und Mainz, deren materielle Erträgniſſe bei ſeinem Mangel an wirtſchaftlichem Sinne nicht ausreichten, um ihn und ſeine eigene, 1785 begründete Familie zu ernähren. Überſetzungen und andere Brotarbeiten, nur um des Erwerbes willen unternommen, mußten da wieder aushelfen; unter ihnen aber befand ſich die mit allgemeinem Entzücken begrüßte, für die Erweiterung des litterariſchen Geſichtskreiſes der Deutſchen außerordentlich wichtige Übertragung der „Sakontala“, des erſten altindiſchen Meiſterwerkes, das durch Vermittlung einer engliſchen Bearbeitung in unſere Sprache und Litteratur eingeführt wurde. Traurig vor allem geſtaltete ſich der Abſchluß von Forſters Leben. Er ſah, wie ſein Familienglück zerfiel, das Herz ſeiner Gattin ſich einem andern zuwandte; das Ideal der Freiheit, das ihm die franzöſiſche Revolution herbeizuführen ſchien und das er in Mainz zu verwirklichen trachtete, wurde ihm perſönlich durchaus verhängnisvoll: von ſeinen deutſchen Freunden verlaſſen, vom Vaterlande ſelbſt als Verräter der deutſchen Sache an die franzöſiſchen Feinde geächtet, verbrachte er ſein letztes Jahr in Paris, von den Seinen getrennt, beim unmittelbaren Anblick des Revolutionstreibens irre geworden an den Zielen, für die er alles geopfert hatte, von dem Schmerz über ſein verfehltes Leben gepeinigt, ſchließlich von heftiger Krankheit in wenigen Wochen überwältigt. Zum Teil wohl war es ſeine eigne Schuld, hauptſächlich aber ſein ſchweres Geſchick, was Forſters Kraft ſo bald brach, gerade da ſeine mannigfachen glücklichen Geiſtesanlagen ſich zu einer ſeltenen Reife entwickelt hatten. Als Mann der gelehrten Forſchung war er mit ſeiner Beſchreibung der zweiten Reiſe Cooks um die Erde, die er an der Seite ſeines Vaters mitgemacht hatte, 1777 zuerſt bedeutſam in der Litteratur hervorgetreten; als Mann des praktiſchen Handelns, der in der ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit faſt nur einen Notbehelf erblickte, beſchloß er ſein Leben. Zwiſchen dieſen beiden Polen, der naturwiſſenſchaftlichen Forſchung auf der einen und der Betrachtung geſchichtlich-politiſcher Ereigniſſe und Tagesfragen auf der andern Seite, bewegte ſich denn auch ſein litterariſches Wirken. Aber wie

alles, was Forſter ſchrieb, ein künſtleriſches Gepräge trug, ſo dachte er auch mit beſonderer Vorliebe äſthetiſchen Problemen nach, und gerade in ſeinen vollendetſten Werken nahmen Erörterungen über allerlei Fragen und Gegenſtände der Kunſt einen überaus breiten Raum ein. Eine merkwürdige Erſcheinung trat dabei zu Tage. Selbſt ohne dichteriſche Begabung, in der Zeit ſeiner jugendlichen Bildung von Deutſchland entfernt, hatte ſich Forſter in ſeinen erſten Schriften von dem Geiſte, der die gleichzeitige deutſche Litteratur beherrſchte, nur wenig berührt gezeigt. Hie und da ſtellten ſich zwar auch bei ihm Ideen ein, die der Periode des Sturmes und Dranges angehörten, ebenſo wie er perſönlich einem Friedrich Heinrich Jacobi und andern, die ſich zu den Stürmern hielten, nahe ſtand; aber wie er im Leben neben Jacobi einen Lichtenberg als Freund ſchätzte, ſo bewahrte ihn auch als Schriftſteller die ſtrenge wiſſenſchaftliche Beſonnenheit, die ruhige Sachlichkeit, die ſchon ſeine erſten Darſtellungen auszeichnete, vor einer leidenſchaftlich-unbedingten Hingabe an die Tendenzen der litterariſchen Revolutionäre. Eine Zeitlang ließ er ſich hernach in die Irrgänge religiöſer Schwärmerei verlocken; dann aber, endgiltig aus ihnen befreit, fand er ſelbſtändig ſuchend den Weg zu einer geiſtigen und namentlich äſthetiſchen Höhe, zu der ſich nur die allerwenigſten unter den Stürmern wie unter ihren Gegnern zu erheben vermochten. Hier nun trat Forſter, der früher ganz allein für ſich zu wandeln ſchien, neben die erſten Führer unſerer Litteratur als ihr echter Geiſtesverwandter, ja auch in vielen einzelnen Fragen als ihr nächſter Geſinnungsgenoſſe. Im erſichtlichen Anſchluß an Leſſing und Winckelmann, aber auch in voller Übereinſtimmung mit Goethe und namentlich mit Schiller, für deſſen „Götter Griechenlands“ er darum eine Lanze gegen Stolberg brach, ſetzte er den erſten, wahren Zweck der Kunſt in die Darſtellung des Idealiſch-Schönen und verwarf darum in ſeinem letzten Hauptwerke, den „Anſichten vom Niederrhein“, ſowohl die naturaliſtiſche Malerei der holländiſchen Meiſter, in denen er bloße Bildner des Körperlichen, keine Seelenſchöpfer wahrnahm, als auch die Darſtellungen der Paſſion oder eines andern den Körper in Folterqualen verzerrenden Martyriums in der chriſtlichen Kunſt. Ebenſo berührte er ſich nunmehr in ſeinen religiöſen Anſichten mit

dem reifen Herder und nicht ſelten auch mit Goethe, zu dem ihn aber noch unmittelbarer ſein naturwiſſenſchaftliches Studium und hauptſächlich ſein beſtändiger Blick auf das Ganze der Natur hinführte. Dicht neben Schiller ſtellten ihn aber auch ſeine ethiſchen Anſchauungen: für ihn wie für Schiller war innere, ſittliche Freiheit die einzige wahre Grundlage menſchlicher Glückſeligkeit. Die Idee der Freiheit wollte er darum überall bethätigt wiſſen, im religiöſen und wiſſenſchaftlichen, im ſozialen und national-politiſchen Leben. Seine Auffaſſung von Staat und Recht ruhte zum guten Teil auf denſelben Grundlagen wie die Schillers; nur ſuchte er, was dieſer rein geiſtig theoretiſch faßte, überſtürzt in die praktiſche Wirklichkeit einzuführen und ging dabei tragiſch zu Grunde, faſt in demſelben Momente, da Schiller ſich zum höchſten Gipfel ſeines Schaffens aufſchwang.

Nur wenige von Forſters Altersgenoſſen waren gleich ihm damals menſchlich und künſtleriſch ſo weit gereift, daß ſie als ebenbürtige Geiſtesgefährten neben Schiller und Goethe hätten treten können. Die meiſten hatten die Phaſe der ſtürmiſch trüben Gährung noch nicht überwunden. Außer einigen Männern der ſtrengen Wiſſenſchaft, denen wieder die gleichzeitige deutſche Poeſie zu wenig am Herzen lag, waren es vornehmlich Schillers erprobter Freund Chriſtian Gottfried Körner und, ſchon bedeutend jünger, die Brüder Wilhelm und Alexander v. Humboldt, die um 1794 bereits zu ſolch ſeltner Klarheit in ihrer Auffaſſung des Lebens und der Kunſt durchgedrungen waren, die beiden letztern als direkte Schüler Forſters, dem Wilhelm ſich in ſeiner politiſchen Theorie, Alexander in ſeinen naturwiſſenſchaftlichen Studien unmittelbar anſchloß. Aber als ſelbſtändiger Schriftſteller leiſtete Körner überhaupt wenig, und beide Humboldts waren 1794 noch über ihre litterariſchen Anfänge nicht hinausgekommen, ſo daß Schiller ſelbſt noch drei Jahre ſpäter den jüngeren, nachmals berühmteren Bruder bedenklich unterſchätzte. Mochten daher auch Goethe und Schiller vieles mit dieſen und einigen ähnlichen Freunden beſprechen, wo es ſich um das Letzte und Höchſte der Kunſt handelte, waren ſie doch trotz ihnen wie trotz Herder und Voß nur auf ſich gegenſeitig angewieſen.

Schon regte ſich zwar auch das junge Geſchlecht, das berufen war, dereinſt in Kunſt und Wiſſenſchaft über die Ziele, bei denen Schiller und Goethe damals Halt machten, noch hinauszuſtreben, die Begründer der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts, die Führer der romantiſchen Schule. Aber ſie konnten vorerſt den älteren Dichtern in Weimar und Jena künſtleriſch noch faſt nichts geben, nur von ihnen empfangen. Ganz und gar in ihrem Geleiſe bewegten ſich noch Hölderlin und die beiden Brüder Schlegel, von denen namentlich der ältere Auguſt Wilhelm perſönlich und litterariſch freundſchaftliche Beziehungen zu Schiller und Goethe hatte: gewiſſermaßen unter ihren Augen vollendete er ſeine Verdeutſchung Shakeſpeares, und in den „Horen“ durfte er ſeine Fragmente einer Überſetzung Dantes zum Abdruck bringen. Was der junge Tieck bis gegen 1794 leiſtete, gehörte ſogar noch ganz der Litteratur des Sturmes und Dranges an und war nicht immer gerade den edelſten Erzeugniſſen dieſer Epoche nachgebildet. Jean Paul aber konnte bei dem Mangel einer ſtrengen künſtleriſchen Form und eines einheitlichen Stils in ſeinen von Empfindſamkeit und ſpöttiſchem Cynismus gleichmäßig triefenden Werken unſern beiden größten Dichtern, die ihren künſtleriſchen Geſchmack am Studium des klaſſiſchen Schönheitsideals geläutert hatten, nur geringe Sympathie einflößen.

So mitten zwiſchen alter und neuer Zeit auf einem Gipfel des geiſtigen Lebens angelangt, auf den ihnen von allen Mitſtrebenden doch keiner ganz bis oben hinauf folgte, mußten Goethe und Schiller aus einer Art von hiſtoriſcher Notwendigkeit ſich endlich finden und dauernd mit einander vereinigen zu einem Bunde, wie ihn die Geſchichte der Künſte überhaupt nirgends und niemals wieder aufzuweiſen hat. Es war eben ſo ſehr ein Bund der Herzen wie der Geiſter, ein Bund, den nichts in der Welt mehr zu lockern noch zu löſen vermochte. In unverbrüchlicher Treue nahmen Schiller wie Goethe von nun an lebhaften Anteil an allem, was den Freund betraf, an ſeinen Lebenserfahrungen, ſeinen Freuden und Schmerzen, an ſeinen geiſtigen Beſtrebungen, ſeinen künſtleriſchen Arbeiten, ſeinen Gedanken, Plänen, Urteilen und Meinungen. Keiner verleugnete ſeine beſondere Art und den bedeutſamen Gegenſatz ihres

beiderſeitigen Weſens; nach wie vor ging Goethe von der ſinnlichen Anſchauung, von der Natur, Schiller dagegen von der Idee, von der philoſophiſchen Spekulation aus. Aber jeder teilte von ſeinem Eigenen dem andern mit: Goethe bot dem Freunde konkrete Beiſpiele zu ſeinen abſtrakten Ideen, Schiller belebte die ſinnlichen Einzelanſchauungen Goethes durch Ideen. Ein neuer Schaffensfrühling erblühte für beide; die Dichtung, die bei beiden in den letzten Jahren einigermaßen geſtockt hatte, brach nun mit neuer Gewalt hervor zu Werken voll des tiefſten allgemein menſchlichen Gehaltes und von höchſter künſtleriſcher Vollendung. Gemeinſam ſchufen ſie dieſe Werke, jeder für ſich mächtig angeſtrengt und zugleich jeder ſtets durch den Rat des andern unterſtützt; gemeinſam bekämpften ſie alles Mittelmäßige und Verwerfliche, förderten das emporkeimende Gute, wo es ſich fand, und drückten ſo mit einander der deutſchen Poeſie jener Jahre das Gepräge ihrer eigenen Meiſterſchaft auf, indem ſie zugleich den Segen ihres innigen Zuſammenwirkens auch über die ſpäte Nachwelt reichlich ergoſſen. Stets dem Höchſten zugewandt, verklärten ſie nicht nur die elf Jahre, die ihnen mit einander zu wandeln vergönnt war, zu einer Epoche von unvergänglicher Herrlichkeit in unſerm Geiſtesleben, ſondern erhoben mit ſich die deutſche Kunſt und Litteratur für immer, wofern ſie nur ſich ſelbſt treu bleibt, empor ins ewige Reich des Wahren, Guten, Schönen.

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Sprachwiſſenſchaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

In dieſer Sektion ſprachen am

6. Juni Herr Profeſſor Dr. G. Wolff über
„Neue inſchriftliche Funde in der hieſigen Gegend";

22. Auguſt Herr Dr. J. Ziehen über
„Studien zur lateiniſchen Anthologie".

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Studien zur lateiniſchen Anthologie von Herrn Dr. J. Ziehen.

1. Der Schlußvers des zweiten Einſiedler-Gedichtes, das Rieſe unter Nr. 726 ſeiner Anthologie nach Hagens Vorgang veröffentlicht hat, giebt mit ſeiner wörtlichen Nachahmung eines vergiliſchen Verſes ein Rätſel auf; wenn das quid tacitus Mystes mit Wahrſcheinlichkeit als Vorbild, nicht Nachahmung des Calpurniusiſchen quid tacitus Corydon gefaßt wird (ſ. zuletzt Schanz, Röm. Litt. I, 285), ſo iſt das casta fave Lucina, tuus iam regnat Apollo ja als Nachahmung von Vergil Eclog. IV, 10 gar nicht abzu-

ſtreiten, und dieſe Nachahmung iſt ſo plump[1]) wie ſinnlos: bei Vergil hat das fave ſein Objekt: der nova progenies, der noch unerklärten, die dies vergiliſche Lied verheißt, ſoll Lucina in der Stunde der Geburt ihre Gunſt leihen; bei dem Dichter des Einſiedler-Liedes ſchneit der ſeiner Beziehung entriſſene Vers ſonderbar in die Schilderung des über Rom neu gekommenen Glückes hinein, man ſieht nicht recht, was der Vers am Ende der Ekloge eigentlich ſoll.

Ganz anderen Charakter gewinnt die Nachahmung oder das Zitat, wenn es gelingt, ihm eine beſtimmte Zeitbeziehung abzugewinnen, die mit den Zeitbeziehungen des berühmten vergiliſchen Liedes gewiſſermaßen in abſichtliche Konkurrenz tritt, ja ſie zu überbieten vermag in Zugkraft wie Bedeutung des Beziehungsobjektes; ich glaube, daß eine ſolche Zeitbeziehung für den Schlußvers des Einſiedler-Gedichtes ungezwungen zu finden iſt.[2]) Wer kann die Lucina ſein, die dem Apollo-Nero zur Seite ſteht? Der Verfaſſer der Tragödie Octavia, die durch Ladeks und anderer Forſcher Verdienſt neuerdings dem erſten Jahrhundert ja wohl geſichert iſt, nennt V. 219 ſeine Heldin Juno, weil ſie Schweſter und Weib zugleich ihres Gatten war; der Eklogendichter war gebunden durch die ganz allgemeine Gleichſtellung Neros mit dem Sohn der Latona; was iſt natürlicher, als daß ihm Octavia, die [Halb-]Schweſter des Kaiſers, zur Diana wird? Und ſo gewinnt der vergiliſche Vers in ſeiner Verwendung durch den anonymen Dichter des Einſiedler-Gedichtes ganz neue Beziehung: die casta Lucina iſt die unglückliche Kaiſerin, deren spectata probitas (Tac. ann. XIII, 12) ſie weit über ihre laſterhafte Umgebung er-

[1]) Es läßt ſich allenfalls Statius Silv. IV, 6, 36 mit ſeinem aus Lukrez entlehnten deus ille deus vergleichen — auch hier dieſelben Worte, wie im Vorbild, doch ganz anders verwendet.

[2]) Es iſt aus ſolchen, teilweiſe recht verſteckten Zeitbeziehungen der römiſchen Dichter noch viel wertvolles hiſtoriſches Material zu gewinnen; ſo bezieht ſich meines Erachtens das Fragment der Necyomantia des Laberius, in dem „ein angeblicher Plan Cäſars, die Bigamie einzuführen", verſpottet wird (ſ. Schanz, Röm. Litt. S. 132), ganz unzweifelhaft auf Cäſars Verhältnis zu Kleopatra.

hob, und mit ſonderbarer Prägnanz, deren Verſtändnis durch ſonſtigen lateiniſchen Sprachgebrauch aber nahe genug gelegt iſt, wird Nero als der tuus Apollo dieſer Lucina-Octavia eingeführt. Es darf uns nicht wundern, Octavia in dieſer Weiſe an hervorragender Stelle des Gedichtes von einem höfiſchen Poeten verherrlicht zu ſehen; ſo ſchlecht das Verhältnis der beiden Gatten war, ſo genoß doch Octavia den Titel Auguſta, erſcheint im Gebet der Arvalen und begegnet uns auf Münzen neben Nero. Es bedarf nicht beſonderer Erwähnung, daß der auch hier vorliegenden Gleichſetzung der Angehörigen des Kaiſerhauſes mit Göttergeſtalten beſonders die helleniſtiſch-römiſche Sitte der Darſtellung fürſtlicher Perſonen mit den Attributen verſchiedener Götter großen Vorſchub leiſtete; für Octavia paßt die Gleichſtellung mit der jungfräulichen Artemis vortrefflich; gerade die reine Weiblichkeit der jungen Kaiſerin tritt in dem Bericht des Tacitus über ihren Prozeß und ihr Ende beſonders rührend zu Tage; soror Augusti non uxor ero läßt der Verfaſſer der pſeudoſenecaiſchen Tragödie ſeine Octavia verſichern, und ebendort gedenkt (V. 292) der Chor der sancta pietas, der virginitas und des castus pudor ſeiner Heldin.

Auch die Entſtehungszeit des Gedichtes läßt ſich nun genauer beſtimmen, als dies von Peiper geſchehen iſt; Nero vermählte ſich im Jahre 52 mit der unglücklichen Tochter des Claudius, die er dann 62 wieder verſtoßen hat; wahrſcheinlich der erſten Zeit der Ehe, wo das Verhältnis der beiden Gatten wenigſtens äußerlich leidlich war, wird die Ekloge angehören; auch das iam regnat ſieht, ſehr im Einklang mit dem ſonſtigen Inhalt des Gedichtes, ſehr nach einer Feier von Neros Thronbeſteigung aus.[3])

2. Weniger eingehend und beredt als die berühmten Verſe des Cornelius Severus, aber immerhin ein intereſſantes Zeugnis für die verſchiedene Art, in der ſich Ciceros Gedächtnis bei der Nachwelt erhielt, ſind die Hexasticha de Cicerone post mortem illius wohl das anziehendſte Thema in dem ſonſt reichlich öden Lusus XII sapientium, der bei Rieſe unter Nr. 495 ff. abgedruckt

---

[3]) Zum Spiel mit dem saeclum Saturni vgl. die Verſe des Ablavius bei Bährens FPR S. 405 u. Porfyr. Optatianus c. III (V), 12.

iſt; einer der weiſen Dichter, Euphorbius, widmet dem Redner folgende Grabſchrift:

Hic iacet Arpinas manibus tumulatus amicis,
Qui fuit orator summus et eximius,
Quem nece crudeli mactavit civis et hostis.
Nil agis, Antoni: scripta diserta manent:
Vulnere nempe uno Ciceronem conficis, at te
Tullius aeternis vulneribus lacerat.

Schärfer pointiert und der Gliederung des Verſſyſtems entſprechender wird dieſes Gedicht, wenn wir die dritte und vierte Zeile folgendermaßen leſen:

Quem nece crudeli mactans et civis et hostis
Nil agis, Antoni: scripta diserta manent.

Die Änderung iſt paläographiſch ja ſehr leicht, ſie beſeitigt die kahle Aufeinanderfolge der beiden Relativſätze und verbindet den Pentameter mit ſeinem Vorgänger im Diſtichon; auch der Sinn gewinnt ſchärfere Hervorhebung durch das doppelte et, zu deſſen adverſativem Gebrauch — „obwohl ein Bürger, doch ein Feind des Vaterlandes“ — die römiſche Proſa ja zahlreiche Beiſpiele bietet.

3. Der hochtrabend altertümliche Ton des carmen de figuris (Rieſe Nr. 485), der die erſten Herausgeber ſogar veranlaßte an auguſteiſche Entſtehungszeit des Gedichtes zu denken, erlaubt uns wohl, für V. 3 der Widmungsverſe an Meſſius eine paläographiſch leichtere Heilung der Überlieferung für möglich zu halten, als die bisher verſuchten es ſind; ſchwerlich kann der dritte Vers den Gedanken des trino versu singula perscribere nach irgend einer Seite einleuchtend erweitern — Ritſchls darauf abzielender Vorſchlag iſt paläographiſch mehr als bedenklich —, um ſo mehr erwartet der Leſer einen Zuſatz zu dem wortkargen Messi der Anrede; war ein ſolcher Zuſatz nach homeriſch-epiſcher Art in einen appoſitiven Vokativ gekleidet,[4]) ſo bleibt die Überlieferung et prosa et versu pariter † placate virorum im übrigen unangetaſtet, nur placate iſt zu ändern und zwar unter Beibehaltung der Vokativ-

[4]) Vgl. Ameis-Hentze zu D. 382: Ἀλκίνοε κρεῖον πάντων ἀριδείκετε λαῶν. — S. auch Juſtin. XII, 16, 8 Aristotele inclito omnium philosophorum.

endung, die wahrſcheinlich einem Partizipium auf -atus angehängt war; der Sinn des verderbten Wortes iſt am eheſten: „erfahren, erprobt" und darum die nächſtliegende Leſung spectate;[5]) wenn man in dem Adreſſaten des Gedichtes mit Recht den Verfaſſer der Exempla elocutionum Meſſius Aruſianus vermutet (ſ. Teuffel § 427, 4, 451, 1), ſo hat dieſer trockene Geſelle alſo auch Verſe gemacht, die die Bewunderung ähnlicher Zeitgenoſſen fanden.

4. Das nobile marmor adstantis pueri zu Anfang des Liebesgedichtes Nr. 746 (= Bährens PLM. III, 301) war von Rieſe durchaus folgerichtig mit einem Kreuz verſehen worden, da die Erklärung der Worte nicht gefunden war; Bährens hat mit gewohnter Rückſichtsloſigkeit gegen die Überlieferung ſogar ein mobile marmor adstantis ponti daraus gemacht; ich glaube, man kann die Überlieferung nicht nur erklären und verteidigen, ſondern zwei intereſſante Daten aus ihr gewinnen. Ein nobile marmor durch Aurora ins Tönen gebracht — es bietet ſich gewiß jedem Leſer ſofort die Beziehung auf die Memnonſäule dar; dieſe beſtand aus einem marmorartigen Stein[6]) und wurde ſchon zur Zeit des Plinius auf den äthiopiſchen Sohn der Eos bezogen, während noch bei Strabo (17, 813 ff.) über die Deutung der Figur Unklarheit herrſcht; berühmt (nobile) war die Figur im ganzen Altertum ganz außerordentlich — wir beſitzen z. B. in zahlreichen Inſchriften Zeugniſſe dafür, wie gern die Sehenswürdigkeit von Reiſenden aufgeſucht wurde; auch fehlt es nicht an litterariſchen Belegſtellen, zu denen die vorliegende als willkommene Bereicherung hinzutritt.

Doch die Memnonſäule, wird man mir entgegenhalten, iſt ein Sitzbild und die Nebenfigur des ſtehenden Knaben am Seſſel

---

[5]) Ein Mitglied der Sektion ſchlug ſtatt spectate die paläographiſch leichtere, doch ſtiliſtiſch nicht ganz ſo probable Änderung praeclare vor. Kunſtreicher bezeichnet Statius (Silv. II, 7, 21 f.) den Lukan wegen ſeiner poetiſchen und proſaiſchen Schriftſtellerei als (sacerdos), qui (Musas) geminas tulit per artes et vinctae pede vocis et solutae. Den Gedanken poetiſcher Wiedergabe eines proſaiſchen Vorbildes drückt der Verfaſſer der Laus Pisonis V. 74 mit voces per carmina referre aus.

[6]) Plin. 36, 58: non absimilis illi (basanites) narratur in Thebis delubro Serapis, ut putant, Memnonis statuae dicatus, quem cotidiano solis ortu contactum radiis crepare credunt.

kann doch nicht etwa gemeint sein; wie paßt das zu astantis? Ich bin fest überzeugt, daß dies astantis in der That viele von der Beziehung der Stelle auf die Memnonsäule ferngehalten hat, glaube aber, daß der Ausdruck kein Hindernis für diese Beziehung bilden darf. Plinius führt 34, 54 die Parthenos des Phidias der Art ein, daß er sie mit dem Zusatz quae est in Parthenone astans versieht: astans steht in der entscheidenden Überlieferung, die moderne Umänderung des Wortes in stans, wie sie z. B. L. Jans Text bietet, macht die periphrastische Ausdrucksweise est stans statt stat vollends unverständlich und läßt sich wohl obendrein einen Germanismus zu schulden kommen; ich glaube, daß astans entschieden festzuhalten ist, und daß mit dem Worte das Hochragende des gewaltigen Sitzbildes bezeichnet werden sollte. Mag diese Deutung von astans noch durch eine bessere ersetzt werden: jedenfalls muß die Thatsache, daß das Wort von einem der berühmtesten Sitzbilder des Altertums gebraucht ist, wohl unangetastet bleiben.

Wem astantis in dem uns vorliegenden Gedicht der Anthologie auch durch diese Parallele nicht genügend gedeckt erscheint, dem kann ich freilich keine bessere Änderung als das recht wenig naheſtehende Pallanti = Pallantii empfehlen; Ovid hat mit dem Epitheton Pallantius den arkadischen Evander bezeichnet (fast. 5, 647), aber da Eos als Nachkömmling des Giganten Pallas bei ebendemselben (metam. 9, 421), Pallantias heißt, so mag ihr Sohn wohl als Pallantius für einen römischen Dichter erträglich sein.

Freilich, sollte der Text des Gedichtes durch die vorstehenden Bemerkungen in Schutz genommen sein, der Beurteilung des Dichters ist es nicht günstig, wenn wir so bei ihm lesen: was hat die ferne Memnonsäule mit dem privaten Erlebnis des römischen Poeten zu thun? Er hätte lieber erzählen sollen, wie die aufgehende Sonne auf sein privates Hausdach zu wirken beginnt!

Möglich wäre es, daß ein verlorenes Epos, das Ägypten zum Schauplatz der Handlung hatte, die hier vorliegende Umschreibung der Zeit des Sonnenaufganges zum erstenmale enthält. Ich habe früher an dieser Stelle (s. Berichte 1890, S. 53, 62, 63 f.) hervorgehoben, wie die kunstgerechte Einkleidung nüchterner Angaben von Zahlen, Zeit und Ort zu den Hauptmomenten der

Kunſtepik gehörte; den dort angeführten Beiſpielen aus Lukan ſoll hier aus dem Kreiſe der Anthologie des Phokas ſchulgerechte Umſchreibung von Vergils Geburtstag (c. 671, 45 f.) angereiht werden; die klaſſiſche Parodie dieſer epiſchen Künſtelei, zugleich ein willkommener Beleg für die theoretiſche Auffaſſung des Rezepts als ſolchen, findet ſich in der 19. Epiſtel Auſons.

5. Das Perſeusgedicht 867 behandelt in epigrammatiſcher Weiſe die Liſt, durch die der Held dem verſteinernden Einfluß des Blickes der Meduſa entgangen iſt;

> hanc auro genitus Jovis [7]) ales praesule diva
> mactans aerato conspicit ingenio.
> sic praesens absensque simul † cecnmque videndo
> fundit et ignaro † sapetor ab hoste redit.

Nur Einzelheiten dieſer Schilderung ſind unklar: aerato ingenio iſt ſo künſtlich und gewunden, daß man immer wieder verſucht iſt, Büchelers Änderung in clipeo anzunehmen. Mit dem sapetor des letzten Verſes weiß ich nichts anzufangen; raptor würde ſehr ſchön ſein, wenn nicht in dem sapetor ein Wortſpiel mit dem vorangehenden ignaro [8]) allzu deutlich vorzuliegen ſchiene. Leichter iſt es, dem überlieferten cecumque abzuhelfen; genau dem Sachverhalt entſprechend wäre die Lesart caecumque videndo; ſie kommt dem überlieferten cecumque am nächſten, und der Vers erhält den Sinn: anweſend war Perſeus und doch zugleich nicht anweſend (weil nämlich abgewandt), er ſah (nämlich im Spiegel), was doch unſichtbar war; etwas künſtlich, aber durchaus klar iſt damit die Situation bezeichnet, die wir auch auf zahlreichen antiken Kunſtwerken dargeſtellt finden (ſ. über dieſe zuletzt Löſchke, die Ent-

[7]) Jovis nicht Jove, was mythographiſch von Intereſſe iſt.

[8]) Den Gedanken dieſes ignaro wollte vielleicht auch die haarſträubende Etymologie eines ſtoiſchen Mythographen wiedergeben, der den Namen Meduſa in μὴ ἰδοῦσα zerlegte und ſo erklärt zu haben glaubte. Fulgentius (myth. 1, 26) hat dieſen Verſuch eines Griechen, als ob er nicht an ſich ſchon unglücklich genug wäre, durch eine falſche Überſetzung ins Lateiniſche noch mehr entſtellt: er erklärt μὴ ἰδοῦσαν quod videri non possit (myth. 1, 26); die alte Änderung des überlieferten videri in videre rettet das grammatiſche Unterſcheidungsvermögen des Dichters, eine ſachliche Erklärung des videre wird ſchwerlich zu geben ſein.

hauptung der Meduſa. Feſtſchrift für H. v. Brunn. Bonn 1894), und die bis auf Eduard Kämpffer herab die bildliche Wiedergabe der Meduſentötung beherrſcht. Belege für den paſſiven Gebrauch von caecus ſind wie für den analogen des griechiſchen τυφλός in jedem Lexikon zu finden; Bährens hat denſelben Gebrauch von caecus für ſeine Leſung der Stelle in Anſpruch genommen, die — weniger leicht in paläographiſcher Hinſicht — für das überlieferte cecumque — caecusque einſetzt; iſt die Bährensiſche Konjektur richtig, ſo wird man caecus jedenfalls nicht mit Bährens als non visus, ſondern entſchieden ſinnentſprechender mit non videns zu erklären haben; auch ich würde die Leſung caecus in dieſem Sinne vorziehen, wenn nicht erſtens caecumque der Überlieferung näher ſtände und zweitens die grammatiſche Deutung des Ablativs videndo nach caecus Schwierigkeiten machte.[9]) Daß die auf die Meduſa bezüglichen Verſe

Deriguit mirata necem fatumque veneni
Vertit et in morem decidit ipsa lapis

an den Schluß des Epigramms gehören, hat Bücheler hervorgehoben; der Sinn der Worte iſt wohl noch nicht ganz richtig erklärt, namentlich in morem aus dieſem Grunde mit Recht beanſtandet worden, womit freilich Ellis' in rorem nicht das Wort geredet ſein ſoll.

6. Das ſchöne Gedicht des Cod. Parisinus 8093 (Rieſe No. 672; Bährens PLM. IV, 179 u. 99), in dem das Eingreifen des Auguſtus für die Erhaltung der Vergiliſchen Äneis in Form eines Selbſtgeſpräches geſchildert iſt, enthält in V. 6 eine meines Erachtens noch nicht gehobene Korruptel in der Überlieferung. Was vorangeht iſt klar: „werden es meine Augen anſehen können,

[9]) Das Spielen unſeres Gedichtes mit dem Begriffe „ſehen" mag den Vorwand abgeben, um ein Gedicht der griechiſchen Anthologie gegen eine jüngſt vorgeſchlagene Verunſtaltung zu ſchützen: Sakolowski beanſtandet Philologus 53, 361 das ἔβλεπε des Gedichtes Anth. Pal. V, 41:

Τίς γυμνὴν οὕτως σε καὶ ἐξέβαλεν καὶ ἔδειρεν;
τίς ψυχὴν λιθίνην εἶχε καὶ οὐκ ἔβλεπε;

das von ihm vorgeſchlagene ἐλέει iſt ganz ſchön, ἔβλεπε ſcheint mir feiner: wer ſah das Mädchen, will der Dichter ſagen, und ſah nicht immer fort hin, d. h. vergaß nicht alles über dem Anblick.

daß das Werk zu Grunde geht, wird die Flamme — denn flamma iſt feſtzuhalten und ſicher nicht mit Klotz und Bährens Roma einzuſetzen — wird die Flamme ſo ehrloſes Werk vollbringen können . . .“ Es folgen im lateiniſchen Text die Worte ductumque operi servabit amorem? Rieſe hat die Stelle mit einem Kreuz verſehen und dabei ſicher richtiger gehandelt als Bährens, der, fußend auf der eben zurückgewieſenen Konjektur Roma ſtatt flamma, ductumque operis servabit amorem lieſt; ductum läßt ſich ja allenfalls mit „einmal gefaßt“ erklären, ſehr einleuchtend iſt die Erklärung nicht; behalten wir außerdem flamma bei, ſo fehlt für servabit offenbar ein Subjekt; denn die Flamme ſoll und kann doch die Liebe zu dem Werke nicht bewahren. Sind die hier aufgeſtellten Prämiſſen richtig, ſo muß in ductum ein paläographiſch verwandtes Subſtantiv ſtecken, das Subjekt zu servabit iſt; es ſcheint mir wahrſcheinlich, daß der Dichter

luctusque operis servabit amorem

ſchrieb, womit der paſſende Gedanke gewonnen wäre: „ſoll denn unſere Liebe zu dem verbrannten Werk nur darin beſtehen, daß wir um das Werk trauern?“ Der Dichter will das nicht erleben und fährt darum fort mit dem Ausruf: Pulcher Apollo veta! Musae prohibete Latinae!

7. Das Gedicht 760 (= Bähr. PLM. III, 306) ſchließt ſeinen Angriff auf den Marcus, der ſeine Liebesgenüſſe im Stile des lukianiſchen Kallikratides unter der Maske des väterlichen Verhältniſſes verbirgt, mit dem kurzen Gedanken: „Der Mond wird der Sonne verraten, was er von dir geſehen hat; vertraue der Nacht, du Thor, nicht Dinge an, die wert ſind, vor dem Tageslicht ſich zu bergen“ [10]) und reſumiert dann nach der Lesart der Handſchrift:

qui pater est huic filius est; a limine primo
filius a thalamis incipit esse puer.

Ich will die ziemlich weitgehenden Änderungen, die dieſe Überlieferung erfahren hat, hier nicht bekämpfen, ſondern kurz die Worte

[10]) Mit dieſer Überſetzung iſt die Überlieferung der beiden Verſe hoffentlich ſowohl gegen Rieſes Bedenken wie gegen Bährens eilfertige Änderung ausreichend geſchützt.

hinſetzen, wie ſie mir mit einer verhältnismäßig kleinen Änderung lesbar gemacht ſcheinen:

stulte — quid ignaro non dicit Cynthia fratri? —
ne credas nocti digna latere diem!
Qui pater est huic filius est: **tibi** lumine primo
filius, a thalamis incipit esse puer.

Durch Einſetzung des tibi tritt das Verhalten des angeredeten Marcus zu dem Weſen eines rechtmäßigen Vaters in den gewünſchten Gegenſatz; dem lokalen a thalamis kann das temporale lumine primo ſehr wohl entſprechen; grammatiſch wie ſachlich unmöglich iſt übrigens auch die Lesart limine keineswegs; wem die witzige Verwendung des λύχνος durch Demoſthenes (ſ. Plutarch c. 8) in der Erinnerung ſteht, der wird dem lumine ſogar die überlieferte Lesart vorziehen.

8. Das Hilariusgedicht No. 487 hat Rieſe in zwei Diſtichen zerlegt, wohl weil ihm die innere Verbindung der beiden Teile zu fehlen, dagegen jedes Diſtichon ein Ganzes für ſich zu bilden ſchien. Bährens (Fragm. Poet. Rom. p. 420) iſt noch einen Schritt weiter gegangen und hat das zweite Diſtichon (487a bei Rieſe) für ein des Abſchluſſes beraubtes Fragment eines mehr als ein Diſtichon umfaſſenden Gedichtes erklärt. Letztere Annahme ſcheint in der That durch den Zuſatz et reliqua in der Handſchrift geboten zu ſein. Gegenüber der Trennung der beiden Diſtichen möchte ich mir die Frage erlauben, ob nicht der Gedankenzuſammenhang einfach folgender iſt. Mit Staunen ſieht der Dichter in den Quellen von Gratianopolis die anſcheinend unmögliche Verbindung von Waſſer und Feuer, verwundert fragt er, wie dieſe Verbindung möglich iſt; und die Antwort auf die Frage kann dem frommen Biſchof ja nicht lange ausbleiben: Gottes Hand (alta manus, mit Nachdruck an den Schluß geſtellt) hat das Wunder zu Stande gebracht:

Lympharum in gremiis inimicos condidit ignes
Communis [que] ortus imperat alta manus.

Jedenfalls iſt mehr ſchlichtes Chriſtentum in der ſchnellfertigen, aber beſcheidenen Antwort, als in der Marktſchreierei des Endelechius, der das Chriſtentum als veterinäres Univerſalmittel empfiehlt.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieſer Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum 30. September 1894 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. ph. Th. Aronſtein, Lehrer, Offenbach.

In dieſer Sektion ſprachen am

20. Juni Herr Dr. Michel und Herr Dr. Banner über „Den Neuphilologentag in Karlsruhe".

* * *

Die eingeſandten Berichte lauten:

Bericht über den ſechsten allgemeinen deutſchen Neuphilologentag zu Karlsruhe am 15. bis 17. Mai 1894 erſtattet von Herrn Oberlehrer Dr. F. Michel.

Der ſechste allgemeine deutſche Neuphilologentag fand vom 15. bis 17. Mai 1894 in Karlsruhe ſtatt. Die Zahl der Teilnehmer ſtieg im Laufe der Verhandlungen auf etwa 120.

Am Abend des 14. vereinigten ſich die bereits Eingetroffenen zur üblichen Vorverſammlung im kleinen Saale der Feſthalle, unter Vorſitz des Profeſſors Müller (Karlsruhe). Geheimer Hofrat v. Sallwürck berichtet für den Ortsausſchuß, daß an Stelle des Profeſſors Neumann (Heidelberg), der die von ihm zu Pfingſten 1892 übernommene Stelle als Mitglied des Vorſtandes zu Anfang dieſes Jahres niedergelegt hatte, eine Neuwahl vorzunehmen iſt; da er auch verhindert iſt, am Neuphilologentage teilzunehmen, ſo mußte für den Vortrag „Zu Friedrich Diez' Gedächtnis" [1]) ein Erſatz geſucht werden. Zur Übernahme des Vortrags habe ſich Profeſſor Stengel (Marburg) freundlichſt bereit erklärt, der zugleich eine Diez-Ausſtellung im Verſammlungsſaale veranſtaltet habe. Auf ſeinen Vorſchlag wurde hierauf Profeſſor Stengel mit Stimmen-

[1]) Zur Erinnerung an die hundertſte Wiederkehr ſeines Geburtstages (15. März 1794).

*

einheit in den Vorstand gewählt und nahm die Wahl dankend an, in der Hoffnung, daß der sechste Neuphilologentag schön und gemütlich verlaufen werde, „ohne Rücksicht auf die Berufsstellung". — Aus den weiteren Mitteilungen und den sich an diese anschließenden, zum Teil recht lebhaften Erörterungen ist Folgendes hervorzuheben. Professor Stengel berichtet, daß die von der Berliner Versammlung (i. J. 1892) angenommenen Wätzoldt-Rambeauschen Thesen den deutschen Regierungen übermittelt worden, und daß von fünf von ihnen Antworten eingelaufen seien; doch seien auch diese nicht von unmittelbar praktischem Nutzen für unsere Sache. — Des Weiteren wurde angeregt, es solle seitens der Versammlung eine Eingabe an das preußische Kultus-Ministerium wegen Urlaubs-Erteilung zum Besuche des Neuphilologentags gemacht werden, da diese in den einzelnen Provinzen verschieden gehandhabt werde. — Ferner wird seitens des Ortsausschusses bedauert, daß keine bestimmten Regeln über die Geschäftsführung des Vorstands aufgestellt, sowie daß die Akten aus Berlin erst eine Woche vor der diesjährigen Versammlung dem Vorstande zugekommen seien. In Bezug auf diese beiden Punkte wird von der Versammlung auf Antrag Stengels beschlossen:

1) Die Leitung des VI. Neuphilologentags zu beauftragen, zur Vorbereitung für den VII. Neuphilologentag eine auf Grund der bisherigen Erfahrungen erwachsene Dienst-Praxis auszuarbeiten.
2) Von seiten des jeweils letzten Neuphilologentags soll bei sämtlichen deutschen Regierungen Urlaub für den Besuch des nächsten Neuphilologentags erwirkt werden.

Eine längere Debatte veranlaßte hierauf die von der Vorversammlung zu erledigende Feststellung der Reihenfolge der angemeldeten Vorträge. Im wesentlichen spitzte sich diese zu der Frage zu, ob dem Vorstande die Feststellung der Reihenfolge anheim gegeben werden solle, oder ob die Versammlung selbst sich bis ins Einzelne darüber schlüssig zu machen habe. Für den letzteren Fall stellte Herr Dr. Römer (Frankfurt) den prinzipiellen Antrag, einen Wechsel zwischen wissenschaftlichen und praktischen bezw. methodischen Vorträgen eintreten zu lassen. Da eine große

Anzahl von Anträgen aus der Mitte der Versammlung gestellt wurden, so daß die Möglichkeit einer Einigung an diesem Abend ausgeschlossen schien, wurde schließlich mit großer Mehrheit der Beschluß gefaßt, die Auswahl und Anordnung der Vorträge dem Vorstande zu überlassen. In dessen Namen versprach sodann Geheimer Hofrat v. Sallwürck, daß er sich die im Verlaufe der Debatte gegebenen Anregungen zur Direktive nehmen werde.

Am Dienstag, den 15. Mai, Vormittags 9¼ fand die Eröffnung des sechsten Neuphilologentages in der Aula des Großh. Gymnasiums durch Professor Müller statt. Nachdem er die Gäste, besonders die anwesenden Ehrengäste, begrüßt hatte, wies er auf die Verbindung zwischen der alten und der neuen Philologie hin, auf das, was diese jener verdanke und auf das beiden gemeinsame Ziel der Humanität. Was innerhalb der neuen Philologie im besonderen die Gemüter bewegt, dafür bildet seit etwa 12 Jahren der Neuphilologentag den Mittelpunkt zum friedlichen Gedankenaustausch. Der Neuphilologentag ist auch ein nationaler Tag, getragen von dem Gedanken an das gemeinsame Vaterland. „In der Gegenwart wirken wir, aus dem Altertum haben wir die Anregung geschöpft, für die Zukunft wollen wir die Ergebnisse weiter tragen. Möge das, was hier geschieht, Nutzen bringen in jeder Weise; möge der heutige Tag gesegnet sein für die Gegenwart wie für das junge Geschlecht der Zukunft!“ Er gedenkt hierauf der uns von vielen Seiten zuteil gewordenen Förderung, seitens des Landesherrn, der Großh. Regierung und der Residenzstadt Karlsruhe, sowie der Großh. Oberschulbehörde und begrüßt deren anwesende Vertreter. Auch dem Oberhofbibliothekar Hofrat Brambach, der eine Ausstellung von Handschriften der Großh. Hofbibliothek veranstaltet hat, sowie den Verfassern der beiden vom Karlsruher Neuphilologischen Verein gewidmeten Festgaben — romanische und germanische Handschriften —, endlich allen, die durch Übersendung von eigenen oder von Verlagswerken dem Neuphilologentage zu nützen suchten — sprach er den Dank der Versammlung aus. Mit dem Wunsche, daß — nach dem Ausspruche des Herrn Dr. Römer in der Vorversammlung — jeder ein Maximum von geistigem und sittlichem Gewinn vom Karlsruher Neuphilologentage mit hinwegnehmen

möge, erklärt er den sechsten allgemeinen deutschen Neuphilologentag für eröffnet.

Hierauf begrüßt Herr Geheimrat Joos, Direktor des Großherzoglichen Ober-Schulrats, die Versammlung, zugleich im Namen des Großherzoglichen Unterrichts-Ministeriums. Er erblickt in der Wahl des diesjährigen Versammlungsortes eine Anerkennung der Förderung, welche die badische Unterrichts-Verwaltung seit Jahren der Pflege der neueren Philologie angedeihen läßt, und weist auf die für die Entwickelung des höheren wie des mittleren Schulwesens in Baden maßgebenden Grundsätze hin, welchen auch die humanistischen Schulen ihre erfolgreiche Entwickelung verdanken. Den Arbeiten des Neuphilologentages wünscht er gedeihlichen Fortgang und gute Früchte.

Im Namen der Stadt Karlsruhe bringt Bürgermeister Siegrist warme Worte der Begrüßung den Vertretern eines Zweiges der modernen Wissenschaft dar, der in ganz hervorragender Weise belebend, fördernd und veredelnd auf das geistige Leben unserer heutigen Zeit einzuwirken vermag, sowie den unermüdlichen Mitarbeitern auf dem hochwichtigen praktischen Gebiete der Schule.

Nachdem Professor Müller den Vorrednern den Dank der Versammlung ausgesprochen, wird in die Tagesordnung eingetreten, und zwar ergiebt sich aus den Beratungen des Vorstandes folgende Reihenfolge für die drei in Aussicht genommenen Sitzungen am Dienstag Vormittag, Nachmittag und Mittwoch Vormittag (unter Weglassung der nicht zum Vortrag gelangten Redner):

Erste Sitzung am Dienstag Vormittag:

1. Professor Stengel (Marburg): Zu Friedrich Diez' Gedächtnis;
2. Professor Scheffler (Dresden): Bild und Lektüre;
3. Professor Varnhagen (Erlangen): Über Miniaturen in einigen romanischen Handschriften;

Zweite Sitzung am Dienstag Nachmittag:

4. Professor Schröer (Freiburg): Über neuere englische Lexikographie;
5. Professor Sarrazin (Freiburg): Neueres von und über Viktor Hugo;

6. Professor Beyer (Freiburg): Badische Volkskunde (nachträglich angemeldet);

Dritte Sitzung am Mittwoch Vormittag:

7. Professor Beyer (München): Über Lautschulung in meinem Anfangsunterricht;
8. Direktor Walter (Frankfurt): Über schriftliche Arbeiten im fremdsprachlichen Unterricht nach der neueren Methode;
9. Oberlehrer Dr. Banner (Frankfurt): Was muß zur künftigen Gestaltung des neuphilologischen Studiums geschehen? (bezw. „Die neuesten Strömungen auf dem Gebiete der modernen Philologie und die daraus sich ergebende Reform in Unterricht und Vorbildung").

Es ist nicht zu verkennen, daß mit dieser Anordnung eine gewisse Abwechselung von rein wissenschaftlichen und praktischen bezw. methodischen Stoffen, wenigstens zwischen den drei Sitzungen erreicht war, während dies innerhalb der ersten Sitzung sogar für die einzelnen Themata zutrifft. Andrerseits war es gewiß auch wieder zweckentsprechend, den 7. und 8. Vortrag (Beyer und Walter) unmittelbar aufeinanderfolgen zu lassen, schon im Interesse der Vereinfachung der Diskussion, worauf dann der Bannerische Vortrag wegen der allgemeineren, zusammenfassenden Gesichtspunkte einen passenden Abschluß der Debatten bildete. Allerdings lag in diesem Falle die Gefahr nahe, daß — was auch in der That eingetreten ist — für dieses Thema, dem von allen Seiten besonders reges Interesse entgegengebracht wurde, die Zeit zu knapp würde.

Den Reigen der Vorträge eröffnete somit Professor Stengel mit dem den Mitgliedern unserer Sektion bereits aus einem früheren Vortrage des Redners bekannten Thema „Über Friedrich Diez".[2]) Indem er zunächst auf den Stand der romanischen Forschung vor dem Auftreten des Altmeisters einging, ließ er diesem eine lichtvolle Darstellung des Lebens und Wirkens des Gefeierten folgen, mit besonders pietätvoller Betonung des trefflichen Charakters und der allgemeinen Wertschätzung, deren er sich nach Gebühr schon bei Lebzeiten erfreute. Ein weiteres Eingehen auf diesen Vortrag

[2]) S. Hochstiftsberichte Bd. X. S. 330 ff.

erſcheint aus dem erwähnten Grunde an dieſer Stelle überflüſſig. Doch verdienen die auf die Perſönlichkeit des trefflichen Mannes bezüglichen Schlußworte eines ſeiner hervorragendſten Schüler hier eine Stelle zu finden: „Wohl ſelten hat ein großer Gelehrter ſich ſo ſchlichtes Weſen, ſo offenen und kindlichen Sinn bewahrt, wie Diez. Jederzeit bereit, die geringſten Verdienſte anderer, beſonders junger Anfänger, anzuerkennen, wies er das Lob für ſeine eigenen Verdienſte zurück. Als während der ſechziger Jahre ſein Ruf in weitere Kreiſe drang, ſogar der Orden pour le mérite ihm zu Teil wurde, war er es, der mit einem Male in der 3. Auflage ſeiner Grammatik, Raynouard für den „Gründer der romaniſchen Philologie“ erklärte. Einwände prüfte er ſtets behutſam. Milde und freundlich gegen alle, die mit ihm in Berührung kamen, anſpruchslos in ſeiner äußeren Lebensſtellung wie in wiſſenſchaftlichen Arbeiten, dachte er ſtets nur an die Sache. Das ſchönſte Beiſpiel für ſeine ſachliche Auffaſſung iſt im kritiſchen Anhang zum etymologiſchen Wörterbuch überliefert. Den Zauber, den er ausübte, empfanden alle ſeine Schüler. Er war ihnen gleichzeitig ein ſittliches Vorbild, dem nachzuſtreben ſie ſich bemühten. So ſtörte denn auch kein Mißklang die Harmonie des in dieſen Wochen angeſtimmten Lobgeſanges. Die Schweſterwiſſenſchaften können die romaniſche Philologie beneiden wegen der ſittlichen Perſönlichkeit des Altmeiſters. Er wird unſer Leitſtern bleiben für und für. Indem wir ihm folgen, wiſſen wir, daß wir uns auf der rechten Bahn befinden.“

Die mit großem Beifall aufgenommene Rede wurde durch die ſchon genannte Ausſtellung einer großen Anzahl von Bildern und ſonſtigen Erinnerungszeichen an den Altmeiſter der romaniſchen Philologie — ähnlich wie dies Profeſſor Stengel in kleinerem Umfange bei ſeinem hieſigen Vortrage gethan — aufs wirkſamſte unterſtützt.

Ich übergehe nun zunächſt den Schefflerſchen Vortrag, um ihn im Zuſammenhange mit den übrigen methodiſchen Inhalts (7. bis 9.) zu beſprechen, und lenke Ihre Aufmerkſamkeit gleich auf denjenigen „Über Miniaturen in einigen romaniſchen Handſchriften“, zu welchem nach einer kurzen Frühſtückspauſe Profeſſor Varnhagen (Erlangen) an der Hand der zur Anſicht

vorliegenden Abdrücke die nötigen Erläuterungen gab. Die vorliegenden 24 Lichtdrucke von Miniaturen gehören vier verschiedenen französischen Handschriften des 15. und des 16. Jahrhunderts an, und zwar je einem Horarium in Erlangen und Maihingen, sodann einer französischen Übersetzung des italienischen Fiore di Virtù in Maihingen, einer Handschrift mit 6 Miniaturen zu Petrarcas Trionfi, endlich 12 Miniaturen zu einer Kanzone Petrarcas auf der Berliner Königlichen Bibliothek. Lichtdruck 1—6 ist aus der Erlanger Handschrift; Nr. 7 aus einem mit Randverzierungen versehenen Druck der Erlanger Bibliothek, ähnlich den Randverzierungen der Erlanger Handschrift; Nr. 8—11 sind aus der ersten, Nr. 12—16 aus der zweiten Maihinger Handschrift; Nr. 17—24 gehören zur Berliner Handschrift.[3])

Die Nachmittagssitzung wurde bald nach drei Uhr unter dem Vorsitze Professor Stengels mit Professor Schröers Vortrag „Über neuere englische Lexikographie" eröffnet. Das Verhältnis des Philologen und Schulmannes zum Wörterbuch ist ein doppeltes: das des Benutzers und das des Mitarbeiters; das letztere ist von besonderer Wichtigkeit, darum will Redner die neueren Philologen zu Mitarbeitern am englischen Wörterbuche gewinnen. Auf allen Gebieten der englischen Philologie hat die heute zu Recht bestehende Methode es verstanden, sich Geltung zu verschaffen und den Dilettantismus zu verbannen, nur nicht in der Lexikographie, zumal in der neuenglischen. Die Zahl der lexikographischen Beiträge, die auf der Höhe der Forschung stehen, ist in Einzelschriften eine verschwindend geringe. Die Kritiken bestehen in stichprobenartiger Prüfung, die im wesentlichen auf dem Standpunkt des Benutzers steht; nur ganz vereinzelt haben hervorragende Fachgenossen die Bedeutung dieser Unternehmungen richtig beleuchtet. Viele kennen sie nicht einmal.

Die lexikographischen Vorarbeiten dieses und des vorigen Jahrhunderts sind heute unzureichend. Alle ihre Versehen und

[3]) Der Vortrag ist in erweiterter Gestalt nebst den 24 Lichtdrucken erschienen: „Über die Miniaturen in vier französischen Handschriften des 15. und 16. Jahrhunderts auf den Bibliotheken in Erlangen, Maihingen und Berlin." (Erlangen, F. Junge. 1894.)

Druckfehler werden in Handbüchern nachgedruckt. Von dieſen müſſen wir uns daher im Prinzip emanzipieren und auf das achten, was Murrays New English Dictionary on historical principles ſeit einem Jahrzehnt bietet. Das Prinzip der Wahrheit und Genauigkeit iſt auch auf die engliſche Lexikographie zu übertragen, auch hier ſind die Zeugniſſe kritiſch zu verwerten. Die Zeugniſſe der Sprachgeſchichte aber ſind im Gegenſatze zu anderen hiſtoriſchen Zeugniſſen direkte, die Sprachquellen ſelbſt, die auch ungleich nachhaltiger ſind, als die anderer geſchichtlichen Quellen. Die engliſche Lexikographie aber hatte mit Vorliebe indirekte ſtatt direkte Quellen herangezogen. Namentlich iſt dies von dem heute noch ſo beliebten Johnſon zu ſagen. Und doch iſt die Forderung, aus den Sprachquellen ſelbſt die Sprache zu ſtudieren, hier ebenſo ſelbſtverſtändlich wie in den anderen Disziplinen. Da bezeichnet nun Murray einen Wendepunkt, nicht ſowohl durch Rechhaltigkeit als durch die ſtrenge Durchführung des Prinzips, nur aus den Quellen zu arbeiten. Was er enthält, iſt mindeſtens ebenſo wichtig wie was er nicht enthält. Die Tilgung bezw. Auslaſſung von — nach Skeat — ſogenannten „Wortgeſpenſtern“, Wörtern, die ein Scheindaſein führen, ohne wirklich zu exiſtieren, iſt ein Hauptverdienſt Murrays.

Wie das Ideal eines Wörterbuches beſchaffen ſein müſſe, hat vor kurzem H. Paul in München in einem akademiſchen Vortrage gezeigt. Dieſem Bilde gegenüber wirken die Leiſtungen der deutſchen, franzöſiſchen und engliſchen Lexikographie niederſchlagend. Murray kommt ihm am nächſten, ohne jedoch das Ideal zu erreichen; doch handelt es ſich in der Hauptſache darum, daß er auf dem richtigen Wege iſt: bei jedem Worte wird von ihm nach der Etmologie die Bedeutung ſchrittweiſe von Jahrhundert zu Jahrhundert beigebracht. In nicht ſeltenen Fällen verzichtet er darauf, für eine Bedeutungsabteilung die Bedeutungseinſätze zu formulieren er läßt die Belege ſelbſt ſprechen. Die Erklärung der Bedeutung iſt ſchwer, aber nicht weſentlich für uns. Das einzelne Wort wirkt nur im Zuſammenhange des Satzes, eine unmittelbare Vorſtellung erhalten wir nur aus dem Vorkommen im Belege. Für Ausländer iſt die Deduktion aus Belegen ſeitens des Lexikographen gefährlich.

Überſetzungen — in zweiſprachigen Wörterbüchern — ſind ja überhaupt unzureichend, wo es ſich nicht um beſtimmt feſtſtehende Begriffe handelt, oft ſogar unmöglich oder doch ungenau, weil ſich die Bedeutungen nicht immer in ihrem ganzen Umfange decken. Nur aus den Belegen iſt es möglich, die allgemein giltigen (uſuellen) Grundbedeutungen eines Wortes von den gelegentlichen (okkaſionellen), die es unter dem Einfluſſe des Zuſammenhangs hat, zu unterſcheiden. Trefflich iſt hierin Hoppes Supplement-Lexikon, das durch die Mitarbeit des denkenden Benutzers viel gefördert wurde. Dieſes Wörterbuch zeigt, daß das Intereſſe und die Möglichkeit für Mitarbeit in Deutſchland gegeben iſt. Im Anſchluß an die vorhandenen Vorarbeiten müſſen wir ſammeln und in Fachzeitſchriften veröffentlichen. In erſter Linie iſt dieſe Mitarbeit im Anſchluß an Murray zu empfehlen. Die engliſche Romanlitteratur, insbeſondere die der letzten zehn Jahre, müßte reichlicher exzerpiert werden. Eine ſolche Arbeit hat den Vorteil, daß ſie mit dem Lehrberuf aufs innigſte zuſammenhängt und die Freude am Sprachunterricht hebt.

Redner verbreitet ſich hierauf über die neueren lexikaliſchen Erzeugniſſe außer Murray, der wohl als Muſter dienen kann, aber noch nicht als Führer; denn ſeine Vollendung dürfte noch ein Menſchenalter erfordern. Als weitere Hilfsmittel ſind daher zu nennen: Für Etymologie in erſter Linie Skeat; ſodann das ohne Autor bei Caſſel in London erſchienene Cyclopedian Dictionary und Whitleys Century Dictionary (New York 1889—1891); letzteres iſt als das ſpätere und, weil von einem Stabe von Mitarbeitern unterſtützt, das empfehlenswertere, während allerdings die Belege des erſteren brauchbarer ſind. Was dort nicht belegt iſt, wäre hervorzuheben und an Murray zu ſenden. Von zweiſprachigen Wörterbüchern kommen hier Flügel und Muret inbetracht. Flügels Universal Dictionary, weit weniger umfangreich als Muret, iſt das Werk eines Siebzigers, deſſen Hauptthätigkeit in die Zeit vor der Entwickelung der engliſchen Philologie fiel. Obwohl wir daher an ihn nicht die Anforderungen wie an einen Lexikographen von heute ſtellen dürfen, iſt er doch mit höchſten Ehren als ein Vorkämpfer der neueren Lexikographie zu nennen. Er bringt ſtets Belege bei, ſein Werk iſt eine Fundgrube für die

neuengliſche Sprachkenntnis und daher ganz unentbehrlich. Murets „Encyklopädiſches Wörterbuch", ein Unternehmen in großem Maßſtabe, von zahlreichen Mitarbeitern unterſtützt, dürfte, wenn es erſt glücklich fertig iſt, das reichhaltigſte von allen ſein. Da er jedoch nicht die von Murray und Flügel gelehrte Methode befolgt, haftet ihm der Mangel der früheren Wörterbücher an, er bedeutet alſo gegenüber letzterem einen Rückſchritt. Auch vermißt Schröer bei Muret die oben angedeutete Scheidung zwiſchen okkaſioneller und uſueller Bedeutung, während er für technologiſche Begriffe Dankenswertes bietet.

Zum Schluſſe weiſt Redner den Einwand, daß zur Mitarbeit oft die Hilfsmittel fehlen, als nur teilweiſe richtig, zurück; die nötigen Texte, Schulautoren, ſeien leicht zu beſchaffen, und was die lexikaliſchen Werke betreffe, ſo ſei zu wünſchen, daß jede Schulbibliothek dieſe beſitze, da dadurch in erſter Linie der Schule genützt werde.

In der an den Vortrag ſich anſchließenden kurzen Diskuſſion weiſt Profeſſor Schipper (Wien) auf den weit verbreiteten Webſter hin, der die den deutſchen Wörterbüchern fehlende Eigentümlichkeit der bildlichen Darſtellungen aufweiſt, wodurch die Worterklärung bedeutend erleichtert wird. Profeſſor Fels (Hamburg) empfiehlt an Stelle des durch mehrfachen Nachdruck unzuverläſſig gewordenen Webſter das Wörterbuch von Ogilvie.

Hierauf teilte Profeſſor Sarrazin (Freiburg) „Neues von und über V. Hugo" mit. Der vor mehr als 10 Jahren aus dem Leben geſchiedene Dichter wurde damals ſehr gefeiert; jetzt haben ſich die Meinungen zu ſeinen Ungunſten verſchoben. Es iſt an die Stelle der kritikloſen Bewunderung eine keineswegs wohlwollende Kritik getreten. Eine Biographie V. Hugos iſt trotz der vielen vorhandenen Arbeiten heute noch nicht möglich. Es wäre zunächſt ſein äußerſt umfangreicher Briefwechſel, natürlich mit Auswahl, zu veröffentlichen. Es müßte ferner mehr als bis jetzt geſchehen die Aufmerkſamkeit der Hugo-Forſchung ſich auf das Studium der Stilentwickelung bei dem Dichter richten, und es müßten einzelne dunkle und ſchwer aufzuhellende Punkte in ſeinem Lebens- und Werdegange klar geſtellt werden. Von dem, was das letzte

Jahrzehnt in dieſer Hinſicht gebracht hat, iſt als epochemachend für die Biographie des Dichters das vierbändige Werk von Edmond Biré zu nennen. Der Verfaſſer hat ſeit 1883 alle wertvollen Quellen benutzt; mit Ausnahme des vor wenigen Monaten aufgefundenen Journal de l'Exil (1852—56) hat er kaum ein Zettelchen unbeachtet gelaſſen. Für die Textkritik iſt es geradezu eine Offenbarung zu nennen, daß Biré ein vollſtändiges Exemplar des Conservateur Littéraire, einer halbmonatlichen Zeitſchrift, gefunden hat. Sie erſchien vom Dezember 1819 bis März 1821 in Heften von etwa 40 Seiten, die meiſt aus Hugos Feder gefloſſen ſind. Dieſe Entdeckung iſt deshalb von höchſtem Werte, weil Hugo ſpäter dieſe Jugendarbeiten weſentlich entſtellt abgedruckt hat, um den Anſchein zu erwecken, als ob er in ſeinen litterariſchen Anſichten nie geſchwankt hätte. Das Hauptergebnis von Birés Forſchung iſt: er hat den Nachweis erbracht, daß nicht alle Darſtellungen der Hiſtoriographen des eitlen Dichters falſch ſind, ſondern daß die von Hugo ſelbſt diktierten autobiographiſchen Aufzeichnungen voll von Irrtümern ſind, weshalb dieſes Quellenwerk nur mit der allergrößten Vorſicht benutzt werden darf. (Redner bezieht ſich hier auf: V. Hugo, raconté par un témoin de sa vie, herausgegeben von ſeiner Frau, 2 Bände 1863). Dieſe Zweifel ſind übrigens nicht neu; zudem hat Biré ſich nicht mit einer objektiven Darſtellung ſeiner Ergebniſſe begnügt. Er ſteht vielmehr im Bannkreiſe einer royaliſtiſch-klerikalen Weltanſchauung. Von dieſer Tendenz ausgehend, hat er zwei fixe Ideen: V. Hugo iſt ein Renegat, deſſen Wandlungen aus Selbſtſucht und krankhafter Eitelkeit hervorgingen; ferner iſt er kein Original, ſondern ein Nachtreter, der fälſchlich auf ein hohes Piedeſtal geſtellt wurde. Biré geht ſogar ſoweit, Hugos Patriotismus zu verdächtigen und den in Frankreich auch heute noch gefährlichen Verdacht zu erwecken, er habe die franzöſiſche Armee beſchimpft. Alle dieſe und ähnliche Beſchuldigungen ſucht Redner ins rechte Licht zu ſetzen, wobei er Biré nicht immer den Vorwurf tendenziöſer Fälſchung erſparen kann, beſonders auch in der Benutzung der ihm zur Verfügung ſtehenden Briefe Hugos. Immerhin hat er einige wichtige Punkte richtig geſtellt, wie er beiſpielsweiſe den Grund für den im Jahre 1843 einge-

tretenen Stillstand in Hugos dichterischem Schaffen in zwei Ereignissen erkennt: dem Tode seiner Tochter Alexandrine und dem bekannten Ehebruchskandale; dadurch hat er sich das Verdienst erworben, ein gutes Stück Hugo-Legende zerstört zu haben, an deren Entstehung der Dichter selbst mit schuld ist. Hieran schloß der Vortragende noch einige Bemerkungen über Hugos Farbensinn, dessen Zersetzung manche sonst unverständliche poetische Bilder des greisen Dichters erkläre.

Professor Meyer (Freiburg) sprach hierauf über „Badische Volkskunde". Auf dem Gebiete der Volkskunde ist Deutschland, und im besonderen Baden, hinter den meisten übrigen Staaten zurückgeblieben. Die Heimat eines der hervorragendsten Dialektdichters, Hebels, besitze nicht einmal ein Idiotikon dieses Dialekts. Auch in vielen anderen Richtungen der Volkskunde seien in Baden kaum Anfänge vorhanden, während man anderwärts durch Vereine und Zeitschriften diese zu fördern suche. Zum gleichen Zwecke haben sich vor kurzem drei Freiburger Germanisten, außer dem Vortragenden die Professoren Kluge und Pfaff, zur Herausgabe einer Zeitschrift vereinigt, der „Alemannia", um das in Baden noch vorhandene reiche Material an Sagen und Gebräuchen, besonders auch Volksspielen, zu veröffentlichen und zu bearbeiten. Zu diesem Zwecke wurde ein Fragebogen ausgearbeitet, durch dessen Beantwortung jedermann die Mitarbeit ermöglicht ist. Eine Besprechung der einzelnen Punkte dieses Fragebogens bildete den wesentlichen Inhalt des Vortrags, mit dem die zweite Sitzung ihren Abschluß fand.

Die Mittwochs-Sitzung war nach der Aufstellung der Rednerliste ganz den Fragen des Schulunterrichts gewidmet, die dann des weiteren vom Standpunkte der Reform in einer auf 5 Uhr nachmittags anberaumten nichtoffiziellen Versammlung (im Hotel Monopol) erörtert wurden. Da die Frage nach der Förderung des mündlichen fremdsprachlichen Unterrichts durch Anschauungsmittel in enger Berührung mit den Vorträgen dieses Tages steht, so ist hier der geeignete Ort zur Besprechung des Vortrages von Professor Scheffler (Dresden): „Bild und Lektüre", der schon für frühere Verbandstage angesetzt war. Im Anschluß an den von ihm inzwischen veröffentlichten Vortrag hatte Redner schon in

Dresden durch eine Ausstellung zu zeigen versucht, wie die bildliche Darstellung langatmige Erläuterungen zu ersparen geeignet sei, und wie sie die Lektüre in nutzbringender Weise zu ergänzen vermöge. Was dort durch Darstellungen zu Moliere, Shakespeare und Dante gezeigt wurde, war hier — in zwei Ausstellungssälen — auf Moliere beschränkt, sowie auf einige andere in erster Linie für den französischen Unterricht in Frage kommende Abbildungen. Für einen derartigen Anschauungsunterricht sei nun vor allem die Forderung aufzustellen, daß nicht deutsche Bilder verwendet, sondern daß französische Bilder, d. h. solche, die in Frankreich für den dortigen Unterricht geschaffen sind, zu Grunde gelegt werden. Redner hat eine Reihe solcher Veröffentlichungen kommen lassen, sogenannte Cahiers d'enseignement — für die Unterstufe — zunächst zur Geschichte, wie Jeanne Darc, Charlemagne u. a. m. Er macht ferner aufmerksam auf W. v. Seydlitz' „Allgemeines historisches Porträtwerk" (Bruckmann, München), das 1888 begonnen, bereits in zweiter Auflage vorliegt und besonders für die Schulpraxis geeignete Bilder enthält (z. B. zum Abschnitt über die Vorherrschaft Frankreichs unter Ludwig XIV., sodann zur Revolutionszeit, zu den Freiheitskriegen u. s. w.). Auch verschiedene Kunstrichtungen sind darin vertreten (Kopf von Henri IV.), ferner Abbildungen zur Kostümgeschichte u. a. m. Jedes einzelne Blatt ist zum Preise von 40 Pfg. zu erhalten; auch sind bequeme Hüllen dafür erfunden worden, wodurch die Bilder beim Herumreichen geschont werden. Sodann ist die von Jacquemin herausgegebene „Iconographie générale et méthodique du costume du IVe au XIXe siècle" zu nennen, welche weniger Gewicht auf die Kopfbildung legt, dafür aber für die Kostümkunde von hohem Werte ist. In dieser Hinsicht verdient auch Racinet Erwähnung, dessen Werk sich mehr für eingehendes Studium der Einzelheiten eignet. Sie alle aber illustrieren in trefflicher Weise die Lektüre Molieres. (Vgl. die Schilderung des Elégant jener Zeit in der Ecole des Maris I, 1; ferner findet sich die Abbildung eines Cabinet [Geheimschrank], einer Ruelle [Bett] u. ä.)[4]) Der Vortragende weist ferner

[4]) Vgl. auch Lacroix „Dix-septième siècle: Institutions, usages et costumes. Lettres, sciences et arts."

auf Abbildungen geſchichtlich wichtiger Gebäude hin, ſo zur Revolution: die Baſtille, Plan des Temple; ſodann Theater: Comédie française. Auch Wappen, Orden — die Ehrenlegion in ihren verſchiedenen Wandlungen im Laufe der Geſchichte —, Münzen, Bilder Napoleons I. u. ſ. w. ſind in Abbildungen vorhanden, alles zur Beſprechung ſowie zur Anknüpfung von ſchriftlichen Übungen geeignet; aber auch zum Abzeichnen mögen die Schüler veranlaßt werden.

Direktor Walter (Frankfurt) ſpricht im Anſchluß an den Vortrag den Wunſch und die Hoffnung aus, daß — in Anbetracht der außerordentlichen Bedeutung dieſer Anſchauungsmittel für den Unterricht — den Schulen die Möglichkeit zur deren Anſchaffung geboten werde. Es ſei im Falle großer Beteiligung von Anſtalten auch zu erwarten, daß die Verleger billige Lieferungen veranſtalten. Profeſſor Beyer bemerkt, er habe in München ſchon lange auf ſolche Weiſe mit guten Erfahrungen unterrichtet; auch Geh. Hofrat v. Sallwürck erklärt, daß es ähnlich in Baden ſchon geſchehe. Schließlich wird folgende von Profeſſor Scheffler und Direktor Walter vorgeſchlagene Reſolution angenommen: „Der ſechste allgemeine deutſche Neuphilologentag erklärt es für äußerſt wünſchenswert, daß — wie in Baden ſchon begonnen worden iſt — ſämtlichen höheren Schulen die Mittel zur Anſchaffung von authentiſchen Bildern und anderen Anſchauungsſtoffen zur Verfügung geſtellt werden behufs Einführung der Schüler in Kultur, Kunſt und modernes Leben der fremden Völker.“

Die dritte Sitzung — am Mittwoch Vormittag unter dem Vorſitz des Geh. Hofrat v. Sallwürck — wurde eröffnet durch Profeſſor Beyers (München) Vortrag: „Die Lautſchulung in meinem Anfangsunterricht“. Dieſer bereits für den Berliner Neuphilologentag angekündigte Vortrag iſt in etwas erweiterter Form als Beitrag zu einer Jubiläumsſchrift der ſtädtiſchen höheren Handelsſchule zu München[5]) erſchienen. Während in dem

[5]) Sonderabdruck bei Otto Schulze, Köthen 1893.

dort mitgeteilten Unterrichtsverfahren die methodiſchen Einzelheiten [6]) behandelt werden, will Redner hier nur die Erfahrungen vortragen, die er mit der Einſchulung der franzöſiſchen Sprachlaute in Verbindung mit der Lautſchrift geſammelt hat.[7]) Indem er zuerſt die Vorfrage beantwortet, ob überhaupt Phonetik in der Schule zu verwenden ſei, weiſt er entſchieden den Gebrauch der rein theoretiſchen, lediglich wiſſenſchaftlichen Lautkunde zurück, die ſich in — für den Schüler unverſtändlichen — Ausdrücken bewegt, ohne zunächſt praktiſchen Zwecken zu dienen; dagegen fordert er die angewandte, den Zwecken der Schulen dienende Lautkunde, die raſch und ſicher nachhilft, wo die Nachahmung allein nicht ausreicht. Mit dieſer kann in kurzer Zeit überraſchend viel erreicht werden, unter der Bedingung jedoch, daß der Lehrer ſie richtig zu handhaben verſteht, und unter der Vorausſetzung, daß er ſelbſt die nationale Ausſprache völlig beherrſcht und einen ſicheren wiſſenſchaftlichen Einblick in die lautliche Natur der zu lehrenden Fremdſprache beſitzt.

Hierauf wendet ſich Redner der Entwickelung ſeines eigentlichen Themas zu, indem er zeigt, welche Beobachtungen und Erfahrungen bei Einſchulung der fremden Laute ſowohl als Einzelgebilde wie im Sprachgefüge von ihm gemacht wurden. Eines weiteren Eingehens auf dieſe Darlegungen bedarf es hier um ſo weniger, als ſie bereits in extenso außer an dem oben genannten Orte auch in der Vietoriſchen Zeitſchrift „Die neueren Sprachen“ (Bd. II. S. 35 u. 165 ff.) bekannt gegeben ſind. Dagegen mögen gleich hier die in der Reformerverſammlung — am Nachmittag desſelben Tages — gegebenen Ausführungen desſelben Redners über die noch immer vielumſtrittene Frage des Gebrauches der Lautſchrift, als die in jedem Falle beachtenswerte

---

[6]) Lautſchulung — Lautſchrift — Leſen — Überſetzen aus der Fremdſprache — Sprechübungen nebſt Unterrichtsſprache — Rechtſchreibung und ſchriftliche Arbeiten — Vokabeln — Grammatik — Sachkunde nebſt Anſchauungsunterricht — Singen — Überſetzung aus dem Deutſchen.

[7]) An der höheren Handelsſchule zu München in ſechs wöchentlichen franzöſiſchen Stunden mit 30 Schülern; Lehrbuch: H. Löwe, Lehrgang der franzöſiſchen Sprache. Teil I. Berlin 1885 — in drei Anfängerklaſſen.

Anſicht eines kompetenten und erfahrenen Fachmannes, in möglichſter Kürze angefügt werden. Zu der Lautſchulung durch das Ohr, die in dem vorſtehenden dargelegt iſt, erwies ſich diejenige durch das Geſicht, nämlich die Lautſchrift, mit der Zeit als unentbehrlich, vorzugsweiſe zum Zwecke der häuslichen Wiederholung des in der Schule Geübten. Denn die gewöhnliche orthographiſche Schrift verwirrte nur die Schüler, welche ſich an den einfachen, rein phonetiſch geübten Laut gewöhnt hatten. Es wurde dazu im großen und ganzen die verſtändige Lautſchrift genommen, deren ſich ſeit Jahren die Zeitſchrift „Le Maître Phonétique“ mit Vorteil und Erfolg bedient. Die Schüler lernten mit Hilfe dieſer Umſchrift, die ſie Laut für Laut und Wort für Wort an der Tafel entſtehen ſahen, ſabelhaft raſch und ſicher. Sie zeigten Intereſſe an der Sache und eine derartige Freude daran, daß verſchiedene Schüler in ihren Mußeſtunden freiwillig verſuchten, neue leichte Stücke in Lautſchrift niederzuſchreiben. Die methodiſche Darbietung dieſer Lautſchrift geſchah durch Vorſprechen des Stückes bei geſchloſſenem Buche, hierauf deutſche Übertragung, dann mehrfache langſame Wiederholung des franzöſiſchen Satzes, worauf die eigene Lautarbeit der Schüler begann. Dabei wurde das „gebildete Sprechfranzöſiſch“ zu Grunde gelegt, le langage de tous les jours, während die mehr theoretiſchen Formen des Litterarfranzöſiſchen, bezw. des höheren Vortragsſtils, mit ihrer weit größeren Anzahl „Bindungen“ den oberen Klaſſen vorbehalten wurden. Die Lautſchrift darf aber ebenfalls nur von einem tüchtigen, geübten Lehrer gehandhabt werden; dann verwirrt und ſtört ſie den Schüler nicht, auch nicht in der Aneignung der heutigen Orthographie (?). Auch iſt ſie heute nicht mehr zeitraubend, da jetzt Lauttafeln vorhanden ſind.

An den erſten Teil dieſes Vortrags, deſſen zweite Hälfte wegen der kurzen am Vormittage zur Verfügung ſtehenden Zeit (30 Minuten für jeden Redner) auf den Nachmittag (Reformerſitzung) verſchoben werden mußte, ſchloß ſich ſofort derjenige des Direktors Walter (Frankfurt) „Über ſchriftliche Arbeiten im fremdſprachlichen Unterricht nach der neueren Methode“.

Die ſchriftlichen Arbeiten nach der bisher üblichen Methode beſtehen hauptſächlich aus Überſetzungen aus dem Deutſchen in die

fremde Sprache, wodurch vor allem Sicherheit in der Grammatik angestrebt wird.

Die Erfahrung lehrt nun, daß jahrelang fortgesetztes Übersetzen einerseits nicht im gewünschten Grade grammatische Sicherheit herbeiführt, andererseits aber in den seltensten Fällen das idiomatische Gepräge der fremden Sprache wiedergiebt. Nicht nur Schüler, nein, auch Studenten und Lehrer, die auf diese Weise die fremde Sprache herstellen, müssen sich z. B. von Engländern, denen sie ihre Übersetzungen vorlegen, sagen lassen: „That is grammatically right, but we don't say so." Damit ist also gesagt: „Das ist kein Englisch." Wenn wir nun die fremde Sprache in ihrer ganzen Eigenart in uns aufnehmen, also wirkliches Französisch und Englisch lernen wollen, so müssen wir von Anfang an darauf bedacht sein, unsere Gedanken in die entsprechenden fremdsprachlichen Ausdrucksformen einzukleiden. Dies geschieht nicht durch eine fortwährende Vergleichung zweier Sprachen, wie sie das Übersetzen erfordert, sondern durch ein Vertiefen in die fremde Sprache selbst, durch die Nachahmung der gesprochenen und gelesenen Sprache. Wir können kein besseres Französisch und Englisch machen, als die Franzosen und Engländer selbst; also müssen wir von eignem gewagten Konstruieren der fremden Sprache absehen und uns auf deren Nachahmung verlegen.

Der Sprachunterricht nach der neueren Methode sucht demgemäß von Anfang an Sprachstoff aus den verschiedenen Gebieten der Anschauung, sowie aus Erzählungen und Gedichten zu gewinnen und diesen Stoff durch vielfache Verarbeitung zum sicheren Besitz der Schüler zu machen; die Erlernung der fremden Sprache geschieht also auf mündlichem Wege durch Nachahmung, und demgemäß müssen auch die schriftlichen Übungen hergestellt werden. Erfolgt die Spracherlernung zu gleicher Zeit durch Nachahmungs- wie durch Konstruktionsübungen, so durchkreuzen sich diese beiden grundverschiedenen Wege der Sprachaneignung und hemmen, wie die Erfahrung lehrt, die schnellere Erlernung der Sprache nach Wort und Schrift. Das Übersetzen muß daher, wenn nicht überhaupt, so mindestens so lange als nur irgend möglich völlig ferngehalten werden; dagegen sind die Nachahmungsübungen möglichst vielseitig

zu gestalten. Der geistige Gewinn, den das Übersetzen in die fremde Sprache ergeben soll, wird ebenso und noch mehr durch die freien Sprachübungen erzielt, wie durch die Fortschritte der Methodik zur Genüge dargethan ist. Und was die Kenntnis der Grammatik anlangt, welche das Übersetzen vermitteln soll, so ist diese ebenso und in noch höherem Grade durch die Übungen zu erlangen, welche in und an der fremden Sprache in der größten und anregendsten Abwechselung und Vielseitigkeit vorgenommen werden. Durch diese Nachahmungsübungen wird nicht nur wirkliche Sprachkenntnis erzielt, sondern zugleich die erforderliche Kenntnis der Grammatik vermittelt.

An der Hand von Schülerheften aus der Bockenheimer Realschule zeigt nun der Redner, in wie mannigfacher Weise sich diese Übungen gestalten lassen.

Im ersten Jahre sind die Übungen möglichst einfach; es genügt sogar hier, wenn nur Diktate gegeben oder der mündlich angeeignete Stoff aus dem Gedächtnis niedergeschrieben wird. Doch außer diesen Übungen ließ der Redner noch manche andere anfertigen, z. B. Rechenaufgaben, Beantwortung französisch gestellter Fragen, Beschreibung von Teilen der Hölzelischen Anschauungsbilder, vergleichende Übungen zwischen Laut und Schrift, und eine Anzahl grammatischer Übungen. Die letzteren bestanden im Konjugieren ganzer Sätze z. B. j'ai laissé mes livres dans ma chambre; j'allais me promener avec mon père, Gegenüberstellung von Einzahl und Mehrzahl, Aufsuchen von Beispielen für bestimmte grammatische Gesetze u. a. m. Außer diesen Arbeiten wurden die Wandtafeln ausgiebigst benutzt. Geschieht dies regelmäßig, so läßt sich die Zahl der schriftlichen Arbeiten wesentlich verringern und dadurch Zeit für den Unterricht gewinnen. Auch für den Lehrer ist eine Verringerung der Korrekturen erwünscht, zumal die Durchsicht der freien Arbeiten von Klasse zu Klasse viel mehr Zeit und Kraft in Anspruch nimmt als die der Übersetzungsübungen.

In Quinta treten zu den genannten Arbeiten, die natürlich von Stufe zu Stufe, der weiteren Aneignung des Sprachstoffes entsprechend, schwerer werden, folgende neue Übungen hinzu: Freie Wiedergabe von mündlich behandelten Anschauungsstoffen, z. B.

l'Ecole, la Maison, l'Ile (Herbſtbild), l'Etang (Winterbild); Selbſtbilden von Fragen nach den verſchiedenen Teilen eines Satzes; Umformungen von Erzählungen (Verwandlung aus der Einzahl in die Mehrzahl, aus dem männlichen ins weibliche Geſchlecht, aus der Gegenwart in die Vergangenheit und umgekehrt). Freie Satzbildungen nach beſtimmten grammatiſchen Geſichtspunkten, z. B. Sätze über Quantitätsadverbien; Gebrauch von celui-ci; celui-là u. ſ. w.; Erſatz der Subſtantive durch Pronomina; Verwandlung von aktiven Sätzen in paſſive u. a. m. Bei den letzteren Arbeiten, zu welchen die Hölzeliſchen Bilder mit großem Nutzen verwandt werden, laſſen ſich verſchiedene Übungen anſtellen, welche die vielfachen Verbindungen des Verbums mit Subjekt und Objekt vorführen und dem Schüler Gelegenheit geben, in den verſchiedenen Ausdrucksformen Sicherheit zu gewinnen. So erhält der Schüler die Aufgabe, mit Wechſel der Zeiten oder Wechſel der Ausdrucksweiſe (bejahend, verneinend, fragend, fragendverneinend) oder beides vereint, entſprechende Sätze zu bilden, für welche ihm der durchgearbeitete Sprachſtoff ſtets Anhaltspunkte bietet.

Solche Konjugationsſätze oder auch einzelne Verben werden in gleicher Weiſe zu mannigfach abwechſelnden Konjugationsübungen verwertet, welche in hohem Grade geeignet ſind, die auf induktivem Wege erworbenen grammatiſchen Kenntniſſe zu prüfen und zu befeſtigen.

In Quarta werden dieſe Übungen fortgeſetzt und erweitert; die unregelmäßigen Zeitwörter, welche aus dem Sprachſtoffe gewonnen werden, benutzt man zu den mannigfachſten Übungen. So läßt man eine Anzahl unregelmäßige Verben herausziehen, die dann folgendermaßen konjugiert werden: 1) Wechſel der Perſon; 2) Wechſel der Perſon und Zeit; 3) Wechſel der Perſon, Zeit und Redeform. Ferner ſchreibt der Schüler aus dem Gedächtnis Sätze nieder, in denen beſtimmte unregelmäßige Zeitwörter vorgekommen ſind, deren Form er zu beſtimmen hat. Dieſelbe Beſtimmung der Form nimmt er ebenſo an Verben, welche aus einem Abſchnitte des Leſeſtoffes herausgezogen werden, vor. Der Schüler ſtellt Beiſpiele zuſammen, in denen der Konjunktiv vorkommt und gewinnt hierbei in gemeinſamer Arbeit mit dem Lehrer die Hauptgeſichtspunkte für die Anwendung des Konjunktivs.

**

Neben diesen grammatischen Übungen werden die früher bezeichneten Sprachübungen fortgesetzt und erweitert. Zu den Beschreibungen des durchgenommenen Anschauungsstoffes treten Inhaltsangaben erzählender Stoffe hinzu. Außerdem muß nun der Schüler soweit gefördert sein, daß er folgende Arbeiten ausführen kann: Diktat von leichten, noch nicht gelesenen Stoffen; Beantwortung von französisch gestellten Fragen aus einer soeben französisch vorgetragenen, noch nicht gelesenen Erzählung; freie Wiedergabe einer soeben durchgenommenen französisch vorgetragenen Erzählung.

In der Tertia (4. Jahrgang) werden letztere Arbeiten noch eingehender geübt, da hier der Schüler eine größere Selbstthätigkeit an den Tag legen muß, zu der er auf Grund der vielseitigen Verarbeitung des Sprachstoffs und der Verfügung über einen schon umfangreichen idiomatischen Sprachschatz befähigt ist. Vergleicht man hier die einzelnen Schülerarbeiten, so treten die vielfachen Abweichungen der Form und des Ausdrucks mehr und mehr hervor; denn gerade durch derartige dem Gehöre nach verarbeitete Erzählungen oder Anschauungsstoffe wird der Schüler veranlaßt, die in ihm erweckten Vorstellungen durch entsprechende, ihm geläufige Wendungen und Ausdrücke wiederzugeben. Zu obigen Übungen treten noch hinzu: Abfassung von Briefen (z. B. Neujahrsglückwunsch), Beschreibungen bisher noch nicht besprochener Anschauungsbilder, und als Übergang zu dem durch die Lehrpläne vorgeschriebenen Übersetzen: freie Wiedergabe von deutsch vorerzählten Stoffen.

Die Versuchsklasse in Bockenheim ist in dieser Weise vier Jahre unterrichtet worden und wird jetzt in gleicher Weise weitergeführt; nur wird das Übersetzen wegen der Reifeprüfung gelegentlich zu üben sein. Die Erfahrung in der obersten Klasse des englischen Kursus hat gezeigt, daß Schüler, welche auf diese Weise einen festen Sprachstoff erworben haben, auch ohne langes Üben im Übersetzen bessere Leistungen zu Tage fördern, als die, welche von Anfang an übersetzt haben.

Trotzdem ist es zu wünschen, daß in den Abschluß- und Reifeprüfungen von einer Übersetzung in die fremde Sprache Abstand genommen und dafür eine freie Arbeit verlangt wird, welche sich an den ganzen neuen Betrieb des Sprachunterrichts eng anlehnt.

Bleibt die Überſetzung als Schlußleiſtung beſtehen, ſo iſt Gefahr vorhanden, daß durch lange fortgeſetzte Überſetzungsübungen die Sprachaneignung an und aus der Quelle der Sprache ſelbſt Schaden erleidet, wie ebenfalls die Erfahrung gelehrt hat. Wird aber die Spracherlernung auf dieſem direkten Wege weiter fortgeſetzt, ſo muß der Schüler mit der immer wachſenden Kenntnis des Ausdrucks, der Sprachform und des Sprachinhalts mehr und mehr befähigt werden, ſich in der fremden Sprache freier zu bewegen und die für die oberen Klaſſen der Oberrealſchulen und Realgymnaſien vorgeſchriebenen, verſchiedenen Gebieten entnommenen Aufſätze gewandter und leichter herzuſtellen, als es nach der bisherigen Überſetzungsmethode überhaupt möglich iſt. Bei der weiteren Ausbildung dieſer Methode für den Klaſſenunterricht wird man ſtets darauf achten müſſen, wie die natürliche Erlernung der Mutterſprache vor ſich geht, bezw. wie jemand, der im Auslande Sprachſtudien treibt, ſich dort die fremde Sprache aneignet, aber ſelbſtverſtändlich unter Berückſichtigung des Alters und der dem Lernenden zur Verfügung ſtehenden Zeit. Thatſache iſt, daß der Schüler nach dieſer Methode die Sprache ſchneller mündlich und ſchriftlich gebrauchen lernt und weniger Zeit dafür aufzuwenden hat, als nach dem bisher im allgemeinen angewandten Lehrverfahren.

Seine Wünſche faßt der Redner in folgenden zwei Theſen zuſammen:

1. Freie Schreibübungen im Anſchluß an die Lektüre ſind als Erſatz der Überſetzungen aus dem Deutſchen zuzulaſſen.
2. Es iſt zu wünſchen, daß in den Abſchluß- und Reifeprüfungen an Stelle der bisherigen ſchriftlichen Überſetzungen dem Ziele der Schule entſprechende freie Arbeiten geſtattet werden.

An dieſe beiden mit großem Intereſſe aufgenommenen Vorträge knüpfte ſich alsbald eine lebhafte Diskuſſion, in der manche gegneriſche Anſichten im einzelnen zum Ausdruck kamen, während im ganzen eine erfreuliche Zuſtimmung der Anweſenden zu den klaren und eingehenden Darlegungen beider Redner zu erkennen war. Aus dem vielen Beachtenswerten, das dieſe Diskuſſion bot,

mögen hier nur wenige Punkte von allgemeinerem Intereſſe herausgehoben werden. Anſtatt auch deutſch Erzähltes durch die Schüler in der fremden Sprache wiedergeben zu laſſen (Vortrag Walter), hält ein Redner es für beſſer, einen den Schülern bekannten Stoff in franzöſiſcher Form zu bieten und darnach frei arbeiten zu laſſen; ſo läßt er beiſpielsweiſe von Schülerinnen Regnieriſche Überſetzungen von Stellen aus Schiller wiedergeben, mit weit größerem Erfolge als grammatiſch zugeſpitzte Überſetzungsaufgaben. Ein anderer hat ſich gefreut, daß das Deutſche im franzöſiſchen Unterricht möglichſt gemieden werden ſoll, und möchte es gänzlich daraus beſeitigt wiſſen, eine Anſicht jedoch, die ſich nicht allgemeiner Zuſtimmung zu erfreuen ſchien. Von Intereſſe war ferner die von mehreren Rednern auf Anregung einer bezüglichen Bemerkung Walters mitgeteilte Erfahrung, daß in einzelnen Anſtalten ſtatt der Wandtafeln, die bis zu einer gewiſſen Höhe mit ſchwarzer Farbe beſtrichenen Wände des Schulzimmers die Möglichkeit bieten, viele Schüler gleichzeitig unter leichter Kontrolle ſeitens des Lehrers und der Mitſchüler ſchreiben zu laſſen. Geh. Hofrat v. Sallwürk ſah bereits vor vielen Jahren in einer Brüſſeler Schule die ganze Klaſſe in dieſer Weiſe gleichzeitig beſchäftigt; allerdings durfte die Zahl der Schüler einer Klaſſe dort höchſtens 25 betragen. — Profeſſor Förſter (Bonn) ſtellt im Anſchluß an den Beyeriſchen Vortrag und auf Grund der von ihm ſowohl an Studenten als Schülern gemachten Erfahrungen folgende Theſe auf: „Die praktiſch phonetiſche Schulung hat mit dem Deutſchen zu beginnen, und zwar in den Volksſchulen; ſolange das aber nicht möglich iſt, in den unterſten Klaſſen der höheren Schulen.“ — Über die Stellung der preußiſchen Lehrpläne zur Phonetik in der Schule äußert ſich Profeſſor Kühn (Wiesbaden) dahin, daß phonetiſche Belehrungen in der von Beyer vorgeſchlagenen Weiſe durchaus nicht unter den Begriff der durch dieſe Lehrpläne ausgeſchloſſenen theoretiſchen Unterweiſungen fallen; ebenſowenig ſei die Lautſchrift damit verboten, nur dürften die Schüler ſie nicht ſelbſt anwenden, ſondern müßten ſie an aufgehängten Lauttafeln (Syſtem Vietor) lernen. — Profeſſor Sarrazin weiſt auf die Schwierigkeiten der Korrektur freier Arbeiten hin,

die von Beyer und Walter — im Schlußwort — bestätigt werden; demgegenüber wird mehrfach die Notwendigkeit betont, daß die Lehrer der neueren Sprachen weniger Unterrichtsstunden zu erteilen haben sollten. — In der nach Schluß der Diskussion erfolgten Abstimmung über die vorerwähnte These Försters wird sie mit allen gegen eine Stimme angenommen. Die beiden Walterischen Thesen finden hierauf einstimmige Annahme.

Es folgt nunmehr der Vortrag des Oberlehrers Dr. Banner (Frankfurt):

„Die neuesten Strömungen auf dem Gebiete der modernen Philologie und die daraus sich ergebende Reform in Unterricht und Vorbildung", über den Herr Dr. Banner selbst berichtete:

„Ich betrachte es als eine Ehrenpflicht des sechsten Neuphilologentages zu Karlsruhe — so etwa äußerte ich mich daselbst — nochmals auf die tief in unser Studium eingreifenden Beschlüsse des fünften allgemeinen deutschen Neuphilologentages zurückzukommen, über die in dem zweijährigen Zwischenraume von Pfingsten 1892 bis Pfingsten 1894 fast unablässig hin- und herdiskutiert worden war. Die bedeutsamen, von einer achtunggebietenden Zahl deutscher Neuphilologen angenommenen Waetzoldtischen Thesen sind mittlerweile den Regierungen unterbreitet worden und werden wohl nicht verfehlen, auf die Gestaltung des Staatsprüfungsreglements und somit auf die des Betriebs der neueren Sprachen an Schule und Universität ihren Einfluß zu üben. Ja, in seinen weitesten Konsequenzen erfaßt, scheint mir dieser Einfluß auf eine Umgestaltung unseres höheren Schulwesens hinzuführen.

Die wichtigste unter den Waetzoldtischen Thesen ist zweifellos die Forderung eines mindestens einjährigen Aufenthaltes des Kandidaten der neueren Philologie in dem Heimatsgebiet derjenigen Sprache, deren Studium er sich zur Aufgabe gemacht hat. An dieser Forderung nun in erster Linie scheitert — wenn wir von den tieferen Gründen absehen wollen — für die Neuphilologen der Nebeneinanderbetrieb des Französischen und Englischen als Hauptfächer. Da es in der Natur einer Fortentwickelung liegt, daß die Zahl der Einzeldisziplinen eines Faches sich eher vermehrt als

vermindert, von der eigentlichen Studienzeit alſo nicht leicht ein Abzug gemacht werden kann, und da ferner ein wirklich fruchtbarer Aufenthalt im Auslande recht koſtſpielig zu ſein pflegt, ſo würden den Jüngern der neueren Philologie durch nichts zu rechtfertigende Opfer an Geld und Zeit auferlegt ſein, die den anderen Studierenden erſpart bleiben. Außerdem pflegt in ſehr vielen Fällen der gleichzeitige praktiſche Betrieb zweier fremder Sprachen die Fertigkeit in jeder von beiden einigermaßen zu beeinträchtigen. Endlich aber ſollen ja ebenfalls nach einer in Berlin angenommenen Theſe die Anforderungen an unſer Wiſſen neben dem Können thatſächlich derartig geſteigert werden, daß von einer ausgiebigen Beſchäftigung mit dem Engliſchen und Franzöſiſchen zu gleicher Zeit auch ſchon deshalb im Ernſt nicht mehr die Rede ſein kann.

Und ſo kam ja auch Waetzoldt ſchon dazu, eine Trennung der beiden Disziplinen für das zu erwartende Prüfungsreglement in Ausſicht zu ſtellen. Sicherer von Erfolg wäre es ja vielleicht geweſen, wenn er dieſen Punkt mit in ſeine Theſen aufgenommen hätte. Allein auch ſo iſt zu hoffen, daß das mit zwingender Notwendigkeit ſich Ergebende geſchieht. Doch iſt mit der von Waetzoldt angedeuteten Möglichkeit einer Zuſammenlegung jeder der beiden inbetracht kommenden Sprachen für ſich mit anderen Fächern nach freier Wahl meines Erachtens der Sache nicht gedient. Erwägen wir all das, was nach den anderen Waetzoldtiſchen Theſen von dem Studierenden des Engliſchen oder Franzöſiſchen verlangt werden ſoll, und ich unterſchreibe ſeine Forderungen ſamt und ſonders und noch einige darüber hinaus, ſo iſt die ſich ergebende Konſequenz die Beſchränkung auf ein einziges Hauptfach. Die Möglichkeit der Wahl eines einzigen Hauptfaches erſcheint mir bei der ſteten Erweiterung und Vertiefung jedweden Wiſſenszweiges ohnehin höchſt erſtrebenswert, insbeſondere weil nur ſo von einer begeiſterten Hingabe an *ein* Lieblingsſtudium, das doch wohl jeder echte Jünger der Wiſſenſchaft ſich über kurz oder lang auf ſeinem Studiengang erkürt, weil nur ſo von wirklich wiſſenſchaftlichem Arbeiten in der ſpäteren Berufsthätigkeit, weil nur *ſo* endlich von der notwendigen dauernden Fühlung mit den Vertretern unſerer Fächer auf der Univerſität die Rede ſein kann.

Unſerer Verwendbarkeit in der Schule aber braucht dadurch kein Eintrag gethan zu ſein; das verhüten die Nebenfächer. Jedoch auch da möchte ich eine Wandlung ſich vollziehen ſehen, von der ich glaube, daß ſie nur zu unſerem Heile und zum Heile des Ganzen ausſchlagen kann. Nicht in das Belieben des Einzelnen ſoll die Wahl der Nebenfächer geſtellt werden, nicht, wie bisher ſo oft, ſoll der Marktwert, der augenblickliche Schulbedarf hier für den Studierenden maßgebend ſein dürfen. Maßgebend einzig und allein iſt ihre Zugehörigkeit zu den Hauptfächern. Und ſo möchte ich auch den bei unſeren Univerſitätsprofeſſoren und zwar mit Recht ſo anrüchigen Begriff der „Nebenfächer" durch den Namen „Ergänzungsfächer" erſetzt ſehen. Wäre doch auch nur ſo eine Durchführung der für uns gewünſchten Ausbildung vollſtändig gewährleiſtet. Wir ſollen nach aller Wunſch fortan auf der Univerſität neben der eigentlich ſprachlich-hiſtoriſchen Ausbildung eine gründliche Kenntnis der Realien, der Geſchichte und Geographie, der Litteratur- und Kunſtgeſchichte, der Sitten und Bräuche des fremden Volkes erhalten. Wer aber ſoll bei der unſeren Neuphilologen bisher zu teil gewordenen Ausbildung imſtande ſein, den Studierenden dieſe Kenntniſſe zu übermitteln? Da möchte man es denn unter den jetzigen Verhältniſſen für angemeſſen erachten, wenn die Profeſſoren der Geographie, der politiſchen Geſchichte, der Kunſtgeſchichte und verwandter Disziplinen veranlaßt würden, bei der Aufſtellung ihres Lektionsplanes künftighin in einzelnen Vorleſungen regelmäßig auch das Intereſſe der neuphilologiſchen Studentenſchaft zu berückſichtigen. Sie würden dann notwendig auch der neuſprachlichen Prüfungskommiſſion aggregiert werden, und der Examinand hätte vor ihnen die erforderliche Ausbildung in den zu ſeinem Hauptfache gehörigen Ergänzungsfächern nachzuweiſen. Bei dieſer Organiſation wäre dann auch die Gefahr beſeitigt, der die Studierenden der neueren Philologie mehr ausgeſetzt ſind als andere, der Gefahr einſeitiger Ausbildung. Noch beſſer freilich wäre ihr vorgebeugt, wenn auch bei uns für jede der Disziplinen an einer Univerſität mehrere Dozenten vorhanden wären, von denen dann mitunter zwei oder drei über den gleichen Stoff läſen. Solange wir aber derartig glückliche Zuſtände noch nicht haben, möchte das

Heranziehen der Professoren anderer Zweige für unsere Ausbildung und etwa ein mindestens einmaliger Wechsel der inländischen Universität neben dem Besuch einer ausländischen als annehmbare Abhilfe erscheinen.

Zu den „Ergänzungsfächern" des Französischen nun würde in erster Linie das Lateinische zu rechnen sein, dessen gründliche Kenntnis ebenso wie die wenigstens einer Schwestersprache den auf germanischem Gebiet Geborenen zu einem wissenschaftlichen Betrieb einer romanischen Sprache doch wohl unentbehrlich ist. Dazu würden als Ergänzungsfächer dann noch etwa Geographie, Geschichte und selbstverständlich auch Englisch treten, während dem Englischen als Hauptfach notwendig Deutsch, Geographie, Geschichte, Französisch und mit Vorteil auch Lateinisch als Ergänzungsfächer beigesellt werden dürften. Immerhin wird der deutsche Romanist sich nimmer auf so sicherem Boden bewegen wie der Anglizist. Ein Letztes, das Fühlen im romanischen Sprachgeist, wird dem Deutschen in der Regel vorenthalten bleiben, ein Letztes, das ihm in der germanischen Schwestersprache natürlich nicht verschlossen ist. Gerade deshalb aber muß ihm ein tieferes Eindringen in das Romanische nach der historischen Seite hin besonders wertvoll und somit der kräftige Betrieb des Lateinischen als erstes Bedürfnis erscheinen.

Das nun weist dem deutschen Romanisten als Vorbildungsstätte das humanistische Gymnasium zu, insbesondere nachdem durch die neuen preußischen Lehrpläne in den Realgymnasien das Lateinische noch weiter eingeschränkt worden ist, als es dort schon ohnehin war. Sind wir aber auf einen Zuzug von Gymnasialabiturienten für das Studium der romanischen Sprachen zu rechnen gezwungen, so müssen wir mehr noch als bisher verlangen, daß diesen eine bessere Vorbereitung im Französischen zu teil werde. Allein damit sieht es gegenwärtig ganz besonders übel aus, und, daß dem so ist, haben wir Neuphilologen uns selbst zuzuschreiben. Allzu vertrauensseliges Hoffen auf den für uns wirkenden Druck der öffentlichen Meinung ließ uns gerade in dem entscheidenden Jahre 1891 mit dem zu solchem Zwecke doch in erster Linie geschaffenen Neuphilologentage nicht in die Arena treten. Und die Folge war eine Einschränkung der neusprachlichen Lehrstunden auf

der ganzen Linie. Empfindlicher aber als die Einbuße einiger Lehrstunden, die durch deren richtigere Verteilung auf die einzelnen Klassen vielleicht als ausgeglichen betrachtet werden darf, ist auf den Gymnasien die Beseitigung der mündlichen Prüfung und die Einführung eines schriftlichen Tentamens, wie es in Anbetracht der in den anderen Sprachen gestellten Aufgaben als durchaus minderwertig erscheinen muß. Wenn man als Zielleistung eines deutschen Gymnasialabiturienten im Französischen die befriedigende Übertragung eines nicht zu schwierigen französischen Textes in die Muttersprache mit Hilfe eines Wörterbuchs ansehen soll, so ist das aus einer schablonenmäßigen Angleichung des Französischen an das Griechische, nicht aber aus den Zielen des französischen Unterrichts selbst heraus zu erklären.

Soll das Französische im Gymnasialorganismus irgend welchen selbständigen Wert beanspruchen, so muß ihm meines Erachtens eine ihm als moderner Sprache eigentümliche Aufgabe neben der der alten zugewiesen werden. Es dürfte der darauf verwendeten Zeit, es dürfte insbesondere dem Wunsche der Mehrheit der Gymnasialbesucher entsprechen, wenn wir neben dem Verständnis des geschriebenen Wortes im Französischen auch das Verständnis des gesprochenen und bis zu einem gewissen Grade die Fähigkeit des eigenen Ausdrucks in der fremden Sprache hier dem Schüler mit ins Leben geben. Das Eindringen in die griechischen Litteraturwerke erschließt dem Schüler die ewigen Muster künstlerisch abgeklärter Darstellungsform, die Einführung in die weit sprödere römische Schriftwelt verleiht dem Schüler wie sonst nichts die Fähigkeit, sich in fremde und fremdeste Denk- und Ausdrucksweise hineinzufinden; das Französische aber eröffnet ihm die Möglichkeit, neben der Muttersprache eine zweite, praktisch verwendbare, mündlich und schriftlich handhaben zu lernen. Das freilich erfordert Zeit zu ergiebigem Unterricht in der Schule und noch mehr Zeit zu ausgedehntester Übung im Hause. Hier und dort aber wird die Zeit von den beiden anderen Sprachen in Anspruch genommen, im höchsten Maße vom Lateinischen und, wie mir scheint, zu einem Teile ohne rechten Zweck. Dieser Teil ist die stilistische Arbeit in den Oberklassen. Schriftliche wie mündliche Übersetzungsübungen

ſind bei einer ſo ſchwierigen Sprache, wie es das Lateiniſche iſt, gewiß unentbehrlich, um ein ſicheres Verſtändnis der Schriftwerke zu erzielen. Was aber über dieſes Ziel hinausgeht, iſt Zeit- und Kraftvergeudung. Und wenn man die kläglichen, aber recht erklärlichen Reſultate der ſtiliſtiſchen Arbeiten in den Oberklaſſen überſchaut und dabei doch die Mehrzahl der Schüler mit den von Stufe zu Stufe ſchwieriger werdenden Litteraturwerken ſchließlich zu Rande kommen ſieht, ſo darf man hier doch wohl ohne Übertreibung von einer Siſyphusarbeit reden. Und ſo geringe Einbuße der lateiniſche Unterricht, auch wenn er dieſes Ziel fallen ließe, vertragen könnte, ſie würde genügen, um dem Franzöſiſchen die Möglichkeit zu verſchaffen, ſeine ſchöne Sonderaufgabe wenigſtens einigermaßen zu löſen und den Schüler zur leidlichen Handhabung einer fremden, geſprochenen Sprache bis zu einem gewiſſen Grade heranzubilden. Um aber dieſes Ziel vollſtändig zu erreichen, dazu müßte freilich ein breiterer Raum zur Verfügung ſtehen, als ihn das Lateiniſche ohne Schädigung ſeiner eigentlichſten Wirkſamkeit abgeben kann. Vielleicht nun führt das immer mächtigere Vordringen der mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Zweige im Gymnaſiallehrplan endlich zu einer richtigen Sonderung zwiſchen den philologiſch-hiſtoriſchen und den mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Disziplinen, zu einer Sonderung, die ja nicht gar ſo früh einzutreten, ſondern ſich etwa auf die drei Oberklaſſen von Gymnaſial- und Realanſtalten zu erſtrecken hätte. Vielleicht finden ſich die Medizin, die ja doch bei den Gymnaſiaſten immer noch die nötige Seh- und Handfertigkeit vermißt, und die Mathematik, die ſich ohnehin von der philoſophiſchen Fakultät loszulöſen ſtrebt, zu einer gemeinſamen Fakultät zuſammen, die eine ausreichende Vorbereitung ihrer Jünger von der mathematiſch-naturwiſſenſchaftlichen Zweiganſtalt erwartet, während alle auf ein Zurückgehen ins Altertum hingewieſenen Studien auf der anderen Seite die Vorbildung zu ſuchen hätten. Gemeinſam wäre auf jeden Fall der Unterbau, und zwar mit Franzöſiſch, und dies nach der Reformmethode. Denn vom pſychologiſchen Standpunkte aus iſt doch wohl ſicherlich der jetzigen Aufeinanderfolge der Sprachen diejenige vorzuziehen, in der auf die Mutterſprache eine fremde lebende in einer der erſten

menſchlichen Spracherlernung angepaßten Methode folgt, dann eine tote, auf die jene vorher erlernte fremde Sprache zurückgeht, und zuletzt die uns am fernſten ſtehende. Wollten wir freilich auch noch das Engliſche als obligatoriſchen Unterrichtsgegenſtand betrachten, ſo würde dies dann allerdings als germaniſche Sprache zwiſchen Mutterſprache und Franzöſiſch treten. In den ſpäteren Klaſſen würden bei der Gabelung dann auf der einen Seite die klaſſiſchen Sprachen, auf der anderen die mathematiſchen Fächer im Vordergrunde ſtehen. In beiden Abteilungen gleichermaßen bedacht wäre allein das Franzöſiſche. Mit ihm empfinge der Schüler ſeine eigentlichſte ſprachliche Ausbildung von unten bis oben, und nicht mit Unrecht. Denn obzwar es unſerem patriotiſchen Herzen vielleicht wohl thäte, wenn ſtatt ſeiner eine andere unter den vielen Sprachen in unſerem Unterricht zu einer derartig dominierenden Stellung beſtimmt wäre, ſo iſt es doch nicht zu leugnen, daß keine dazu in gleichem Maße geeignet iſt. Sie hat gleichzeitig an und für ſich den Wert einer internationalen Verkehrsſprache, für uns Deutſche dem Engliſchen gegenüber weit mehr den Charakter einer fremden Sprache und darum den größeren Anſpruch auf ſchulmäßigen Betrieb, ohne dieſem doch die gleichen Schwierigkeiten entgegenzuſtellen wie die alten Sprachen, und endlich als logiſch bildender Gegenſtand gleich hohen Wert wie das Lateiniſche und zwar ebenſo unbeſtreitbar, wie es von den klaſſiſchen Philologen noch immer beſtritten wird.

Selbſtverſtändlich wird nun der Mathematiker in den oberen Klaſſen nicht ohne jede klaſſiſche Bildung bleiben, wie umgekehrt der Philologe nicht ohne mathematiſche; vielmehr wird dann erſt auf der philologiſch-hiſtoriſchen Anſtalt diejenige Art mathematiſch-naturwiſſenſchaftlicher Unterweiſung ſich herausbilden, die für den künftigen Laien in dieſen Fächern mehr Wert hat, als die ſtreng theoretiſche Ausbildung, die er jetzt dem Mathematiker und Mediziner zuliebe in Kauf nehmen muß. Dann wird endlich das humaniſtiſche Gymnaſium aufhören dürfen, das Mädchen für alles zu ſein und unter der Laſt ſeiner Privilegien buchſtäblich hinzuſiechen. Denn ſolange dieſe Privilegien alleſamt dem Gymnaſium erhalten bleiben, obwohl ein Teil von ihnen auch anderwärts, nach der jetzigen

Organiſation auf dem Realgymnaſium, zu erlangen iſt, iſt weder dieſer noch jener Anſtalt geholfen. Nur eine reinliche Scheidung allein kann da von Nutzen ſein. Hier die Vorbereitung für Bau-, Berg-, Forſt-, Poſt- und Steuerbeamte, für Mathematiker und Naturwiſſenſchaftler und möglichſt für eine der ſogenannten oberen Fakultäten, jedenfalls für die Mediziner, dort die für die anderen Berufe, dann haben wir zwei lebensfähige Gebilde, die die beiden Strömungen unſeres gegenwärtigen Lebens wiederſpiegeln, ebenbürtig nebeneinander. Dann giebt es für kein Fach mehr zwei ſo heterogene Vorbereitungen, wie augenblicklich für die neueren Sprachen, ſondern immer nur eine geeignete. Dann endlich hört auch der ſo leidige Berechtigungskampf zwiſchen den Schulen auf, von dem auf anderem Wege ſchwerlich ein Ende abzuſehen ſein möchte.“ —

In der ſich an dieſen Vortrag anſchließenden Diskuſſion ergriffen die Univerſitätsprofeſſoren Schipper und Förſter das Wort, um in längerer Auseinanderſetzung der Anſicht entgegenzutreten, als ob die Vertreter der Univerſität — wohl infolge der Vorgänge auf dem Berliner Neuphilologentage — den Beſtrebungen der Reform feindlich gegenüberſtänden. Da die Redner auch gegen einzelne Forderungen des Vorredners bezüglich der Geſtaltung des neuſprachlichen Studiums mehrfache Widerſprüche äußern, ſo ſtellt Profeſſor Stengel den Antrag, dieſe Frage einer Kommiſſion behufs eingehender Prüfung und Berichterſtattung an den nächſten Neuphilologentag zu unterbreiten. Nach einſtimmiger Annahme dieſes Antrags wird die Kommiſſion zuſammengeſetzt aus den Herren Banner, Fetter (Wien), Förſter, Vietor und Walter.

Nach Schluß der Debatte teilt noch Direktor Fetter (Wien) mit, daß ſeit kurzem in Öſterreich die Kandidaten für neuere Sprachen nur in einem Hauptfach (Franzöſiſch oder Engliſch) geprüft werden, ſowie, daß die wöchentliche Stundenzahl der neuſprachlichen Lehrer an dortigen Realſchulen nur 17—18 beträgt.

Nachdem hierauf der Vorſitzende ſämtlichen Vortragenden den Dank der Verſammlung ausgeſprochen, wird als Verſammlungsort für den ſiebenten Neuphilologentag — Pfingſten 1896 — Hamburg

gewählt. Den Vorstand für ihn bilden die Herren: Fels (Hamburg), Förster (Bonn), Müller (Karlsruhe).

Reformversammlung: Am Mittwoch Nachmittag um 5 Uhr vereinigten sich noch etwa 60 Herren zu einer „Reformsitzung" im Hotel Monopol, die unter Leitung des Rektor Dörr (Solingen) bis 8 Uhr dauerte. Es galt hier solche Fragen, besonders methodischer Art, zu erörtern, die in den allgemeinen Sitzungen gar nicht oder nur flüchtig berührt worden waren. In erster Linie wurde die Frage der lautlichen Schulung einer Besprechung unterzogen, deren Ergebnis dahin zusammengefaßt wurde: 1. Lautliche Schulung ist notwendig, sowohl im fremdsprachlichen als im muttersprachlichen Unterricht. 2. Trotz der vorhandenen Schwierigkeiten ist größtmögliche Einheit der Aussprache zu erstreben. — Nachdem Professor Beyer hierauf den bereits mitgeteilten zweiten Teil seines Vortrags „Über die Lautschrift" bekannt gegeben hatte, entspann sich von neuem eine lebhafte Diskussion, besonders über deren Verwendbarkeit in der Schule. Als ihr Ergebnis wurde festgestellt: 1. Das Mündliche ist im Unterricht sehr stark zu betonen. 2. Das Schriftliche hat dagegen mehr zurückzutreten. 3. Fleißiges Hospitieren bei Fachkollegen ist zu empfehlen. — Es schloß sich hieran noch eine Besprechung über die Auswahl der Lektüre, welche zu dem Schlusse führte, daß sorgfältig hergestellte Ausgaben, die in die Kenntnis von Sitten und Kultur des fremden Volkes einführen, sowie ein Kanon für die Lektüre wünschenswert sind. Auf dem nächsten Neuphilologentag sei dann die Frage zur Diskussion zu stellen: Welche Autoren und Ausgaben sollen in der Schule gelesen werden?

Es erübrigt noch, in Kürze der seitens der Feststadt gebotenen Veranstaltungen zur Unterhaltung der Gäste zu gedenken. Diese bestanden, außer den obligaten Festessen am 15. und 16. Mai, in einer vortrefflichen Vorstellung im Großherzoglichen Hoftheater („Hänsel und Gretel", sowie „Die Puppenfee"), an welche sich eine gemütliche Versammlung in einem Biergarten anschloß. Ferner vereinigte ein solenner Kommers sämtliche Teilnehmer am Verbandstage mit der Karlsruher Bürgerschaft am Abend des 16. Mai im

großen Saale der Festhalle bis in die späten Nachtstunden, was jedoch einen Teil der Gäste nicht hinderte, am folgenden Tage, nach Besichtigung der Handschriften-Ausstellung in der Großherzoglichen Hofbibliothek, noch einer Einladung des Ortsausschusses zu einer Festfahrt nach dem vielgerühmten und doch manchem noch unbekannten Baden-Baden Folge zu leisten. So nahm der sechste allgemeine deutsche Neuphilologentag ein seines ganzen Verlaufes würdiges, friedliches und allseitig befriedigendes Ende.

2.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

In dieser Abteilung sprachen am

24. August Herr Hermann Junker über „Das Goethefamilienbild";

12. September Herr Ferdinand Knörk über „Die Reichssturmfahne".

* * *

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **Das von Seekatz 1762 gemalte Goethefamilienbildnis** von Herrn Hermann Junker.

Angesichts dieses für die Zeit, in der es geschaffen wurde, geradezu typischen Kunstwerks, wie auch in Hinsicht auf die darauf dargestellten Personen, bleibt es ein Rätsel wie es fünfviertel Jahrhundert hindurch verschollen, oder sagen wir, gänzlich unbeachtet bleiben konnte. Einige Umstände mögen wohl daran schuld gewesen sein: das sehr geschwärzte Bild ließ vor allem die Unterschrift des Malers vermissen, die Porträtähnlichkeit der Einzelnen wurde in Zweifel gezogen, und da die Plaudrerin Bettina, genannt das Kind, von dem Gemälde sprach, so galt das gerade bei den Maßgebenden damals als ganz unzuverlässig, so wenig Glauben schenkte man ihr. Man that Bettina aber, wie so manchmal, auch hier Unrecht.

Der jetzige Besitzer des Bildnisses, Herr Geheimer Regierungsrat Dr. Herman Grimm, äußerte noch gegen Hermann Rollett, den Herausgeber der Goethebildnisse, seine Bedenken über die Echtheit des Bildes, sowohl als Porträtbildnisses wie als eines Werkes des vermuteten Meisters Seekatz. Durch die Auffindung der Vorskizzen einerseits, wie auch einer Aufzeichnung in dem Tagebuche des alten Herrn Rat Goethe, beides neuerdings im Nachlaß der Enkel Goethes gefunden, nicht minder auch durch eine Notiz aus dem am 16. Mai 1795 an ihren Sohn geschriebenen Brief der Frau Rat wurde jedoch ganz unwiderleglich festgestellt, daß die Familie Goethe hier dargestellt sei, und ich selbst wurde im Juli dieses Jahres, als ich in Berlin war, um eine Kopie von dem Bilde anzufertigen, Veranlassung zur Entdeckung der eigenhändigen Unterschrift des Meisters Seekatz.

Rollett schrieb noch in seinem Werke über „Goethebildnisse" über das angeführte Gemälde Folgendes:

„Ölgemälde von Johann Konrad Seekatz, Maler, geboren 1719 zu Grünstadt (in der Pfalz), gestorben 1768 zu Darmstadt als Hofmaler, wohin er 1753 aus Frankfurt a. M. berufen worden war.

Familiengemälde. In der Mitte die Mutter, daneben der Vater, im Hintergrund Knabe und Mädchen.

Das einzige Bildnis Goethes aus seinem Kindesalter wird in diesem Gemälde von Seekatz gesucht, und in der That ist der Ausführer desselben in vielfacher Berührung mit dem Goethischen Vaterhause gewesen. Der Knabe Goethe kam öfters in Aufträgen seines Vaters in des Malers Werkstätte, und dies Gemälde müßte vor des Meisters Berufung nach Darmstadt, also wahrscheinlich im Jahre 1753, entstanden sein; denn später — 1759, als Seekatz im Giebelzimmer des Goethehauses zu Frankfurt a. M. für Graf Thorane arbeitete, war Goethe schon erwachsener als er in der Kindesgestalt dieses Bildes erscheint.

Die erste Nachricht von diesem unter allen Umständen interessanten Gemälde erhalten wir durch Bettina von Arnim in „Goethes Briefwechsel mit einem Kinde" (Berlin 1835), wo Bettina — im II. Teil, Seite 279 — im November 1810 von Goethes

Mutter, der „Frau Rat", an Goethe ſchreibt: „„Sie ließ ſich auch noch Haare abſchneiden und ſagte, man ſolle ſie mir nach ihrem Tode geben, nebſt einem Familienbilde von Seekatz, worauf ſie mit Deinem Vater, Deiner Schweſter und Dir als Schäfer gekleidet, in anmutiger Gegend abgemalt iſt"", u. ſ. w.

Das Bild ſoll — nach einer Mitteilung in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" 1877, Nr. 26 — „vor nicht langer Zeit" in Frankfurt a. M. zu ſehen geweſen ſein; der Beſitz war jedoch nicht angegeben. Es dürfte dieſes letztere Gemälde aber wahrſcheinlich nur eine Kopie oder ein ganz anderes Bild geweſen ſein, denn das Original iſt im Beſitze der Tochter Bettinas, der Frau Giſela Grimm, geb. von Arnim, zu Berlin.

Auf meine ſpezielle Anfrage, die ich im Intereſſe der Sache bezüglich dieſes unter den vorhandenen Umſtänden für die Abſicht der vorliegenden Monographie jedenfalls beſonders wichtigen Gemäldes ſtellte, erhielt ich am 3. April 1877 die nachfolgende bemerkenswerte — wenn auch für den fraglichen Hauptpunkt nicht poſitiv entſcheidende Antwort von dem Gatten der Beſitzerin, dem geſchätzten Schriftſteller Herman Grimm:

„„. . . Allerdings iſt ein Bild von Seekatz im Beſitze meiner Frau, welches für ein Goethiſches Familienſtück im Schäferkoſtüme gehalten wird. Auch könnten die Dinge wohl paſſen, wenn die Hauptperſon, die die Mitte einnehmende Dame, irgendwie auf Frau Rat zurückzuführen wäre. Dies ſcheint mir unmöglich; bei den Kindern und dem Manne könnte man ſich bei einiger Phantaſie ſchon eher hineinfinden, den Rat, ſowie Goethe und ſeine Schweſter als Kinder dazu, vor ſich zu haben. Das Ganze iſt ſo gelb und dunkel, daß eine Photographie danach nicht zu machen iſt.""

Nicht mit Unrecht weiſt übrigens Profeſſor Dr. Karl Julius Schröer in ſeinem lebendigen Vortrag über „Goethes äußere Erſcheinung" (Wien 1877) S. 10—11 darauf hin, daß in dieſem Bilde vielleicht eine Erinnerung an folgenden von Bettina („Briefwechſel", II., S. 255) erzählten hübſchen Moment erhalten iſt: — „Der Vater der Frau Rat, Stadtſchultheiß Textor, hatte bei Wolfgangs Geburt in ſeinem wohlgepflegten Garten vor dem Bockenheimer Thor einen Birnbaum gepflanzt. Als der in Blüte ſtand,

wurde bei einem Familienfeſte der grüne Seſſel der Frau Rat unter denſelben gebracht, mit Bändern und Blumen geſchmückt, und Wolfgang, als Schäfer gekleidet, mit einem grünen Kranz auf dem Kopf, trat vor und hielt eine Anrede an den Seſſel, auf dem die Mutter ſo ſchöne Märchen zu erzählen wußte." „„Es war eine große Freude, den ſchönen bekränzten Knaben unter den blühenden Zweigen zu ſehen, wie er im Feuer der Rede, welche er mit großer Zuverſicht hielt, aufbrauſte."" —

Wenn dieſe Erzählung nicht etwa eine der vielen von Bettinas Phantaſien iſt, deren konſtatiertes Vorhandenſein veranlaßt, daß man „nicht leicht wagen darf, auf den „Briefwechſel mit einem Kinde" als eine zuverläſſige Quelle ſich zu berufen", ſo dürfte ſie geeignet ſein, für dies Gemälde im Sinne eines Bildniſſes Goethes aus ſeiner Kindheit zu ſprechen.

(Im „Kataloge der [Berliner] Goethe-Ausſtellung 1861" wird übrigens dieſes Gemälde — S. 11, Nr. 23 — in folgender, ſonderbar wieder einen Zweifel bezüglich des Malers bekundender Weiſe angeführt: „Goethes Eltern, Goethe ſelbſt und deſſen Schweſter im Hintergrunde. Ölbild eines unbekannten [!] Meiſters. Im Beſitze der Frau Giſela Grimm, geb. von Arnim.")"

Friedrich Zarncke ſtützt ſich in ſeinem Buche „Verzeichnis der Goethebildniſſe" auf Vorſtehendes und ſpricht ſich ſo aus:

„Unechte, zweifelhafte, verſchollene Jugendbilder.

I. Goethe als Kind in Schäferkleidung.

Ölgemälde, welches Joh. Konr. Seekatz zugeſchrieben wird und dann wohl vor deſſen Abgange nach Darmſtadt 1753 gemalt ſein muß. Es ſtellt den vermeintlichen Knaben Goethe mit ſeinen Eltern und ſeiner Schweſter unter einem Baume dar.

Aus dem Nachlaſſe der Frau Rat an Bettina gelangt, jetzt im Beſitze der Tochter derſelben, Frau Giſela, geb. Freiin von Arnim, der Gattin von Herman Grimm in Berlin.

Vgl. Goethes Briefwechſel mit einem Kinde, 3. Aufl., herausgegeben von H. Grimm, S. 374, wo Bettina ſchreibt: „ſie [Goethes Mutter] ließ ſich auch noch die Haare abſchneiden und ſagte, man ſolle ſie mir nach ihrem Tode geben, nebſt einem Familiengemälde von Seekatz, worauf ſie mit Deinem Vater, Deiner

Schweſter und Dir, als Schäfer gekleidet, in anmutiger Gegend abgemalt iſt.“ Herm. Grimm bezweifelt — wie ich glaube mit Grund — die Richtigkeit dieſer Annahme. Vgl. Rollett, die Goethe-Bildniſſe S. 19b.“

Da erſchien die Sammlung der Briefe der Frau Rat, und Herr Dr. Heinrich Pallmann, hierſelbſt, angeregt durch einen beſtimmten Hinweis auf das Bild aus einem der Briefe, nahm Veranlaſſung, nach Weimar zu ſchreiben, um zur Nachforſchung nach ihm anzuſpornen. Herr Dr. Pallmann ſchrieb damals an Herrn Profeſſor Suphan (7. Oktober 1889): „Seite 38,8 Familienporträt. In „Bettinas Briefwechſel Goethes mit einem Kinde“, erſte Ausgabe, Bd. II S. 279 ſteht, daß nach dem Tode der Frau Rat ein Familienbild von Seekatz (Herr und Frau Rat, Wolfgang und Cornelia als Schäfer gekleidet in einer anmutigen Gegend) in den Beſitz der Bettina übergehen ſollte. Ich habe mich bis jetzt vergeblich bei den Erben Bettinas (Graf Oriola) bemüht, mehr über dieſes Bild zu erfahren, vielleicht hat eine Anfrage Ihrerſeits bei Herrn Profeſſor Dr. Herman Grimm mehr Erfolg.“ Zu näherem Aufſchluß darüber hatte Herr Dr. Pallmann die Freundlichkeit, mir ſelbſt auf mein Erſuchen am 27. Auguſt d. Js. mitzuteilen:

„Am 16. Mai 1795 ſchreibt die Frau Rat an ihren Sohn (Briefe S. 83): „Ich habe verſchiedene Sachen, die mir den Auszug erſchwören würden — und vor die ich auch keinen Platz im neuen Quartir finden könte — Als da iſt das berühmte Puppenſpiel, unſer Familienportrait, wovon wenigſtens die Rahme — und das Bret zum übermahlen noch tauglich iſt.“

Über dieſes Bild finden ſich dann noch in den Anmerkungen (S. 373) zwei Briefſtellen von Bettina an Achim von Arnim und von dieſem an jene. Erſtere Stelle (ohne Datum 1808) erzählt, daß Melina für Bettina „im Ausruf der alten Goethe“ ein Andenken, ein Familienporträt, die Alte und ihr Mann als Schäferin und Schäfer u. ſ. w. gekauft habe. Die zweite Stelle, vom 17. November 1808, beſchreibt das Bild näher, wie im Briefwechſel Goethes mit einem Kinde, 3. Aufl., S. 374. Beide briefliche Mitteilungen ſind von Herrn Geh. Rat Dr. Herman Grimm an Suphan geliefert worden.“

Dieſe nun von Herrn Dr. Pallmann ausgegangene Anregung brachte wieder neues Leben in die Angelegenheit. Als nun Herr Dr. Heinemann ſein Werk über die Frau Rat ſchrieb, erteilte ihm Herr Profeſſor Grimm die Erlaubnis zu einer Reproduktion des Gemäldes an paſſender Stelle. Durch das Zuſammentreffen der vorerwähnten Umſtände und durch die veröffentlichte Nachbildung des Gemäldes in Heinemanns Buch war das Bild gleichſam wieder entdeckt und aus ſeiner langjährigen ruhmloſen Ruhe dem Intereſſe der Allgemeinheit, namentlich dem der Goetheverehrer, aufs neue überwieſen worden.

Dr. Heinemann ſchreibt darüber:

„Das Familienbild.

Es giebt von der geſamten Familie Goethe ein Porträt, das Seekatz 1761 oder 1762 gemalt hat. Bettinas Schweſter Melina von Guaita erſtand es nach dem Tode der Frau Rat für Bettina. Achim von Arnim beſchreibt es in einem Briefe von 1808 folgendermaßen:

„Die alte Goethe ſitzend, als wenn ſie eben in großer Pracht eine Geſchichte erzählte, der Alte ſteht neben ihr als Schäfer, eine Hand in der Bruſt in die Jacke geſteckt, während er die andere an den Rippen herunterſchleichen läßt, er macht ein Geſicht, als wenn er mit der Erzählung nicht ganz zufrieden, denn es thut gar zu ſtark ſeinen Effekt. Der alte junge Goethe ſteht in der Nähe, giebt aber auf beide nicht Achtung, ſondern bindet ein rotes Band um ein Lämmchen, ſeine Schweſter ſteht daneben und im Hintergrunde als Genien die verſtorbenen Kinder der Goethe.“

Durch die Güte des Herrn Geheimen Regierungsrates Herman Grimm, des Beſitzers des Bildes, iſt es uns möglich geworden, eine Reproduktion des Familiengemäldes in Heliogravüre beizugeben.

Dazu folgende Notiz:

Seite 34. Familienbild. Das Bild iſt kurz vor dem 24. September 1762 entſtanden, wie die von Herrn Profeſſor Zarncke mir gütigſt mitgeteilte Notiz auf S. 34 beweiſt. Die Größe des Originals beträgt nach Angabe des Herrn Beſitzers 75 zu 50 cm. Die Annahme, daß die fünf Genien rechts im

Hintergrunde die früh verſtorbenen Geſchwiſter Goethes darſtellen ſollen, iſt ſchon dadurch ausgeſchloſſen, daß deren nur vier geweſen ſind; ſiehe auch Br. 373."

Da wollte es ein glücklicher Zufall, daß Herr Geh. Rat Dr. C. Ruland, der verdienſtvolle Direktor des Goethe-National-Muſeums zu Weimar, unter dem Nachlaß der Enkel Goethes zwei Tuſchzeichnungen fand, welche Seekatzens Vorſtudien zu dem Familienbildniſſe darſtellen.

Nach Vollendung meiner Kopie und bei dem großen Intereſſe, welches das Original mit vollem Recht hervorrief, war es mir darum zu thun, die kargen Aufzeichnungen, welche ſich über die Entſtehung des Bildes fanden, durch genauere Daten zu erweitern und zu bereichern. Ich ſchrieb deswegen an Herrn Dr. Ruland. Dieſer war ſo liebenswürdig mir in folgendem Briefe vom 18. Auguſt 1894 alles mitzuteilen, was er darüber wußte. Der Brief lautet:

„Ihr Brief hat mich ſehr intereſſiert, wenn es auch für mich ſeit Jahren feſtſtand, daß das Grimmiſche Bild das von Seekatz 1762 gemalte Goethiſche Familienbild iſt. Darum hat mir doch die Beſtimmung der beiden — ſehr intereſſanten — Originalſkizzen große Freude gemacht, und iſt die Auffindung von Namen und Jahreszahl eine nicht minder willkommene Beſtätigung.

Weiterer archivaliſcher Nachweis dürfte ſich wohl nicht mehr beibringen laſſen. Was Heinemann erzählt, kann nur auf dem beruhen, was ich ſeiner Zeit mitgeteilt hatte, über die vom alten Goethe beſeſſenen Bilder, auf Grund ſeines eigenhändigen Ausgabebuches.

Möglich wäre es ja, daß ſich noch im Goethe-Archiv dies oder jenes vorfände, aber ich glaube es nicht, weil die Papiere aus der alten Frankfurter Zeit ſich urſprünglich in einem Wandſchrank der Goethiſchen Bibliothek vorfanden, und erſt von mir an das Archiv überwieſen wurden. Darunter war manches Intereſſante, aber, ſoviel ich mich erinnere, nichts auf Seekatz bezügliches. Das wichtige und einzig archivaliſche Beweisſtück wird alſo wohl der Eintrag des alten Herrn bilden:

1762 24. Sept. domino Seekatz pro pictura familiae 60 fl bei dieſem Anlaß (occasione praecedente) erhielt die Frau ein

Geſchenk von fl 4; — genau wie zu Dürers Zeiten, der ſich bei Ablieferung des beſtellten Altarbildes noch einen Rock oder dergleichen für ſeine Frau geben läßt.

Die endgiltige Beſtimmung der beiden Entwürfe hat mir wieder einmal bewieſen, welch feiner Kenner mein Freund Preſtel war. Als ich ihm ſeiner Zeit die Blätter zeigte, ſagte er ſofort: „die ſcheinen Frankfurter Gewächs“, — und rieth mir, ſie in der Gegend von Nothnagel, Trautmann und dieſen Leuten zu ſuchen. Schuchardt, der Verfaſſer des luſtigen Katalogs der Goethe'ſchen Sammlungen, hatte nicht einmal erkannt, daß beide Entwürfe dieſelbe Kompoſition darſtellen, und verzeichnete den einen unter „Watteau“, den andern als „Unbekannt“.

In einem neulich von mir veröffentlichten kleinen Aufſatz habe ich erwähnt, daß auf der einen Zeichnung doch noch eine Spur Porträtähnlichkeit der Frau Rat vorhanden iſt, während von einer ſolchen auf dem Ölbilde blutwenig mehr übrig blieb.“

Später ſchickte mir Herr Dr. Ruland auch ein Exemplar der Weimarer Zeitung, worin er ſich über die Skizzen näher ausſprach. Zuvor erwähnt er einige andere Schenkungen und Erwerbungen des Muſeums und fährt dann fort:

„Grade darunter haben zwei Tuſchzeichnungen Platz gefunden, die ſchon im vorigen Jahrhundert ſich in Goethes Beſitz befunden hatten, über deren Urſprung aber jede Tradition verloren war; Schuchardt verzeichnet die eine als Parkſzene in Watteau's Manier“, die andere einfach als „unbekannt“. Es war klar, daß beide Blätter Entwürfe zu demſelben Gemälde, im Schäfergeſchmack des vorigen Jahrhunderts, waren, und von einem deutſchen Künſtler herrührten; der Unterzeichnete hatte an einen in franzöſiſcher Schule gebildeten Frankfurter Künſtler wie Nothnagel oder Kraus gedacht. Erſt wenige Tage vor der Verſammlung der Goethe-Geſellſchaft machte ihn ein befreundeter und bewährter Kenner[1]) darauf aufmerkſam, daß die zwei paſtoralen Gruppen in heiterer Parklandſchaft nichts Anderes ſeien als die Originalentwürfe zu dem von Seekatz 1762 gemalten Bilde der Familie Goethe. Im Vordergrund

[1]) Herr Oberhofmeiſter H. v. Donop.

plaudern Herr und Frau Rat, er im galanten Schäferkostüm, sie mit dem Schäferstab im Arm (eine Auffassung, welche bei dem ausgeführten Ölgemälde weggelassen ist), während etwas zurück Wolfgang und Cornelia sich um ein Lamm beschäftigen; noch mehr im Hintergrund sollen einige leicht angedeutete Kindergestalten an jung verstorbene andere Geschwister des Dichters erinnern. Das Ölbild selbst, für welches Herr Rat am 24. September 1762 dem biederen Seekatz 60 fl. bezahlte, befindet sich bekanntlich im Besitze von Geh. Rat Herman Grimm; die in Heinemanns Buch über die Frau Rat veröffentlichte Photographie läßt keinen Zweifel über das Verhältnis der Zeichnungen zu dem Bilde; nicht uninteressant ist, daß bei dem zweiten, sorgfältiger ausgeführten Entwurf Seekatz den beiden Hauptfiguren viel mehr Porträtähnlichkeit gegeben hat, als auf dem Ölbilde selbst. Geh. Rat Grimm (d. h. seine verstorbene Frau) hat das Gemälde dem Goethe-National-Museum zugedacht: mit den beiden Entwürfen vereinigt, wird es eine der wichtigsten Reliquien aus der frühen Frankfurter Zeit bilden."

Damit wäre nunmehr alles erschöpft, was zur Geschichte des Goethefamilienbildnisses dienen könnte, denn aus dem Briefwechsel des Herrn Rat mit Seekatz geht nichts Eingehenderes hervor, und so kommen wir also an die Betrachtung des Bildes selbst.

Eine von einem Freunde des Hochstiftes geschenkte Summe wurde auf Veranlassung von Herrn Professor V. Valentin, unserem Vorsitzenden des Akademischen Gesamt-Ausschusses, für Herstellung einer Kopie des Goethefamilienbildnisses verwendet: das Originalbild war von Prof. Grimms Frau (geb. von Arnim) noch bei Lebzeiten dem Goethe-National-Museum in Weimar bestimmt worden. Herr Professor Valentin trat mit Herrn Geh. Rat Dr. Grimm, dem Besitzer des Gemäldes, in schriftliche Unterhandlung und erhielt die Erlaubnis für Anfertigung einer Kopie. Der Besitzer knüpfte aber die Bedingung daran, daß, da das Originalgemälde in schlechtem Zustande sei, diese Kopie in seinem Hause zu Berlin gemalt werden müsse. Ich wurde mit der Aufgabe betraut und begab mich im letzten drittel des Monats Juli d. J. dorthin. Ich fand das Bild in sehr kläglichem Zustande vor: es war durch Staub und Rauch ganz geschwärzt, hatte hunderte von kleinen aus

den Poren der Holztafel, worauf es gemalt ist, ausgeschwitzten Harzwärzchen, zwei Sprünge und eine beträchtliche Anzahl von Blasen, welche daher rühren, daß das Bild längere Zeit in der Nähe eines heißen Ofens gehangen haben muß, und von denen ein großer Teil eingedrückt ist. Glücklicher Weise hat ein guter Firnis das Bild vor weiteren Zerstörungen geschützt.

Ehe ich an meine Arbeit ging, war es meine erste Sorge, das Bild von Schmutz zu reinigen. Dies gelang mir so vollkommen, daß es, dank des trefflichen Firnisses, welcher die Farben intakt erhalten hatte, in voller Frische wieder hervortrat. Gerade inbezug auf die leuchtende Pracht der Farben ist das Gemälde eines der besten des Meisters überhaupt. Es geht ein warmer Goldton über das Ganze, welcher Luft, Landschaft, Personen und Tiere harmonisch mit einander verbindet. Ohne irgendwie bunt zu sein, schimmert es in reichen feinen Farbtönen, und die Verteilung von Licht und Schatten, die Einordnung der Kontraste von hell und dunkel ist unvergleichlich schön.

Vortrefflich ist es dem Künstler gelungen die Personen zu charakterisieren. Mit seinem Humor ist der alte Rat aufgefaßt; er, der würdevolle, etwas eckige Mann, findet sich nicht so ganz in seine Schäferrolle: er bleibt auch in der Verkleidung kaiserlicher Beamter von Repräsentation; er ist sehr porträtähnlich. Sehr glücklich ist die Auffassung der Frau Rat: wie sie im Hause das alles durchdringende belebende Element war, so ist sie es auch hier auf diesem Bilde: sie führt das Wort, ihr Mienenspiel, mehr noch die deutende Hand, lassen vermuten, daß sie eine Art Prologus zum besten gab, welcher sich auf die Örtlichkeit bezieht, wo sie versammelt sind. Meiner Auffassung nach handelt es sich nämlich um eine kleine Aufführung der Kinder, zu welcher Wolfgang ein Lamm mit Blumen schmückt, auch Cornelia, welche bei ihrem Bruder steht und einige Blumen in Händen hält, hat ganz den Ausdruck von jemandem, der noch einmal im Geiste durchgeht, was er zu sagen hat: die ganze Haltung ist eine sich zur Aktion vorbereitende. Die Mutter scheint mit dem Vorhaben der Kinder vertraut, der Vater nicht, und das erklärt auch die auffallende Stellung und seinen Gesichtsausdruck, der nicht unfreundlich dem Kommenden entgegen-

ſieht und ſich — natürlich mit Vorbehalt — daran zu erfreuen die Abſicht hat. Der Ort, auf welchen der Finger der Frau Rat zeigt, iſt wohl als die Bühne oder die Szenerie, wo das Spiel ſtattfinden wird, aufzufaſſen. Die Schafe, welche im Vordergrund lagern, der Schäferſtab und der federgeſchmückte Hut auf dem Korbe haben dann auch in dem Spiele ſicherlich ihre Bedeutung, und man kann ſie als Requiſiten auffaſſen. Es iſt ganz im allegoriſierenden Geſchmack der Zeit, daß auch die verſtorbenen Kinder der Familie auf dem Bilde erſcheinen, und erſt recht im Geſchmacke der Zeit liegt die Anbringung des Bächleins mit kleinem Waſſerfall, welches als Acheron bezeichnet werden kann und die Lebendigen von den Toten ſcheidet. Was die beflügelten Genien da hinten treiben, iſt ein kleines anmutiges Bildchen für ſich. Auf einem Felsblock ſitzt ein Kindchen, einen Blumenkorb auf dem Knie haltend, ein zweites hat ein Blümchen daraus genommen und kitzelt mit dem Würzelchen das ſchlafende dritte Kind; das vierte und fünfte ſtehen dabei und haben ſich allerlei zu erzählen.

In ſeinem Briefe an Hermann Rollett ſchreibt hier Prof. Dr. Grimm u. a.: „Auch könnten die Dinge wohl paſſen, wenn die Hauptperſon, die die Mitte einnehmende Dame irgendwie auf Frau Rat zurückzuführen wäre, dies ſcheint mir unmöglich.“ — Darauf möchte ich mir die Erwiderung erlauben, daß ich vor einigen Jahren das im Beſitze der Ur-Urenkelin der Frau Rat, Frau Heuſer-Nicolovius in Köln befindliche, einzige unzweifelhafte Porträt der Frau Aja kopierte und ihre Züge demnach ſo recht ſtudieren konnte, und daß mir ferner ein Abguß des ausgezeichneten Medaillons Melchiors zugehört: beide Bildniſſe mit dem auf dem Seekatziſchen Gemälde vergleichend, bin ich imſtande auszuſprechen, daß nur die Naſe auf dem Familienbild etwas zu lang iſt, ihre Grundform aber durchaus den genannten Bildniſſen entſpricht, ebenſo wie Augen, Mund und die Geſichtsform; allerdings iſt Frau Rat auf dem genannten Bilde ſchlanker gemalt als ſie vielleicht in Wirklichkeit war: aber ſollte es damals nicht gegangen ſein, wie es noch heute geht, daß der Maler „auf Wunſch“ ab und zu geben mußte?

Sehr ähnlich iſt Wolfgang, der zu jener Zeit 13 Jahre zählte; wie er vor dem Bockenheimerthor die Märchenſeſſelſzene inſzenierte,

ſo iſt er wohl auch hier als Erfinder des Spiels zu betrachten. Von Corneliens Antlitz iſt uns die Zeichnung erhalten, welche Goethe auf den Rand eines der Korrekturbogen zum Götz entworfen hat. Dieſer Profilkopf hat freilich ſchärfere Züge als derjenige auf dem Bilde von Seekatz, allein wer kann da entſcheiden, welcher von beiden der ähnlichere iſt, wo weitere Bildniſſe zum Vergleiche gänzlich fehlen?

Die Landſchaft, im römiſchen Stile gehalten, zeigt dieſelben Säulen unter teils zerfallenem Gebälk, wie ſie auf den Proſpekten zu ſehen ſind, welche auf dem Vorplatze des Goethehauſes zu Frankfurt aufgehängt waren: vielleicht hat der Künſtler auf Wunſch des Herrn Rat ſolche auf dem Familienbild angebracht. Sehr effektvoll heben ſich die Figuren auf dem dunklen Eichengebüſche im Vordergrund ab, einige Stufen führen abwärts zum Waſſer, über deſſen glänzende Fläche weg eine alte Brücke, ein Turm und fernabſchließende Gebirgszüge den Blick ins Weite lenken.

Auf eine merkwürdige Weiſe haben wir auf dem Gemälde den Namen von Seekatz mit der Jahreszahl 1762 aufgefunden, den bis dahin niemand geſehen hatte, wodurch auch der Zweifel an der Ächtheit des Bildes entſtand (ſiehe z. B. vorſtehende Stelle aus dem Katalog der Berliner Goetheausſtellung 1861). Zu Füßen der Frau Rat etwas nach der Seite hin befindet ſich ein großer Stein; vor dieſem liegt ein unbeſtimmt gemaltes Etwas, was ungefähr wie der Kopf eines Haſen ausſieht; in Ungewißheit darüber, was das wohl ſein könne, rief ich Herrn Geh. Rat Dr. Grimm herbei, der es für unfertig gemalte Steine hielt; er nahm zur beſſeren Unterſuchung der Sache darauf ſeine große Lupe, und indem er an der Stelle herumſtudierte, ſah er auf einmal den dicht dabei auf der ſchmalen Schattenſeite des Steines ganz unauffällig und klein angebrachten Namen des Künſtlers „J. C. Seekatz 1762“: ſeine und meine Freude darüber waren groß, denn nun ſtand es ja unwiderleglich feſt, daß wir einem ächten Bilde des Meiſters gegenüberſtanden, während andrerſeits die aufgefundenen Skizzen in Weimar unwiderleglich darthaten, daß das Gemälde in der That die Familie Goethe vorſtellt.

Die außerordentliche Schönheit des Bildes veranlaßte mich dem Meiſter bis in die Eigenart ſeiner Pinſelführung zu folgen,

und so entstand denn nicht blos eine das Ganze auf das getreuste wiedergebende Nachbildung, sondern eine auch die virtuose Mache des Originales im Faksimile nachahmende Kopie.

In seinem von mir gewünschten und mir gewährten Gutachten über meine Arbeit schreibt Herr Geheimer Rat Professor Dr. Grimm:

Sehr geehrter Herr!

Mit Vergnügen bestätige ich, daß die von Ihnen gemalte Kopie des Goethischen Familienbildes von Seekatz dem in meinem Besitze befindlichen Originale durchaus entspricht. Ihre Arbeit wurde dadurch sehr erschwert, daß das Gemälde von einer Menge feiner Risse durchzogen ist, die seine Wirkung beeinträchtigen. Erst nach einer gründlichen, ohne Zweifel sehr mühevollen Restauration, die vornehmen zu lassen ich mich einstweilen nicht entschließen kann, wird es seine anfängliche Beschaffenheit wieder gewinnen. Ihre Kopie giebt nun gleichsam den Anschein wieder, den das Gemälde vielleicht darbot, als es von Seekatz 1762 vollendet worden war.

Hochachtungsvoll

Herman Grimm.

Berlin, den 31. Juli 1894.

* * *

2. Die Reichssturmfahne von Herrn Ferd. Knörk.

Trotz der Bedeutung der Heraldik als Hilfswissenschaft der Geschichte und Kunstgeschichte ist sie von jeher nur von wenigen gepflegt, im allgemeinen aber sehr vernachlässigt worden. Wir können uns bei solcher Sachlage allerdings kaum wundern, wenn in Fällen, in denen die Heraldik ein öffentliches Interesse wachrief, allgemeine Unkenntnis herrschte, und daß speziell über die „Sturmfahne“ des deutschen Reiches, obwohl sich vielfach Anlässe zu einer genaueren Untersuchung boten, nur wenig bekannt geworden ist. Solche Anlässe boten sich, als 1492 der neugeschaffene Herzog von Württemberg sein Wappen um die Reichssturmfahne mehrte; als 1692 die neunte Kur Hannover mit dem Reichsbanner belehnt werden sollte; so war es 1848 und 1870, als der Neuzeit entsprechend eine deutsche Trikolore zusammengestellt wurde.

In allen dieſen Fällen, welche auch die hohe Politik intereſſierten, handelte es ſich um die Frage: wie war die Sturmfahne geſtaltet, und welche Farben hatte ſie?

Der Gebrauch der Fahnen als Feldzeichen iſt allerdings uralt, jedoch erſt mit dem Chriſtentume wird die Anwendung allgemeiner dadurch, daß Kirchenfahnen d. h. mit Heiligenbildern und frommen Pſalmenſtellen beſtickte Fahnen namentlich im Kampfe gegen Ungläubige als Kriegsbanner geführt wurden. Weithin berühmt waren die Fahnen verſchiedener Heiliger, ſo die Standarte des heiligen Petrus, welche des öfteren vom Papſte an Fürſten geſchickt wurde, um deren Feldzügen eine beſondere Weihe zu geben. Auch Karl der Große ſcheint dieſe geführt zu haben, wenigſtens wird er auf dem ungefähr gleichzeitigen Moſaik im Lateran zu Rom dargeſtellt, wie er eine grüne mit Kleeblättern und bunten Kreiſen beſtickte Fahne vom heiligen Petrus empfängt. Von Bedeutung für die Deutſchen iſt ſie nicht geweſen; dagegen hören wir von einem anderen kirchlichen Banner, der Fahne des heiligen Michael, daß es die Stelle eines Bundeszeichens einnahm: Widuchind berichtet in ſeinen ſächſiſchen Geſchichten, daß unter Heinrich I. wie unter Otto I., als es galt die Oſtgrenze des Reiches gegen die Ungarn zu ſchützen, die Fahne des heiligen Michael inmitten der deutſchen Mannen flatterte und „wo die wehte, da hatte noch nie der Sieg gefehlt".

Der angelus penes quem victoria, der Erzengel Michael, von dem ein altes Kirchenlied ſingt:

o magne heros gloriae, dux Michael,
protector sis Germaniae,

mochte deshalb den chriſtlichen Deutſchen beſonders zuſagen, weil er, der Drachentöter, ihnen die Erinnerung an den in Volksgeſängen und Sagen gefeierten Sigurd, an den Weltenvater Odin wachrief. Und wie feſt dieſes Produkt altdeutſcher Mythe und chriſtlicher Legende wurzelte, erkennen wir daraus, daß heute noch der „deutſche Michel" lebt.

Ob noch fernerhin das Michaelsbanner im Felde erſchien, iſt nicht feſtzuſtellen: die Geſchichte erwähnt ſeiner nicht mehr.

Dagegen finden wir zur ſelben Zeit die Kunde von einem anderen Feldzeichen, der heiligen Lanze.

Wann ſie in den Beſitz der deutſchen Kaiſer gekommen, wiſſen wir nicht. Nach Liutprand ſoll ſie Otto I. von dem Burgunderkönige erhalten haben, Widuchind dagegen erwähnt ſie ſchon unter Konrad I. als zu den Reichsinſignien gehörig. Die Spitze, in welche ein Nagel vom Kreuze Chriſti eingelaſſen iſt, befindet ſich heute noch in k. k. Schatze zu Wien.

Lange Zeit hindurch, ehe ſie Reichsreliquie wurde, galt ſie als Hauptzeichen der deutſchen Heere: ihr ſchrieb man den wunderbaren Erfolg bei Birten 539 zu; in der Schlacht auf dem Lechfelde 955 ergreift König Otto ſie ſelbſt und führt ſeine Mannen zum erhofften Sieg über die Ungarn, und noch zur Zeit Heinrichs IV. iſt ſie das Zeichen der kaiſerlichen Partei.

Mochte der hohe Wert der heiligen Lanze es bedenklich erſcheinen laſſen, ſie dem wechſelnden Schlachtenglücke anzuvertrauen, ſo müſſen wir annehmen, daß es Zweckmäßigkeitsgründe waren, welche das größte Heiligtum des Reiches in die ſichere Hut des Reliquienſchreines legten und ein anderes heiliges Zeichen, das Kreuz, an ſeine Stelle ſetzten. Längſt ſchon war der Gebrauch des Kreuzes auf den Reichsmünzen gäng und gäbe, und auch in den Kämpfen der aufſtändiſchen Polen wurde nach Thietmar das Kreuz gebraucht: — Ex parte gentili crucem sanctam erigebant: eiusdem auxilio hos vinci sperabant (Mon. Germ. S. S. III.) — vielleicht in Form der damals üblichen kirchlichen Kreuzfahnen, wie wir ſie z. B. in der Hand des Schutzpatrones des Reiches zu Bamberg und auf den Externſteinen gewahren.

Klarer wird uns der Gegenſatz, in welchen die Kreuzfahne zur heiligen Lanze tritt, aus der Schlacht auf dem Pleichfelde am 11. Auguſt 1086. Hier ſtanden ſich der vom Papſte und einem Teile der deutſchen Fürſten abgeſetzte Kaiſer Heinrich IV. und der Gegenkönig Herimann gegenüber. Jener führte als Feldzeichen die heilige Lanze, dieſer aber nach der Chronik des Bernold: crucem in quodam plaustro erectam et rubro vexillo decoratam.

Auch Barbaroſſa hat ſchon vor dem Kreuzzug eine Kreuzfahne geführt, denn nach der Schlacht bei Legnano berichten die Mailänder ſiegesfroh nach Bologna: scutum imperatoris, vexillum, crucem et lanceam habemus (Prutz). Während des Kreuzzuges

ſelbſt führt das deutſche Heer das signum vivificae crucis neben den victrices aquilae (S. S. XX. S. 495).

Zu beſonders hohem Anſehen gelangte die Kreuzfahne durch die Kreuzzüge und trat mehr und mehr als nationales Sonderzeichen auf. Wir wiſſen, daß man bei der großen Verſchiedenartigkeit der Kreuzfahrer bald dahin kam, die Kreuze verſchiedenfarbig zu wählen, wie Roger von Hoveden bei dem Vertrage von Giſors berichtet, daß die Engländer weiße, die Franzoſen rote und die Flandern grüne Kreuze nahmen. Ähnlich mag es ſich für die Deutſchen geſtaltet haben, ſo, daß man das (weiße) Kreuz in den Grund der roten Königsfahne (fano imperialis), die nachmals nur noch als Blutbanner bei Belehnungen gebraucht ward, ſetzte.

Auch ſonſt erhielt ſich der Gebrauch von Kreuzen in den deutſchen Heeren. Philipp Mouſket nennt z. B. die Deutſchen faus croisiés (S. S. XXVI. V. 21889); das Reichsheer vor Neuß trug rote Kreuze, und noch zur Zeit Frundsbergs mußten deſſen Landsknechte ein rotes Kreuz auf dem Wamſe tragen.

Die rote Fahne mit weißem Kreuze aber tritt von nun ab als die führende Fahne, als des Reiches Sturmfahne auf. Sie ſchwebte dem Kaiſer Heinrich VI. voran bei ſeinem Einzuge in Rom; Pitro d'Ebulo hat ſie uns in ſeinem carmen de bello Siculo als eine langgeſtreckte zweizipfelige Fahne überliefert: ähnlich gewahren wir ſie auf Kaiſermünzen, und beſchrieben wird ſie als confanus (Kriegsfahne) .... erat rubens habens crucem albam intus.

Deutlich und klar nennt Wolfram von Eſchenbach in ſeinem Willehalm die Kreuzfahne eine Reichsfahne:

Mit rehte soll des riches fahn
das kriuze tragen.

Gleichzeitig giebt Matthäus Pariſius, eine Hauptquelle jener Zeit, als Wappen des deutſchen Königs Heinrich rechts im gelben Felde den ſchwarzen kaiſerlichen Adler, links ein weißes Kreuz auf rotem Grunde.

Dieſe Sturmfahne finden wir wieder bei dem Heere Rudolfs von Habsburg, als es galt, die Oſtmark gegen Ottokar zu verteidigen. Bei der Schlacht auf dem Marchfelde berichtet das chronicon Salisburiense:

Verum exercitus regis romanorum tribus distingnitur aciebus et signis totidem. nobiles austrie dividebantur in duas turmas, una portavit vexillum romane aquile, sub vexillo austrie altera militavit. alia turma victoriosissime sancte crucis insignia iuxta morem imperii sequebatur. sub hoc signo salvifico rex romanorum militavit.

Das chron. Colm. beſchreibt die Farbe des Kreuzes als weiß: omnis exercitus regis rodolphi alba cruce desuper utebatur. Während nun das Heer Rudolfs eine rote Sturmfahne mit weißem Kreuze hatte, führte Ottokar ebenfalls eine Kreuzfahne:

darobe swebt ein sturmvan
der was gruene als ein gras
darinn ein kriuz gesniten was.
(Reimchronik 16060.)

Es iſt alſo klar, daß die Sturmfahne als ſolche nicht als Sonderzeichen anzunehmen iſt, wohl aber, daß die Tingierung rot und weiß hier im Gegenſatz zu der Fahne Ottokars als deutſche Sonderfarbe aufgefaßt werden muß.

Dieſelbe Fahne treffen wir in der Schlacht bei Göllheim, wo Adolf und Albrecht um die Königskrone rangen. Beide ſind in die gelben, mit Adlern beſtickten kaiſerlichen Gewänder gehüllt, beide führen dieſelbe Sturmfahne:

nu pruevet was do geschach:
in einer farb man sach
iedweders sturmvanen schinen.
kunig Albrecht het den sinen
gepruevet begarbe
daz velt in rotter farbe:
darinne was enmitten
ein wizes kriuz gesniten.
weder mehr noch min
heten die gegen in
iren sturmvanen bereit. (Reimchronik 72633.)

Wichtig für die nachfolgenden Streitereien über das Sturmfahnenlehen iſt das Vorkommen der roten Kreuzfahne in der Schlacht bei Mühldorf. Als es hier am 28. September 1322 zwiſchen Ludwig dem Bayern und Friedrich von Öſtereich zur Entſcheidung

kam, wurden beiden signa imperialia aquilifera vorangetragen, im Heere Ludwigs ſogar mehrfach, da nicht der König, ſondern mehrere Ritter in königlichem Schmucke einherritten. Die Sturmfahne aber trug Konrad von Schlüſſelburg, der ſich derart auszeichnete, daß Ludwig ihm Burg und Stadt von Gröningen zu Lehen gab.

Eine weitere Kunde von der alten Sturmfahne erhalten wir bei dem Leichenbegängniſſe Karls IV. zu Prag 1378. Im Leichenzuge werden getragen: 1. ein Panier daz haißt daz Fuirpanier daz was rott ſidin, dann folgen die Fahnen der Länder, die Karl IV. beſaß, darnach der ſchwartz Adler des richs in ainem guldin feld, darnach fürt man den fan des hailgen richs ein wizz krütz mit ainem langen zagel in einem rotten veld. Dieſe Fahne befindet ſich ſehr wahrſcheinlich noch heute im Domſchatze von St. Veit zu Prag. Das Schatzverzeichnis von St. Veit aus dem Jahre 1387 führt nach den Inſignien Karls IV. auch eine Fahne mit einem weißen Georgenkreuz an. Dieſes weiße leinene Kreuz ſoll nach Bock noch im Domſchatze zu Prag vorhanden ſein. Es wäre alſo möglich, daß außer der heiligen Lanze noch ein zweites Originalſtück der Feldzeichen des alten Reiches, die faſt verſchollene rote Reichsſturmfahne mit dem weißen Kreuze erhalten iſt. Bekanntlich führt die Schweiz ebenfalls ein derartiges Bundesbanner; es ſoll dies die alte Reichsſturmfahne ſein, wie es in einem Liede aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts heißt:

Schwyz das thun ich loben:
ei ſie thund den ehren gleich,
wo ſie ziehend in das felde,
ſo führen ſie das heilig reich.

Lilienkron giebt dazu folgende alte Erklärung: darzu die von Schwyz vor alten ziten thaten ein groß hilff einem römiſchen Kaiſer gen Eligurt und an ander ende und warent da alſo mannlich daß ihnen der Kaiſer gab in ihr roten panner das heilig riche, das iſt alle wapen der marter unſeres Herren Jeſu Chriſti.

An Stelle der roten Fahne mit weißem Kreuz trat eine andere: das ſogenannte Georgenfähnlein, weiß mit rotem Kreuz. Iſt eine derartige Umkehrung der Tinkturen ſchon eine der Heraldik

*

eigentümliche Erscheinung, so konnte eine Verwechselung mit dem namentlich unter der Regierung Friedrichs III. sich mächtig entwickelnden Georgsorden bezw. dessen Abzeichen leichter stattfinden. Man hatte nur noch eine dunkle Ahnung von der Kreuzfahne, man hielt sich aber an das gegenwärtige, und so läßt es sich erklären, daß bei dem Einzuge Friedrichs III. in Rom, bei dem Einreiten Karls V. in Bologna, die Georgenfahne neben dem kaiserlichen Adler fliegen konnte, während alle anderen Fähnlein abgelegt werden mußten.

Dieselbe Erinnerung an das Kreuzbanner spricht sich aus, wenn bei der Belagerung von Ingolstadt 1549 das teutsch Geschwader das Georgenfähnlein und des Kaisers Majestät Rennfahn führt, wenn das Heer gegen die Türken unter dem „Panier des hlg. Creutzes" zu führen ist, wenn das Georgenbanner aufgeworfen wird, weil in Abwesenheit des Kaisers das Adlerpanier nicht fliegen durfte.

Je mehr das nationale Bewußtsein schwand, namentlich durch die vielen inneren Kämpfe, desto mehr schwand auch die Erinnerung an die Kreuzfahne. Auch die Georgenfahne trat völlig in den Schutz des Georgenordens, der auch späterhin das Kreuz ablegte und in der Fahne den St. Georg als Drachentöter führte. Von seinem Standpunkte hatte auch Kulpis dann Recht, die Georgenfahne eine privilegierte Ritterfahne zu nennen. Allein noch der kaiserliche Adler stellte die Einigkeit des heiligen Römischen Reiches deutscher Nation dar und das eigentlich auch nur auf dem Römerberge zu Frankfurt am Main.

Dieses vollständige Vergessen der Reichssturmfahne führte denn auch zu dem offiziellen Irrtume des württembergischen Fahnenlehens. Eine spätere Zeit, die wußte, daß Konrad von Schlüsselburg[1]) mit Gröningen belehnt worden war, weil er „Vanführer im großtetigen Siege" Ludwigs des Baiern gewesen, nahm in völliger Außerachtlassung der alten Sturmfahne, welche Konrad ge-

[1]) Konrad von Schlüsselburg, mit den Württembergern versippt, trat Gröningen an diese ab um 6000 Pfd. Heller. Es ist daher möglich, daß statt des grünen Schwenkels ein roter (wegen des wehringer Rotes) gebraucht ward. Die Adlerfahne des Reiches trug keinen derartigen Schwenkel.

tragen, das Wappen Gröningens nigra aquila uniceps in campo flavo quem supra tamen transit viridis limbus (Crusius) für die spätere kaiserliche Fahne und kombinierte daraus die Sage von dem Reichssturmfahnenlehen.

Der schwarze Adler im goldenen (gelben) Feld und, nach diesem Wappen, die Farben schwarz-gelb waren das einzige äußere Zeichen des Heiligen römischen Reiches bis an dessen Auflösung 1806.

Als im Jahre 1848 der neuerweckte Einheitsgedanke nach einem Symbole suchte, da nahm man kurzer Hand die durch die deutsche Bewegung hochgetragenen Farben der Burschenschaft schwarz-rot-gold als Trikolore an. Man fand, daß schwarz, gelb und rot in der Reichsgeschichte als Farben vorkamen: also waren schwarz-rot-gold die Farben des alten Reiches. Unter den vielen Erklärungen, die für die geschichtliche „Abstammung" von Schwarz-Rot-Gold versucht worden sind, ist die aus den hohenstaufischen Farben die interessanteste. Sie beruht auf einer Verwechselung mit der noch heute gebrauchten Trikolore des württembergischen Volkes. Dieses Schwarz-Rot-Gold ist dem Wappen des Königs Friedrich entnommen und zeigt seine früheste Anwendung in dem württembergischen Verdienstkreuze von 1814—15.

Am 10. Juli 1848 wurde die Kriegsflagge der deutschen Marine bestimmt. Sie sollte bestehen aus drei gleich breiten Streifen, deren oberer schwarz, der mittlere rot und der untere gelb sein sollte. Im rechten Oberecke sollte der Doppelaar in einem viereckigen gelben Felde, dessen Seite $^2/_5$ der Breite der Flagge, sich befinden. Diese Flagge erschien bekanntlich niemals mangels einer Reichsflotte, und auch die schwarz-rot-goldenen Farben erschienen nur einmal von Reichswegen 1866 als Armbinden der Bundesarmee.

Ebensowenig wie die schwarz-rot-goldene folgt auch die schwarz-weiß-rote Trikolore der geschichtlichen Tradition. Doch kann man immerhin diese als Zusammenziehung der Sturmfahne mit dem schwarzen Adler ansehen, ebenso wie jene als eine Vereinigung des Adlerbanners mit der Blutfahne verteidigt wird.

Auf die Anwendung der neudeutschen Reichsfarben brauche ich nicht näher einzugehen, sie ist allgemein bekannt.

**

Es bleibt nur noch übrig, dreier Fahnen zu gedenken: der rot-gelben Fahne, des Straßburger Stadtbanners und des Marschallpaniers. Alle drei haben eine, wenn auch beschränkte Stellung im deutschen Heere gehabt.

Mehrfach finden wir in unseren Quellen eine rot-gelbe Fahne genannt. So erwähnt Albertinus Mussatus bei dem Römerzuge Heinrichs VII. eine aurea flamma, die durch die Abbildungen des gleichzeitigen codex balduini trevirensis eine genaue Erklärung erfährt. Wir erblicken hier des öfteren an der Spitze des Heereszuges eine lange rot und gelb gespaltene Wimpelfahne; jedoch dürfen wir nicht unterlassen zu bemerken, daß diese erst nach der Krönung zu Mailand erscheint. Mussatus erklärt die aurea flamma nicht, was darauf deutet, daß sie ihm, dem Italiener, bekannt war. Hingegen giebt der Glossator des Sachsenspiegels folgende Erklärung (60. Artikel):

„Zum dritten hat das Reich ein Fahnen, die forne roth und hinden gel. Bey dem roten wird bedeut die wahre liebe die er in Gott, zu Gott und allen rechtfertigen liuten haben soll. Bey dem gelben aber die rechtfertigkeit, welche er an den getöteten Leichnamen üben soll, dann die gelbe fahn bezeichnet den tod, den er den bösen anlegen soll als uns die Meister der Artzney schreiben."

Wenn wir auf derartige Erklärungen stoßen, können wir mit Sicherheit behaupten, daß die Erklärung nur ein Deckmantel der Unwissenheit des Autors ist. So auch hier. Dem Deutschen ist die Fahne unbekannt, der Italiener kennt sie, d. h. die Fahne ist in ihrem Ursprunge als italienische zu betrachten. Damit deckt sich auch, daß (nach Crusius) die Schwaben „im vorzug und verlorenen hauffen" ein Banner, rot und gelb, führten „symbolum vitae et mortis". Der Vorzug der Schwaben bei dem Reichsheere ist aber eigentlich nur bei den Römerzügen anzunehmen. Daß aber die rot-gelbe Fahne mit den italischen Kämpfen zusammenhängt, ersehen wir schon aus dem Eneit (der etwa 1190 vollendet wurde) Heinrichs von Veldeek. Der Herr Turnus

„. . . . . der randes an
ein zeichen furd er an der Hand
daz waz gele unde rot."

Die Miniature zeigt uns das Feldzeichen als rot und gelb gespaltene Fahne. Rot und gelb sind nun die Farben Roms heute noch (s. Gregorovius, Geschichte der Stadt Rom).

Wir haben also in der gelb-rot gespaltenen Wimpelfahne das Feldzeichen vor uns, das bei den Römerzügen den kaiserlichen Heeren voranflatterte und deshalb der geschichtlichen Bedeutung halber als Reichssturmfahne genannt werden muß.

Späterhin noch wurden die Farben, oft in Verbindung mit weiß, bei der Krönung des römischen Königs angewendet, z. B. als Decken der über den Römerberg gelegten Brücken.

Der Vollständigkeit halber erwähne ich noch die 1870 bei der Beschießung verbrannte Stadtfahne Straßburgs, welche bei Reichskriegen den ersten Rang unter den Bannern der Reichsstädte einnahm, und die Marschallsfahne, welche die Grafen von Pappenheim führten. Sie wird des öfteren „das (schwarz-weiße) Rennpanner mit den zwei Schwertern" genannt. Eine Bedeutung aber für das Reich hat weder sie noch die Straßburger Fahne gehabt.

3.

Abteilung für Mathematik und Naturwissenschaften (N).

In dieser Abteilung sprach am

15. Mai Herr Dr. Carl Heinrich Müller über

1. „Die Methoden zur absoluten Tonhöhebestimmung";
2. „Den Stühlerischen Perspektographen".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

1. Die Methoden zur absoluten Tonhöhebestimmung von Herrn Dr. C. H. Müller.

Einleitung.

Die Hauptaufgabe der Akustik besteht darin, die Schwingungen tönender Körper nach Form und Zahl zu bestimmen. Die Be-

ſtimmung der Form ſoll nicht unſer Gegenſtand ſein, ſondern die Feſtſtellung der Zahl d. h. die Tonhöhe. Man unterſcheidet nun zunächſt abſolute und relative Tonhöhen, je nachdem die reine Schwingungszahl oder bloß ihr Verhältnis zu irgend einem willkürlich gewählten Vergleichstone ins Auge gefaßt wird, wie z. B. bei den muſikaliſchen Tonintervallen. Hier ſoll bloß von abſoluten Beſtimmungen geſprochen werden. Im Verlaufe der Darſtellung wird es übrigens klar werden, daß faſt jede Methode der abſoluten Tonhöhebeſtimmung weſentlich vereinfacht werden kann, wenn man ſie zu relativen Meſſungen benutzt, indem alsdann gewiſſe Konſtanten aus der Meſſung bezw. Rechnung herausfallen.

Endlich hat man zu unterſcheiden zwiſchen ſubjektiven und objektiven Beſtimmungsmethoden. Bei den erſteren ſpielt das Ohr die entſcheidende Rolle, während bei den letzteren das Gehör gefliſſentlich aus dem Spiele gelaſſen wird, um einem beſſer ausgebildeten Sinne, dem Auge, die Entſcheidung zu überlaſſen.

Alle beruhen darauf, einen Tonkörper von möglichſt einfacher Beſchaffenheit ganz oder nahezu in Einklang mit dem vorgelegten Tonkörper zu bringen.

I. Subjektive Beſtimmungen.

a) Monochord. Abſolute Beſtimmungen durch das Monochord ſind die bekannteſten und älteſten. Die ganze Theorie der Muſik hat ſich an dieſem Inſtrumente entwickelt. Übrigens hat man es erſt verhältnismäßig ſpät, vor etwa zwei Jahrhunderten, verſtanden, abſolute Meſſungen mit dieſem Inſtrumente anzuſtellen. Den Anſtoß dazu verdankt man Merſenne, dem Entdecker der bekannten Saitengeſetze. Die eigentliche Löſung hat Brook Taylor in ſeiner berühmten Formel gegeben: für den Grundton

$$n = \frac{1}{2}\sqrt{\frac{p \cdot g}{s \cdot l}}.$$

Hierin bedeutet: p die Maſſe des ſpannenden Gewichts im abſoluten Maße, g die Beſchleunigung der Schwerkraft, s die Maſſe der Saite im abſoluten Maße und l deren Länge.

Eine Vergleichung der Dimenſionen zeigt, daß n eine abſolute Zahl ſein muß, wie ihre Definition verlangt (Verhältnis einer Sekunde zur Periode der Schwingungen). Es iſt nämlich

$$n = \frac{1\,\text{Secunde}}{2}\sqrt{\frac{p}{s}\cdot\frac{g}{l}},$$

woraus die Dimenſionszahlen:

$$T^1\sqrt{\frac{M^1}{M^1}\cdot\frac{L^1 : T^2}{L^1}} = D^0.$$

Die Tayloriſche Formel iſt das älteſte Beiſpiel aus der Akuſtik dafür, daß eine Tonhöhebeſtimmung auf Längenmeſſung (denn auch g iſt in erſter Linie eine Länge) und eine Wägung zurückgeführt wird. Bekanntlich hat in dieſer Löſung die neue Methode des Unendlich-Kleinen einen ihrer erſten Triumphe gefeiert. Taylor veröffentlichte die Abhandlung in ſeinem Methodus incrementorum, 1715 London. Das gewöhnliche Monochord iſt wenig brauchbar, am beſten iſt das große Monochord von Weber (Poggend., Ann. d. Phyſ. Bd. XV, 1829). Das Prinzip des Monochordes iſt auch dazu benutzt worden, geaichte Tonmeſſer (Sonometer) zu konſtruieren, die indeſſen meiſt in Vergeſſenheit geraten ſind, weil ſie die Stimmung nicht hielten. Gewiſſermaßen ſind das Klavier und alle Saiteninſtrumente mit feſter Stimmung derartige Sonometer.

b) Stimmpfeife. Sie iſt eine gedeckte Lippenpfeife, deren Stempel eine Teilung trägt, ſo daß die Längen der Luftſäulen beſtimmt werden können, für welche ein Einklang mit dem zu meſſenden Tone beſteht. Die Schwingungszahl des Grundtons einer ſolchen Luftſäule wird beſtimmt nach der Formel

$$n = 1\,\text{sec.}\,\frac{v}{4\,l}.$$

Hierin bedeutet v die Fortpflanzungsgeſchwindigkeit des Schalls in der Luft = 344 m pro sec. für 18° C., 2 die Länge der Luftſäule.

Die Länge l iſt gleich der Hälfte der ſtehenden Welle und gleich dem Viertel der laufenden Welle in der Luft.

Die Betrachtung der Dimenſionen zeigt

$$T^1 \cdot \frac{L^1}{T^1} : L^1 = D^0.$$

Dieſe Methode hat beträchtliche Mängel, ſo bequem ſie auch iſt, indem aus guten Gründen die Länge der Luftſäule bei genauen Rechnungen eine Korrektion erfahren müßte. Sie iſt daher mehr für geaichte Stimmpfeifen im Gebrauch, namentlich findet man häufig eine chromatiſche Tonleiter auf dem Stempel eingegraben (Daniel Bernoulli 1762).

c) Eine gewiſſe Berühmtheit hat Scheiblers Stimmgabel-Sonometer erlangt, obwohl er längſt nicht mehr ſo ſehr im Gebrauche iſt wie früher. Hier wird zum erſtenmale das akuſtiſche Phänomen der Stöße dazu benutzt, um recht genaue abſolute Beſtimmungen zu machen. Scheiblers Sonometer enthält eine Reihe geaichter Stimmgabeln, etwa eine Oktav, deren Tonhöhen ſo geregelt ſind, daß die Differenz der Schwingungszahlen zweier aufeinanderfolgenden Gabeln 4 beträgt. Somit liefern je zwei Folge-Gabeln 4 Stöße. Indem man nun den zu meſſenden Ton mit dem Stimmgabelſatze vergleicht, läßt ſich leicht durch Beobachtung der Stöße angeben, in welches Intervall er hineinfällt. Das Nähere iſt nachzuſehen in dem Werke: „Der phyſikaliſche und muſikaliſche Tonmeſſer. Erfunden und ausgeführt von H. Scheibler, Seidenwaren-Manufakturiſt in Crefeld. Eſſen, Bädecker, 1834.“ Weitere Litteratur, auch über die anderen Methoden, in Bindſeils Akuſtik, Pisko, die neueren Apparate der Akuſtik, Wien 1765: wertvoll durch hiſtoriſche Bemerkungen.[1])

d) Methode der Differenz-Töne (Melde, Wiedemanns Annalen Bd. 51. 1894). Hierbei ſind Vergleichstöne nötig, etwa eine Stimmgabelreihe, wie ſie von Appunn geliefert wird. Bildet ein tönender Körper mit dem Vergleichskörper (n_1) den Differenzton n_2, ſo iſt die geſuchte Zahl

$$n = n_1 + n_2,$$

falls der fragliche Ton höher als der Vergleichston iſt. Melde hat dieſe Methode bei der Beſtimmung hoher Töne mit Vorteil angewandt.

---

[1]) Für die akuſtiſche Litteratur wichtig iſt hier auch der Abſchnitt „Akuſtik“ in dem großen Handbuche der Phyſik, welches einen Teil der „Encyklopädie der Naturwiſſenſchaften“ bildet. Die Phyſik (in 3 Bänden) iſt herausgegeben von Winkelmann, der Abſchnitt Akuſtik bearbeitet von Melde.

e) Appunns Zungen-Sonometer übertrifft Scheiblers Sonometer an Handlichkeit. Statt der Stimmgabeln sind geaichte Zungen in einen Windkasten derart eingesetzt, daß sie einzeln angeblasen werden können. Im übrigen ist die Methode ganz die von Scheibler. Zu bemerken ist nur, daß die Zungen in ihrer Aichung nicht so unveränderlich sind als Stimmgabeln. Trotzdem sind die Fehlergrenzen sehr gering, sodaß die Appunnischen Sonometer für den praktischen Akustiker unentbehrlich geworden sind. Der ältere Appunn in Hanau, mit phänomenalem Gehöre begabt, lebt nicht mehr, sein Sohn aber arbeitet in derselben Richtung weiter. Doch werden diese Sonometer auch in Marburg von dem Instrumentenmacher Brambach angefertigt.

f) Schließlich erwähne ich die Sirene nur ganz kurz. Sie ist für praktische Arbeiten nicht recht anwendbar. Ihre Resultate sind nicht genau genug, weder bei Zahnsirenen noch bei Lochsirenen. Auch die Anwendung von elektrischen Sirenen in der Neuzeit hat keine wesentliche Verschärfung gebracht.

Alle diese subjektiven Methoden haben den Hauptnachteil, daß sie 1) ein feines Gehör voraussetzen, selbst bei den Stößen, (was nicht immer zugegeben wird), und daß 2) häufig eine Unsicherheit in der Bestimmung der Oktavenlage eintritt, namentlich wenn der vorgelegte Tonkörper eine wesentlich andere Tonfarbe hat als das Sonometer. Es ist dann selbst für den geübten Akustiker schwer festzustellen, welche Ober- oder Unteroktav er auf dem Sonometer gezogen hat. Denn bei geaichten Sonometern zumal steht ihm ja gewöhnlich nur eine Tonreihe zur Verfügung, die innerhalb einer Oktav liegt. Man hat daher schon lange nach objektiven Methoden der absoluten Tonhöheberechnung gesucht.

II. Objektive Bestimmung.

Es handelt sich zunächst um die Herbeiführung gewisser einfacher Formen, aus denen man vermittels Beobachtung durch das Auge Schlüsse auf die Tonhöhe machen kann.

a) Die graphische Methode. Den ersten Anstoß hierzu verdankt man Wilh. Weber[2]) (Melde, Schwingungskurven. Leipzig,

[2]) Vgl. W. Weber in dem Artikel „Akustik" aus dem Universal-Lexikon der Tonkunst, herausgegeben von G. Schilling.

Barth. 1864. § 17, S. 83) schon aus dem Jahre 1830, wonach sich die Schwingungen eines ausgiebig schwingenden Körpers vermöge eines Schreibstiftes auf eine berußte Tafel in Form von Sinoiden aufzeichnen können. Den ersten brauchbaren Vibrographen hat aber Duhamel konstruiert, dessen Apparat den Grundzügen nach bis jetzt beibehalten worden ist. (Schraubentrommel, 1859.) Die graphische Methode leidet an dem Übelstande, daß sie neben dem Tonschreiber noch einen Zeitmesser bedarf, der ebenfalls parallel der Sinuslinie seine Marken eingräbt, oder daß ein Vergleichskörper vorhanden ist, der seine Wellen neben dem fraglichen Tonkörper eingräbt. Außerdem ist die Auszählung der Wellen nicht so einfach. Immerhin hat Melde in der mehrfach erwähnten hochinteressanten Abhandlung (Wiedemanns Annalen Bd. 51, 1894) guten Gebrauch von ihr zur Bestimmung *hoher* Töne gemacht. Er läßt die beiden Tonkörper ihre Wellen auf eine angefettete Glasplatte schreiben und zählt die zu *gleichen* Strecken gehörigen Wellen unter dem Mikroskope aus (vibrographisch-mikroskopische Methode).[3])

b) *Die optische Methode* erleichtert die Sache nicht wesentlich, indem das Vibrationsmikroskop von Lissajous (aus dem Jahre 1835) nur eine sehr beschränkte Anwendbarkeit, nämlich für einfache Intervalle besitzt.[4]) Die stroboskopische Methode endlich, die mit intermittierender Beleuchtung arbeitet, ist in ihrer Anwendung so umständlich, daß sie eigentlich nur ausnahmsweise, dann aber mit vorzüglichen Resultaten benutzt wird.

c) Die *Resonanz-Methoden* sind diejenigen, die in der Neuzeit an Bedeutung gewinnen, namentlich deswegen, weil die zu messenden Größen die denkbar einfachsten sind: Längen und allenfalls noch Massen.

1) *Meldes* Methode. Er benutzt die durch Resonanz erzeugten Kundtschen Staubfiguren (Wiedemanns Ann. 1892) zur Bestimmung der Fortpflanzungsgeschwindigkeit in membranösen Körpern.

---

[3]) Eine interessante Umänderung der Schraubentrommel hat Noack in Gießen ersonnen, indem er die Trommel durch ein schweres Kegelpendel von bekannter Schwingungsdauer drehen läßt (Zeitschr. für phys. Unterricht 1894).

[4]) Wegen der Schwingungskurven.

Durch Resonanz entstehen bei genau geregelter Länge der Luftsäulen longitudinale Resonanzschwingungen. Die Länge der stehenden Welle läßt sich durch die Kundtischen Figuren messen, und da sie in Reihen nebeneinander auftreten, mit allen Mitteln der Meßkunst bestimmen. Ein Teil zwischen zwei Folgeknoten ist nun anzusehen als eine beiderseits geschlossene Luftsäule, die ihren Grundton giebt, daher

$$n = \frac{v}{2l}.$$ [5])

Dieser Ton stimmt nach dem Resonanzgesetze mit dem Tone des Hauptkörpers überein.[6])

2) Eine Methode des Referenten benutzt ebenfalls eine Resonanzerscheinung, wie sie zuerst von Melde wahrgenommen worden ist. Sie tritt sehr hübsch auf an Meldes Stimmgabel-Apparat. (Erste Anwendung in den Ann. der Phys. 1875, bei der Tonhöhebestimmung für Gipsstäbe.) Ganz analog der Meldischen Methode bestimmt man hier die Länge einer stehenden Welle, was mit aller Schärfe geschehen kann, da man ja ein Repetitionsverfahren mit allen Kunstgriffen der Beobachtung benutzen kann. Nicht minder scharf läßt sich die Masse der Saite und des spannenden Gewichtes durch die Wage bestimmen. Nun schwingt eine Resonanzwelle zeitlich genau so wie die Grundschwingung einer Saite. Somit ist die Tayloriſche Formel anwendbar. Die Periode der Saite ist nach dem Resonanzgesetze gleich der Periode des Hauptkörpers.

Die Regelung der Resonanzwellen geschieht gewöhnlich nicht durch Veränderung der Länge, sondern der Spannung.

* * *

2. Über den Stühlerischen Perspektographen von Herrn Dr. C. H. Müller.

Dieser Apparat ersetzt einen Storchschnabel (Pantographen) und erlaubt insbesondere irgend ein Naturobjekt in Malerper-

---

[5]) 1 = stehende Welle = $\frac{1}{2}$ der laufenden Welle in der Luft.

[6]) Bis jetzt hat sich die Methode der Staubwellen nur bei longitudinal schwingenden Körpern mit Vorteil anwenden lassen. Vgl. Melde, Wiedemanns Annalen Bd. 51, 1894.

ſpektive aufzunehmen. Der Preis des vollſtändigen Inſtruments nebſt Tragkaſten beträgt 50 Mk. Hierzu gehört ein Begleitſchriftchen nebſt zwei Heften mit Übungsvorlagen (Verlag von Knorr & Hirth in München). Der Gebrauch des Perſpektographen beruht auf folgender Eigenſchaft eines elaſtiſchen Fadens (Gummi). Befeſtigt man einen ſolchen Faden an einem Ende und dehnt ihn durch Ziehen am anderen Ende aus, ſo erleidet jedes Molekül eine Verſchiebung, welche dem Abſtande vom Befeſtigungspunkte proportional iſt. Markiert man nun auf einer Gummiſchnur einen Punkt durch eine Perle und befeſtigt in größerer Entfernung einen Zeichenſtift, ſo wird dieſer auf einem untergelegten Zeichenblatte eine Figur beſchreiben, welche derjenigen genau ähnlich iſt, die von der Perle beſchrieben wird. Durch verſchiedene Stellung der Perle kann man auch verſchiedene Vergrößerungen des Objektes erreichen, über deſſen Umriß man die Perle hinwegführt. Durch geeignete Handhabung laſſen ſich auch Verjüngungen erzielen. Wenn man nun endlich einem räumlichen Gegenſtande gegenüberſteht, ſo iſt es möglich, ſofort eine zentral-perſpektiviſche Aufnahme auf das Papier zu bringen. Dabei muß das Auge durch ein einfaches Diopter in derſelben Lage erhalten bleiben.[1])

4.

Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieſer Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Mai bis zum 30. September 1894 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

[1]) Durch Herrn Hartmann (Bockenheim) wurde Referent auf den Perſpektographen von Ritter (Frankfurt a. M.) aufmerkſam gemacht. Das Inſtrument, welches in der Techniſchen Anſtalt von Hartmann & Braun (Bockenheim) hergeſtellt worden iſt, geſtattet, aus Grund- und Aufriß eines architektoniſchen Gegenſtandes eine perſpektiviſche Anſicht des letzteren graphiſch zu entwerfen.

mit Wahlrecht:
Herr Adolf Fuld, Rechtsanwalt, hier.
„ Dr. Karl Th. Wolff, Rechtsanwalt, hier.

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

In dieser Sektion sprach am

21. Mai Herr Dr. R. Brückner über
„Die öffentliche Kinderfürsorge und ihre Reform".

5.

Abteilung für Deutsche Sprache und Litteratur (DL).

Die Abteilung für Schöne Wissenschaften hat, mit Genehmigung des Akademischen Gesamt-Ausschusses vom 10. August 1894, ihren Namen in den einer Abteilung „für Deutsche Sprache und Litteratur (DL)" geändert.

In dieser Abteilung sprach am

9. Mai Herr Direktor Dr. K. Rehorn über
„Felix Dahns „Julian der Abtrünnige"".

III. Bericht des Akademischen Gesamt-Ausschusses über seine Thätigkeit 1893/94.

Die Fachabteilungen haben auch im verflossenen Jahre rege Thätigkeit entfaltet: die Mitteilungen hierüber liegen in den „Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes“ vor. Was die sonstige Thätigkeit der Akademischen Abteilung des Hochstiftes betrifft, wie sie durch Satz 4 der Satzungen vorgeschrieben wird, so ist im einzelnen folgendes zu bemerken:

A. Der auf Grund des von der Hauptversammlung genehmigten allgemeinen Lehrplanes (vgl. Jahrgang I, S. 69 ff.) ausgearbeitete besondere Lehrplan für den Winter 1893/94 umfaßte folgende Lehrgegenstände und Lehrkräfte:

1. Herr Professor Dr. R. Koser aus Bonn: Friedrich der Große.
2. Herr Professor Dr. C. Cornill aus Königsberg i. Pr.: Der israelitische Prophetismus.
3. Herr Professor Dr. O. Behaghel aus Gießen: Aus dem Leben der deutschen Sprache einst und jetzt.
4. Herr Professor Dr. B. Litzmann aus Bonn: Das deutsche Drama der Gegenwart und die naturalistische Bewegung.
5. Herr Dr. J. Ziehen aus Frankfurt a. M.: Theaterwesen und Bühnendichtung im alten Athen.
6. Herr Professor Dr. E. Zitelmann aus Bonn: Römisches Recht und deutsche Kultur.
7. Herr Dr. Max Quarck aus Frankfurt a. M.: Geschichte der Arbeiterbewegung in Deutschland, England und Frankreich seit 1830.

8. Herr Professor Dr. J. Volkelt aus Würzburg: Ästhetische Fragen der Gegenwart.

Auch in diesem Winter waren die Vorträge von der regsten Teilnahme des Publikums getragen. Der Zudrang war vielfach so stark, daß der Saal des Konservatoriums, der nach dem großen Saale des Saalbaues der die meisten Hörer fassende Saal in Frankfurt ist, nur allzuoft nicht ausreichte, um allen, die hören wollten, Platz zu gewähren. Es mußte daher für den kommenden Winter auf Abhilfe gedacht werden. Diese ist zunächst in der Weise gesucht worden, daß die früher gewährten, in den Satzungen nicht gebotenen Berechtigungen, die Mitgliedkarte auf ein unselbständiges Familienglied zu übertragen und ein zweites unselbständiges Familienglied unentgeltlich einzuführen, beschränkt werden mußten. Ebenso wird der Zutritt von Nichtmitgliedern an höhere Bedingungen geknüpft: auf diese Weise kann voraussichtlich erreicht werden, daß die Mitglieder des Hochstiftes, die den Vorträgen folgen wollen, auch wirklich Platz finden. Die Teilnahme von Familienmitglieder soll durch Ausgabe von Beikarten zu sehr mäßigen Preisen ermöglicht werden. Diese Maßregel hat keinen finanziellen Zweck: sie wird vielmehr die Einnahme voraussichtlich etwas verringern, dafür aber die Möglichkeit, daß die wirklichen Interessenten den Zutritt gesichert erhalten, wesentlich vergrößern. Auch im vergangenen Winter haben die Vorträge ihre Aufgabe, das Interesse für wissenschaftliche Behandlung wichtiger Fragen in weitere Kreise zu tragen und so ein wesentliches Element ihrer Weiterbildung zu werden, in bester Weise erfüllt. In erster Linie haben wir dies der freundlichen Bereitwilligkeit zu danken, mit der die Herren Dozenten dem an sie ergangenen Rufe gefolgt sind. Es ist erfreulich zu sehen, wie die Lehrgänge des Hochstiftes für viele der an den benachbarten Universitäten wirkenden Professoren eine willkommene Erweiterung ihrer Lehrthätigkeit und ihrer Lehrwirkung geworden sind und sich dort für das Schaffen ebenso einbürgern, wie sie es hier für die dankbare Aufnahme des in vortrefflicher Weise Gebotenen längst gethan haben. Wir sprechen daher den Herren, die uns im letzten Winter ihre Kräfte geliehen haben, auch hier unseren wärmsten Dank aus.

B. Die Unterstützung und Förderung wissenschaftlicher, litterarischer und künstlerischer Bestrebungen haben innerhalb des Hochstiftes selbst es ermöglicht die Thätigkeit einiger Sektionen nach ganz bestimmten Richtungen hin zu unterstützen. Die von der juristischen Sektion übernommene Aufgabe, die verschiedenen Gebiete des Frankfurter Rechtes so durchzuarbeiten, daß je einzelne Mitglieder der Sektion je ein einzelnes Rechtsgebiet behandeln, hat weitere Förderung erhalten; das Ergebnis dieser Thätigkeit soll veröffentlicht werden und eine Feststellung und Bearbeitung des Frankfurter Rechtes ergeben, wofür es eine der neueren Gesetzgebung Rechnung tragende Darstellung noch nicht giebt. Der von der volkswirtschaftlichen Sektion angeregte volkswirtschaftliche Kongreß hat am 8. und 9. Oktober 1893 stattgefunden. Die Teilnahme war seitens der Gemeinde- und Staatsbehörden, Arbeiter und Unternehmer, Gelehrten und kaufmännischen Korporationen von hier und auswärts eine außerordentlich große. Die Verhandlungen liegen ausführlich in dem mit Beihilfe des Hochstiftes herausgegebenen Berichte vor, der in den „Schriften des Freien Deutschen Hochstiftes" erschienen ist: „Arbeitslosigkeit und Arbeitsvermittelung in Industrie- und Handelsstädten". Berlin 1894. Otto Liebmann. 8°. 223 S. Dort ist in der Einleitungsrede des Vorsitzenden des Akademischen Gesamt-Ausschusses der vom Hochstifte bei der Berufung des Kongresses festgehaltene Standpunkt hervorgehoben, daß es den Ort bietet, wo jeder seine Ansicht vertreten und wissenschaftlich begründen kann: sobald es sich jedoch um praktisches Eingreifen in die Bewegung der Gesellschaft handelt, tritt das der Pflege der Wissenschaft gewidmete Hochstift bescheiden zurück und überläßt solche praktische Thätigkeit den zu ihrer Ausführung berufenen Organen des sozialen Lebens (S. 7). In diesem Sinne haben auch die Verhandlungen des Kongresses gewirkt: eine große Zahl deutscher Städte ist seitdem mit Benutzung des durch die Verhandlungen und den Bericht gebotenen Materials (im Anhang des letzteren befinden sich die amtlichen Verhandlungen aus Stuttgart, Mainz und Frankfurt a. M., welche die dortige städtische Arbeitsvermittlung betreffen) zur Errichtung städtischer Arbeitsnachweise geschritten, und die Ministerien von Preußen, Württem-

Digitized by Google

berg und Bayern haben Mitte des Berichtsjahres den Gegenstand der Verhandlungen den ihnen nachgeordneten Behörden zur Beachtung empfohlen. Außerhalb des Hochstiftes hat dieses auch im verflossenen Jahre den in erster Linie durch Mitglieder des Hochstiftes ins Leben gerufenen „Volksvorlesungen" seine Teilnahme bewiesen. Der vom Hochstift geleistete Beitrag bildet jetzt einen ständigen Posten im Haushaltsplan. Der Verlauf der Volksvorlesungen war auch im letzten Winter ein sehr erfreulicher. In erster Linie wurden die dem Zwecke am meisten entsprechenden Lehrgänge von je drei Vorträgen gefördert: gelegentlich trat, wo Raum dafür blieb, auch ein Einzelvortrag ergänzend ein. Es wurden 20 Vorlesungen und zwar 2 Einzelvorträge und 6 Vortrags-Reihen zu je 3 Vorlesungen gehalten. Die letzteren behandelten:

1. Die große Zeit der deutschen Malerei zu Anfang des 19. Jahrhunderts mit besonderer Beziehung auf Frankfurt a. M. und das Städelische Institut.
2. Telegraphie, Fernsprechwesen, elektrische Beleuchtung.
3. Die Ernährung des Menschen.
4. Die Vorgeschichte der modernen Arbeiterbewegung von 1789 bis 1848.
5. Das städtische historische Museum, kunstgewerbliche und historische Erläuterung zu den wichtigsten Gegenständen.
6. Die Verbreitung der Tiere und Pflanzen auf der Erdoberfläche.

Auch in diesem Jahre hat eine Ausstellung stattgefunden: das Erscheinen des hundertsten Geburtstages des deutschen Malers Julius Schnorr von Carolsfeld gab die Veranlassung, eine Ausstellung von Werken dieses Meisters zu veranstalten. Ein Bericht darüber liegt in der Skizze zu dem Einleitungsvortrage vor, die oben S. 1* ff. abgedruckt ist und auf die hiermit verwiesen wird. Für das bessere Verständnis wurde ein Katalog hergestellt, der in seiner sorgfältigen Ausarbeitung für die Wissenschaft ebenso einen bleibenden Wert beanspruchen darf wie er durch seine schöne Ausstattung und die reiche Beigabe von Nachbildungen von Werken Schnorrs das Interesse des Bücherfreundes erweckt. Der im vorigen Jahre ausgegebene Faustkatalog ist nur noch in einer

kleinen Anzahl von Exemplaren vorhanden, weshalb der Preis für deren Bezug erhöht werden mußte.

C. Erwerbung wissenschaftlicher Werke, Kunsterzeugnisse und Belehrungsgegenstände. Die Goethebibliothek, die allmählich die ganze klassische Litteraturperiode mit Goethe als deren Mittelpunkte zu umfassen bestimmt ist, hatte sich im abgelaufenen Verwaltungsjahre eines besonders reichen Zuwachses zu erfreuen. Durch die Güte einiger unserer Mitbürger, die dem Gedeihen der in ihrer Art einzigen Spezialbibliothek des Hochstiftes verständnisvolles Interesse widmen, wurde ihr eine hochbedeutende Sammlung von Lessingschriften einverleibt. Die Herren Konsul Becker, Baron L. v. Erlanger, Sanitätsrat Dr. Herzheimer, Wilh. Meister, Victor Mössinger, die Direktoren der Höchster Farbwerke und Frau Baronin v. Villani vereinigten sich zum Ankauf der etwa 750 Bände und 30 Blätter (Lessingbildnisse) umfassenden Lessingbibliothek, die der verstorbene kgl. Auktionskommissar Müller in Berlin im Laufe langer Jahre gesammelt hatte, und überwiesen sie dem Hochstift als Geschenk. Der hohe Wert dieser Sammlung beruht nicht nur in ihrem Umfang, der den der Lessingbibliothek zu Wolfenbüttel doppelt übertrifft und sie würdig der berühmten Sammlung des Herrn Landgerichtsdirektors Lessing zu Berlin an die Seite stellt, sondern auch in der Vollständigkeit, mit der die ersten Ausgaben und seltenen Stücke vertreten sind, wie in dem vorzüglichen Erhaltungszustande der alten Drucke.

Auch an dieser Stelle sei den Gebern für ihre hochherzige Opferwilligkeit der herzlichste Dank ausgesprochen.

Die ordnungsmäßige Vermehrung betrug etwa 1260 Bände, so daß die Bibliothek mit dem Gesamtzuwachse dieses Jahres von 2010 Bänden, nach Ausscheidung der Dubletten, jetzt weit über 9000 Bände umfaßt. Die Sammlung der Faustschriften ist bis auf 1100 Bände vermehrt.

Ausgeliehen wurden 237 Werke mit 291 Bänden. In der Bibliothek selbst wurden ungefähr 900 Bände, vielfach von auswärtigen Gelehrten, benutzt.

**

Durch das rasche Wachstum der Bibliothek wird natürlich der Raummangel immer empfindlicher. Ein Teil der Bücher mußte bereits, so gut es gehen wollte, in den Bureauräumen untergebracht werden. Die provisorische Heranziehung des bisherigen Lesezimmers kann auch nur vorübergehende Aushilfe gewähren, abgesehen davon, daß so die Bibliothek in drei ganz von einander getrennten Räumlichkeiten, in verschiedenen Stockwerken untergebracht ist.

Die Errichtung eines Bibliotheksgebäudes auf dem hinter dem Goethehause liegenden Grundstücke erscheint daher immer dringender geboten.

Die im Laufe des Jahres für die Goethebibliothek eingegangenen Geschenke sind unter den „Einsendungen" verzeichnet. Herrn Kupferstecher Paul Barfus, München, verdanken wir, wie in früheren Jahren, eine Anzahl meisterhaft von ihm ausgeführter Kupferstiche. Über die Vermehrung der zur stilgemäßen Ausstattung des Hauses bestimmten Kunstgegenstände findet sich Näheres im Bericht der Goethehauskommission.

D. Die Anschaffung und Auflegung von Zeitschriften erfolgte, wie bisher, gemäß dem Abkommen mit der Stadtbibliothek. Im Lesezimmer liegen jetzt 97 wissenschaftliche Zeitschriften auf, und zwar aus dem Gebiete der Bibliographie 7, der Geschichte und ihrer Hilfswissenschaften 18, der Philosophie und Pädagogik 6, der deutschen Litteraturgeschichte 8, der Kunstwissenschaft und Archäologie 12, der Sprachwissenschaft und Philologie 12, der Mathematik und Naturwissenschaft 12, der Geographie 4, der Heilkunde 5, der Jurisprudenz 8, der Volkswirtschaft 13, der Technik 4; dazu kommen noch 10 Rundschauen, eine Anzahl Unterhaltungs- und Theaterschriften, hiesige und auswärtige Wochen- und Tagesblätter. Im ganzen stehen 135 Zeitschriften und Blätter den Mitgliedern zur Verfügung. Die Gesamtzahl ist gegen das Vorjahr um 4 gewachsen. Eine größere Anzahl gerade der wertvollen wissenschaftlichen Zeitschriften gelingt es bereits jetzt im Austausche gegen die Hochstiftsberichte von Verlegern und Redaktionen zu beschaffen. Mit der wachsenden Bedeutung unserer Berichte wird

dies hoffentlich in steigendem Maße der Fall sein. Die Benutzung dieses wertvollen Materials wird eine wesentliche Erleichterung erfahren, sobald die neuen Räume bezogen sein werden, die dem Hochstift durch die Liberalität der städtischen Behörden zur Verfügung gestellt worden sind, um das Goethehaus zu entlasten. In dem bisherigen für den Zweck eines Lesezimmers in jeder Weise ungeeigneten Raum konnte weder eine übersichtliche Aufstellung noch eine solche Benutzung stattfinden, die das Lesen zu einer erfreulichen und erfolgreichen Thätigkeit hätte gestalten können.

E. Von Gesamtsitzungen mit Vorträgen fanden mit Rücksicht auf die durch die Lehrgänge gebotenen zahlreichen sonstigen Vorträge zunächst nur die zwei von den Satzungen vorgeschriebenen Feiern von Goethes und Schillers Geburtstagen statt. Am Schillertage sprach Herr Professor B. Valentin von hier über „Das künstlerische Hauptproblem in Schillers „Jungfrau von Orleans“ (vgl. Berichte 1894, Heft 2, S. 19*—38*), am Goethetage Herr Professor Edmund Goetze aus Dresden über „Hans Sachs und Goethe“, durch dieses Thema zugleich an die vierhundertjährige Wiederkehr des Geburtstages von Hans Sachs erinnernd (vgl. Berichte 1895, Heft 1, S. 6*—21*). Die Faustausstellung gab Veranlassung, durch einen einleitenden Vortrag in ihr Verständnis einzuführen: die Lösung dieser Aufgabe übernahm Herr Dr. O. Heuer, der wesentlich zu dem Zustandekommen der Ausstellung beigetragen hatte. Er behandelte „Faust in der Geschichte, Sage und Dichtung (vgl. Berichte 1894, Heft 2, S. 39*—52*). An dem Goethetage verschönerte auch dieses Mal wieder der Sängerchor des Lehrervereins in gewohnter trefflicher Weise die Feier mit einem sie ein- und ausleitenden Gesange. Am 13. Dezember 1893 waren es dreißig Jahre, daß Friedrich Hebbel die Augen schloß: dies gab Veranlassung zu einer Erinnerungsfeier. Herr Fritz Lemmermeyer aus Wien schilderte in seinem Vortrage „Hebbel als nationalen Dichter“ (vgl. Berichte 1894, Heft 2, S. 52*—66*.) Im Besitze des Hochstiftes befinden sich als wertvolle Bestandteile der Porträtsammlung von Rahl die Bilder von Hebbel und seiner Frau: in gutem Lichtdruck nachgebildet sind beide dem

erſten Hefte als bedeutungsvoller Schmuck beigegeben, während zur Erläuterung Frau E. Mentzel eine treffliche Charakteriſtik der beiden Gatten entwarf: ſie iſt in den Litterariſchen Mitteilungen (Berichte 1894, Heft 1, S. 35—69) abgedruckt.

F. Die „Berichte“ haben die ihnen geſtellte Aufgabe, „über die geiſtige Wirkſamkeit der Anſtalt und die Thätigkeit der Mitglieder, ſowie über Anſchaffungen, Geſchenke und Ähnliches“ die Mitglieder in Kenntnis zu ſetzen, in gewohnter Weiſe erfüllt, wie der fertig vorliegende Band 1894 nachweiſt. Das die Benutzung des Bandes weſentlich erleichternde ausführliche Regiſter wird Herrn Dr. Heuer verdankt. Auch für dieſen Band wie für alle früheren iſt eine Einbanddecke hergeſtellt worden, die durch die Kanzlei für jeden Jahrgang zu Mk. 0,50 bezogen werden kann.

G. Die Pflege wechſelſeitiger Beziehungen zu anderen verwandte Zwecke anſtrebenden Vereinen und Geſellſchaften erleidet keinerlei Unterbrechung. Die durch das freundliche Entgegenkommen des Vorſtandes der Goethe-Geſellſchaft in Weimar geſtattete Nachbildung von Goethes Leipziger Silhouetten iſt ausgeführt worden: die Blätter ſind nun in dem Studierzimmer angebracht und tragen dazu bei, ihm ſeinen urſprünglichen Charakter wiederzugeben.

Der bisherige gute Fortgang der Thätigkeit der Akademiſchen Abteilung läßt uns beim Beginne des neuen Arbeitsjahres dieſes mit der Hoffnung betreten, daß das Hochſtift auch fernerhin imſtande ſein werde, die ihm vorgeſchriebenen Ziele immer mehr zu erreichen.

Der Akademiſche Geſamt-Ausſchuß.

IV. Bericht der Goethehaus-Kommission an die Hauptversammlung über ihre Thätigkeit während des Verwaltungsjahres 1893/94.

Da die im vorjährigen Berichte (Bd. 9 S. 99) geschilderte Sachlage in dem verflossenen Geschäftsjahre keine Änderung erfuhr, mußte sich die Wirksamkeit der Kommission wiederum auf Vorbereitungen und Entwürfe für die Ausstattung der in absehbarer Frist freiwerdenden Räume des Goethehauses beschränken. Diese Forschungen und Erwägungen, deren Schwerpunkt in der Ergründung und Feststellung von Einzelfragen liegt, wurden besonders in den Sitzungen der Subkommissionen nach Kräften gefördert. Durch diese vorbereitende Thätigkeit ist eine sichere Grundlage für die dereinstige Ausführung gewonnen.

Die bevorstehende Verlegung des Sitzungssaales in die neuen Hochstiftsräume ermöglicht es, die Herrichtung des großen Zimmers im ersten Stock demnächst in Angriff zu nehmen.

Durch die Güte eines unserer Mitbürger, dessen Name leider auf seinen ausdrücklichen Wunsch ungenannt bleiben muß, ist die Kommission in den Stand gesetzt, diesem stattlichsten Raume des Hauses eines seiner wertvollsten Erinnerungsstücke wieder einzufügen, das Goethische Familienbild in der trefflichen Kopie von Hermann Junker (vgl. die Kunstbeilage dieses Heftes, sowie Junkers ausführliche Abhandlung S. 42 ff.). Dem ebenso hochherzigen wie bescheidenen Spender sei an dieser Stelle der wärmste Dank der mit der Hut und Pflege des Dichterhauses betrauten Kommission ausgesprochen. Wenn etwas geeignet ist, ihren Eifer in der oft mühseligen Kleinarbeit auch unter ungünstigen Verhältnissen stets wach zu halten, so ist es diese werkthätige Teilnahme

aus den Kreiſen der Frankfurter Bürgerſchaft, da ſie die berechtigte Hoffnung giebt, daß es in nicht allzuferner Zeit gelingen werde, das ehrwürdige Haus, in dem Frankfurts größter Sohn geboren wurde, vollſtändig ſo wieder herzuſtellen und einzurichten, wie es war, als der Herr Rat und ſeine Gattin darin walteten, als Wolfgang in dem Giebelzimmer ſeine Jugendwerke ſchuf. Dann wird es für die vielen Tauſende, die es jährlich, aus allen Weltgegenden beſuchen, auch beredtes Zeugnis von dem echten Frankfurter Bürgerſinne ablegen, der pietätvoll das Gedächtnis des großen Toten bewahrt.

Unſere Sammlungen von Erinnerungsgegenſtänden erfuhren ferner eine wertvolle Bereicherung durch ein ſehr ſeltenes Dokument, das Diplom der Goethe am 7. November 1825, zum 50jährigen Doktorjubiläum, von der Univerſität Jena verliehenen mediziniſchen Doktorwürde. Wir verdanken es der Güte des Herrn Heinrich Eduard Stiebel, hier.

Von andern Geſchenken iſt beſonders hervorzuheben die gleichzeitig mit einer größeren Anzahl von Photographien aus dem Weimarer Goethehauſe von Frau Profeſſor Hedwig Müller zu Weimar geſtiftete Totenmaske Schillers.

V. Einsendungen.

Vom 1. Mai bis 30. September 1894 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Geschichte.

*Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung Lindau i. B. 1884 bis 1888. Geschenk des Herrn Henry Homburg.

†Mitteilungen des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 32. Jahrg. Prag 1894.

†Jahrbuch des Siebenbürgischen Karpathenvereins. XIV. Jahrg. 1894. Mit 2 Abbildungen und 4 Heliogravüren als Beilage. Hermannsstadt 1894.

*Mittheilungen des Nordböhmischen Excursions-Clubs. Redigirt von Prof. A. Paudler und Dr. F. Hanschel. 17. Jahrg. Heft 2 und 3. Leipa 1894.

†Archiv für Hessische Geschichte und Altertumskunde. N. F. Bd. 1 Heft 1. Herausgegeben von Dr. G. Frhrn. Schenk zu Schweinsberg. 1894.

†Dasselbe. Heft 2. Herausgegeben von Dr. Eduard Anthes 1894.

*Akademischer Verein Deutscher Historiker in Wien. Bericht über das IV. Vereinsjahr (1892—93) Wien.

*21. Bericht des Museums für Völkerkunde zu Leipzig 1893. Leipzig 1894.

Philoſophie und Pädagogik.

*Schwarz, H. Was will der kritiſche Realismus. Eine Antwort an Herrn Profeſſor Martius in Bonn. Leipzig 1894.

*Allgemeiner Kindergärtnerinnen-Verein. Bericht 8. April 1894

Volkswirtſchaft.

*Monatsberichte des Statiſtiſchen Amtes zu Dresden. 1894.

*Jahres-Bericht der Handelskammer zu Frankfurt a. M. für 1893 Frankfurt a. M. 1894.

Naturwiſſenſchaften.

†Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. Publié sous la rédaction du Prof. Dr. M. Menzbier. Année 1893 et année 1894 nr. 1. Moscou 1893/94.

†Mittheilungen der Naturforſchenden Geſellſchaft in Bern aus dem Jahre 1893. Bern 1894.

†Sechzehnter Jahres-Bericht über die Thätigkeit der Deutſchen Seewarte für das Jahr 1893. Erſtattet von der Direktion. Hamburg 1894.

†39. Bericht des Vereins für Naturkunde zu Kaſſel über die Vereinsjahre 1892—94. Kaſſel 1894.

†78. Jahresbericht der Naturforſchenden Geſellſchaft in Emden für 1892/93. Emden 1894.

*Höfer, H. Die Entſtehung der Blei-, Zink- und Eiſenerzlagerſtätten in Oberſchleſien. Leoben 1893.

*Thorkelsson, Jon. Supplement til Islandske Ordboger. Tredje Samling, Reykjarik 1894.

*Goppelsroeder, Friedr. Über Feuerbeſtattung. Vortrag, gehalten im Naturwiſſenſchaftlichen Vereine zu Mülhauſen i. E. Nebſt Anhang und 5 Abbildungen. 1890.

Litteratur.

*Haehnel, K. Goethes Fauſt im Gymnaſialunterricht. Leitmeritz 1894.

*Popel, A. Der falſche Demetrius in der Dichtung (Fortſetzung). Linz 1894.

*Kühnemann, Eug. Herder, Kant und Goethe. S.-A. a. d. Preuß. Jahrbb. Bd. 77. Heft 2. 1894.

*Büchner, Alex. Alfred Tennyson. Le poète lyrique épique et dramatique. Hâvre 1894.

*Thomasius, Christ. Von Nachahmung der Franzosen. Nach den Ausgaben von 1687 und 1701. Herausg. von A. Sauer. Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts. Nr. 51. N. F. Nr. 1. Stuttgart 1894.

*Wolfskehl, K. Germanische Werbungssagen. 1. Hugdietrich. Jarl Apollonius. Gießener Dissertation. Darmstadt 1893.

*Ellinger, Georg. E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamburg und Leipzig, L. Voß. 1894.

*Goethe. Iphigenie auf Tauris. Herausgegeben von V. Valentin. Dresden, L. Ehlermann. 1894.

* — Dichtung und Wahrheit. Herausgegeben von H. Schiller. Dresden, L. Ehlermann. 1894.

*Golther, W. Deutsche Heldensagen. Dresden, L. Ehlermann. 1894.

* — Götterglaube und Göttersagen der Germanen. Dresden, L. Ehlermann. 1894.

Programme etc. von Hochschulen, Instituten, Vereinen.

*Gießen, Universität. Personalbestand. S.-S. 1894 und W.-S. 1894/95.

* — Vorlesungsverzeichniß. S.-S. 1894 und W.-S. 1894/95.

*Freiburg, Universität. Personalbestand. S.-S. 1894.

* — Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

* — Wiedersheim, R. Über die Vorbildung unserer akademischen Jugend an den humanistischen Gymnasien. Festrede. 1894.

*Heidelberg, Universität. Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Jena, Universität. Personalbestand. S.-S. 1894.

* — Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Leipzig, Universität. Personalbestand. S.-S. 1894.

* — Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Tübingen, Universität. Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Göttingen, Universität. Index Scholarum. S.-H. 1894/95. De Plauti Vidularia commentationem praemisit Frid. Leo

*Prag, Deutsche Karl-Ferdinands-Universität. Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Innsbruck, Universität. Personalbestand und Vorlesungsverzeichniß. W.-S. 1894/95.

*Darmstadt, Technische Hochschule. Programm für 1894/95.

*Hannover, Technische Hochschule. Programm für 1894/95.

*Braunschweig, Technische Hochschule. Programm für 1894/95.

*Annual report of the board of regents of the Smithsonian Institution to July 1891. Washington 1893.

*Proceedings of the United States National Museum. Vol. XV, 1892. Published under the Direction of the Smithsonian Institution. Washington 1893.

*Memoirs of the National Academy of Sciences. Vol. VI. Washington 1893.

*Jahresbericht des Mitteldeutschen Kunstgewerbevereins für das Jahr 1893.

*Bericht der Lese- und Redehalle der Deutschen Studenten in Prag über das Jahr 1893. Prag 1894.

*Sechzehnter Jahresbericht des Dr. Hoch'schen Conservatoriums zu Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. 1894.

*Jahres-Bericht des Sängerchors des Lehrervereins zu Frankfurt a. M. über das 16. Vereinsjahr 1893/94. Bearbeitet von Julius Bautz.

*Taunus-Club Frankfurt a. M. Jahresbericht für 1893. Frankfurt a. M. 1894.

VI. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Mai bis 30. September 1894.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Carl André, Musikalien-Verleger, Offenbach a. M.
2. Th. Aronstein, Dr. phil., Sprachlehrer, Offenbach a. M.
3. J. Collin, Dr., Privatdozent, Gießen.
4. Franz Haushalter, Dr., k. bayer. Oberzollassessor, München.
5. Hugo Hecht, Prokurist, hier. (Mk. 12.)
6. H. Keller, stud. chem., hier.
7. Adalbert Lunglmayr, Privat-Apotheker, München.
8. Friedr. Naumann, Pfarrer, hier.
9. Albert Peiser, Kaufmann, hier.
10. Carl Redlich, Dr., Realschuldirektor, Hamburg.
11. Heinrich Schmidberger, Direktor der Handelsschule für Mädchen, hier.
12. Frl. Julia Schramm-Bauendahl, hier.
13. Paul Sonnekalb, Versicherungs-Beamter, Erfurt.
14. Frau Minna Stern, Ww. des Dr. und Realschullehrers, hier.
15. Frau Sophie Stern, Privatiere, hier.
16. F. Thorwart, Direktor der Genossenschaftsbank, hier.
17. Eduard Uhland, städtischer Oberbeamter, München.
18. Ludw. Vanino, Dr. phil., Universitäts-Assistent, München.
19. Wilhelm Veith, cand. prob., hier.
20. Emil Voswinkel, Kaufmann, hier.
21. Carl Theod. Wolff, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
22. Phil. Zimmermann, städtischer Lehrer, hier.

Digitized by Google

B. Geſtorben:

1. Eduard Cnyrim, Dr. jur., Juſtizrat, hier.
2. Aug. Daſſel, Piano-Fabrikant, Berlin.
3. Franz Joſef von Denzinger, Oberbaurat a. D., München.
4. Wilhelm Feiſt, Kaufmann, hier.
5. Auguſt Ritter von Frankl, Profeſſor, Wien.
6. Carl Fritſch, Oberlehrer, hier.
7. Albert Junker, Konditor, hier.
8. Hermann Mayer, Kaufmann, hier.
9. Alex von Middendorf, Kaiſ. Ruſſ. Staatsrat, Dorpat.
10. Eduard von Moor, Königl. Bayr. Oberſt a. D., München.
11. Louis Schmidt-Hänſel, Kaufmann, hier.
12. Moritz Abraham Stern, Univerſitäts-Profeſſor, Zürich.
13. Bernh. Stern, Dr. med., hier.
14. Frau Louiſe Unzer, Ww., Privatiere, hier.
15. Louis Wertheimber, Bankier, hier.
16. Joſef Wilbrand, Profeſſor, Dr. med., Gießen.
17. Paul Zeiller, Bildhauer, München.

33 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

II. Berichte aus den Akademiſchen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Deutſche Sprache und Litteratur (DL).

Dieſer Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1894 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

ohne Wahlrecht:

Herr Pfarrer Friedrich Naumann, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Direktor Dr. Karl Rehorn, als zweiten Vorſitzenden Herrn Dr. Ewald Böcker und als Schriftführer Herrn Dr. Fritz Rehorn.

In dieſer Abteilung ſprachen am

14. November Herr Dr. A. Krüger über

„Stella und Mattabruna, ein italieniſches Volksbuch";

24. November Herr Dr. Arthur Pfungſt über

„Dr. Emil Reich: Ibſens Dramen";

12. Dezember Herr Direktor Dr. K. Rehorn über

„Der Mythus von Ögir".

* * *

*

Die eingesandten Berichte lauten:

1. **Stella und Mattabruna, ein italienisches Volksbuch** von Herrn Dr. A. Krüger.

Die Kenntnis der italienischen Volksbücher hat sich bisher nur in bescheidenen Grenzen gehalten, da sie zu wenig zugänglich sind und es an einem Sammelwerke dieses Zweiges der italienischen Volkslitteratur bis jetzt fehlt. Jahrhunderte weit zurückreichend, haben sich die italienischen Volksbücher, sofern sie der Menge gefielen, in ihrer Eigenart bis auf den heutigen Tag erhalten und sind dem Volke immer eine nie versiegende Quelle der Anregung gewesen, so daß auch sie in nicht geringerem Grade als die übrigen Erzeugnisse der Volkspoesie Einblick gewähren in die gemeinsamen Interessen, die Gewohnheiten und Anschauungen des Volkes, dessen innerste Eigenart sie damit widerspiegeln. Ihre Wurzel haben die italienischen Volksbücher in den Gesängen der cantori di piazza des 14. und 15. Jahrhunderts, die ihre Lieder auf den öffentlichen Plätzen aus dem Stegreife vortrugen und sich dabei ganz den Anforderungen und Bedürfnissen des Volksgeschmackes anzupassen wußten. Dank diesen Volksdichtern wurden die epischen Stoffe von Karl dem Großen und seinen Paladinen, von König Artus und seiner Tafelrunde durch ganz Italien verbreitet, während gerade hier im Gegensatz zu den anderen abendländischen Ländern für eine nationale ritterliche Ependichtung kein günstiger Boden vorhanden war, da in Italien ein freies Bürgertum blühte, so daß weder Rittertum noch ritterliche Stoffe in das Herz des Volkes tiefer einzudringen vermochten. Aber auch in anderer Hinsicht wußten jene Volksdichter dem Geschmacke ihres Publikums Rechnung zu tragen, und so enthalten die italienischen Volksbücher neben Stoffen aus dem klassischen Altertum und Legenden oder rein biblischen Erzählungen auch zahlreiche Schwänke und Episoden aus der Lokalgeschichte, besonders Mord- und Banditenhistorien.

Diese Volksdichtungen sind seit Ausgang des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts oft gedruckt, wobei sie im Format wie in der Ausführung der beigefügten Holzschnitte stets ein konservatives Verhalten beweisen. Ihr gewöhnlicher Umfang beträgt vier meist

zweispaltige Blätter in Quart, doch finden sich auch Volksbücher von 6, 8 und mehr Blättern. Mehrere Holzschnitte bei einem Volksbuche sind selten, die ältesten Drucke entbehren ihrer zum Teil; spätere Ausgaben zeigen gewöhnlich auf den Titelblättern einen meist grob ausgeführten Holzschnitt, auf dem eine oder mehrere Episoden der Erzählung dargestellt sind. In den früheren Ausgaben fehlt gewöhnlich die Angabe über Jahr und Ort des Druckes, höchstens ist am Ende der Name des Druckers vermerkt; auch bei späteren Drucken ist das Jahr der Ausgabe nicht immer angegeben, der Druckort ist jedoch selten ausgelassen: er findet sich auf dem Titelblatte oder am Ende oder an beiden Stellen, gewöhnlich mit dem Vermerk „Con licenzia de' Superiori" versehen. Die Frage nach dem Verfasser ist bei der Mehrzahl dieser Volksdichtungen ganz illusorisch. Vielfach sind diese Schriften völlig anonym erschienen. Ist der Name des Herausgebers vermerkt, so hat man es bei jüngeren wie älteren Drucken gewöhnlich mit einem Bearbeiter zu thun. Diese Herausgeber oder Bearbeiter machten sich ihre Aufgabe allerdings meistens sehr leicht, indem sie die alten Gedichte inhaltlich nur selten änderten, dafür aber der Sprache ein ihrer Individualität entsprechendes Gepräge aufdrückten, so daß die italienischen Volksbücher im Laufe der Zeit arge Entstellungen erfuhren.[1])

Eingekleidet wurden diese volkstümlichen Stoffe gewöhnlich in die Form der ottava rima. Nach der glänzenden Epoche des 14. Jahrhunderts diente diese Dichtungsform einer Sprache, die sich keineswegs auf der Höhe vollendeter Ausdrucksweise bewegte. Kurz und treffend sagt Mussafia von jenen Gedichten: „Ihre Sprache ist oft ungleichartig, schillernd; neben der toskanischen — nunmehr allgemein litterarischen — Form zeigt sich bald der mundartliche Idiotismus, bald der rohe unverarbeitete Latinismus, ihr Stil springt jähe vom ungeschickten Streben nach künstlerischer Vollendung zu alltäglicher, selbst trivialer Einfachheit."[2]) Und wie der Stil leidet auch die Versform, vor allem der Reim, häufig unter dem

[1]) Eberts Jahrbuch für roman. und engl. Litt. XI, 314.

[2]) Berichte der Kaiserl. Akademie zu Wien, phil.-hist. Klasse 1865, LI, 590.

Einflusse dieser saloppen Darstellungsweise, so daß sich nicht selten Ersatz des Reimes durch Assonanz, vielfach sogar grobe Reimverstöße vorfinden. So muß es denn erklärlich erscheinen, daß sich die gelehrten Schriftsteller Italiens im 16. Jahrhundert voll Verachtung von diesen „Pöbelstoffen" abwandten.[3]) Auch den öffentlichen Schauspielen, den rappresentazioni, wurde ein gleiches Schicksal zu teil, da sie ihre Stoffe und ihre Entwickelung meist jenen bunten volkstümlichen Erzählungen verdankten und gleich diesen ihre dialogisch vorgeführten Legenden und Geschichten in die Form der Oktave kleideten, wodurch die dramatische Lebendigkeit naturgemäß eingeengt und einem kräftigen Aufblühen des Dramas entgegengetreten wurde.

Zwei deutsche Bibliotheken enthalten größere Sammlungen italienischer Volksbücher; es sind dies die Bibliotheken zu Wolfenbüttel[4]) und zu Erlangen.[5]) Außerdem finden sich vereinzelte Exemplare auf einigen anderen Bibliotheken in Deutschland.[6]) Von den italienischen Volksbüchern wollen wir eines näher betrachten, das sich in jenen beiden Sammlungen vorfindet und litterarhistorisch nicht ohne Interesse ist, insofern es mit der Schwanensage in Zusammenhang steht: es ist das Volksbuch von der Königin Stella und Mattabruna.[7]) Dieses Volksbuch ist seit dem Anfang des 16. Jahrhunderts bis auf unsere Zeiten häufig gedruckt worden: 17 Ausgaben sind im ganzen bekannt, wovon die zu Erlangen befindliche die älteste zu sein scheint und von Varnhagen mit den übrigen Erlanger Drucken um das Jahr 1500 angesetzt wird.[8])

---

[3]) Sauer, Geschichte der ital. Litt., S. 122.

[4]) Beschrieben von G. Milchsack und A. D'Ancona in Scelta di Curiosità Letterarie inedite o rare dal secolo XIII al XVII, Bd. 187, S. 79—292.

[5]) H. Varnhagen, Über eine Sammlung alter italienischer Drucke der Erlanger Universitätsbibliothek.

[6]) H. Varnhagen, Poema italicum quod inscribitur la Storia de la Biancha e la bruna. Edidit et commentariolum de libris aliquot popularibus italicis in bibliotheca regia Monacensi et in bibliotheca regia Berolinensi asservatis subjecit H. V.

[7]) Veröffentlicht in Publications of the Modern Language Association of America, Bd. VII Nr. 4, S. 174—199.

[8]) Varnhagen, a. a. O., S. 13.

Auch Paſſano[9]) zitiert einen Druck aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts, deſſen Titel „Storia della Regina Stella e Mattabruna“ mit demjenigen aller folgenden Ausgaben übereinſtimmt, während der Erlanger Druck mit dem kürzeren Titel „Storia di Mattabruna“ allein ſteht. Die Anzahl der Oktaven giebt Paſſano bei der von ihm erwähnten älteſten Ausgabe auf 60 an, während die meiſten übrigen Ausgaben einſchließlich der zu Erlangen befindlichen 79 Oktaven zählen. Demnach beträgt die gewöhnliche und wohl auch urſprüngliche Oktavenzahl 79, und es iſt nicht unmöglich, daß Paſſanos Angabe über die Zahl der Oktaven in der von ihm zitierten älteſten Ausgabe ungenau iſt, denn für ſeine Nachweiſe mußte Paſſano oft auf Angaben anderer zurückgehen, wodurch Irrtümer bei ihm leicht unterlaufen konnten.[10])

Der Inhalt unſeres Gedichtes iſt folgender: Stella iſt die Gattin des Königs Oriano zu Belfiore in Spanien. Beide ſehen eines Tages, am Fenſter ſtehend, eine Bettlerin mit zwei Kindern vorübergehen, bei welchem Anblick der König Gott flehentlich bittet, auch ſeiner Gemahlin einen Sohn zu ſchenken. Stella bringt darauf drei Knäblein und ein Mädchen zur Welt, jedes mit einer ſilbernen Kette um den Hals, die vor gewaltſamem Tode ſchützte; ein Knabe hatte außerdem an ſeinem Körper das Zeichen, ſpäter König von Spanien zu werden. Jedoch des Königs Mutter Mattabruna, haßerfüllt gegen Stella, nimmt ihr die Kinder und übergiebt ſie ihrem Diener Guido mit dem Geheiße, ſie zu ertränken.

„Doch ſollteſt du dich,“ ſpricht ſie, „unterfangen
An andre zu verraten, was du weißt,
Auch wohl in Furcht, das Herz voll Angſt und Bangen,
Entfliehn der That, die dich die Herrin heißt,
Zur Strafe ließ ich ſicherlich dich hangen,
Falls deine Thorheit meinen Plan zerreißt.“
Drauf Guido ihr entgegnet ohne Zagen:
„Für Euch, o Herrin, würd' ich alles wagen!“

Mit den Kindern, die er in ſeinem Mantel birgt, begiebt ſich Guido alsdann in den Wald und legt die Kinder hier, von

[9]) Novellieri Italiani in verso, Bologna 1868, S. 82.
[10]) Eberts Jahrbuch für roman. und engl. Litt., Neue Folge II, 107.

Mitleid ergriffen, am Ufer eines Fluſſes nieder. Mattabruna ſchiebt der Königin unterdeſſen vier junge Hunde unter, zeiht ſie des Ehebruchs und benachrichtigt den König. Dieſer will die Gattin in ſeinem Schmerz zwar nicht ſogleich zum Tode verdammen, wie Mattabruna ihm rät, befiehlt aber ſie einzukerkern, und die arme Stella wird nun von Mattabruna unter Fußtritten und Fauſtſchlägen zum Gefängnis gezerrt.

Die Kinder ſind unterdes im Walde von einem Einſiedler gefunden worden, der ſie in ſeine Klauſe bringt. Hier findet ſich alsbald eine Hirſchkuh ein, die der Einſiedler freundlich anzulocken weiß, damit ſie die Kinder ſäuge.

Und an der Hirſchkuh Brüſten ſatt ſich tranken
Die Kinder, bis ihr Hunger war geſtillt,
Worauf ſie dann in ſüßen Schlummer ſanken.
Dem Einſiedler es nun vor allem gilt,
Für ſeine Huld dem güt'gen Gott zu danken;
Die beſten Kräuter auch iſt er gewillt
Im Wald zu ſuchen, damit ihre Säfte
Aufs friſche ſtets erneu'n der Hirſchkuh Kräfte.

Die Hirſchkuh eilte nicht ſobald von hinnen,
Als Nährerin blieb ſie den Kindern treu;
Sie wußte aller Liebe zu gewinnen
Und zeigte niemals weder Furcht noch Scheu.
So mochte wohl manch liebes Jahr verrinnen,
Mit friſchem Grün der Wald ſich kleiden neu,
Seit jener Klausner konnt' die Kinder retten,
Die groß und größer wurden mit den Ketten.

Stärker und größer jedoch als alle übrigen ward einer unter den Knaben, den der Klausner gern mit ſich nahm, wenn er ſeine Einſiedelei verließ. Bei einer ſolchen Gelegenheit kommt Triadaſſe, ein Waldhüter von gigantiſcher Geſtalt und ein ergebener Diener Mattabrunas, zur Klauſe des Einſiedlers und ſieht hier voll Erſtaunen die lieblichen Kinder. Schnellt eilt er nach Belfiore zu Oriano, ihm das Wunder mitzuteilen. Doch da dieſer in ſeinem Schmerze um Stella niemanden ſehen will, vermag Triadaſſe nicht zu ihm zu gelangen.

Da tritt ihm Mattabruna just entgegen,
In stummer Scheu verneigt er sich geschwind.
„Willkommen sei mir," spricht sie, „wackrer Degen,
Welch' Dinge weißt du, die geschehen sind?"
Worauf Triadasse spricht: „Auf schnellen Wegen
Bin ich hierher geeilet wie der Wind.
Im Wald erblickte ich drei schöne Knaben,
Die alle Gold- und Silberketten haben."

Verwundert hört ihn Mattabruna sprechen,
Kaum fassen kann sie solche Neuigkeit.
Wohl mußte Guido ihr die Treue brechen,
Der Stellas Kinder nicht dem Tod geweiht.
Drum soll ein andrer sie an Stella rächen,
Und zu Triadasse spricht sie: „Sei bereit
Nicht zu verraten, was du hier gesehen;
Zurück in deine Wildnis mußt du gehen."

Dann befiehlt sie Triadasse, ihr alsbald die Ketten zu bringen und die Kinder zu töten. Der Waldhüter eilt zu den abermals allein gebliebenen Kindern zurück und nimmt die Ketten an sich, schont aber das Leben der unschuldigen Kleinen. So kommt er wieder zu seiner Herrin, vorgebend, ihren Befehl erfüllt zu haben. Mattabruna legt die Ketten in einen Kasten, darauf dringt sie so lange in den König, bis dieser zugiebt, Stella zum Tode zu verurteilen. Als der Einsiedler mit dem größeren Knaben zurückgekommen, sind die übrigen Kinder noch in Furcht und Angst und erzählen, was geschehen. Da fleht der Klausner Gott um Hilfe:

„O Herr, durch welchen alles ist entstanden,
Ich bitte Dich, laß werden offenbar,
Wes sind die Kinder hier, in welchen Landen
Sind sie geboren? Du allein fürwahr
Weißt, wem die Knaben kamen einst abhanden."
Als das Gebet also vollendet war,
Ein Engel spricht: „Oriano sind sie eigen,
Du sollst ihr Dasein länger nicht verschweigen.

Gieb allen Kindern erst der Taufe Segen,
Sodann begieb dich eilig in die Stadt,
Denn auf den Scheiterhaufen will man legen
Der Kinder Mutter, Stella, siech und matt

Durch lange Haft in finſteren Gehegen,
Obwohl ſie Böſes nie begangen hat.
Die Wahrheit iſt's, die du hiermit erfahren,
Nun geh' und ſchütze Stella vor Gefahren."

In der nun erfolgenden Taufe werden die Knaben Taſſo, Oriano und Ullianfurian, das Mädchen Belpome genannt. Taſſo ſoll nach des Engels Geheiß für ſeine Mutter kämpfen. Noch im Beſitze ſeiner Kette und mit einem Bärenfell bekleidet, iſt er voll Mut und Kühnheit. Nachdem Belpome in ein Kloſter gebracht iſt, brechen die Brüder auf.

Und alle drei ſchnellfüßig fürbaß gingen,
Der Eremit gab ihnen das Geleit;
Nicht raſch genug kann Taſſo vorwärts bringen,
Schon dünkt er ſich ein Held im Kampf und Streit,
Denn ſeiner Mutter will er Rettung bringen.
Bei ihrer Ankunft ſehn ſie ſchon bereit
Die Menge, welche Luſt zu ſchaun verſpüret,
Wie man die Königin zum Tode führet.

Der edle Fürſt Oriano war zugegen
Mit Mattabruna und mit ihrem Troß.
Im Herzen mußte jeder Mitleid hegen,
Der Stella ſah, die Thränen viel vergoß.
Nicht wollte ſich der Schmerz des Königs legen,
Seit er der armen Gattin Tod beſchloß,
War Stella doch ſein liebes Weib geweſen;
Nun ward das Urteil über ſie verleſen.

Nach dem Urteilsſpruch läßt Mattabruna ausrufen, daß Triadaſſe gegen jeden kämpfen würde, der das Urteil über Stella für falſch erklärte. Taſſo tritt ſogleich als Kämpfer gegen Triadaſſe vor und ſtreckt ihn mit einem Schlage tot nieder.

„Mit Gottes Hilfe habe ich gerettet
Die Königin," ſo jubelt Taſſo laut.
Der Klausner drauf zum König ſpricht: „O hättet
Ihr Eurer argen Mutter nie getraut!
Befreit die Gattin ſchnell, die man gekettet
Und die im tiefſten Elend Ihr geſchaut;
Nicht Hunde ſie gebar, dagegen Söhne,
Die Euch erhalten ſind voll Jugendſchöne."

Und nun enthüllt der Einsiedler dem Könige alle Falschheit seiner Mutter. Mattabruna wird eingekerkert, und Stella aus Angst und Not befreit. Schnell ruft jetzt der Einsiedler die Brüder samt ihrer Schwester herbei, um sie mit ihren Eltern wieder zu vereinen, dann heißt es zum Schluß:

Die Gatten freudig in die Arme schlossen
Die lang vermißte frohe Kinderschar,
Denn nun war allen Leid und Harm verflossen;
Erfreut ward jeder aus dem Volk gewahr
Orianos edle jugendliche Sprossen,
Von denen Tasso Stellas Retter war.
Vereint war jetzt Oriano mit den Seinen,
Und alle mußten voller Rührung weinen.

Es hat der Klausner drauf die Stadt verlassen,
In seinen Wald ist er zurückgeeilt.
Doch nicht vermochte Stella je zu hassen
Des Königs Mutter, die gefangen weilt
Und die sie milde bittet freizulassen;
Der große Rat jedoch ihr Herz nicht teilt,
Gevierteilt mußte Mattabruna sterben:
Wer Böses thut, wird Gutes nie erwerben.

Es erübrigt nun noch, das bereits angedeutete Verhältnis unseres Gedichtes zur Schwanensage klarzulegen. Wie man die altfranzösischen Kreuzzugsepen durch Anfügung der sagenhaften Vorgeschichte vom Schwanenritter, der als Ahn Gottfrieds von Bouillon hingestellt wurde, neu zu beleben suchte, so erfuhr auch die Sage vom Schwanenritter ihrerseits wieder eine Erweiterung, die in der Erzählung von den Schwanenkindern bestand. Die früheste Fassung dieses Stoffes tritt uns im „Dolopathos“ des lothringischen Mönches Johannes de Alta Silva entgegen.[11]) Die siebente Erzählung dieser lateinischen Prosa berichtet von einem Jünglinge, der sich bei der Verfolgung eines weißen Hirsches im Walde verirrt. An einer Quelle findet er eine Jungfrau mit einer goldenen Kette in der Hand. Er entreißt ihr diese und gewinnt sie dadurch zur Gattin, worauf sie ihm aus den Sternen

[11]) Oesterley, Dolopathos, 1873.

die Geburt von ſechs Söhnen und einer Tochter weisſagt. Die Mutter des Gatten legt ihr indeſſen ſieben junge Hunde unter und befiehlt einem Diener die Kinder zu töten. Dieſer aber ſetzt ſie mitleidig im Walde aus. Hier werden ſie von einem greiſen Philoſophen gefunden und von einer Hirſchkuh genährt. Die ihrer Kinder beraubte Mutter läßt der Gatte mitten in ſeinem Schloß bis an die Bruſt eingraben. Nach ſieben Jahren werden die Kinder von ihrem Vater auf der Jagd entdeckt und verfolgt, entſchwinden aber ſeinen Blicken wieder, und er erzählt nun, zurückgekehrt, ſeiner Mutter von dem ſeltſamen Begegnis. Dem Diener, der das Leben der Kinder einſt geſchont, wirft die böſe Alte ſeine Untreue vor und befiehlt ihm die Ketten der Kleinen ſofort herbeizubringen. Der Diener geht in den Wald und überraſcht die Kinder, wie ſie als Schwäne auf einem Fluß umhertreiben, während die Schweſter am Ufer ihre Ketten bewahrt. Er nimmt ihr dieſe mit Ausnahme ihrer eigenen fort und bringt ſie ſeiner Herrin, die einem Goldſchmied heißt, eine Schale daraus zu verfertigen. Allein der Goldſchmied vermag die Ketten weder zu ſchmelzen noch zu zerſchlagen, nur ein Kettenring zerſpringt; daher nimmt er, um die Schale herſtellen zu können, von ſeinem eigenen Golde hinzu und behält dafür die Ketten.

Die Schwäne haben ſich unterdeſſen auf dem Schloßteiche ihres Vaters niedergelaſſen und werden hier auf Befehl des Schloßherrn ſorgſam gehegt und gepflegt. Die Schweſter bettelt im Schloß um Speiſe und giebt davon den Brüdern und der verſtoßenen Frau, ohne in ihr die Mutter zu ahnen. Auf die Tochter aufmerkſam geworden, läßt ſie der Herr des Schloſſes zu ſich kommen, bemerkt an ihrem Halſe die goldene Kette und fragt ſie nach ihrem Geſchick. Sie erzählt, was ſie weiß, und ſetzt durch ihre Worte die Alte und ihren Diener in große Furcht. Letzterer will das Kind töten, wird aber von ſeinem Herrn daran gehindert und geſteht nun das ganze Verbrechen ein. Auch die Mutter des Schloßherrn wird durch Martern zu einem Geſtändnis gezwungen und hierauf zu der nämlichen Strafe verurteilt, welche die endlich befreite Gattin ſo lange erdulden mußte. Durch die wieder herbeigeſchafften Ketten erhalten die Brüder die menſchliche Geſtalt zurück

bis auf den einen, dessen Kettenring zerbrochen war. Dieser mußte Schwan bleiben und schloß sich einem seiner Brüder an. Von ihm, sagt Johannes, wird die Sage bis in Ewigkeit währen, wie er an goldener Kette das Schifflein mit dem Ritter führte.

Wenn der Schwanenritter am Schluß dieser Erzählung ohne nähere Beziehung auf Gottfried von Bouillon erwähnt wird, so ist dies darauf zurückzuführen, daß im Dolopathos überhaupt keine Namen genannt werden, und wohl kaum — wie Gaston Paris meint — darauf, daß der Schwanenritter für Johannes noch eine geheimnisvoll auftauchende Gestalt gewesen sei.[12]) Die französische gereimte Übersetzung des Dolopathos, von dem Trouvere Herbers im 13. Jahrhundert verfaßt, richtet sich in der Namenlosigkeit der einzelnen Geschichten nach ihrem Vorbilde, und nur ergänzend wird von Herbers noch erwähnt, daß der Schwanenritter später das Herzogtum Bouillon erworben habe.[13]) Auch eine deutsche Prosanachbildung des Dolopathos — wenn auch nur von sechs Erzählungen — ist vorhanden, und die hier wiedergegebene Erzählung von den Schwanenkindern entspricht ziemlich getreu dem Original.[14]) Am Schluß ist hinzugefügt: „Von dem selbygen swane vynt man in andern schryften vyl ebenthure geschreben, dy hy her nich gehört." Jedenfalls können wir dem Schluß der Erzählung des Johannes wohl entnehmen, daß zur Zeit der Abfassung des Dolopathos, nach Oesterley mutmaßlich um 1184, die Schwanenritterbranche mit den altfranzösischen Kreuzzugsepen bereits verbunden war. Zeugnisse gleichzeitiger Chronisten rechtfertigen diese Annahme. So erwähnt Wilhelm von Tyrus im neunten Buche seiner Historia Hierosolymitana die Sage vom Schwan, mit der Gottfrieds Geschlecht verknüpft sei, als allgemein bekannt, und Lambert d'Ardres sagt in seiner Geschichte der Grafen von Guines, daß den Ahnherrn der Familie Bouillon ein Schwan herbeigeführt habe. Dagegen ist es nicht wahrscheinlich, daß die Schwanenritterbranche damals schon durch die Geschichte von den

[12]) Romania XIX, 317, Anm. 1.

[13]) Brunet et Montaiglon, li Romans de Dolopathos, S. 345.

[14]) Altdeutsche Blätter I, 128 ff. — „Die sieben Schwanen" in Bechsteins Märchenbuche sind dieser Übersetzung des Dolopathos entnommen.

Schwanenkindern weiter ausgebaut war. Das geschah erst später im 13. Jahrhundert durch zwei Versionen, die nach den verschiedenen Namen der Mutter des Schwanenritters von G. Paris „Elioxe“ und „Beatrix“ genannt sind. Die Darstellung im Dolopathos unterscheidet sich von diesen beiden Versionen durch größere Einfachheit, sie ist noch frei von dem ritterlichen Element, das uns in den französischen Chansons entgegentritt. Daraus ergiebt sich für die Erzählung im Dolopathos der Charakter größerer Originalität, der auch besonders durch das Festhalten älterer Züge gewahrt geblieben ist. Während in Elioxe, der älteren französischen Version, die Gattin bei der Geburt ihrer Kinder stirbt, bleibt sie im Dolopathos am Leben, um viel Schmach und Leid zu erdulden. Die Gestalt der unschuldig verfolgten Frau wie auch die angebliche Geburt der sieben Hunde ist dem Dolopathos mit der jüngeren französischen Version Beatrix gemeinsam, während die überirdische Natur der Mutter, die bei Elioxe zwar weniger bestimmt zur Geltung kommt und nur gelegentlich hervorgehoben wird, vor allem aber das friedliche Auftreten der Schwester als Retterin ihrer Brüder Züge sind, die neben dem Dolopathos nur die Version Elioxe aufweist. Mithin nimmt die Erzählung im Dolopathos eine Mittelstellung zwischen beiden Versionen ein und wird daher der ursprünglichen Form des Märchens von den Schwanenkindern entsprechen oder doch nahe kommen.

An verwandten Überlieferungen fehlt es nicht. Nach einer irischen Volkssage, die sich überarbeitet in Thomas Moores Irischen Melodieen und bei Otway findet, werden die Kinder des Fürsten Lir, drei Söhne und eine Tochter, von der bösen Stiefmutter in Schwäne verwandelt und erlangen erst nach Jahrhunderten die menschliche Gestalt wieder.[15]) In dem Grimm'schen Märchen „die sechs Schwäne“, welchem „die weißen Schwäne“ von Andersen entsprechen, werden die in Schwäne verwandelten Brüder durch Hemden aus Sternblumen gerettet, welche ihre Schwester in sechs Jahren, ohne zu sprechen und zu lachen, für sie näht; nur einer der Brüder behält schließlich einen Schwanenflügel, da an seinem

[15]) Romania XXI, 62.

Hemd ein Ärmel fehlt. In ähnlicher Weise enthält sich auch in anderen Märchen die Schwester des Sprechens, um ihre in Raben oder Enten verwandelten Brüder zu retten. Alle diese Märchen ergeben sich leicht als Variationen einer Grundform zu erkennen; der Gegensatz zwischen Schwarz und Weiß zeigt dabei zugleich an, ob die Verwandlung mit oder ohne Schuld der Kinder erfolgte.

Die Schwanenverwandlungen, meist an Gewänder, Ketten oder Ringe gebunden, nehmen unter den Tierverwandlungen in Sage und Märchen eine hervorragende Stellung ein. Das angelegte Gewand kann das Tier einerseits zurückhalten, gewissermaßen verhüllen, andrerseits — und das ist der gewöhnliche Fall — erfolgt gerade dadurch die Tierverwandlung, während das Ablegen des Gewandes die menschliche Gestalt wieder zum Vorschein kommen läßt. Die drei Valkyrjen, welche Wieland nach der Völundarkvidha am Wolfsee fand, hatten ihre Schwanenhemden, mit denen sie von Süden her über den Schwarzwald geflogen waren, neben sich liegen und spannen Flachs; durch Verlust der Hemden wurden sie Wielands und seiner Brüder Gemahlinnen, flogen aber im neunten Jahre wieder davon. Ähnlich erzählen verschiedentliche Märchen von drei Schwanenjungfrauen, denen die Gewänder geraubt werden, wodurch gewöhnlich die schönste als Gattin gewonnen wird, um indes meist nach sieben Jahren den Gatten wieder zu verlassen.[16]) Von solch badenden Schwanenjungfrauen hat Schwandorf seinen Namen.[17]) An Stelle der Schwäne treten in einem finnischen Märchen drei Gänse,[18]) denn „aus den Schwänen hat die spätere Volkssage Gänse gemacht".[19]) Doch auch Tauben und Enten treten in ähnlicher Weise auf. So erschienen nach dem mittelhochdeutschen Gedicht „Friedrich von Schwaben" dem am Brunnquell lauschenden Wieland drei Tauben, die ihre Gewänder ablegten, um zu baden.

---

[16]) Haltrich, Märchen aus Siebenbürgen, Nr. 5; Meyer, Märchen, Nr. 39; Meyer, Schwäbische Märchen, Nr. 7; Grimm, Deutsche Mythologie I, 354 f.

[17]) Schöppner, Bayrisches Sagenbuch, Nr. 588.

[18]) Schreck, Finnische Märchen, Nr. 5.

[19]) Simrock, Deutsche Mythologie, S. 471; Wolf, Beiträge zur deutschen Mythologie I, 48.

Es waren Angelburg und ihre Gefährtinnen. Wieland bemächtigte ſich der Gewänder und wählte Angelburg zur Gattin. Ein ruſſiſches Märchen erzählt von dreißig Enten, die durch ihre am Seeufer liegende Hemdchen zu wunderſchönen Mädchen wurden.[20]) Die Donauweiber in den Nibelungen wurden von Hagen überraſcht, ihrer Gewänder beraubt und um das Schickſal der Nibelungenfahrt zu den Hunnen befragt. Sie weisſagten den Untergang aller und

„swebten sam die vogele vor ihm ûf der fluot“[21])

oder nach der Münchener Handſchrift wie die „wild' Enten“.[22]) Vermutlich iſt das Schwanenhemd eine urſprüngliche Schwanenhaut, wie denn in einzelnen Märchen den Schwanenjungfrauen nicht Gewänder, ſondern ausdrücklich Flügel entwendet werden.[23]) Dieſes Schwanenhemd aber iſt ſowohl ein Attribut der Schwanenjungfrauen, die ihrem Urſprung nach als in der Natur fortlebende Mädchenſeelen aufzufaſſen ſind, wie auch der Nornen und der Valkyrjen, welche letztere nicht allein auf ihren Goldroſſen, ſondern auch im Federkleid des Schwans Luft und Waſſer durcheilen. So wird Brunhild mit dem Schwan auf der Welle verglichen, und wenn ſie erzählt, daß der mutvolle König ihr und anderen Valkyrjen die Gewänder unter eine Eiche tragen ließ, ſoll damit wohl geſagt werden, daß er ſie in ſeine Gewalt bekam.[24])

Dem Gewand entgegen, das nach beiden Seiten hin in Tier und Menſch umgeſtalten kann, bewahrt die angelegte Schwanenkette den Träger vor der Verwandlung. Darin kommt die Schwanenkette dem Schwanenring gleich, wie Notker den goldenen Armring nennt, welchen Wildeber als Menſch trug, um nicht Tier werden zu müſſen.[25]) Demnach vermögen Ring und Kette die Tiergeſtalt gewiſſermaßen zu feſſeln. Doch trifft dies nicht für die Mutter der Schwanenkinder zu, die ja nach dem Dolopathos durch Verluſt der goldenen Kette wie ſonſt die Schwanenjungfrauen durch Verluſt

---

[20]) Kletke, Märchenſaal II, 72.
[21]) Nib. 1476, 1.
[22]) v. d. Hagen, Schwanenſage, S. 543.
[23]) Grimm, Deutſche Mythologie I, 355; Schreck, Finniſche Märchen, Nr. 5.
[24]) W. Grimm, Deutſche Heldenſagen, S. 394.
[25]) ib., S. 30 u. 395.

der Gewänder als Gattin gewonnen wird. Indem sie sich mit einem irdischen Wesen vermählt, verliert sie ihre Schwanennatur, um sie auf ihre Kinder wieder zu vererben.

Wie der Schwan in der germanischen Mythologie als schicksalsverkündender Vogel gilt und noch heute der Ausdruck „es schwant mir" zur Bezeichnung einer Vorahnung üblich ist, war auch den Schwanenjungfrauen die Gabe der Weissagung eigen, so bei den Donauweibern, so auch bei der Mutter der Schwanenkinder. Auch hierin berühren sich die Schwanenjungfrauen mit den Schicksalsmädchen und Valkyrjen, denen ebenfalls die Gabe der Weissagung innewohnt und die gleich jenen im Seelenglauben ihre Wurzel haben. Aus all diesen Beziehungen aber ergiebt sich unschwer ein germanischer Ursprung des Schwanenkindermärchens, dessen älteste Fassung G. Paris in der einfachen, anmutigen und poetischen Version des Dolopathos sieht,[26]) die nach ihm neben den sicherlich orientalischen Erzählungen im Dolopathos der abendländischen Volksüberlieferung angehört,[27]) und zwar wahrscheinlich der Überlieferung des lothringischen Landes.[28])

Die jüngere französische Version Beatrix[29]) hat die ältere völlig zurückgedrängt und die allgemeinste Verbreitung gefunden. Oriant und Beatrix herrschen in Lillefort, einer Insel im Meer. Einst reizt die junge Königin der Anblick einer armen Frau, die mit ihren Zwillingskindern am Schlosse vorübergeht, zu der Äußerung, daß eine Frau unmöglich zwei Kinder zugleich empfangen könne ohne Ehebruch. Das soll ihr zum Verhängnis werden, denn bald darauf giebt sie selbst sechs Söhnen und einer Tochter, sämtlich mit silbernen Ketten um den Hals, das Leben. Die Mutter Oriants, Matabrune, nimmt ihr die Kinder und befiehlt ihrem Diener Markus sie zu ertränken. Dann folgt die Unterschiebung der Hunde und die Rettung der Kinder durch einen Einsiedler. Der Förster Malquarree, Matabrunens Vertrauter, entdeckt die Kinder und berichtet hiervon der Matabrune, auf deren

[26]) Romania XVII, 526, Anm. 2 und ib. XIX, 315 ff.

[27]) ib. II, 502.

[28]) ib. XIX, 316.

[29]) Hippeau, La Chanson du Chevalier au Cygne, I, Paris 1874.

Befehl er zu den Kindern zurückeilt und durch Wegnahme der Ketten ihre Verwandlung in Schwäne bewirkt. Doch ein Knabe, der mit dem Einsiedler abwesend war, ist gerettet. Dieser sucht lange vergeblich Schwester und Brüder, bis er sie endlich auf dem Weiher des väterlichen Schlosses findet, wo er mit ihnen das Brot teilt, das man ihm täglich im Schlosse schenkt.

Damit die Schwäne ihre frühere Gestalt nie wiedergewinnen, giebt Matabrune die silbernen Ketten einem Goldschmied, der daraus eine Schale verfertigen soll. Aber schon aus einer Kette macht dieser zwei Schalen, von denen er eine nebst den übrigen Ketten zurückbehält. Dem Einsiedler wird darauf durch einen Engel verkündet, daß der vor der Verwandlung bewahrte Knabe in die Stadt gehen soll, um dort seine nach fünfzehnjähriger Gefangenschaft zum Tode verurteilte Mutter zu retten. Nachdem ihn der Einsiedler auf den Namen Elyas getauft hat, erscheint der Knabe, mit Blättern bekleidet und gleich dem jungen Parzival über alles Neue und Ungewohnte, das sich seinen Augen bietet, aufs höchste erstaunt, vor dem König und erklärt sich bereit, gegen jedermann, der die Königin verleumde, zu kämpfen. Malquarree wird von ihm überwunden und getötet, und Elyas giebt sich seinen wiedervereinten Eltern zu erkennen. Den Schwänen legt Elyas die alsbald herbeigeschafften Ketten um und giebt ihnen so bis auf einen, dessen Kette fehlt, die menschliche Gestalt zurück. Oriants Mutter flieht auf ein festes Schloß, das von Elyas eingenommen wird. Nachdem man Matabrune gezwungen ihre Schandthaten einzugestehen, wirft man sie zur Strafe in die Flammen. Von seinem Vater auf den Thron erhoben, überläßt Elyas alsbald einem seiner Brüder die Herrschaft, um auf Befehl eines Engels mit dem Schwane fortzuziehen. Der Schwan führt ihn auf das hohe Meer. Nach mancherlei Abenteuern kommt Elyas nach Nymwegen zum Kaiser Otto, womit der Übergang zur Schwanenritterbranche gegeben ist.

Der Unterschied dieser Version von Elioxe liegt einerseits in der gänzlichen Verschiedenheit der Namen, andererseits in der mannigfachen Auslassung und Einfügung von Episoden. Die Schwanennatur der Mutter ist entgegen der Version im Dolopathos bei beiden Bearbeitungen nur noch erkenntlich aus der auf den

goldenen oder silbernen Schwanenketten beruhenden Doppelnatur der Kinder. Während am Eingang der älteren französischen Fassung das Finden der Gattin im Walde, sowie die Weissagung der Mutter über die Geburt ihrer Kinder noch beibehalten ist, beginnt Beatrix mit einem Gespräche beider Gatten, das nebst seinen Folgen an eine Reihe anderer Sagen erinnert, deren bekannteste die von Bucelinus mitgeteilte Sage vom Ursprung der Welfen ist. Auch hier behauptet Irmentrud, des Grafen Isenbart von Altorf Gemahlin, als ein armes Weib unweit Altorf Drillinge zur Welt gebracht, daß dieses eine schändliche Ehebrecherin sei. Bald darauf kommt die Gräfin selbst mit zwölf Knäblein nieder, von denen sie elf sogleich in einen Bach zu werfen befiehlt, um so den Verdacht ehelicher Untreue, der, wie noch heute auf dem platten Lande, im Mittelalter bei Vielgeburten häufig gehegt wurde, von sich abzuwenden. Der Graf aber rettet seine Kinder, indem er der Dienerin begegnet, die Welfe oder junge Hündlein zum Bach zu tragen vorgiebt, weshalb er bestimmt, daß seine Nachkommen auch fortan Welfen heißen sollen. Ähnliches erzählen noch zahlreiche andere Sagen.[30]) Während in Elioxe wie auch im Dolopathos die Schwester die Retterin ihrer Geschwister ist, ist es in Beatrix der Knabe Elyas, der wohl durch Einwirkung des für die bedrängte Fürstin kämpfenden Schwanenritters auch zum Retter seiner unschuldig leidenden Mutter gemacht wurde.

Die Fassung, welche die Legende von den Schwanenkindern in der Version Beatrix erhalten hat, blieb die Norm für spätere Nachahmungen, die in einer wallonischen Bearbeitung des vierzehnten Jahrhunderts ihre ausgeprägte Form gefunden haben.[31]) Auch das niederländische Volksbuch über den „Ridder met de Zwaen“, dem 16. Jahrhundert angehörend und noch heute beliebt, enthält die Geschichte von den Schwanenkindern und ebenso das gleichzeitige englische Volksbuch „Helias, knight of the swan“.[32])

---

[30]) Vgl. die umfassende Zusammenstellung Reinhold Köhlers in K. Warncke, Die Lais der Marie de France, Halle 1885, S. LXIV ff.

[31]) Reiffenberg, Le Chevalier au Cygne et Godefroid de Bouillon, I, Brüssel 1846.

[32]) Thoms, Collection of Early Prose Romances, III, London 1828.

*

Inhaltlich jenen gleich, jedoch jüngeren Datums sind die vorhandenen deutschen Volksbücher vom Schwanenritter. Neben dem Volksbuche ist der Stoff von den Schwanenkindern in England auch noch in einer dem 14. Jahrhundert angehörenden mittelenglischen Romanze „Cheuelere Assigne“ bearbeitet, welche der Version Beatrix bis zur Rettung der Schwäne folgt, nur daß hier der Name des Schwanenritters Elyas mit Enyas vertauscht ist, wie auch in einer gleichzeitigen lateinischen Prosalegende der Schwanenritter Eneas genannt wird.[33]) In Spanien ward die Schwanenkinderlegende gegen Ende des 13. Jahrhunderts in die „Gran Conquista de Ultramar“ aufgenommen, einer weitläufigen Prosakompilation über den ersten Kreuzzug. Die Elioxe oder Beatrix der französischen Trouveres ist hier Isomberte, die Tochter des Königs Popleo, wonach G. Paris diese Version „Isomberte“ benennt, die nach ihm aus einer zwischen der ersten und zweiten französischen Version stehenden französischen Quelle geschöpft sei.[34])

Was den Ursprung der italienischen Fassung der Schwanenkinderlegende anbetrifft, so ergiebt sich aus dem Gesagten, daß sie der französischen Version Beatrix am nächsten steht. Der Schwanenritter selbst ist in Italien nicht heimisch geworden, weshalb wohl auch aus dem italienischen Gedichte die in der Quelle auf ihn hinweisenden Beziehungen verwischt worden sind. Nirgends ist daher die Rede von Schwänen; die Schwanenverwandlung der ihrer Ketten beraubten Kinder und alles, was damit zusammenhängt, hat der italienische Bearbeiter einfach unterdrückt. Nur zwei Namen sind aus der französischen Vorlage beibehalten, Mattabruna und Oriano, die übrigen sind sämtlich geändert. Für Beatrix ist Stella als Name der Gattin Orianos wohl deshalb gewählt, weil sich die Gestalt der unschuldig verfolgten Frau in der italienischen Litteratur mit diesem Namen gewissermaßen verkörpert hat.[35]) Belfiore, wo Oriano als König von Spanien herrscht, begegnet uns

[33]) Vgl. Herrigs Archiv LXXVII, 169 ff.

[34]) Romania XIX, 321.

[35]) Varnhagen, Über eine Sammlung alter ital. Drucke der Erlanger Universitätsbibliothek, S. 50.

auch in einem Märchen aus den Abruzzen als Name eines Knaben, der ſpäter König von Spanien wird.[36])

Inhaltliche Änderungen weſentlicher Art hat die italieniſche Bearbeitung ſonſt nicht aufzuweiſen. Varnhagen hebt beſonders hervor, daß der Italiener die ſieben Kinder der Redaktion Beatrix in vier umgeändert habe, da er gehört haben mochte, daß bei Menſchen höchſtens Vierlinge, nicht aber Siebenlinge vorkämen.[37]) Es giebt jedoch eine altfranzöſiſche Bearbeitung unſerer Sage, in der auch nur von vier gleichaltrigen Kindern die Rede iſt, nämlich in dem handſchriftlich zu Turin vorhandenen Gedichte „Sone de Nansay“ (oder Nausay), im Anfang des 14. Jahrhunderts auf Veranlaſſung einer von den brabantiſchen Herzögen abſtammenden Dame de Baruth von einem gewiſſen Branque verfaßt. Folgende Inhaltsangabe der Einleitung iſt dieſem Gedichte vorangeſtellt: „Houdouranz . . . . . eut puis espousée Matabrune, la plus male femme qui fust, si en ot le roi Oriant, et Oriant ot Elouse, si en ot IV fieus à un lit et nasqui cascuns atout une cainette d'or; Matabrune haoit Elouse, si esraye (= arrache) l'un enfant sa cainnette, si devint chisnes, dont n'en ose plus faire. Li chisnes s'en vola en l'aighe desous Galoches; che fust li chisnes qui mena Elias son frere c'on apielle le chevalier au chisne.“[38]) Wie hier die urſprünglichen ſieben Schwanenkinder auf vier beſchränkt ſind, ſo können wir auch annehmen, daß dieſe Änderung bereits in der franzöſiſchen Vorlage des italieniſchen Dichters vorhanden war und letzterer kaum durch rein logiſche Gründe zu einer ſolchen Änderung veranlaßt ſein dürfte, daß ſomit die „Storia della Regina Stella e Mattabruna“ nicht eine direkte Bearbeitung der altfranzöſiſchen Redaktion Beatrix iſt, wie ſie uns in Hippeaus Publikation vorliegt. Weiter giebt Varnhagen an gedachter Stelle an, daß Feen den Kindern der Beatrix gleich nach der Geburt Ketten umlegten, während dieſe in der italieniſchen wie in anderen Faſſungen gleich mit auf die Welt gebracht

[36]) Finamore, Tradizioni popolari Abruzzesi, I, 103 f.
[37]) Varnhagen, a. a. O., S. 50.
[38]) Scheler, Le Bibliophile Belge, I, 257.

würden. Varnhagen folgt in dieſer Angabe G. Paris, der allerdings nur von einer Fee ſpricht, die den Kindern der Beatrix nach der Geburt Ketten umhing.[39]) Demgegenüber leſen wir aber in Hippeau's Text:

Au naistre des enfants VII fées i avoit,
Qui les enfans destinent que cascun avenroit.
Ensi que li uns enfes après l'antre naissoit,
Au col une caïne de fin argent avoit.[40])

Hieraus geht ein Umlegen der Ketten ſeitens der Feen keineswegs hervor, wie auch Hippeau ſelbſt bei der Inhaltsangabe des Gedichtes ſagt, daß die Kinder der Beatrix ſchon bei der Geburt Ketten am Halſe trugen.[41]) Der Irrtum beruht jedenfalls auf einer Verwechslung mit der ſpaniſchen Bearbeitung unſeres Stoffes, wo den Kindern der Iſomberte die Ketten nach der Geburt durch einen Engel umgehängt werden.[42])

Wenn in der „Storia della Regina Stella e Mattabruna" das urſprünglich ſelbſtändige Märchen von den Schwanenkindern, nachdem es der Schwanenritterſage als Erweiterung gedient, von ihr wieder losgelöſt erſcheint, ſo hat dieſer Stoff auch ſonſt in ähnlicher Weiſe neue eigene Triebe geſchlagen, wie in der erwähnten mittelengliſchen Romanze „Cheuelere Assigne", die mit unſerem Gedichte auf der nämlichen Grundlage beruht, ohne ſich an die Schwanenritterſage direkt anzulehnen. Die zerſetzende Kraft der Zeit trennte die Stoffe, die ſich einſt zu einem Ganzen zuſammenfügten, und wie einerſeits das Märchen von den Schwanenkindern wieder ſelbſtändig auftritt, ſo zeigt ſich auch andrerſeits der Schwanenritter in den deutſchen Bearbeitungen des Mittelalters ohne jene ſagenhafte Vorgeſchichte ſeiner Ahnen, welche gleich den Vorfahren der zwölf Pairs oder der Ritter der Tafelrunde erſt ihren Nachfolgern das Daſein verdankten.

* * *

[39]) Romania XIX, 322, 323, 324.
[40]) Hippeau, a. a. O., I, 5 f.
[41]) ib. S. IV.
[42]) Romania XIX, 320.

2. **Dr. Emil Reich: „Ibſens Dramen“**[1]) von Herrn Dr. Arthur Pfungſt.

Es iſt gewiß eine intereſſante Aufgabe der Frage nachzugehen, welchen Umſtänden Ibſens Dramen ihren außerordentlichen Erfolg in ſo vielen Ländern und nicht am wenigſten in Deutſchland zu verdanken haben. Dieſe Urſachen können teils äußerer Natur ſein, teils in der Vortrefflichkeit der Werke ſelbſt liegen, teils von beiden Faktoren bedingt werden, und der Litterarhiſtoriker, der es mit der Unterſuchung der Frage ernſt nimmt, wird manche Schwierigkeit finden, wenn er dieſe beiden Gebiete ſtreng von einander abgrenzen will. Dr. Emil Reich hat ſich daher ein großes Verdienſt durch die Veröffentlichung ſeines Buches erworben, weil er viel Material zur richtigen Beurteilung Ibſens und ſeiner Werke geliefert hat, auf Grund deſſen es keinem, der ſich mit Ibſen beſchäftigen will, ſchwer fallen wird, in die Abſichten des Dichters tiefer einzudringen, zu ſehen, was er gewollt, und zu beurteilen, was er erreicht hat. — Wir wollen an der Hand der Ausführungen im Buche Reichs einen Blick auf einige Dramen des nordiſchen Dichters werfen und ſeine Ausführungen kritiſch beleuchten. Reich iſt ſich klar darüber, daß ſein Unternehmen leicht Mißdeutung und Mißbilligung erfahren könnte. Er räumt ſelbſt ein, daß eine gute, über Erlebniſſe und Schöpfungen eines hervorragenden Geiſtes vollen Aufſchluß gewährende Biographie, die uns zeigt, wie ein Dichter wurde, erſt dann möglich ſein kann, wenn er ſelbſt und ſeine Zeitgenoſſen bereits der Vergangenheit angehören. Andrerſeits ſtellt ſich Reich gar keine ſo hohe und umfaſſende Aufgabe. Er will lediglich zeigen, welchen Eindruck Ibſens Dramen auf ihn gemacht, welche Ideen ſie in ihm erweckt haben. Er ſucht zunächſt die Perſönlichkeit des Dichters und die Umſtände, unter welchen er aufgewachſen iſt, zu ſchildern und dann das Verhältnis des Dichters zu ſeinen Werken zu erklären. — Bei wenigen Dichtern ſind ſo viele ſubjektive Züge in die Werke übergegangen, wie bei Ibſen, und bei vielen ſeiner Dichtungen wäre es geradezu unmöglich zu

[1]) Dr. Emil Reich: Ibſens Dramen; ſechzehn Vorleſungen. Dresden und Leipzig: E. Pierſons Verlag 1894.

einem wahren Verständnis zu gelangen, wenn man nicht die Lebensschicksale des Dichters berücksichtigte. Nach Reichs Darstellung mengt sich dänisches, deutsches und schottisches Blut mit einigen norwegischen Tropfen in der Familie Ibsen. — Der am 20. März 1828 zu Skien geborene Knabe, der nach seinem, als Schiffskapitän ertrunkenen, Großvater Henrik getauft wurde, darf wohl trotzdem als echter Norweger betrachtet werden, da das Geschlecht bereits durch vier Generationen im Lande ansässig war. Ibsens Geschlecht zählte in dem kleinen Orte an der Südküste zu den Erbangesessenen und Tonangebenden, denn auch die Mutter Maria Cornelia war die Tochter eines begüterten Kaufherrn, dessen Name Altenburg schon auf die deutsche Abstammung hinweist. Im Charakter scheinen die Eltern wenig Ähnlichkeit besessen zu haben. Der Vater reich begabt, witzig, Geselligkeit liebend; die Mutter ernst, opferfreudig, verschlossen, — Charakterzüge von der frommen Großmutter her. Das Städtchen besaß zwar blos 3000 Einwohner, doch läßt dort schon die Nähe des Meeres die Verhältnisse nicht zu solcher Kleinlichkeit herabsinken, wie im Binnenlande.

Die erste Jugendzeit scheint recht angenehm gewesen zu sein; aber als Henrik 8 Jahre zählte, trat in seiner Familie eine finanzielle Katastrophe ein, welche sie in empfindliche Armut stürzte und sie zwang, sich auf einen Bauernhof Wendstöb, nicht weit von Skien, zurückzuziehen. Reich ist der Ansicht, daß dieser plötzliche Szenenwechsel einen solchen Eindruck auf den Knaben gemacht habe, daß er ihn sein Lebtag nicht mehr vergessen konnte, und sagt: „Damals senkte sich jene verbitterte, oft geradezu menschenfeindliche Stimmung in sein Herz, die ihm heiteren unbekümmerten Lebensgenuß verwehrte, ihn vielmehr rauhe steile Bahnen nach aufwärts wandeln ließ. Damals durchschaute sein junger Geist zuerst die Lebenslüge, damals lernte der als Patrizier geborene Plebejer die Heuchelei verachten, die sich vor dem Mächtigen beugt, den Gefallenen verhöhnt. Der Trieb nach eigener Geltung seines Wesens, nicht dessen als was er betrachtet wurde, die Bevorzugung des Seins vor dem trügenden Schein, der unbändige Drang nach Wahrheit, wie nach Behauptung der Individualität, mußte sich infolge solcher Erfahrungen früher und heftiger noch als sonst entwickeln."

Als Henrik 14 Jahre alt war, kehrte seine Familie nach Skien zurück, wo er die Realschule besuchte. Schon zwei Jahre später mußte er — statt seine Absicht, Maler zu werden, verwirklichen zu können — als Apothekerlehrling nach dem kleinen Orte Grimstad wandern, um sobald als möglich selbst sein Brod verdienen zu können. Hier schuf Ibsen seinen dramatischen Erstling: „Catilina", von dem die erste Auflage 1850 pseudonym in Christiania erschien. Doch verschwand sie bald darauf in dem Laden eines Kleinkaufmanns, der sie von dem durch bitterste Nahrungssorgen gequälten Verfasser als Packpapier erworben hatte, nachdem kaum dreißig Exemplare abgesetzt waren. Inzwischen war es Ibsen endlich geglückt die Universität besuchen zu dürfen. Er bereitete sich gleichzeitig mit Björnson in Heldbergs Studentenfabrik in Christiania für die Hochschule vor. Ibsen war zu jener Zeit nach verschiedenen Richtungen hin litterarisch thätig. Unter anderm schrieb er für das erste Arbeiterblatt Norwegens, das aber bald unterdrückt wurde. Im November 1851 wurde er an die neu gegründete Bühne in Bergen als Theaterdichter berufen und im folgenden Jahre, nach einer Studienreise nach Kopenhagen und Dresden, zum Theaterinstruktor ernannt. Er schrieb dort eine Reihe von Stücken, welche in keiner Weise hervorragend sind. — 1856 ließ er das Drama „das Fest auf Solhaug" aufführen, welches solchen Erfolg hatte, daß die Bergenser dem Autor nach der Aufführung ein Ständchen brachten. Im Sommer 1857 kehrte er nach Christiania zurück.

Im Jahre 1863 ging das „Norwegische Theater" der Hauptstadt zu Grunde, und ein ziemlich prekärer Posten als ästhetischer Konsulent am „Christiania Theater" hielt den brotlos gewordenen Dichter, der vorher die „Kronprätendenten" geschrieben hatte, notdürftig über Wasser. Da sein Gesuch um eine Dichterpension, wie sie in Dänemark mehrere Schriftsteller bezogen, und wie sie in Norwegen damals Björnson vom Staate bewilligt erhielt, kein Gehör fand, sah er die kläglichste Misere an sich herankommen, so daß seine Freunde sich bemühten ihm ein kleines Einkommen als — Zollbeamter zu verschaffen. Im Jahre 1864 gelang es ihm ein Reisestipendium zu erlangen; aber mehr als sein persönliches

Mißgeschick bekümmerten ihn zu dieser Zeit die politischen Zustände seiner Heimat. Er hatte stets von einem Großskandinavien geträumt und mußte jetzt mit ansehen, wie Norwegen das dänische Brudervolk, das sich gegen die Übermacht zweier Großmächte zu wehren hatte, allein und im Stiche ließ. Dieser, wenn auch mehr ideelle, „Treubruch" Norwegens machte einen furchtbaren Eindruck auf Ibsen, welcher, in tiefster Seele verwundet, am 2. April 1864 Christiania verließ, um sich einem unsteten Wanderleben hinzugeben. Reich sagt über diesen Wendepunkt in des Dichters Leben: „Wenn Ingrimm und Hohn seither in Ibsens Dramen so häufig vorwalten, so ist die psychologische Begründung in dieser schwersten Enttäuschung zu suchen, die ihm zu teil ward, als er unvorsichtig genug noch einmal an einen idealen Aufschwung geglaubt hatte. Seine nationale Gesinnung, sein Vertrauen auf die Menschen, so weit es überhaupt vorhanden war, erlitt damals einen argen Stoß. — Das Jahr 1864 bedeutet den wichtigsten Wendepunkt in Ibsens Leben und Schaffen."

Nachdem Ibsen seine Heimat verlassen hatte, begab er sich zuerst auf vier Jahre nach Rom, dann nach Dresden und München.

Wir wollen nun dasjenige Stück betrachten, welches er an dem eben erwähnten Wendepunkte seines Lebens geschaffen hat, weil es mehr als alle früheren und späteren das tiefste Wesen seiner Persönlichkeit enthüllt — „Brand", welches 1866 erschienen ist und in der Heimat des Dichters mehr Popularität errungen hat, als alle seine anderen Stücke.

Der kämpfende Ibsen ist so recht in „Brand" verkörpert, dem unerbittlichen Priester, der auf seiner Forderung: „Alles oder Nichts" unerschütterlich beharrt, ob auch Alles dadurch zu Grunde geht. — Brand, aus einer liebeleeren Ehe stammend, hat nie Liebe empfunden, und das ist sein Geschick, sein Verhängnis. Die desolaten Verhältnisse im Elternhause machen ihn zu dem, was er ist. Reich sagt mit Recht: „Die schwindeltiefen Rätselfragen der Vererbung in geistiger und leiblicher Beziehung, mit denen wir uns als Kinder moderner Weltanschauung notwendig auseinandersetzen müssen, werden in „Brand" mit schauderndem Ernst aufgeworfen. Neben der hypothetisch hingestellten direkten Vererbung des Triebes

zum Böſen gelangt in dieſer philoſophiſchen Dichtung die unbeſtreitbare ſozuſagen indirekte Vererbung durch die geiſtige Atmoſphäre des Elternhauſes und erſte entſcheidende Jugenderinnerungen zur Erörterung."

Und weiter: „Brand will neue Menſchen ſchaffen, dazu muß vor allem die alte Lügenſaat gänzlich ausgeräudet ſein; mit finſterer Strenge gegen ſich und andere ſtrebt er dieſem Ziele nach, und weil er (freilich auf ſeine Art) die Menſchheit liebt, haßt er die Menſchen. Gleich anfangs offenbart ſich ſein Charakter im Kontraſt mit dem Bauer, klar und ſcharf, eckig und ſpitzkantig, ein ſchonungsloſer Feind aller Halbheit, beſonders jener heute ſo weit verbreiteten des rechten echten Kirchengängers, der gläubig, weil das ſo herkömmlich, doch, indes ſeine Lippen ſich zur Religion bekennen, im Herzen und im Handeln von dem materialiſtiſchen Grundſatz geleitet wird:

Man hat ja doch ein Leben nur,
Iſt das vorbei, iſt alles aus.

. . . . . Den Kompromiß, wozu das praktiſche Leben beſtändig nötigt, den Geiſt des Akkordes hält der Dichter des „Brand" für das Gefährlichſte. . . . . Wie Kjelland übrigens im „Johannisfeſt" einen Paſtor ſeiner Vaterſtadt Stavanger als „Morten Kruſe" porträtiert haben ſoll, empfing Ibſen, wenngleich in minderem Maße, durch einen Seelſorger ſeines Heimatortes Skien die Anregung zu ſeiner Dichtung. Launners trat 1856 aus der Staatskirche aus, legte, obwohl vermögenslos und Familienvater, ſein reich dotiertes Amt nieder und ſtiftete eine freie apoſtoliſch-chriſtliche Gemeinde, wobei ihn gewiß (wie Ibſen) Kierkegaards Feldzug beeinflußte. Als ſehr intereſſant ſei eine Äußerung Ibſens an ſeinen Biographen Henrik Jäger hier verzeichnet: „Kierkegaard war zu ſehr ein Stubenagitator, Launners dagegen war gerade ein ſolcher Freiluftagitator, wie Brand es iſt." In ſeiner Abſchiedspredigt hatte Launners ſich mit ganz verwandter Schärfe ausgeſprochen wie Brand, da er ſeiner Mutter den geiſtlichen Troſt verweigert."

Reich hat „Brand" gewiß richtig erklärt und tief erfaßt, aber er iſt doch in ſeiner Kritik zu mild, wenn er ſagt: „Zeigt Brand

trotz des Mangels an ſchonender Liebe im großen und ganzen doch, wie wir ſein ſollen . . . . .“ Dem muß doch widerſprochen werden. Der Abſolutismus in Brands Weltanſchauung wirkt peinlich auf den Leſer. Er hat einen Beigeſchmack von Orthodoxie, der uns nicht zuſagt. Ibſen hat zu Georg Brandes geäußert, er hätte nicht notwendiger Weiſe einen Prieſter zum Helden wählen müſſen; ebenſogut hätte es auch ein Mann der Wiſſenſchaft ſein können. Ich glaube, daß Ibſen in dieſem Punkte nicht richtig geurteilt hat. Ein wahrer Mann der Wiſſenſchaft hätte kaum zu einem derartigen Abſolutismus gelangen können, wie Brand. Das kann nur der Prieſter, der mit feſtgefügten Begriffen umzugehen gewohnt iſt, an welchen die Jahrtauſende ſpurlos vorübergegangen ſind. Wenn ſich daher Brand auch nicht direkt mit religiöſen Fragen der Gegenwart beſchäftigt, ſo iſt doch ſein ganzer Charakter verzerrt im Geiſte ſeines Amtes gehalten, und aus dieſem Grunde berührt uns der Charakter häufig peinlich. Es iſt etwas vom Geiſte der Inquiſition in Brand. Wenn er nur ſeine fanatiſchen Ideen verwirklichen kann — dann mag alles in Trümmer gehen. Furchtbar iſt die Szene, wo ihm der Mutter Tod gemeldet wird. „Gott iſt ſo hart nicht, wie mein Sohn!“ dieſe ihre letzten Worte ſind dem Leſer aus der Seele geſprochen. — Gewiß, als Symbol in unſere Zeit geſtellt, die überall zu Kompromiſſen bereit iſt, mußte Brand große Wirkung üben, und in Norwegen hat Ibſen thatſächlich mit ſeinem Stücke mächtigen Eindruck gemacht. Auf uns wirkt der Charakter nicht einheitlich; er hinterläßt ein Gefühl, wie es uns etwa die Erzählung von der Verteidigung Mailands gegen Barbaroſſa macht, wenn wir leſen, daß die Verteidiger ihre Kinder auf die Wälle ſtellten, um den Feind am Vordringen zu hindern! Teils müſſen wir den unerhörten Heroismus bewundern, teils wirkt der Fanatismus, der alles menſchliche Empfinden von ſich abgeſtreift hat, erkältend. Die letzten Worte des Stückes: „Er iſt Deus caritatis“ zeigen, daß ſich der Dichter dieſer Thatſachen wohl bewußt geweſen iſt.

An ſich iſt „Brand“ ein Stück von grandioſem Tiefſinn, das von ungeheuerer Dichterkraft getragen, einen mächtigen Eindruck hinterläßt. Es wäre eine intereſſante Aufgabe dieſes Stück mit

„Michael Kohlhaas“ zu vergleichen: auf der einen Seite Brand, der sein Lebensideal bis zur letzten Konsequenz verteidigt, auf der anderen Michael Kohlhaas, der dasselbe mit seinem Rechtsideale thut.

Es ist natürlich unmöglich in dem engen Rahmen einer kritischen Darlegung sämtliche Stücke heranzuziehen, welche der fruchtbare nordische Dichter geschaffen hat und mit denen sich Reich eingehend beschäftigt. Ich möchte daher nur noch ein Drama herausgreifen, um Reichs Auffassung zu beleuchten. Und zwar möchte ich das wählen, über welches in Deutschland am meisten gestritten worden ist, nämlich „Nora“. Bei der analytischen Betrachtung, welche Reich diesem Werke widmet, geht er davon aus, daß die Frauenemanzipation Ibsen so sehr bewegt habe, daß er sich tiefer und tiefer mit der Frage beschäftigen mußte: „Was ist die Ehe, und was sollte sie sein?“

Meiner Ansicht nach muß jeder Kritiker, der sich mit Nora beschäftigt, das Thema von zwei durchaus verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachten: nämlich erstens von dem ethischen und zweitens von dem ästhetischen. Daß Reich es unterlassen hat, einen scharfen Strich zwischen diesen beiden Gebieten zu ziehen, ist meines Erachtens der Fehler in seiner Darstellung, welche im Übrigen fast alles weitaus überragt, was in Zeitschriften und Tagesblättern über den Gegenstand geschrieben worden ist. Es wären gewiß viele Mißverständnisse vermieden worden, wenn man immer die beiden Gesichtspunkte streng von einander getrennt hätte. Die merkwürdigste Eigenschaft des Stückes ist gewiß die, daß uns der ethische Gehalt beständig so sehr fesselt, daß wir in Gefahr stehen, unser nüchternes Urteil über den rein künstlerischen Wert, sei es nun nach der guten oder schlechten Seite hin, zu verlieren. Der richtige Kritiker muß sich daher vor allem darüber klar werden, daß er weder den ethischen Gehalt aus ästhetischen Gründen, noch den künstlerischen Wert des Stückes aus ethischen Gründen bestimmen darf. Reich vermengt beides. — Wir wollen nun zunächst die ethische Seite der Frage unberücksichtigt lassen und uns der künstlerischen ausschließlich zuwenden. Sehen wir vor allem was Reich sagt:

„Ein Puppenheim war Noras und Helmers Häuslichkeit; das Wort ſagt alles und enthält ſchon die ſtraffe Verurteilung ſolcher Ehen in ſich. Nora wird von ihrem Gatten als hübſche Puppe betrachtet, als kleine Singlerche, als fröhliches Eichkätzchen, deſſen drollige Kapriolen ihm Spaß bereiten, derber ausgedrückt, als gut dreſſiertes Haustier, deſſen Beſitz recht viel Anlaß zum Vergnügen bietet. Von einer wirklichen Ehe tragen die kirchlich und geſetzlich anerkannten Beziehungen Helmers zu ſeinem Weibe blos den Namen. Ebenſo bitter als wahr meint Nora in der großen Auseinanderſetzung am Schluß: „Ich lebte davon, daß ich Dir Kunſtſtücke vormachte ..... „es iſt unglaublich wie teuer einem Manne ſolch ein Geſchöpfchen zu ſtehen kommt" — ſcherzend ſpricht Helmer da ſeine innerſte Herzensmeinung aus; für ihn iſt Nora „eine Sache, keine Perſönlichkeit". ..... Hierauf zeichnet Reich den Charakter Torvald Helmers und konſtatiert, daß er ein Menſch mit vielen Schwächen, jedoch auch mit vielen Vorzügen iſt. In Geldfragen von ſkrupulöſem Feingefühl hat er als junger mittelloſer Beamter ein Mädchen ohne Mitgift aus Liebe geheiratet. Er giebt deshalb den Staatsdienſt auf und ſucht ſein Brot als Rechtsanwalt zu verdienen, doch will er ſich mit keinen anderen Geſchäften befaſſen, als ſolchen, die rein und anſtändig ſind. Acht Jahre lang beſteht er ungebeugt den Kampf mit dem Leben ohne der Verſuchung zu erliegen. „Sein ſtark entwickeltes Ehrgefühl iſt jedoch nicht das eines trockenen Pflicht- und Aktenmenſchen, ein ausgeprägter feiner Kunſtſinn wohnt ihm inne, und er wußte ſehr gut, auf wie viel er Verzicht leiſtete, um ein ehrlicher Mann zu bleiben. Als Gatte zärtlich und zuvorkommend, liebt er ſein Eichkätzchen auch jetzt warm. Verläßt Nora ſchließlich dieſen Eheherrn, ſo müſſen die gewichtigſten Gründe für ſie ſprechen, ſollen die Zuſchauer mit ihr ſympathiſieren. Von geiſtiger Unbefriedigung, weil Nora an Bildung ihren Gatten überragte, keine Spur, eher möchte das Umgekehrte zutreffen. Sie iſt ein munteres verzogenes Kind, deſſen Schelmerei niemand zürnen kann, dem jedoch die ſchlimmen Eigenſchaften ſolcher reizender Herzenseroberer nicht fremd ſind, ihre Naſchſucht und Verlogenheit charakteriſiert ſie ebenſo als Kind, wie ihre liebenswürdige Naivität und Fröhlichkeit, Heuchelei und Ver-

ſtellung, beide Helmer ſo gründlich verhaßt, zählen zu den Mitteln, von denen Nora ohne Bedenken Gebrauch macht. Ihr Bild iſt durchaus nicht geſchmeichelt.

Zum Ueberfluß meint ſie noch, es iſt doch reizend, wenn man ſich fein kleiden kann. Nora vereint in ſich die drei, dem weiblichen Geſchlecht ſo oft vorgeworfenen Fehler: Putzſucht, kindiſche Genäſchigkeit, Lügenhaftigkeit. . . . . Wenn Nora in einem ſolchen Daſein nicht gänzlich verflacht, in ihrem Geiſt noch etwas anderes ſich birgt als Puppengedanken und ihr Herz insgeheim ſcheu und ängſtlich nach anderer Zärtlichkeit verlangt als jener, mit der man Puppen ſchön thut, wenn ſie auf das Wunderbare harrt, das Große, Herrliche, was einmal in ihr Leben treten und ihm einen neuen Inhalt geben ſoll, ſie weiß nicht, welchen, aber ſie fühlt ſo lebhaft, einen grundverſchiedenen, ſo beweiſt dies, daß urſprünglich eine reichere, tiefere Natur in ihr webt, ein traumhaft ſchlummernder Kern ihres Weſens, zu dem noch keiner durchdrang, auch ſie ſelbſt nicht. Unter der leichtſinnigen Hülle ruht wie ein träumendes Dornröschen die echte Nora, ein ſchlafbefangenes Kind, noch mit ſich und der Welt unbekannt.“ — Reich verfolgt auf dieſe Weiſe Schritt vor Schritt die Entwickelung des Stückes und kommt zu dem Schluß, daß der Schritt, den Nora ſchließlich unternimmt, erklärlich erſcheine, ja, daß die Umwandlung Noras nicht blos wahrſcheinlich, ſondern notwendig ſei, weil dieſer Frau die Zärtlichkeiten ihres Mannes nie genügten, daß ſie vielmehr auf das Wunderbare acht lange Jahre gewartet habe.

Wir ſehen, wie Reich das Stück erklärt und wie er in dem plötzlichen Entſchluſſe Noras, bekanntlich dem Kernpunkte des Stückes, um welchen ſich der Streit der Meinungen ſtets gedreht hat, keinen Fehler finden kann. Dieſe Auffaſſung ſcheint mir nicht zutreffend zu ſein. Die Frage iſt doch wohl ſo zu ſtellen: „Hält der Zuſchauer die Nora, wie er ſie am Anfang des Stückes kennen lernt, für fähig, einen ſolchen Schritt zu thun?“ Mit anderen Worten: Iſt es dem Dichter gelungen, unſere Zuſtimmung in der Weiſe zu erlangen, daß wir ohne weiteres geneigt ſind zuzugeben: Nora mußte ſo und nicht anders in dieſem Augenblicke handeln? In der Beantwortung dieſer Frage muß ich mich im Gegenſatz zu

Reich dahin aussprechen, daß es dem Dichter nicht gelungen ist, uns von dieser Notwendigkeit zu überzeugen. Wir beurteilen bekanntlich den Charakter eines jeden Menschen, indem wir aus einer Fülle von Einzelbeobachtungen generelle Schlüsse ziehen. Nun ist es gerade die Aufgabe des Dichters die einzelnen Züge im Charakter seines Helden, aus welchen wir gezwungen sind unser Mosaikbild zusammenzusetzen, derart zu gruppieren, daß uns eine spätere Handlung des Helden niemals unwahrscheinlich vorkommen darf. Es muß daran festgehalten werden, daß wir nichts über den Helden wissen, als was uns der Dichter von ihm mitzuteilen vermag. Der Dichter ist so unsere einzige Informationsquelle, und wenn wir zu einer anderen Schlußfolgerung gelangen wie er, d. h. wenn wir irgend eine spätere Handlung des Helden mit früheren Handlungen nicht in Einklang zu bringen vermögen, dann sind wir wohl berechtigt, den Dichter eines ästhetischen Fehlers zu zeihen. — Im Leben geschieht es häufig, daß wir von Personen Handlungen begehen sehen, welche uns nach früheren Beobachtungen unwahrscheinlich dünken müssen. In solchen Fällen müssen wir uns eingestehen, daß wir falsch beobachtet haben. Wenn wir aber bei einem Helden eines Kunstwerkes zu diesem Schlusse kommen, dann liegt ein Fehler des Autors vor. Von diesem Fehler kann ich Ibsen nicht freisprechen. Wir würden gewiß manche unüberlegte Handlung Noras im entscheidenden Wendepunkt des Stückes verstehen, weil wir aus ihrer Vergangenheit wissen, zu welchen Unbesonnenheiten sie schon fähig war, aber wir können uns nimmermehr glauben machen, daß sie einen Entschluß von solch ungeheurer ethischer Höhe faßt, wie das Verlassen von Mann und Kindern, unter dem Gesichtspunkte der Motivierung betrachtet, welche sie ihrem Schritte giebt. Meines Erachtens kommt erschwerend hierbei in Betracht, daß der Heldin kein derartiger Fall vorgeschwebt hat, sondern daß sie durch eine Art genialer Konzeption, für welche mir alle Vorbedingungen zu fehlen scheinen, quasi als Entdeckerin eines neuen ethischen Gesetzes den entscheidenden Schritt thut. — Ich möchte hier an zwei andere Dichtwerke erinnern, welche zu einem Vergleiche nach zwei Richtungen hin herangezogen werden können: „Emilia Galotti" und „Heinrich IV". — Emilia er-

mutigt ihren Vater zu der entscheidenden That, indem sie auf jenen römischen Vater anspielt, der in einem ähnlichen Falle in einer ganz bestimmten Weise zu handeln gewußt.[2]) Lessing hat damit in sehr glücklicher Weise jene Klippe umschifft, an welcher Ibsen gescheitert ist. Der Zuschauer von Emilia Galotti hält die That des Vaters durchaus nicht mehr für so unerhört, als es der Fall gewesen wäre, wenn Emilia nicht daran erinnert hätte, daß solche Fälle schon dagewesen; während es gerade das Gefühl ist: eine solche That, wie diejenige Noras, ist noch nie dagewesen, — welche den Zuschauer an der Möglichkeit zweifeln läßt.

Was nun Shakespeares Heinrich IV. anbetrifft, welchen wir auch als Beispiel heranziehen wollen, um eine andere Seite des Gegenstandes zu beleuchten, so wollen wir durch den Vergleich die Frage zu klären suchen, ob der Dichter berechtigt ist, seinen Helden Handlungen begehen zu lassen, welche der Zuschauer bis zu dem entscheidenden Momente *für unmöglich gehalten hat*. Prinz Heinz führt bekanntlich mit Falstaff und den anderen Genossen ein höchst zügelloses und unwürdiges Leben. Am Ende des Stückes, durch den Tod seines Vaters zum Thron berufen, weist er Falstaff und die übrigen Genossen im Gefühle seiner Majestät verachtungsvoll von sich. Shakespeare hat wohl herausgefühlt, daß diese plötzliche Wandlung dem Zuschauer unwahrscheinlich erscheinen müsse und hat daher *im ersten Akt* folgende Stelle eingeführt:

Ich kenn' Euch alle und unterstütz' ein Weilchen
Das ungebundne Wesen Eures Treibens.
. . . . . .
So wenn ich ab dies lose Wesen werfe
Und Schulden zahle, die ich nie versprach,
Täusch' ich der Welt Erwartung um so mehr,
Um wie viel besser als mein Wort ich bin;
Und wie ein hell Metall auf dunkelm Grund
Wird meine Besserung, Fehler überglänzend,
Sich schöner zeigen und mehr Augen anziehn,
Als was durch keine Folie wird erhöht.
Ich will mit Kunst all' mein Vergehen lenken,
Die Zeit einbringen, eh's die Leute denken.

[2]) „Ehedem wohl gab es einen Vater, der, seine Tochter von der Schande zu retten, ihr den ersten den besten Stahl in das Herz senkte . . . . ."

Hieraus geht unzweifelhaft hervor, daß in dem Heinz der „Schenke von Eastship“ ein ganz anderer Kerl steckt, als es den Anschein hat.

Mit diesen Betrachtungen wollen wir das Reichische Buch verlassen. Es erübrigt noch, zu bemerken, daß es mit außerordentlicher Sachkenntnis geschrieben ist, und allen denen, die sich mit dem Leben und den Werken Ibsens näher beschäftigen wollen, nicht warm genug empfohlen werden kann.

* * *

3. **Der Mythus von Ögir** von Herrn Direktor Dr. K. Rehorn.

„Ein Mann heißt Ögir oder Hlêr; er bewohnte das Eiland, das nun Hlesey heißt, und war sehr zauberkundig. Er unternahm eine Reise nach Asgard; und als die Asen von seiner Fahrt erfuhren, ward er wohl empfangen, jedoch mit allerlei Sinnenverblendungen. Und am Abend, als das Trinken beginnen sollte, ließ Odhin Schwerter in die Halle tragen, die waren so glänzend, daß ein Schein davon ausging und es keiner anderen Beleuchtung bedurfte, während man aß und trank. Da kamen die Asen zu ihrem Gelage und setzten sich auf ihre Hochsitze, die da zu Richtern bestellt waren. . . . Ögir däuchte alles herrlich, was er sah. Alle Wände waren mit schönen Schilden bedeckt, da war auch kräftiger Meth und des Trankes genug. Als Ögirs Nachbar saß Bragi, und während sie tranken, tauschten sie Gespräche. Da sagte Ögir von manchen Geschichten, die sich vordem bei den Asen zugetragen.“

So berichtet die jüngere Edda in dem Abschnitte überschrieben „Bragis Gespräche (Bragaroedhur)“.

Die ältere Edda berichtet weiter:

Es war im Spätsommer, nach der Sonnenwende um die Zeit der Leinernte, da wollten die Asen zu Ögir fahren zu gastlichem Schmause; aber die geschüttelten Stäbe erklärten: Ögirn fehle der Braukessel.

Da fuhr Thor hinab, Ögir den Besuch der Götter anzukündigen. Der Riese war aber den Asen übelgesinnt; darum ersann er rachsüchtig eine List und forderte Sifs Gatten auf: „Schaff mir den Kessel, so braue ich alsbald Bier euch darin.“

Aber die Götter wiſſen keinen Braukeſſel zu beſchaffen; da giebt Tyr dem Thor rettenden Rat:

„Im Oſten der Elivâgar, am Ende des Himmels, wohnt der Rieſe Hymir, Tys Stiefvater, der beſitzt einen Keſſel eine Raſte tief.“ Alsbald fahren die beiden von Asgard aus den Tag entlang; ſie treten in Hymirs Halle und erwarten des Jötun Ankunft. Spät kommt dieſer von der Jagd heim; ſobald er in den Saal tritt, erſchallen Eisberge; Eis iſt des Greiſes Backenwald. Hinter einer Säule haben ſich die Gäſte geborgen, aber die Säule zerſpringt vor des Rieſen Blick; der Balken bricht entzwei, und acht Keſſel ſtürzen herab; ſieben zerbrechen; nur ein hartgeſchmiedeter bleibt heil. Da treten die Gäſte hervor, argwöhniſch betrachtet ſie der Rieſe; wenig Gutes ahnt er, da er Thor mit den Blicken mißt. Doch läßt er drei Stiere ſieden; zwei verzehrt Thor allein, ehe er ſchlafen ging.

Für die nächſte Abendmahlzeit muß der Fiſchfang die Speiſe liefern. Thor iſt bereit, mit hinaus zu rudern, wenn Hymir ihm einen Köder biete. Aus der Herde mag ſich Thor ſeinen Köder wählen; alsbald reißt er einem ſchwarzen Stiere das Haupt ab und ins Meer hinaus rudert er mit dem Jötun. Zwei Walfiſche fängt Hymir; an des Bootes Hinterteil ködert aber Thor mit dem Stierhaupte die den Göttern verhaßte länderumgürtende Midgardſchlange. Tapfer zog Thor den gewaltigen ſchimmernden Giftwurm zum Schiffsrande auf; mit gewaltigen Hammerſchlägen traf er das felſenharte Haupt; „Felſen krachten, Lüfte heulten, die alte Erde fuhr ächzend zuſammen; da ſenkte ſich in die See der Fiſch“.

Nicht geheuer war es dem Rieſen auf der Heimfahrt; mißgelaunt fordert er ſeinen Genoſſen auf, entweder die beiden Walfiſche zu tragen oder das Boot feſtzubinden; da hebt Thor das Schiff ſamt der Ladung und dem eingedrungenen Waſſer, trägt auch die Fiſche in des Thurſen Felsgeklüft. Aber noch will ihn der Rieſe nicht für einen ſtarken Mann erkennen, wenn er nicht den Kelch, den er ihm zeigt, zerbräche. Da ergreift Thor den Kelch: ſitzend zerſchlägt er damit die Felſen, ſchleudert ihn durch die Säule, aber der Kelch bleibt unverletzt; nun aber ſpringt er

auf, und mit Aſenkraft ſchwingt er ihn gegen Hymirs Haupt; da brach der Becher entzwei, aber heil blieb Hymirs Helmſitz.

Noch eine Probe bleibt zu beſtehen, ob die Gäſte den Keſſel aus Hymirs Halle zu tragen vermögen. Zweimal vergeblich verſucht Tyr den Keſſel vom Boden zu lüpfen; da faßt Thor ihn am Rande: den Eſtrich des Saales tritt er durch, den Keſſel ſtülpt er ſich aufs Haupt; an die Knöchel ſchlagen die Keſſelringe.

Nicht weit ſind ſie gekommen; Thor blickt hinter ſich und ſieht Hymirs ganzes Volk, das ſie verfolgt; da hebt Thor den Hafen von den Schultern, ergreift den Hammer und erſchlägt Hymirs ganzes Geleite. „Kraftgerüſtet kam er zum Göttermahl und hatte den Hafen, den Hymir beſeſſen: daraus ſollen trinken die ſeligen Götter Äl in Ögirs Hauſe jede Leinernte.“

Nun bereitete Ögir den Aſen ein Gaſtmahl, ſie kamen alle, Odhin und ſein Weib Frigg, Bragi und Idun und die anderen alle; Thor war auf der Oſtfahrt, doch ſein Weib Sif war zugegen. Aber Baldur fehlte; durch Lokis Ränke war er zur Hel gefahren; darum war Loki den Aſen verhaßt.

In Ögirs Halle war leuchtendes Gold aufgeſchichtet, das diente ſtatt brennenden Lichtes; das Äl trug ſich von ſelber auf; der Ort hatte ſehr heiligen Frieden. Da ſuchte Loki in die Halle einzudringen; Ögirs Diener Funafeng wollte ihm wehren, da erſchlug ihn Loki. Voll Zorn rannten die Aſen wider Loki und verfolgten ihn in den Wald, ohne ihn zu erreichen; kaum ſaßen ſie wieder beim Mahle, da kehrt auch Loki zurück, ſchiebt den anderen Diener Ögirs beiſeite und dringt in der Aſen Verſammlung. Mit Schweigen wird er empfangen; er aber ſchweigt nicht, ſondern der Reihe nach überſchüttet er die Götter und die Göttinnen mit giftigen Schmähreden. Sie können des Läſterers ſich nicht erwehren; da tritt Thor ein; nun ergreift Zagen den frechen Gaſt; mit böſem Gruß an Thor will er entweichen; aber die Aſen ergreifen ihn; mit den Eingeweiden ſeines eigenen Sohnes Nari wird er gebunden, eine Giftſchlange wird über ſeinem Antlitze aufgehängt, deren Geifer hernieder tropft; Lokis Weib, Sigyn, ſetzt ſich neben ihn und fängt mit einer Schale die Gifttropfen auf. Iſt die Schale gefüllt und Sigyn will den Inhalt weggießen,

ſo fallen einzelne Tropfen in Lokis Angeſicht; dann windet ſich Loki ſo fürchterlich, daß die Erde zittert; die Menſchen nennen dieſe Erſchütterung Erdbeben.

Soweit der Hauptbericht der Edda; zahlreiche Nebenumſtände ſind an anderen Stellen angeführt und tragen dazu bei, das Bild zu ergänzen und zu beleben.

Es iſt durchaus dramatiſchen Charakters. Zwei Hauptperſonen treten hervor: Ögir und Thor.

Ögirs Heimat iſt die Inſel Hleſey (Läſſöe im Kattegat); von dort aus beherrſcht er ſein Reich, nämlich das Meer, ſoweit es gebändigt iſt von der Gewalt des Lichts und der Sonnenwärme; zu der Sommerzeit iſt die Aſengewalt die herrſchende, und die ruhige Fahrt über die nicht von Winterſtürmen erregten Wogen iſt in Ögirs Reich geſtattet. In dieſer Zeit herrſcht Friede zwiſchen Ögir und den Aſen; ſie beſuchen ſich in der Zeit zwiſchen der Sonnenwende und der Leinernte; aber gerade die Lebhaftigkeit der Friedensverſicherung verrät die Anzeichen des beiderſeitigen Mißtrauens.

Und in der That iſt der Friede nur ein trügeriſcher. Schon der Name Ögir bezeichnet das „Grauſende", „Schauerliche" ſeines Weſens; wie der Name des griechiſchen Okeanos, ſo berührt ſich auch Ögirs Name unmittelbar mit dem Begriffe der Furcht und des Grauſens; das rauſchende und brauſende Element erregt die Vorſtellung von eines Gottes unmittelbarer Nähe.

Zudem iſt Ögir vom Jötungeſchlecht. Sein Vater iſt Fornjotr (der alte Rieſe), der ganz ins Dunkel zurücktritt; wo er aber erwähnt wird, deutet ſein Name auf einen Zuſammenhang mit böſen Geiſtern und ſchadenſtiftenden Dämonen.

Gleicher Natur ſind Ögirs Brüder, Hlêr und Loki.

Seit Ögirs Beſuch bei den Aſen ſind ſchlimme Dinge geſchehen; Baldur iſt gefallen durch Lokis Hinterliſt; keine Mühe hat es vermocht, den Götterliebling aus Hels Gewalt zu löſen. Darum mißtraut auch Ögir der Aſenfreundſchaft, da ſie ſeiner Einladung folgen und zum Schmauſe erſcheinen, Götter und Göttinnen.

Er empfängt ſie in ſeiner Halle, in der Tiefe ſeines Elements. Leuchtendes Gold iſt aufgehäuft; denn alles Gold, das in die Meerestiefe verſinkt, kommt in Ögirs Beſitz; in ſtillen Nächten

leuchtet sein Glanz wohl herauf bis zur Oberfläche und läßt die drunten schlummernden Schätze ahnen. Wie in Odhins Saale die blanken Schwerter, so verbreitet hier das gleißende Metall die gewünschte Helle, wie das bleiche Licht in dem Wasserhause Grendels und seiner Mutter.

Zu diesen Schätzen gehört auch der Ögirhelm, dessen Glanz Grausen erweckte, der von Ögir den Namen hat und den auch Ögir getragen haben mag, gleich wie die Walkyrie Krimhilt den Schreckenshelm trug; auch Sigurd trug den gleichen, den er aus Fafnirs Erbe gewann, wie in der Heldensage noch Ecke, Ortnit und Dietrich. Jedoch, führten nicht auch Athene und Apollo die Ägis, den, wenn auch nicht wortverwandten, so doch in seiner Wirkung gleichen Schild? ist es nicht gestattet, auch an den unsichtbar machenden Helm Plutos zu denken? u. s. w.

Unheimlicher jedoch, als Ögir selbst, ist Rân, sein Weib. Schon ihr Name bedeutet „Raub". Sie führt ein Netz, mit dem sie Totes und Lebendes als ihre Beute hinabzieht. Auch sie ist nach Schätzen lüstern; wer in Râns Säle zur Herberge kommt, in dessen Händen soll man Gold sehen: darum verteilt auch Fridhiof einen Goldreif unter seine Genossen, als Ögir ihm und seinen Mannen Verderben droht:

„Gut ist's Gold zu haben,
Geht man auf die Freite,
Naht mit leeren Händen
Nicht der blauen Rân.
Kalt ist sie zu küssen,
Flüchtig zu umarmen,
Doch die Meerbraut fesseln
Wir mit lauterm Gold."

Wie Freyja die in der Schlacht Gefallenen empfängt und Hel die auf dem Lande Gestorbenen aufnimmt, so zieht Rân die Ertrunkenen in ihr Netz: „zu Rân fahren" die Versinkenden; „bei Rân sitzen" sie in der Tiefe.

Wie des griechischen Okeanos Söhne und Töchter die Flüsse und Gewässer sind, so hat auch Ögir mit Rân neun Töchter erzeugt. Auch hier ist wohl zunächst an die Flüsse zu denken, die noch jetzt unverkennbar Ögirs Namen tragen. Die Edda nennt

aber beſonders die Meereswoge Ögirs tobende Tochter; Helges Schiff wurde von ihr angefallen, aber Sigrun kam aus den Wolken kühn und riß das Langſchiff aus Râns Hand. Râns Töchter waren auch die wilden Weiber, die auf Hleſey Thors Schiff zerſchellten, Thialfi vertrieben und Thor ſelber mit Eiſenkeulen trotzten, dafür aber von ihm erſchlagen wurden.

Grauſamkeit und Blutdurſt bilden das Weſen dieſer Waſſergeiſter: alles Lebende, das in ihre Gewalt kommt, iſt rettungslos verloren; nur eines ſtärkeren Gottes Macht kann noch Hilfe bringen. Aber auch gegen Ihresgleichen ſind ſie unerbittlich, wenn einer von ihnen gar an das Land geſtiegen iſt, mit den Menſchen freundſchaftlichen Umgang gepflogen hat und nun zu ſeinem heimiſchen Element zurückkehrt.

Etwas anders geartet iſt die Natur des Nek und der Nixe, mit denen die Sage die Flüſſe und Seen bevölkert. Sie unterhalten mit ihren Nachbarn, den lebenden Menſchen, freundlichere Beziehungen; die in dem feuchten Elemente Verſinkenden und Ertrinkenden zieht der Nek wohl an ſich, aber er giebt ihnen nicht den Tod: gütig und erbarmungsvoll nimmt er ſie in ſeine Behauſung auf und gewährt ihren Seelen gaſtliche Herberge.

So treten alſo die Götter in Ögirs Reich; aber die Umgebung iſt ihnen unheimlich; ſie fühlen ſich in fremdem Element — denn hier hat auch Loki noch Zutritt, den ſie doch mit allem Rechte grimmig haſſen. Zwar iſt ihm von dem erſten Diener Ögirs, Funafengr, der Eingang verwehrt worden; Loki hat ihn aber erſchlagen und iſt geflüchtet; trotz des Zorns und der Verfolgung der Aſen kehrt er zurück; der andere Diener, Eldir, wagt nicht, ihn zurückzuhalten. Nun tritt Loki in die Halle und läſtert die verſammelten Götter und Göttinen mit frechen Schmähworten. Aber noch iſt die Aſenmacht nicht gebrochen; zu rechter Zeit kehrt Thor von der Oſtfahrt zurück und übt an dem Verhaßten eine zwar fürchterliche aber verdiente Rache für alte und neue Unthaten.

Die Hauptfigur in dem Ögirmythus iſt zweifellos Thor. Er trägt die Botſchaft zu Ögir, die den Beſuch der Aſen ankündigt; er übernimmt den ſchwierigen Auftrag, der den Beſuch der Aſen überhaupt möglich macht, und holt den Braukeſſel bei Hymir; er

erlöſt die Götter nicht nur aus peinlichſter Lage, ſondern bewahrt ſie ſogar vor Schimpf und Schande.

Kaum eine von Thors Rieſenfahrten iſt ein gleicher Beweis ſeines Aſenmutes und führt ihn in ſolche Gefahren wie dieſe, da er ſeiner Todfeindin, der Midgardſchlange, zum erſtenmal ins Auge ſchaut.

Zwar bergen ſchon Hymir, der Dämmerer, und ſeine Umgebung Schrecken genug. Seine Wohnung iſt an der Grenze des Lichts, öſtlich der Elivâgar, der urweltlichen Eisſtröme. Unter ſeinem Tritte ſchallen die Eisberge; er ſelbſt iſt uralt; ſein Bart iſt ſtarrendes Eis; ſein Blick, die Gewalt des alles zerſprengenden Froſtes, bringt die Säule zum Berſten und den Tragbalken zum Falle. Seine Heerde ſind die Eisberge, die Stiere, deren Haupt Thor abreißt. Sein Bereich liegt bereits ganz in den Schrecken des ewigen Winters.

Aber noch weiter hinaus liegt die Midgardſchlange, die Thor erſt aufſuchen und bändigen muß, bevor er den Braukeſſel heimtragen darf. Bei ihr ſind die Fiſchplätze, an denen die Walfiſche zu fangen ſind; nicht umſonſt warnt Hymir ſeinen unheimlichen Gaſt vor dem alles erſtarrenden Froſte, der draußen herrſcht. Da aber dieſer ſich nicht abſchrecken läßt, muß der Jötun ihn wohl oder übel begleiten; unwirſch und mürriſch ſucht er des Gottes Vorhaben zu vereiteln; auch, nachdem der Giftwurm ſchon von dem Hammerſchlage ſchwer getroffen und zum mindeſten betäubt und unſchädlich in der Tiefe des Meeres verſchwunden iſt, ſucht Hymir noch durch Liſt und Ränke den Gott zu verderben. Die jüngere Edda berichtet ſogar: Hymir habe in dem entſcheidenden Augenblicke, als Thor das Haupt der geköderten Schlange über den Schiffsbord gezogen und auf das wut- und giftſchnaubende Ungeheuer zum Todesſtreich den Hammer geſchwungen habe, das Schiffsſeil, an dem der Köder hing, gekappt und ſo die Schlange vor dem äußerſten gerettet.

Aber noch will Hymir den Braukeſſel nicht hergeben; zuvor muß erſt Thor den Kelch an des Rieſen Haupt zerſchmettern. Dieſer Kelch iſt wohl als das feſte Eis zu verſtehen, das die Sunde und Buchten in Hymirs Reich mit einer feſten Decke gefangen hält. Nun wird ihm der Braukeſſel zu teil, die geöffnete See, eine Raſte, d. i. eine Meile tief, in der das Âl, d. i. das

Waſſer, aus- und einfließt, „das Äl trug ſich ſelber auf; alle Gäſte rühmten, wie gut Ögirs Leute ſie bedienten“.

Vor einer Störung des Friedens in Ögirs Halle durch die Midgardſchlange ſind die Schmauſenden geſichert; aber den heimkehrenden Thor verfolgt noch das ganze vielhauptige Geſinde Hymirs, das Treibeis und die ſchwimmenden Eisberge; erſt muß er dieſes ganze Gefolge erſchlagen, da erſt kann er den Braukeſſel den in Ögirs Halle verſammelten Aſen zutragen, die fortan jedesmal zur Zeit der Leinernte als Ögirs Gäſte zechen werden.

Damit ſind wir mitten in die Poeſie des Himmel, Erde und Meer umfaſſenden Naturmythus getreten, der die ganze germaniſche Mythologie umfaßt und erfüllt.

Loki iſt gefeſſelt; die Midgardſchlange iſt geſchreckt, aber nicht unſchädlich gemacht. Schon wiederholt iſt, wie erwähnt, Thor in Kampf mit dem Meere getreten; in Utgardsloki hat er die See bis zur Ebbe getrunken, hat die Katze vom Boden gehoben; auf Hleſey hat er die wilden Weiber erſchlagen; nun hat er ſogar mit den furchtbaren Hammerſchlägen das Haupt des die Tiefe beherrſchenden Ungeheuers getroffen. Aber dieſe Zuſammenſtöße ſind nur Vorſpiele des letzten Entſcheidungskampfes. In der Endkataſtrophe, die mit der Götterdämmerung anbricht, wird Thor nochmals ſeiner Feindin begegnen; die Schlange wird tödlich getroffen werden; doch auch Thor wird ihrem Gifte erliegen. Die Erde wird in das Meer verſinken; aber Thors Söhne Modi und Magni haben des Vaters Hammer überkommen; in ihnen leben des Vaters Tugenden, Aſenmut und Aſenſtärke neu auf. Eine neue Erde wird aufgehen und die jungen Aſenſöhne werden mit des Vaters Hammer Schutz und Segen über ſie verbreiten.

Da ſeh ich auftauchen zum andern Mal
Aus dem Waſſer die Erde und wieder grünen;
Die Fluten fallen, darüber fliegt der Aar,
Der auf dem Felſen nach Fiſchen weidet.
Da werden unbeſät die Äcker tragen,
Alles Böſe beſſert ſich, Baldur kehrt wieder.
In Heervaters Himmel wohnen Hödur und Baldur,
Die walweiſen Götter: wißt ihr, was das bedeutet?

2.

Abteilung für Geſchichte (G).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Dr. R. Schwemer, als zweiten Vorſitzenden Herrn Landgerichtsrat Herold.

Die Sitzungen am 31. Oktober, 22. November und 12. Dezember waren der gemeinſamen Lektüre und Interpretation der Lex Salica gewidmet.

Zur Einführung hielt Herr Profeſſor Dr. Oelsner am 31. Oktober einen Vortrag:

Zur Textgeſchichte des Saliſchen Geſetzes.

Der Vortragende wies im Eingange vergleichend auf die im vergangenen Winter geleſene Germania hin, mit welcher die ſpäteren Volksrechte darin übereinſtimmen, daß auch ſie nicht vorübereilende Ereigniſſe, ſondern das Zuſtändliche des altgermaniſchen Lebens zur Anſchauung bringen, ſodaß die Leges ſich zu den Chroniken verhalten, wie die Germania zu des Tacitus Annalen und Hiſtorien. Nur daß wir es in der Germania mit der ſubjektiven Darſtellung eines Beobachters zu thun haben und die Dinge durch die Augen eines dritten ſehen, während die Geſetzbücher uns mittenhinein in das volle Leben ihrer Zeit ſtellen und in Weistümern und Satzungen uns zuvörderſt ein Bild der rechtlichen, beſonders kriminalrechtlichen Vorgänge, aber damit zugleich auch einen wertvollen Einblick in die Verfaſſungs- und Kulturverhältniſſe gewähren. Dieſe ſachlichen Ergebniſſe gerade der Lex Salica, des älteſten und wichtigſten jener Rechtsdenkmäler, im einzelnen zu verfolgen, werde nun Aufgabe der Lektüre ſein; der einleitende Vortrag dagegen ſolle das Geſetz nur als Schriftwerk, von ſeiner litterarhiſtoriſchen und formalen Seite, betrachten.

Vor etwa 350 Jahren erfolgte deſſen erſte Veröffentlichung durch Biſchof Jean Tillet (Johannes Tilius) von Meaux, aus deſſen Beſitz auch die Annales Tiliani ſtammen. Nur wenig ſpäter, 1557, gab Herold den Text nach einer jetzt verlorenen Fuldaer

Handschrift zu Basel heraus. Seitdem brachte jedes neue Jahrhundert neue Editionen, die meisten das 19. Jahrhundert, von Wiarda, Walter, Feuerbach, Pardessus, Waitz, Merkel, Behrend, Holder, Hessels (1880), während die schon von Pertz vorbereitete Ausgabe in den Monumenta Germaniae noch immer aussteht. Ihr bleibt wohl auch die endgiltige Textgestaltung vorbehalten; denn wenngleich das große Werk des englischen Professors Hessels durch fast erschöpfendes Material, durch die synoptische Nebeneinanderstellung der verschiedenen Rezensionen und durch den beigefügten Kernischen Wortkommentar sich für die Benutzung äußerst förderlich erweist, so fehlt es doch noch an einer gründlichen kritischen Durcharbeitung, aus welcher sich die Filiation der nahezu 70 Handschriften genau erkennen ließe.

So viel steht fest, daß von dem Gesetz, das dem 5. Jahrhundert entstammt, keine einzige auch nur entfernt zeitgenössische Überlieferung existiert. Nur eine und die andere Abschrift rührt aus dem 8. Jahrhundert her, gerade die besten stammen erst aus dem 9. Jahrhundert. Nicht aus dem Alter der Manuskripte ist daher ein Rückschluß auf die Ursprünglichkeit des Wortlautes gestattet, sondern nur aus inneren Merkmalen.

Sehr ungleich ist in ihnen die Kapitelzahl: von 65 Kapiteln in sechs Handschriften steigt sie in 53 Texten (darunter denen der Emendata, einer vielfach nur stilistischen Überarbeitung) auf 70, in einer (dem Heroldischen) auf 80, endlich in sieben auf 99. Zum Teil beruht dies auf der Zerlegung einzelner Kapitel in mehrere, während im Gegensatz hierzu manches andere Kapitel, wie in unserer modernen Gesetzgebung, durch neue Paragraphen erweitert ist. Zum größeren Teile jedoch sind die neuen Abschnitte nachweisbare Zusätze späterer Merovinger, und zwar besonders derjenigen drei Könige, deren in den unten anzuführenden Prologen ausdrücklich in diesem Sinne gedacht wird, Chlodwigs I., Childeberts II. und Chlothars II., Zusätze, die Pertz bereits in den Monumenten als „Capitula Pacto Legis Salicae addenda“ gesondert herausgegeben hat.

Mehrere Umstände sprechen dafür, daß die Lex in ihrer ursprünglichen Form nur 65 Kapitel enthalten hat. Besonders

beweisend ist die Angabe eines der erwähnten Prologe, daß die Verfasser in budice (Pertz: codice) do mitio fristatio stehen geblieben wären; die letzteren drei Worte bilden nämlich die Überschrift des 66. Kapitels. Auch schließt der Text in einigen Codices wirklich mit Kapitel 65, und dieser Punkt gilt daher mit Recht als Zeugnis für deren hohen Wert, zumal wenn er mit anderen Merkmalen, namentlich mit anderen Weglassungen, zusammentrifft.

Während im ganzen übrigen Gesetze nämlich nicht der geringste Einfluß des Christentums wahrzunehmen ist, enthalten die Kapitel 13 und 55 in mehreren Handschriften Bestimmungen kirchlichen Charakters. Mitten zwischen rein germanische Eheverbote, z. B. zwischen Freien und Unfreien, sind hier kanonische Vorschriften gegen Verwandtenehen aufgenommen; ebenso in den Abschnitt 55 über Leichenberaubung Strafbestimmungen gegen Priester-, Diakonen- und Bischofsmord, gegen Verbrennung und Beraubung von Basiliken. Alle diese Einschaltungen sind ohne Zweifel späteren Ursprungs, alle sie enthaltenden Texte daher jüngeren Datums. Die echte Gestalt des Gesetzes ist vielmehr in denjenigen Handschriften zu suchen, in welchen jene Spuren christlicher Einwirkung fehlen, und die Entstehung der Lex Salica wäre sonach vor die Zeit der Christianisierung der Franken zu setzen, welche bekanntlich in der Mitte der Regierungszeit Chlodwigs (496) ihren Anfang nahm.

Dem gegenüber kommt nun freilich das Kapitel 47 De Filtortis inbetracht, das der Vortragende ebenso wie die vorhin angeführten verlas und erläuterte. In diesem Kapitel ist, worauf es hier ankommt, von der Anberaumung eines gerichtlichen Termins zwischen zwei streitenden Parteien die Rede, und dabei heißt es — ausnahmslos in sämtlichen Codices — folgendermaßen: „Wenn die beiden Streitenden diesseits des Legeris oder des Kohlenwaldes wohnen, hat der Gerichtstag nach 40 Nächten, wenn dagegen jenseits des Legeris oder des Kohlenwaldes, nach 80 Nächten stattzufinden." Das entscheidende Wort ist hier Legeris = Ligeris. Haben wir darunter, wie es thatsächlich der Fall ist, die Loire zu verstehen, so können sämtliche jetzt vorhandenen Rezensionen des Gesetzes erst nach 507, d. h. nach Besiegung der Westgoten durch Chlodwig und der Ausdehnung des Reiches bis an die Loire, ver-

faßt sein. In seinen früheren Werken bemühte sich Waitz zwar, den Namen auf den Leyefluß, einen Nebenfluß der Schelde, zu deuten; doch giebt er in der dritten Auflage der Verfassungsgeschichte (1882) den gewichtigen Einwürfen Schröders nach und erkennt ein noch stärkeres Argument in dem Nachweis Soetbeers, daß die Rechnung des Solidus zu 40 (statt zu 12) Denaren, wie sie in der Lex Salica durchweg vorkommt, erst nach der Unterwerfung Galliens eingeführt worden ist.

Daß aber die vorerwähnten kirchlichen Paragraphen sich nicht ebenfalls, wie der Ligeris, in allen Handschriften finden, würde sich daraus erklären, daß das Christentum in dem nächsten Jahrzehnt nach 496 sich nicht schon in dem Maße verbreitet und eingebürgert hatte, um einen gesetzlichen Schutz für Kirchenbauten und Geistliche oder ein Verbot der Verwandtenheiraten für das ganze Reichsgebiet erforderlich zu machen.

Gleichwohl wäre es falsch, die erste Niederschrift des Salfränkischen Volksrechtes erst in die Zeit Chlodwigs zu setzen. Hiergegen sprechen die wichtigen Angaben der verschiedenen Prologe, die sich vor manchen Texten finden, insbesondere des größeren, der, wie mit Recht angenommen wird, den kleineren zur Vorlage gedient hat. Von der möglichst wortgetreuen Übersetzung, in welcher der Vortragende ihn wiedergab, sei hier nur das Wesentlichste angeführt: „Als das Volk der Franken noch im Heidentum befangen war, erließ es durch Vermittelung der Großen, die ihm damals als Leiter vorstanden, das Salische Gesetz, indem aus der größeren Zahl derselben vier hierzu ausgewählt wurden: Wisogast, Bodogast, Salegast und Widogast, aus den Orten Salchamae (chamae = heim), Bodochamae, Widochamae. Diese kamen zu dreimaliger Beratung zusammen, und indem sie alle Rechtsfälle in sorgfältiger Erörterung besprachen, beschlossen sie betreffs der einzelnen Entscheidungen in der nachfolgenden Weise. Nachdem aber König Chlodwig die katholische Taufe empfangen, wurde das, was in dem Gesetze nun weniger zutreffend erschien, durch ihn, den König und Prokonsul Chlodwig, und durch Childebert und Chlothar lichtvoll verbessert."

Der Prolog stammt, wie man sieht, aus christlicher, ja spätmerovingischer Zeit, und manches darin scheint sagenhaft. So

haben die Namen der vier Männer kaum einen geſchichtlichen Wert, ja man hat ſie wiederholt nur ſymboliſch aufgefaßt und darin die Repräſentanten der verſchiedenen Volksklaſſen erkennen wollen: „Wieſenmann, Ackersmann, Hofmann und Waldmann“, überſetzt Nitzſch, Deutſche Geſchichte I, 146; ähnlich Kern bei Heſſels. Dennoch enthält der Prolog unzweifelhaft einen hiſtoriſchen Kern. Chlodwig war, gleich ſeinen Nachfolgern auf dem Thron, nur ein Verbeſſerer des Geſetzes; ſeine Entſtehung aber verdankt es nicht einem Fürſten, ſondern dem Volke ſelbſt, das in ſeinen Hundertſchaftsgerichten das Bedürfnis nach einem geſchriebenen Rechte empfand. Damals, als die Franken noch, auf ihre heimiſchen Sitze am Niederrhein beſchränkt, ein einfaches Stammesleben führten, um die Mitte des 5. Jahrhunderts etwa, ſchufen ſie jenes Rechtsbuch, das unter zeitentſprechenden Erweiterungen bis über die Glanzepoche des karolingiſchen Weltreichs hinaus in voller Geltung blieb. Dieſes Originalwerk hat ſich leider nicht erhalten, und es wird ſich wohl niemals mit Sicherheit entſcheiden laſſen, ob es gleich den vorhandenen Überarbeitungen in lateiniſcher, oder nicht vielmehr in deutſcher Sprache abgefaßt war. Das Deutſche bildete ja jedenfalls, wie die Sprache des täglichen Verkehrs, ſo auch die Sprache der Gerichte, und techniſche Ausdrücke aller Art gingen daher auch unüberſetzt in die lateiniſche Faſſung über. Zu ihnen gehören namentlich die ſogenannten Malbergiſchen Gloſſen, einzelne den lateiniſchen Bezeichnungen wie zur Erklärung mit dem Worte malb (= Malberg, Berg des Mallum, Anhöhe der Gerichtsſtätte) beigefügte germaniſche — nicht keltiſche — Zuſätze. Manche Forſcher haben dieſe zuſammenhangsloſen Worte für den reſtlichen Niederſchlag des ehemals deutſchen Geſetzbuches gehalten, und Kern vermutet ſogar, deſſen urſprünglicher Name ſei Malberg geweſen. Viel einleuchtender indeſſen iſt doch wohl die Erklärung, daß durch ſolche Ausdrücke der Mutterſprache gewiſſe Rechtsbegriffe dem Volke gleichſam mit einem Schlage verſtändlich gemacht werden ſollten. Denn das Fränkiſche war ihnen natürlich der bequemſte Ausdruck ihres Denkens. Aber es hatte ſich noch nicht zur amtlichen Schriftſprache entwickelt. Als ſolche diente den Germanen der Völkerwanderung überall das Lateiniſche, und dies mußte den Saliern

nach einem mehr als hundertjährigen Zuſammenleben mit den nordgalliſchen Romanen ja geläufig genug geworden ſein.

3.

Abteilung für Bildkunſt und Kunſtwiſſenſchaft (K).

Dieſer Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1894 auf ſeinen Antrag als Mitglied zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr F. Knörk, Architekt, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Profeſſor Dr. Valentin, als zweiten Vorſitzenden Herrn O. Donner-von Richter und als Schriftführer Herrn Dr. H. Pallmann.

In dieſer Abteilung ſprach am

19. November Herr Profeſſor Dr. Valentin über

„Eine neue Auffaſſung der Laokoongruppe".

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Einiges zur Kritik und Ergänzung der Laokoongruppe von Herrn Profeſſor Dr. V. Valentin.

Zur Erkenntnis des vollen Wertes eines Kunſtwerkes gehört die Erkenntnis ſeiner Stellung in der geſchichtlichen Entwickelung der Kunſt: erſt durch ſie gewinnt die äſthetiſche Betrachtung den ſicheren Boden eines wirklichen Urteils, welches ohne ſie zwar ſehr wohl den ſeeliſchen Gehalt des Werkes darlegen, nicht aber deſſen Abhängigkeit und Zuſammenhang von der Welt, in welcher es entſtanden iſt, erfaſſen kann, und ſomit die objektive Bedeutung, welche es unabhängig von einer perſönlichen Geſchmacksrichtung hat, nicht zu würdigen vermag. Ein ſolch objektives Urteil iſt

aber das Ziel der äſthetiſchen Betrachtungsweiſe, welche, wenn ſie richtig gehandhabt wird, nicht auf Förderung oder Erzeugung von Gefühlsſeligkeit ausgeht und von überſchwänglichen Ausdrücken durchaus fern bleibt. Je bedeutſamer nun ein Werk der Kunſt erſcheint, eine je tiefer gehende ſeeliſche Wirkung es auf die Beſchauer ausübt, um ſo naturgemäßer iſt das Beſtreben der Wiſſenſchaft, über dieſe Thatſache hinaus jene den objektiven Wert feſtſtellende Erkenntnis zu gewinnen. Von antiken Skulpturen unterliegen dieſem Beſtreben immer wieder aufs neue die Venus von Milo, der Apollo vom Belvedere, die Laokoongruppe. Während aber das erſte dieſer Werke trotz mannigfaltigſter Auffaſſung des Gegenſtandes und abweichender Beſtimmung der Entſtehungszeit dem ſubjektiven Urteil gegenüber in ſiegreicher Schönheit verharrt, während das zweite nach wohl übereinſtimmenden Urteilen nicht mehr als auf höchſter Höhe ſchönheitsvoller Wirkung ſtehend betrachtet wird, ohne deshalb die vielfach geringſchätzigen Urteile der neueren Zeit als berechtigt erſcheinen zu laſſen, hat die Laokoongruppe das beklagenswerte Schickſal, nachdem ſie bei ihrer Auffindung hohe Begeiſterung erweckt, bei Winckelmann ſchwärmeriſche wonnetrunkene Verehrung genoſſen hatte, allmählich mehr und mehr in der ſeeliſchen Wirkung herabzuſteigen, ſo daß ſie endlich nach Fechner (Zeitſchrift für bildende Kunſt XIX S. 254) „lange und oft betrachtet, eine unheimliche und grauſige Wirkung üben" muß. Und ebenſo umſtritten blieb die Zeit der Entſtehung: die Vergleichung mit Virgils Erzählung, mit der Erwähnung bei Plinius ſchien auf die Kaiſerzeit hinzuweiſen, der Charakter der Darſtellungsart ſowie die Wahl des Gegenſtandes auf die ſpäte griechiſche Zeit, welcher Beſtimmung nach Auffaſſung anderer die Stelle bei Plinius nicht widerſprach; wieder andere folgten den Künſtlernamen, die ſich inſchriftlich teilweiſe wiederfinden, und glaubten darin einen ſicheren Hinweis auf das erſte Jahrhundert n. Chr. gefunden zu haben. Da ſchien es plötzlich Licht zu werden: die pergameniſchen Reliefe wurden entdeckt, ein Gigant in leidlich ähnlicher Stellung fand ſich, und ſofort war das Urteil fertig: der Zuſammenhang zwiſchen beiden iſt unbeſtritten. Und in der ſehr gerechtfertigten Freude über den Fund und deſſen Beſitz trat das pergameniſche

Werk in den Vordergrund des Intereſſes. Das wäre nun nicht ſchlimm geweſen. Schlimm aber war, daß die Beſonnenheit des Urteils verloren ging, und die Freude über das eine Werk ſich in der Herabſetzung des anderen äußerte. „Die Laokoongruppe hat etwas Gemachtes, oder, wie man im Kunſtjargon zu ſagen pflegt, Gequältes, im Vergleiche zu dem freien Wurfe jenes ſchlangenumwundenen Giganten, ſowohl im ganzen der Anordnung als auch in der mit Einzelheiten überfüllten Detailarbeit.“ Bei den Schlangen dagegen iſt der Mangel dieſer Detailarbeit ein ebenſo ſchwerer Fehler wie dort ihr Vorhandenſein. Sie ſind „elend wurſtartig“, ſie erſcheinen „nur wie ein mit Hede geſtopfter Lederſack, der am Modell einmal gut genug ſein mag“; im Gegenſatz dazu iſt „die Schlange der Athene, wie ſie um Arm und Bein des Giganten ſich ſchnürt, ganz Muskel in Marmor“ (Kekulé, Zur Deutung und Zeitbeſtimmung des Laokoon, Spemann 1883). Michelangelo ſah zwar in der Laokoongruppe ein Wunder der Kunſt und gab den Verſuch, ſie zu ergänzen als unerreichbar auf, was ſeines Schülers Montorſoli Meinung keineswegs war; Winckelmann empfiehlt der „niedrigen Nachwelt, die nichtsvermögend ſei hervorzubringen, was dieſem Werke nur entfernter Weiſe verglichen werden könne, Aufmerkſamkeit und Bewunderung, da in dieſem Bilde mehr verborgen als das Auge entdecke und der Verſtand des Meiſters viel höher noch als das Werk geweſen ſei“: das iſt aber ein längſt überwundener Standpunkt, und die Nachwelt hat, wie es Juſti in ſeiner Studie über Laokoon (im Anhange zum erſten Bande ſeines „Winckelmann“) ſorgfältig dargeſtellt hat, in immer kühneren Wendungen ſich von ſolcher Meinung frei gemacht, bis denn endlich der pergameniſche Fries die volle Berechtigung, ja den augenſcheinlichen Beweis für die Geringſchätzung des einſt überſchätzten Werkes darzubieten ſchien.

Bei ſolchem Stande der Sache mußte ſich die wiſſenſchaftliche Frageſtellung ändern. Nachdem Conze die Möglichkeit der Abhängigkeit des einen Werkes von dem anderen aufgeſtellt und zugegeben hatte, nachdem er ſich dahin entſchieden, daß, wenn eines vom anderen abhängig ſei, nur Laokoon vom Giganten des Frieſes, nicht aber der Gigant vom Laokoon veranlaßt ſein könne, und daß

daher für die Laokoongruppe die Zeit zwiſchen Eumenes II. (197—159 v. Chr.) und Plinius (23—79 n. Chr.) offen bliebe, ſo wurde dieſe Vermutung von dem nächſten Bearbeiter der Frage, Kekulé, ſofort zur Gewißheit erhoben: Laokoon iſt ein Abkömmling des Gigantenfrieſes, ſeine Haltung iſt vom Relief entlehnt. Die Entſtehung wird mit Rückſicht auf Inſchriften, welche den Künſtlernamen geben oder doch annehmen laſſen, auf die Zeit etwa um 100 v. Chr. geſetzt, und Conze erklärte, daß ihm dieſe Beſtimmung ſehr einleuchtend ſei. In Kekulés Unterſuchung über das Verhältnis des Laokoon zum Giganten des Frieſes iſt die archäologiſche Kritik auf jenen Standpunkt gekommen, der ſie von ihrer bedenklichſten und ſchwächſten Seite zeigt, auf welchem ſie beginnt, das Gebiet der Wiſſenſchaft zu verlaſſen. Eine ganz allgemeine Ähnlichkeit wird als Grund eines Zuſammenhangs nicht nur, ſondern der Abhängigkeit des einen Werkes von dem anderen angenommen und für genügend erachtet, alle noch ſo auffallenden und lautredenden Verſchiedenheiten unbeachtet beiſeite zu laſſen. Wo aber die Verſchiedenheit ſo ſchlagend iſt wie bei den Köpfen, da wird, weil man doch nicht ſo weit gehen kann, den alten Kopf als den gealterten aus dem jugendlichen hervorgehen zu laſſen, zu einem weit ingeniöſeren Mittel gegriffen: der alte Künſtler muß gearbeitet haben, wie man es im 17. und 18. Jahrhundert auf den verknöcherten Akademien thatſächlich lehrte, und wie es beiſpielsweiſe die Mannheimer Akademie in einem von ihr gefällten Urteil bei Gelegenheit einer Preisverteilung draſtiſch genug, aber in vollſtem Ernſte ausgedrückt hat: „Es iſt ſehr ſeltſam eine ganz wohlproportionierte Frau oder Mädchen zu finden. Die Griechen wählten 300 Schönen, und ſammelten von jeder um eine Venus zu bilden".[1]) Nach ſolchem Prinzip verfährt Kekulés Zuſammenſteller des Laokoon. Bei ſeinem Vorbild, dem er die Hauptſachen entlehnt, findet er einen jugendlichen Kopf; da dieſer für einen Vater und Prieſter nicht paßt, ſo ſucht der armſelige Künſtler unter den übrigen Köpfen des Frieſes, findet auch bald, was er braucht, und ſo erhält

[1]) Vgl. „Eine Frankfurter Kunſtakademie im achtzehnten Jahrhundert: B. Valentin, Über Kunſt, Künſtler und Kunſtwerke" (Frankfurt a. M. 1889). S. 140.

Laokoon ſeinen Kopf. Wie gut, daß nicht gerade jener Gigant mit dem alten Kopf das Schickſal ſo vieler anderer gehabt und ſeinen Kopf verloren hat! Dann ſtänden wir vor dem ungelöſten Rätſel, woher ein Menſch, der die Fähigkeit hatte dieſe Gruppe auszudenken, wohl den Kopf eines alten Mannes hätte hernehmen ſollen. So aber war das Geſchick günſtig, und wie auch ſonſt die alten Künſtler von einander immer gerade die Werke gekannt und nachgebildet haben, die uns bewahrt bleiben ſollten, ſo iſt es auch hier geſchehen, und die Entſtehung des Laokoon tritt klar vor unſere Augen.

Auf dieſem Punkte iſt die Kritik glücklicherweiſe nicht ſtehen geblieben. In ſeinem Vortrage „Die Laokoongruppe und der Gigantenfries des pergameniſchen Altars“ (Berlin 1884) wendet ſich Trendelenburg gegen Kekulés Behauptung: er zeigt die Haltloſigkeit dieſer Art von gelehrter Forſchung zwar nicht prinzipiell, aber doch wenigſtens für dieſen einzelnen Fall auf. Er weiſt nach, daß von einer Entlehnung der Haltung des Laokoon von der Haltung des Giganten keine Rede ſein kann, weil ſie durchaus verſchieden iſt: „Laokoon kniet nicht, ſondern ſitzt; ſein linkes Bein iſt nicht geſtreckt, ſondern im Knie gebogen, die Schlange ringelt ſich weder um ſeinen linken Arm noch ſchnürt ſie die Schenkel des rechten Beines aneinander, noch beißt ſie ihm in die rechte Bruſt, ſondern in die linke Hüfte; und endlich iſt auch ſein bärtiger Kopf — der des Giganten iſt jugendlich unbärtig — nicht nach der der Wunde entgegengeſetzten, ſondern nach der gleichen Seite hin herübergeworfen“ (S. 12 f.) oder richtiger: von einer machtvollen Göttin herübergezogen, während Laokoon nur unter der Wirkung des von der Schlange herührenden Angriffes ſteht. Die Unterſchiede des Laokoon und des Giganten laſſen ſich vollſtändiger und deutlicher in folgender Weiſe darſtellen:

Laokoon	Gigant
ſinkt auf den Altar,	ſinkt auf den Boden,
findet am Altar eine Stütze,	findet keine Stütze,
ſtützt den linken Fuß auf den Ballen,	ſtützt den linken Fuß auf die Sohle,
knickt das linke Bein leicht ein,	ſtreckt das linke Bein ſtraff aus,
hält das linke Bein ziemlich ſteil,	hält das linke Bein flach geſtreckt,

*

Laokoon	Gigant
stützt das rechte Bein vom Sitz aus auf die Altarstufe,	stützt das rechte Bein mit dem Knie auf den Boden,
hält das rechte Knie höher als das linke,	hält das rechte Knie tiefer als das linke,
hat den Oberkörper nicht in voller Vorderansicht,	hat den Oberkörper in voller Vorderansicht,
hält die rechte Schulter nach rückwärts, die linke nach vorwärts gewendet,	hält die beiden Schultern in gleicher Ebene,
hält den Kopf stark nach links gewendet in voller Vorderansicht,	hält den Kopf wenig nach links gewendet in starker Untersicht,
hat den linken Oberarm nicht von der Schlange umwunden,	hat den linken Oberarm von der Schlange umwunden,
streckt den linken Unterarm nicht aus,	streckt den linken Unterarm aus,
faßt mit der linken Hand die Schlange,	faßt mit der linken Hand nicht die Schlange, sondern hält die Hand ausgestreckt,
hat keine Flügel,	hat Flügel,
hat ein Gewand,	hat kein Gewand,
die Schlange kommt von links,	die Schlange kommt von rechts,
die Schlange will beißen,	die Schlange hat gebissen,
die Schlange will in die linke Hüfte beißen,	die Schlange hat in die rechte Brust gebissen,
die linke Hand greift nach der Schlange zur Abwehr,	die linke Hand greift nicht nach der Schlange und wehrt diese nicht ab,
wird von der Schlange allein angegriffen,	wird von der Göttin, die ihn überwunden hat, nicht angegriffen, sondern fortgerissen: die Schlange hilft der Göttin,
der Kopf neigt sich im schmerzlichen Gefühl der Hilflosigkeit,	der Kopf neigt sich von der Göttin zurückgerissen,
der rechte Arm dient zum Ausdruck des Schmerzes.	der rechte Arm faßt den Arm der Göttin, ihr schmerzerregendes Wegreißen hemmend.

Trendelenburg erklärt, indem er eine „medizinische“ Untersuchung giebt, was eine „anatomische“ Untersuchung bedeuten soll, das infolge des Schmerzes entstehende Zurückwerfen des Kopfes als ein durchaus dieser besonderen Sachlage entsprechendes: das von der Athene zurückgerissene Haupt des Giganten kann daher nicht als Vorbild für die Haltung des Laokoonkopfes in Anspruch genommen werden, vielmehr erklären sich beide Haltungen aus der

inneren Notwendigkeit jeder der beiden Situationen. Der Giganten-kopf mit seinem Mangel an scharfer Modellierung ist deshalb nicht „von königlicher Ruhe“ (Kekulé), sondern hat dekorativen Charakter, wie es der Gegenstand und der Ort des Kunstwerkes erforderte: der Kopf des Laokoon ist voll des individuellsten, aus der Situation selbst sich ergebenden Lebens, welches in solcher Schärfe und Feinheit mit Rücksicht auf Einzelbetrachtung in der Nähe ausgeführt ist, nicht aber unter einer erdrückenden Masse von Bestandteilen einer ausgedehnten Komposition als ein einzelner Teil zu wirken hat. Trendelenburg giebt schließlich die Möglichkeit zu, „daß beide Werke völlig unabhängig von einander entstanden sind“ (S. 38), bestreitet aber mit aller Entschiedenheit, daß, wenn eine Abhängigkeit da sei, diese bei den Künstlern der Laokoon-gruppe liegen könne. Er behauptet geradezu: „der Künstler der Laokoongruppe könne den pergamenischen Altar nicht gekannt haben“ (S. 36). Sein Beweis ist ein indirekter. Er sagt, die Künstler des Altares, sicherlich [ist trotzdem nur Hypothese!] die besten der Zeit, hätten „einen maßgebenden Einfluß auf die Entwickelung der bildenden Kunst Asiens genommen“. Das kann sein und könnte sein, wenn die Künstler auch nicht die besten gewesen wären. „Diesem Einfluß hätten sich auch die Künstler des nahen Rhodos nicht entziehen können, wenn sie ihren Laokoon *nach* Errichtung des Altars geschaffen hätten.“ Das ist falsch. Es besteht keine Notwendigkeit, daß ein bedeutendes Werk auf *alle* Zeitgenossen einen umgestaltenden Einfluß ausübe. Der Künstler, der insofern fertig ist als er sich seine eigenartige Richtung geschaffen hat, geht ruhig seines Weges weiter, und zwar ebensowohl, wenn er ein großer ist und deshalb nur sich vertraut, wie wenn er, minder bedeutend, sich seinen engen Wirkungskreis geschaffen hat, aus welchem er nicht heraustreten kann, ohne sein Bestes aufzugeben. Dieser Thatsache begegnen wir in der Kunstgeschichte überall, wo wir über die Künstler bestimmte Nachweise haben. Fiesole kennt Masaccio, wirkt aber ruhig in seiner Art weiter, wie lange er auch jenen überlebt. Perugino hat Lionardo, Michelangelo und wohl auch Raffaels größere Werke gekannt; er wirkt, trotzdem er länger als Lionardo und Raffael lebt, und nach Michelangelos

Deckenſchöpfung noch lange malt, ruhig in ſeiner Weiſe fort, vielleicht weil er nicht folgen konnte, viel wahrſcheinlicher aber, weil er nicht wollte. Dächten wir uns die Künſtler der Gruppe gleichzeitig mit dem Altare, ſo wäre eine Einwirkung auf ſie mit einiger Sicherheit nur dann anzunehmen, wenn ſie noch innerhalb ihrer Entwickelung geweſen wären. Denken wir ſie oder doch den Vater als fertigen Künſtler, ſo ſpricht die Wahrſcheinlichkeit dafür, daß er aus dem Frieſe allenfalls genommen, was ihm zugeſagt, nicht aber, daß er ſeine ganze Richtung geändert habe, zumal er doch wohl noch bedeutender als jene „beſten“ Künſtler war: Trendelenburg weiſt ſehr richtig auf den größeren Gehalt der Gruppe dem Frieſe gegenüber hin. Trendelenburg behauptet aber weiter, „einer Zeit, die den kühnen Schwung, die hinreißende Wirkung, die mit der Malerei wetteifernde Kompoſition des Frieſes bewundert, mußte die Laokoongruppe nüchtern, unfrei, langweilig, kurz als Rückgang von der dort erreichten Höhe erſcheinen“. Das iſt falſch. Es giebt für die Wiſſenſchaft nichts Gefährlicheres als mit allgemeinen Ausdrücken zu operieren wie „die Zeit“. Wer iſt die „Zeit“! Iſt das der Inbegriff aller Gleichlebenden? Doch wohl. Haben dieſe alle gleichen Geſchmack, gleiches Verſtändnis? Doch wohl kaum. Sind ſie etwa alle gleichaltrig, ſo daß die Älteren nicht noch gleichzeitig an dem älteren Geſchmack feſthalten können, während die Jüngeren ſich der neuen Richtung mit Begeiſterung hingeben? Hat unſere Zeit nicht noch zum Teil ſehr großes Gefallen an Mozartiſchen Opern, während die wagneriſch Fortgeſchrittenen dieſe für veraltet und langweilig halten? Kann in dem barbariſcheren Aſien nicht die Freude an dem ſchwungvollen, aber theatraliſchen, dem virtuoſen, aber des tieferen Inhaltes entbehrenden Frieſe (vgl. S. 31) eine ſehr große geweſen ſein, während gleichzeitig oder kurz nachher in dem helleniſcheren Rhodos man Freude an einem Werk empfand, deſſen „Bezüge ſich dem Beſchauer erſt nach und nach enthüllen .... wer ſich einmal darin vertieft hat, der wird ſtets neue Wunder finden“. Dieſer auf den Zeitgeſchmack gebaute Grund iſt alſo hinfällig; der folgende iſt es nicht weniger: „ſie [beide Werke] ſind zu verſchieden, als daß ſie auf der gleichen Entwickelungsſtufe ſtehen könnten“. Aber die Entwickelungsſtufen

der Kunſt gehen mit der Zeit nicht in gleicher Front vorwärts — es geht wie bei den Künſtlern, ja iſt im Grunde dasſelbe. Die ſpätere Zeit kann Werke früherer Entwickelungsſtufe zeitigen, ſobald es ſich mit den Künſtlern ſo verhält, wie es oben dargelegt worden iſt. Dies ſind alſo keine Gründe gegen die Möglichkeit, daß die Laokoongruppe gleichzeitig mit oder nach dem Altarfrieſe geſchaffen iſt.

Energiſcher als Trendelenburg weiſt Brunn in ſeiner aus dem Jahrbuch der Königlich preußiſchen Kunſtſammlungen beſonders abgedruckten Unterſuchung: „Über die kunſtgeſchichtliche Stellung der pergameniſchen Gigantomachie“ (Berlin 1884) jene Behauptung der Übereinſtimmung nach Hinweis auf die Verſchiedenheit mit den Worten zurück (S. 35): „Was bleibt alſo von Übereinſtimmung übrig? Eine ganz oberflächliche Ähnlichkeit in der Wendung der Geſtalten nach rechts und eine annähernde, aber keineswegs vollſtändige Übereinſtimmung in der Haltung des rechten Armes [jedoch mit vollſtändiger Verſchiedenheit des Grundes der Bewegung!], alſo einzelne Teile eines Geſamtmotives, das bereits als Gemeingut der ſpäteren Kunſt bezeichnet werden mußte und jedenfalls älter war als die Ara. Die Annahme einer Abhängigkeit des Laokoon von dem Giganten iſt alſo nur geeignet, die wiſſenſchaftliche Unterſuchung zu verwirren, nicht zu fördern, und iſt daher abſolut zu verwerfen.“

Man hätte nun vielleicht erwarten können, daß weitere Unterſuchungen ſich bemühten, das Kunſtwerk an ſich zu betrachten: dies iſt aber keineswegs der Fall. Das Vergleichen iſt ein viel zu bequemes Mittel, als daß man darauf verzichten ſollte: es bliebe ſonſt nur übrig in das künſtleriſche Weſen des Werkes ſelbſt einzudringen, wozu die äſthetiſche Forſchung allein den Weg ſuchen kann. Dieſe aber ſucht das Werk in erſter Linie aus ſich heraus zu verſtehen und ſagt daher nicht: von welchem anderen Werke iſt ein beſtimmtes Motiv herübergenommen? ſondern: wie erklärt ſich dies einzelne Motiv im Zuſammenhange des Ganzen? Das Kunſtwerk iſt hier kein zuſammengeſtückeltes, ſondern ein aus *einer* Quelle entſprungenes Werk, ſo daß, ſelbſt wo der Künſtler eine Zuthat von außen her hinzufügt, dies doch ſo geſchieht, daß ſie als natur-

gemäßes Ergebnis urſprünglichen Schaffens in dem Werke erſcheint. Auch der neueſte Erklärungsverſuch verzichtet auf dieſen Weg: er greift nicht nur auf den Gigantenfries, ſondern wiederum auf die Dichtung und zwar den Virgil zurück, wodurch denn der Zuſammenhang mit alten Zeiten wieder recht hübſch hergeſtellt wird. Der Anatom W. Henke geht in ſeinem Aufſatze „Bewegungsmotive und Reſtauration des Laokoon“ (Münchener Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 236 vom 12. Oktober 1894) zunächſt von dem Gigantenfries aus: „Die Verwandtſchaft beider Werke iſt allgemein anerkannt“ — was immerhin eine etwas gewagte Behauptung ſein möchte. Indeſſen kommt er bald zur Darlegung eines bedeutſamen Unterſchiedes. Der Gigant und Laokoon zeigen beide „am Rumpf eine ſtarke Biegung zwiſchen Bruſt und Hüften (in der Taille) nach links.“ Dabei erſcheint jedoch ein „weſentlicher Unterſchied“: „Der Rumpf des Giganten bleibt bei dieſer ſtarken Biegung nach der Seite doch von oben bis unten mit ſeiner ganzen Vorderſeite dem Beſchauer zugekehrt und ſo auch der ebenfalls nach links hingeneigte Kopf. Beim Laokoon dagegen kommt eine ſtarke Rotation zwiſchen Bruſt und Hüften dazu, in der Art, daß die Hüften dem Beſchauer faſt ganz gerade zugekehrt ſind, die andere Mitte der Bruſt dagegen (das Bruſtbein) ſtark nach rechts hin umgedreht, und wenn das Geſicht doch wieder nach vorne ſteht, ſo beruht dies darauf, das es mit dem Halſe über der Bruſt wieder nach links gedreht iſt.“ Daß dieſe ſtarke Drehung bei dem Giganten nicht vorhanden iſt, ja, überhaupt nicht vorhanden ſein kann, erklärt ſich ſehr einfach daraus, daß der Gigant von der mächtigen Göttin Athene am Schopf gepackt iſt und nach ſeiner linken Seite hingeriſſen wird — da verbietet ſich eine Drehung nach der anderen Seite hin von ſelbſt. Nun wird aber Laokoon nicht von einer „ſichtbaren Gottheit“, ſondern von zwei Schlangen angegriffen. Das erſcheint Henke offenbar nicht bedeutend genug, daß daraus die Drehung des Oberkörpers des Laokoon nach ſeiner rechten Seite hin verſtändlich würde. Er fragt daher: „Was kann oder könnte der Mann etwa mit der anderen noch machen, um ſich zu wehren, und ließe ſich etwa eine Haltung des fehlenden rechten Armes denken, die dieſer Abſicht gedient hätte und die mit dem, was dieſe

vereitelt, das Motiv der Bewegungen auch im Rumpfe erklären würde?“ Henke nimmt nun im Anſchluß an Virgil, der den Laokoon als tela ferentem ſchildert, an, Laokoon habe im erhobenen rechten Arm eine Waffe, „etwa ein Meſſer oder Schwert“, gehalten, ſo daß er „ſchnell genug verſuchen“ könnte, „dem Tier, das er in der Linken hält, den Kopf abzuſchneiden“. Freilich könnte ihn die Schlange leicht daran hindern, die Waffe zu gebrauchen: ſie brauchte „nur die Hand mit der Waffe, die möglichſt weit weg von ſeiner linken Hand und Hüfte, alſo von ihrem Kopfe“, emporzuſchleudern. Damit wäre „die Rotation in der Mitte des Rumpfes einfach paſſiv“ erklärt. Es wird hierbei gänzlich überſehen, daß es das Charakteriſtiſche der Gruppe iſt, daß der Künſtler ſich den Angriff von der linken Seite der Angegriffenen her kommend denkt: eine der ſachlich nicht begründeten, aber thatſächlich vorhandenen Vorausſetzungen, auf denen der Künſtler ſein Werk aufbaut. Sie ſteht in engſtem Zuſammenhang mit dem eigentlich ſchöpferiſchen Gedanken dieſer Gruppe, daß der Künſtler ſich mit zwei Schlangen begnügt, während in anderen Bildwerken drei und mehr Schlangen erſcheinen: wie der ſpätere Dichter die Sache erzählt, oder wie die frühere Sage ſie erzählt hat, iſt für den Bildkünſtler weder maßgebend noch bindend, ſo lange ſein Werk nicht die Illuſtration zu einer beſtimmten einzelnen dichteriſchen Darſtellung ſein ſoll. Dieſer Angriff von rechts her, der gegen die linke Seite der Dargeſtellten gerichtet iſt, hat das Zurückweichen nach links, alſo nach ihrer rechten Seite hin, zur Folge: bei Laokoon kann dies nur durch die Drehung des Rumpfes erfolgen, durch die er dem drohenden Schlangenbiß zu entgehen beſtrebt iſt. Die Unmöglichkeit dieſes Beſtrebens recht augenfällig zu machen, iſt eine beſondere Aufgabe des Künſtlers: die Drehung verbunden mit dem Zurückweichen des Körpers kann nicht weiter geſchehen, ſo daß ein Stillſtand eintreten muß; die Hand, die den Hals der Schlange ergriffen hat, wird dieſe im nächſten Augenblick ſo weit wie möglich vom Körper zurückreißen, aber der Künſtler läßt den Hals der Schlange zwiſchen der Hand Laokoons und ihrem Kopf eine Windung machen, ſo daß ſie ſich nur ſtrecken zu laſſen braucht, und der Kopf weicht nicht mit zurück: ſo iſt der drohende Biß zweifel-

los ſicher, und der Untergang Laokoons iſt beſiegelt. Eine Waffe in der rechten Hand würde weder mit der Haltung des Kopfes noch mit dem Blicke zuſammenſtimmen: wer ſchlagen oder gar ſchneiden will, muß hinſehen, und Laokoon ſchaut in jeder Weiſe fort, nach rechts und nach oben. Wer ſchlagen will, muß den Arm nach der Richtung des Zieles hinwenden: dieſer Wendung müßte der Rumpf folgen — der Rumpf aber wendet ſich gerade nach der der Schlange entgegengeſetzten Seite. Dies würde auch dadurch nicht begründet, daß das Schwanzende den bewaffneten Arm ergriffen und fortgeriſſen hätte: der Rumpf würde einer ſolchen Bewegung der Schlange nicht folgen, noch weniger aber der Kopf. Es iſt vielmehr ſo, daß in dem rechten Arm in irgendwelcher Weiſe der Ausdruck der äußerſten Hilfsloſigkeit ſich ausgeſprochen haben muß: ob die neuere Erzeugung die richtige iſt, bleibt dahingeſtellt: daß „unſere neueren Autoren“ ſie als „die richtige verkünden“, iſt keineswegs durchaus der Fall: in meiner Ausgabe des Laokoon (Deutſche Schulausgaben von Schiller und Valentin Nr. 7/8) iſt ſie abgedruckt mit der Unterſchrift: „Die Laokoongruppe in richtigerer Ergänzung“. Jedenfalls verſucht ſie die hier allein richtige Vorſtellung der Hilfloſigkeit und der Empfindung davon zum Ausdruck zu bringen. Ebenda habe ich auf die Darſtellung des Giulio Romano in der Saletta di Troia in Mantua hingewieſen. Hier hat der Maler thatſächlich die Abſicht, die Darſtellung der Erzählung Virgils entſprechend zu geben. Hier erhebt Laokoon eine Waffe und verſucht die Kinder zu retten — aber wie ganz anders ſteht er da! Er faßt das Ziel des Schlages ſofort ins Auge, der Oberkörper iſt vorgebeugt und dem Tiere zugewendet, das von der Keule wirklich getroffen werden kann: eine Vergleichung der beiden Darſtellungen zeigt deutlich, wie bei der Gruppe von einem Angriff Laokoons oder auch nur von einer Haltung der Waffe in kampfdrohender Stellung in gar keiner Weiſe die Rede ſein kann — falls eine ſolche Vergleichung überhaupt noch notwendig ſein ſollte und nicht ſchon aus der Gruppe ſelbſt die Hinfälligkeit dieſer neueſten Annahme ſich ergäbe. Weder Bildwerk noch Dichtwerk kann hier zum Verſtändnis helfen: es gilt in die Eigentümlichkeiten des Kunſtwerkes ſelbſt einzudringen.

Dieſe beruhen vor allem auf der beſonderen Auffaſſung des Tragiſchen zur Zeit der Entſtehung dieſes Werkes und der Wirkungen, die durch ein ſolches tragiſches Werk erreicht werden ſollten; ſie beruhen ferner auf dem Streben nach maleriſcher Wirkung, die auch in der Skulptur geſucht und der zu Liebe manches ſonſt als notwendig Geltende geopfert wurde: hier iſt ein gemeinſchaftlicher Boden für den pergameniſchen Fries und die Laokoongruppe. (Vgl. meine Abhandlung: „Das Tragiſche in Werken helleniſcher Plaſtik": Kunſt, Künſtler und Kunſtwerke, Frankfurt a. M. 1889.) Sobald es ſich aber um das einzelne Werk handelt, kommen die ganz verſchiedenen Abſichten der Künſtler, die verſchiedenen Beſtimmungen der Werke inbetracht; eine ohne Berückſichtigung dieſer Verſchiedenheiten auf einzelnen zufälligen Übereinſtimmungen der körperlichen Erſcheinung beruhende Vergleichung und eine Schlußfolgerung aus dieſer, um das Verſtändnis des einen Werkes durch das andere zu gewinnen, iſt daher ein Verfahren, das nicht mehr den Charakter wiſſenſchaftlicher Forſchung trägt.

4.

Abteilung für Mathematik und Naturwiſſenſchaften (N).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Dr. Rauſenberger, als zweiten Vorſitzenden Herrn Dr. Dobriner und als Schriftführer Herrn Dr. Knieß.

Am 16. November 1894 hielt Herr Dr. Knieß den nachſtehenden Vortrag:

Die Kegelſchnitte und eine beſondere Gruppe von Kurven vierter Ordnung als geometriſcher Ort der Höhenſchnittpunkte eines Dreiecks, deſſen Spitze bei feſtliegender Baſis einen vorgeſchriebenen Weg durchläuft.

Vorliegende Unterſuchung befaßt ſich mit der Frage: Welches iſt der geometriſche Ort der Höhenſchnittpunkte eines Dreiecks, wenn bei feſtgehaltener Baſis ſeine Spitze irgend welche Kurven

beſchreibt. Als Leitkurve für die Spitze des Dreiecks finden in folgendem jedoch nur die Gerade und die Kegelſchnitte Beachtung, da letztere bereits die ſpäter zu betrachtenden Kurven vierter Ordnung ergeben.

Legt man ſich ein rechtwinkliges Koordinatenſyſtem zu Grunde, deſſen x-Achſe mit der feſtliegenden Baſis AB (ſiehe Fig. 1) zuſammenfällt und deſſen y-Achſe durch die Mitte von AB geht, ſo laſſen ſich die Koordinaten $x_1\, y_1$ des Höhenſchnittpunktes leicht durch die Koordinaten $x\, y$ des Eckpunktes C ausdrücken, wenn man beachtet, daß die Geraden h_a und h_b einerſeits durch die feſtliegenden Punkte A und B hindurchgehen, andererſeits auf den Dreiecksſeiten

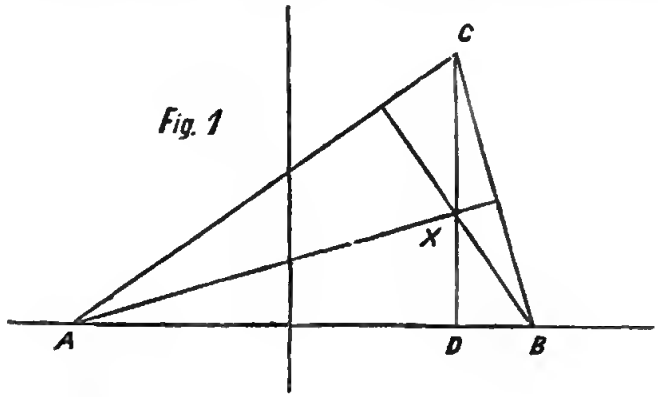


Fig. 1

ſenkrecht ſtehen. Man erhält jedoch dasſelbe Reſultat einfacher auf geometriſchem Wege. Bezeichnet man nämlich die Baſis AB mit c, ſo ergiebt ſich aus der Ähnlichkeit der Dreiecke AXD und CDB

$$\frac{c}{2} + x : y_1 = y : \frac{c}{2} - x$$

$$y = \frac{\frac{c^2}{4} - x^2}{y_1}.$$

Andererſeits ergiebt ſich ohne weiteres

$$x = x_1.$$

Hierdurch ſind die Koordinaten des Eckpunktes C ausgedrückt durch die Koordinaten des Höhenſchnittpunktes. Läßt man nun Punkt C irgendwelche Kurve durchlaufen und erſetzt in deren Gleichung ſeine Koordinaten durch ihre Ausdrücke in x_1 und y_1, ſo ergiebt ſich ſofort die Gleichung der Höhenſchnittpunktskurve.

I. Die Gerade.

Die Gleichung der Geraden G, welche die Spitze C durchlaufe, habe die allgemeine Form

$$y = px + q.$$

Führt man in dieſe obige Ausdrücke für x und y ein, ſo ergiebt ſich als Gleichung der Höhenſchnittpunktskurve

$$x^2 + pxy + qy - \frac{c^2}{4} = 0.$$

Die Determinante des durch dieſe Gleichung dargeſtellten Kegelſchnittes lautet

$$\delta = -\frac{p^2}{4}$$

und kann ſomit niemals poſitiv werden, ſodaß alſo unter den möglichen Kurven der Fall der Ellipſe ausgeſchloſſen iſt. Dieſes Reſultat war von vornherein einzuſehen, da die Gerade G unbegrenzt iſt, mithin keine im Endlichen verlaufende geſchloſſene Kurve ergeben kann. Es bleiben daher nur noch die Parabel und Hyperbel oder deren Degenerationsfälle übrig. Man erhält die einzelnen Fälle am einfachſten dadurch, daß man die Gerade G alle möglichen Lagen zu der feſtliegenden Baſis AB einnehmen läßt. Hierbei iſt der Fall, daß die Gerade G auf c ſenkrecht ſtehe auszuſchließen, da in dieſem Falle die Kurve mit der Geraden zuſammenfällt, was auch die geometriſche Anſchauung ſofort klar macht.

Läuft die Gerade G der Baſis parallel, ſo lautet ihre Gleichung

$$y = q.$$

Der reſultierende Kegelſchnitt iſt eine Parabel von der Form

$$x^2 + qy - \frac{c^2}{4} = 0.$$

Um dieſe Gleichung auf ihre einfachſte Form zu bringen, hat man nur an Stelle von y den Wert

$$y + \frac{c^2}{4q}$$

zu ſubſtituieren und erhält

$$x^2 + qy = 0,$$

eine Gleichung, welche die zu Grunde gelegte Strecke c nicht mehr enthält, so daß man stets dieselbe Kurve erhält, welchen Wert man auch c beilegen mag. Dieses Resultat ermöglicht die Konstruktion einer Parabel von gegebenem Parameter q auf folgende Weise. (Fig. 2.)

Man ziehe eine beliebige Strecke AB und beschreibe über ihr als Durchmesser einen Halbkreis. Alsdann ziehe man zu ihr im Abstand q eine Parallele MN, und von A aus Strahlen, welche

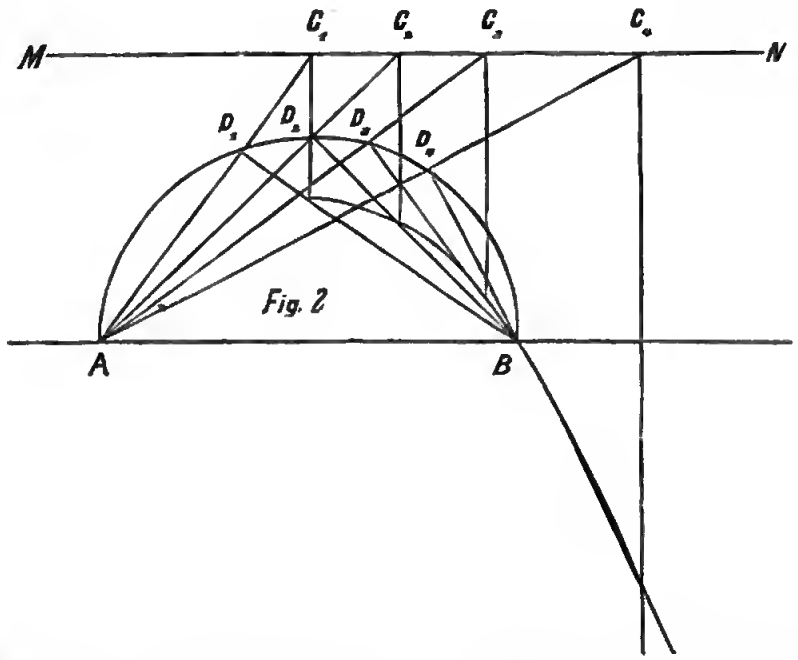


Fig. 2

den Kreis in den Punkten $D_1 D_2 \ldots$ die Parallele in den Punkten $C_1 C_2 \ldots$ schneiden. Die Schnittpunkte der in $C_1 C_2 \ldots$ auf MN errichteten Senkrechten liefern mit den von B nach $D_1 D_2 \ldots$ gezogenen Geraden die betreffenden Parabelpunkte. Analog verfahre man für Punkt B.

Geht die Gerade G durch den Punkt A hindurch (das Analoge gilt für Punkt B) und bildet mit der Basis AB einen beliebigen Winkel φ, so lautet ihre Gleichung

$$y = \frac{2q}{c} x + q$$

und die Gleichung des betreffenden Kegelschnitts erhält die Form

$$\frac{c}{2}x^2 + qx + q\frac{c}{2}y - \frac{c^3}{8} = 0.$$

Dieſe Gleichung läßt ſich zerlegen in das Produkt

$$\left[x + \frac{c}{2}\right]\left[\frac{c}{2}\left(x - \frac{c}{2}\right) + qy\right] = 0.$$

Der Kegelſchnitt zerfällt alſo in dieſem Falle in die beiden Graden

$$x + \frac{c}{2} = 0$$

$$\frac{c}{2}\left(x - \frac{c}{2}\right) + qy = 0.$$

Die erſte Gleichung ſtellt eine durch A gehende auf AB ſenkrechte Gerade, und die zweite eine durch B gehende auf G ſenkrechte Gerade dar.

Es bleibt nunmehr noch der allgemeinſte Fall zu betrachten übrig, in welchem die Gerade G durch keinen der Punkte A oder B hindurch geht, mit der Geraden AB aber einen beliebigen Winkel φ bildet. Iſt

$$y = px + q$$

(worin p die Tangente des Winkels φ bedeutet) die Gleichung der Geraden G, ſo lautet die daraus entſpringende Gleichung zweiten Grades

$$x^2 + pxy + qy - \frac{c^2}{4} = 0.$$

Um die hierdurch dargeſtellte Hyperbel auf ihre Hauptachſen zu transformieren, ſetze man

$$x = x^1 \cos\delta - y^1 \sin\delta$$
$$y = x^1 \sin\delta + y^1 \cos\delta,$$

wobei δ den Drehungswinkel des Koordinatenſyſtems bezeichnet. Dieſe Subſtitution ergiebt

$$x^2(\cos\delta^2 + p\sin\delta\cos\delta) + y^2(\sin^2\delta - p\sin\delta\cos\delta) +$$
$$xy(p\cos 2\delta - \sin 2\delta) + \frac{q^2}{p^2} - \frac{c^2}{4} = 0.$$

Die Bedingungen für die Hauptachſen lautet demnach

$$p\cos 2\delta - \sin 2\delta = 0$$
$$\operatorname{tg} 2\delta = p = \operatorname{tg}\varphi$$
$$\varphi = 2\delta.$$

Dies beſagt, daß der doppelte Drehungswinkel dem Winkel an Größe gleichkommt, welchen die Gerade G mit der Baſis AB bildet, daß alſo die Hauptachſen der Hyperbel die Winkel der Geraden G mit der Baſis AB halbieren. (Fig. 3.)

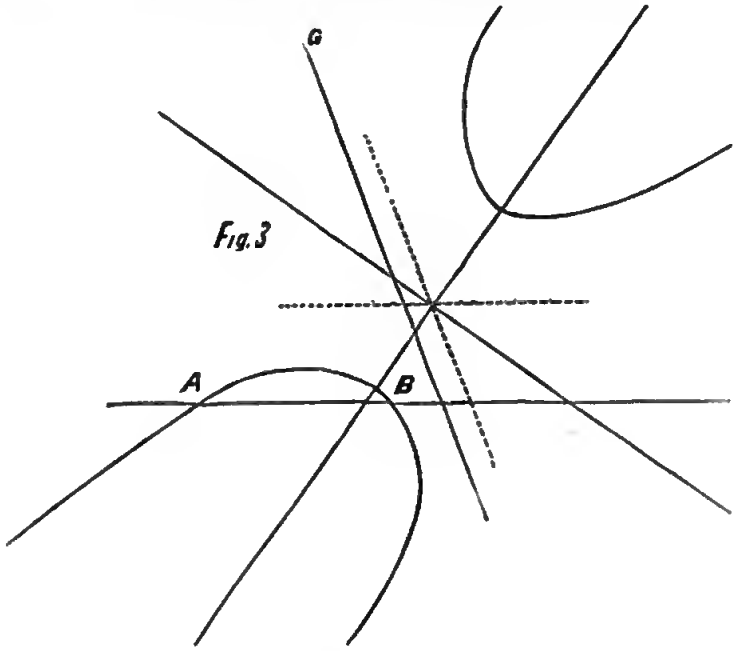


Fig. 3

II. Die Kegelſchnitte.

Die Gleichung des Kegelſchnitts, den die Spitze des Dreiecks durchlaufe, habe die allgemeine Form

$$Ax^2 + 2Bxy + Cy^2 + 2Dx + 2Ey + F = 0.$$

Erſetzt man hierin die Koordinaten des Eckpunktes C durch ihre Werte in den Koordinaten des Höhenſchnittpunktes, ſo ergiebt ſich als Gleichung der Kurve der Höhenſchnittpunkte

$$F(x, y) = y^2(Ax^2 + 2Dx + F) + 2y\left(\frac{c^2}{4} - x^2\right)(Bx + E) +$$
$$C\left(\frac{c^2}{4} - x^2\right)^2 = 0.$$

Dies iſt nicht die allgemeinſte Gleichung vierten Grades, ſie ſtellt ſomit nur eine beſtimmte Gruppe von Kurven vierter Ordnung dar. Schon aus der Form der Gleichung geht hervor, daß die beiden Punkte A und B, alſo die Endpunkte der feſtliegenden Baſis,

besondere Punkte der Kurve sein müssen. Setzt man nämlich in der Gleichung $F(x, y) = 0$ die Ordinate $y = 0$, so erhält man

$$\left(\frac{c^2}{4} - x^2\right)^2 = 0$$

d. h. die x-Achse schneidet die Kurve in A und B in zwei zusammenfallenden Punkten. Eine nähere Untersuchung der Gleichung zeigt, daß die drei Gleichungen

$$F(x, y) = 0$$
$$\frac{dF(x, y)}{dx} = 0$$
$$\frac{dF(x, y)}{dy} = 0$$

die gemeinsamen Lösungen

$$x = \pm\frac{c}{2} \quad y = 0$$

besitzen. Die Punkte A und B sind also in der That singuläre Punkte und die mit Hülfe der Kegelschnitte auf diese Weise hergeleiteten Kurven der Höhenschnittpunkte Kurven vierter Ordnung mit zwei Doppelpunkten. Diese Doppelpunkte können nun aber Spitzen, eigentliche Doppelpunkte oder isolierte Punkte sein, je nachdem der Ausdruck

$$K_{A, B} = \frac{d^2F}{dx^2} \cdot \frac{d^2F}{dy^2} - \left(\frac{d^2F}{dxdy}\right)^2$$

für einen der beiden Punkte A oder B, gleich kleiner oder größer als Null ist.

1. Untersuchung der singulären Punkte.

Um Aufschluß darüber zu erhalten, wann in den einzelnen Fällen eine der betreffenden Singularitäten auftritt, bezieht man am besten die Gleichung $F(x, y) = 0$ auf einen der beiden Punkte A oder B als Anfangspunkt der Koordinaten. Für Punkt B wird dies erreicht durch die Substitution

$$x = x^1 + \frac{c}{2}.$$

Schreibt man die neu erhaltene Gleichung in der Form

$$u_0 + u_1 + u_2 + u_3 + u_4 = 0,$$

worin die Indizes die Zusammenfassung der Glieder gleicher Potenz bezeichnen, so ist, da Punkt B ein Doppelpunkt der Kurve ist

$$u_0 = u_1 = 0.$$

Die Gleichung $u_2 = 0$ liefert die in dem Doppelpunkt vorhandenen Tangenten. Sind die beiden Wurzeln der Gleichung reell und von Null verschieden, so erhält man zwei reelle Tangenten, Punkt B ist in diesem Falle ein Doppelpunkt. Sind die beiden Wurzeln konjugiert imaginär, so sind es auch die beiden Tangenten und Punkt B wird zum isolierten Punkt. Sind schließlich die beiden Wurzeln reell und einander gleich, so fallen die beiden Tangenten zusammen und Punkt B wird zur Spitze. Die Gleichung $u_2 = 0$ ausgeschrieben lautet:

$$y^2\left(A\frac{c^2}{4} + 2D\frac{c}{2} + F\right) - 2xy\left(B\frac{c^2}{2} - Ec\right) + Cc^2x^2 = 0$$

oder durch x^2 dividiert

$$\left(\frac{y}{x}\right)^2\left(A\frac{c^2}{4} + 2D\frac{c}{2} + F\right) - 2\frac{y}{x}\left(B\frac{c^2}{2} - Ec\right) + Cc^2 = 0.$$

Diese Gleichung ist in $\frac{y}{x}$ vom zweiten Grad und liefert die Richtungen der Tangenten im Doppelpunkt. Löst man sie nach $\frac{y}{x}$ auf so ergiebt sich

$$\frac{y}{x} = \frac{c}{A\frac{c^2}{4} + Dc + F} \times$$

$$\left[Bc + E \pm \sqrt{\frac{c^2}{4}(B^2 - AC) + c(BE - CD) + E^2 - CF}\right].$$

Von der hier auftretenden Quadratwurzel hängt nun die Art des betreffenden Doppelpunktes ab. Punkt B ist beziehungsweise ein Doppelpunkt, isolierter Punkt oder eine Spitze, je nachdem die Quadratwurzel reell, imaginär oder gleich Null ist. Wann einer dieser drei Fälle eintritt, ergiebt sich aus folgender Betrachtung.

Transformiert man die ursprüngliche Kegelschnittsgleichung

$$Ax^2 + 2Bxy + Cy^2 + 2Dx + 2Ey + F = 0$$

ebenfalls in Punkt B als Koordinatenanfang und setzt nach statt-

gefundener Transformation $x = 0$, so liefert die resultierende Gleichung zweiten Grades in y die Schnittpunkte des Kegelschnittes mit der in B auf AB errichteten Senkrechten. Die Auflösung dieser Gleichung nach y ergiebt:

$$y = -\frac{B\frac{c}{2}+E}{C} \pm \frac{1}{C}\sqrt{\frac{c^2}{4}(B^2-AC)+c(BE-CD)+E^2-CF}.$$

Ist die hier auftretende Quadratwurzel reell und von Null verschieden, so schneidet die in B auf AB errichtete Senkrechte den Kegelschnitt in zwei Punkten, ist sie imaginär, so schneidet die Senkrechte den Kegelschnitt nicht, und ist sie gleich Null, so hat die Senkrechte zwei zusammenfallende Punkte mit dem Kegelschnitt gemeinsam, ist mithin eine Tangente. Vergleicht man aber diese Quadratwurzel mit derjenigen, welche für die Tangenten im Doppelpunkt maßgebend war, so ergiebt sich eine vollständige Übereinstimmung und damit folgendes Resultat:

Schneidet die in A oder B auf AB errichtete Senkrechte den Kegelschnitt in zwei Punkten, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung in A oder B einen Doppelpunkt.

Berührt die in A oder B auf AB errichtete Senkrechte den Kegelschnitt, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung eine Spitze.

Hat die in A oder B auf AB errichtete Senkrechte keinen Punkt mit dem Kegelschnitt gemeinsam, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung einen isolierten Punkt.

2. Asymptoten.

Mit der Unterscheidung der singulären Punkte ist die Mannigfaltigkeit der hier inbetracht kommenden Kurven vierter Ordnung noch nicht erschöpft. Ihre Anzahl hängt noch weiterhin von der Anzahl der Asymptoten ab, mit denen die einzelnen Kurven behaftet sein können. Da eine Kurve vierter Ordnung von der unendlich fernen Geraden in höchstens vier Punkten geschnitten werden kann, so beträgt die Maximalzahl der möglichen Asymptoten vier, doch können auch nur drei, zwei, eine oder keine auftreten. Zur Bestimmung der Asymptoten bediene man sich der Gleichung

$$u_4 = Ax^2y^2 - 2Bx^2y + Cx^4 = 0.$$

*

Dividiert man dieſe durch y^4, ſo ergeben die Wurzeln der Gleichung

$$A\left(\frac{x}{y}\right)^2 - 2B\left(\frac{x}{y}\right)^3 + C\left(\frac{x}{y}\right)^4 = 0$$

die reziproken Werte der vier Aſſymptotenrichtungen. Zwei der Wurzeln laſſen ſich ſofort ausſcheiden, da ſich die Gleichung zerlegt in

$$\left(\frac{x}{y}\right)^2\left[A - 2B\frac{x}{y} + C\left(\frac{x}{y}\right)^2\right] = 0.$$

Die Gleichung vierten Grades in $\frac{x}{y}$ beſitzt alſo zwei gleiche Wurzeln

$$\frac{x}{y} = 0$$

d. h. die Kurve vierter Ordnung beſitzt zwei auf der x-Achſe ſenkrecht ſtehende Aſſymptoten. Über dieſe verſchafft man ſich leicht Aufſchluß, wenn man die Gleichung $F(x, y) = 0$ nach y auflöſt. Die Auflöſung ergiebt

$$y = \frac{\frac{c^2}{4} - x^2}{Ax^2 + 2Dx + F} \times$$
$$\left[Bx + E \pm \sqrt{-x^2(AC - B^2) + 2x(BE - CD) + E^2 - CF}\right].$$

Soll y für einen endlichen Wert von x unendlich groß werden, ſo kann dies nur für die Wurzelwerte der Gleichung

$$A = Ax^2 + 2Dx + F = 0$$

möglich ſein. Dies iſt eine quadratiſche Gleichung. Ihre Wurzeln entſprechen den vorhin nachgewieſenen auf der x-Achſe ſenkrecht ſtehenden Aſſymptoten. Es entſprechen daher zwei reellen und verſchiedenen Wurzeln zwei ſolcher Aſſymptoten, zwei reellen aber gleichen Wurzeln zwei zuſammenfallende Aſſymptoten und konjugiert imaginären Wurzeln keine reellen Aſſymptoten. Die Gleichung $A = 0$ erhält man aber, wenn man in die urſprüngliche Kegelſchnittgleichung $y = 0$ ſubſtituiert. Ihre Wurzeln liefern ſomit die Schnittpunkte des Kegelſchnitts mit der x-Achſe. Sind die beiden Wurzeln reell und verſchieden, ſo ſchneidet die x-Achſe den Kegelſchnitt in zwei Punkten, ſind ſie einander gleich, ſo berührt die Achſe den Kegelſchnitt, und ſind ſie imaginär, ſo verläuft die Achſe vollſtändig außerhalb desſelben. Da nun die feſtliegende Baſis AB

der ursprünglichen Annahme gemäß mit der x-Achse zusammenfällt, so ergiebt sich für zwei der vier vorhandenen Asymptoten folgendes Resultat:

Schneidet die Basis AB oder deren Verlängerung den Kegelschnitt in zwei Punkten, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung in diesen Schnittpunkten zwei auf der x-Achse senkrecht stehende Asymptoten.

Berührt die Basis AB oder deren Verlängerung den Kegelschnitt, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung in dem Berührungspunkte eine auf der x-Achse senkrecht stehende Asymptote.

Verläuft die Basis AB oder deren Verlängerung vollständig außerhalb des Kegelschnitts, so hat die betreffende Kurve vierter Ordnung keine reellen auf der x-Achse senkrecht stehenden Asymptoten.

Die beiden anderen Asymptoten, beziehungsweise die reziproken Werte ihrer Richtungen, ergeben sich als die Wurzeln der quadratischen Gleichung

$$A - 2B\left(\frac{x}{y}\right) + C\left(\frac{x}{y}\right)^2 = 0.$$

Löst man diese nach $\frac{x}{y}$ auf, so ergiebt sich

$$\frac{x}{y} = \frac{1}{C}\left[B + \sqrt{-(AC - B^2)}\right]$$

oder

$$\frac{y}{x} = \frac{1}{A}\left[B + \sqrt{-(AC - B^2)}\right].$$

Je nachdem die hier auftretende Quadratwurzel reell, gleich Null oder imaginär ist, hat die betreffende Kurve vierter Ordnung noch zwei Asymptoten verschiedener Richtung, zwei parallele oder keine weiteren Asymptoten mehr. Da aber die Quadratwurzel die Determinante des ursprünglichen Kegelschnitts nur mit negativen Vorzeichen enthält, so läßt sich daraus unmittelbar folgender Schluß ziehen:

Ist der Kegelschnitt eine Ellipse, so ist der Radikant negativ und die Kurve vierter Ordnung hat außer den vorhergenannten keine weiteren Asymptoten.

**

Ist der Kegelschnitt eine Parabel, so hat der Radikant den Wert Null und die Kurve vierter Ordnung hat zwei weitere parallele Asymptoten.

Ist der Kegelschnitt eine Hyperbel, so ist der Radikant positiv und die Kurve vierter Ordnung besitzt noch zwei weitere Asymptoten von verschiedener Richtung.

Faßt man die über die Asymptoten erhaltenen Resultate zusammen, so ergiebt sich nunmehr folgendes:

Die aus der Ellipse entstehenden Kurven besitzen zwei parallele auf der x-Achse senkrecht stehende Asymptoten. Diese können aber auch in eine zusammenfallen oder ganz fehlen.

Die aus der Parabel entstehenden Kurven besitzen zwei parallele auf der x-Achse senkrecht stehende und zwei weitere parallele im allgemeinen nicht auf der x-Achse senkrecht stehende Asymptoten. Die beiden ersteren können wiederum in eine zusammenfallen oder ganz fehlen.

Die aus der Hyperbel entstehenden Kurven besitzen zwei parallele auf der x-Achse senkrecht stehende Asymptoten und zwei weitere von verschiedener Richtung. Die beiden ersteren können sich wieder auf eine reduzieren oder ganz fehlen.

Die bei den durch die Parabel erzeugten Kurven auftretenden, im allgemeinen nicht auf der x-Achse senkrecht stehenden Asymptoten können bei bestimmten Lagen des Kegelschnitts zu dem zu Grunde gelegten Koordinatensystem auch auf der x-Achse senkrecht stehen oder ihr parallel laufen. Die Richtungen dieser Tangenten waren bestimmt durch den Ausdruck

$$\frac{y}{x} = \frac{1}{A}\left[B \mp \sqrt{-(AC - B^2)}\right].$$

Dieser Ausdruck reduziert sich für die Parabel auf

$$\frac{y}{x} = \frac{B}{A}.$$

Fällt nun die Hauptachse der Parabel mit der x-Achse zusammen, so ist $B = A = 0$. In diesem Falle nimmt $\frac{y}{x}$ den unbestimmten Wert $\frac{0}{0}$ an. Bestimmt man jedoch den wahren Wert dieses Quo-

tienten mit Hilfe der Differentialrechnung, so ergiebt sich hierfür

$$\left(\frac{y}{x}\right)_{B=A=0} = \frac{C}{B} = \infty,$$

d. h. die betreffenden Asymptoten stehen auf der x-Achse senkrecht. Fällt die Hauptachse der Parabel mit der x-Achse zusammen, so fallen auch bei dieser symmetrischen Lage die beiden Asymptoten zusammen. In keinem Falle aber können von den vier möglichen Asymptoten mehr als zwei auf der x-Achse senkrecht stehen. Fällt dagegen die y-Achse mit der Hauptachse der Parabel zusammen, so ist $B = 0$, A dagegen von Null verschieden. Die Asymptoten sind in diesem Fall der x-Achse parallel.

3. Die Anzahl der Kurvenäste.

Da die Schnittpunkte von AB oder deren Verlängerung mit dem Kegelschnitte maßgebend waren für die auf der Basis senkrecht stehenden Asymptoten, so wird AB oder deren Verlängerung auch ausschlaggebend sein für die einzelnen Äste, in welche die Kurven vierter Ordnung zerfallen. Je nachdem nämlich AB oder deren Verlängerung den Kegelschnitt in 0, 2, 3 oder 4 Teile zerschneidet, wird die betreffende Kurve vierter Ordnung aus 1, 2, 3 oder 4 getrennt verlaufenden Ästen bestehen. Hierbei ist jedoch zu bemerken, daß die aus der Hyperbel entstehenden Kurven dennoch aus zwei Ästen bestehen, wenn auch AB oder deren Verlängerung keinen der beiden Hyperbeläste schneidet. Die beiden Äste der Kurve vierter Ordnung entsprechen in diesem Falle den beiden Hyperbelästen. Demgemäß können sich die Ellipsenkurven höchstens aus zwei, die Parabelkurven aus drei und die Hyperbelkurven aus vier getrennten Ästen zusammensetzen.

4. Die Anzahl der Kurven vierter Ordnung.

Um die Anzahl der auf diese Weise aus den Kegelschnitten hergeleiteten Kurven vierter Ordnung zu erhalten, gehe man zurück auf die Größe

$$K_{A,B}$$

die für jeden der beiden Punkte A oder B einen bestimmten Wert annehmen wird. Die den beiden Punkten entsprechenden Werte

von K seien K_A und K_B. Um nun alle möglichen Kurven vierter Ordnung zu erhalten, hat man nur die verschiedenen Fälle

$$K_A \gtreqless 0 \quad K_B \gtreqless 0$$

immer zu je zweien zu kombinieren. Diese zweimal drei singulären Punkte lassen sich zunächst auf neun verschiedene Arten zu je zwei anordnen. Es sind dies die neun Fälle

1. $K_A > 0$ $K_B > 0$	4. $K_A = 0$ $K_B > 0$	7. $K_A < 0$ $K_B > 0$
2. $K_A > 0$ $K_B = 0$	5. $K_A = 0$ $K_B = 0$	8. $K_A < 0$ $K_B = 0$
3. $K_A > 0$ $K_B < 0$	6. $K_A = 0$ $K_B < 0$	9. $K_A < 0$ $K_B < 0$

Hiervon lassen sich noch einmal drei Möglichkeiten wegnehmen, da Fall 2 mit 4, Fall 3 mit 7 und Fall 6 mit 8 identisch ist, nur mit dem Unterschied, daß die Punkte A und B vertauscht erscheinen. Es bleiben somit nur noch folgende 6 von einander verschiedene Fälle übrig

1. $K_A > 0$ $K_B > 0$
2. $K_A > 0$ $K_B = 0$
3. $K_A > 0$ $K_B < 0$
4. $K_A = 0$ $K_B = 0$
5. $K_A = 0$ $K_B < 0$
6. $K_A < 0$ $K_B < 0$

Diesen 6 Fällen entsprechen:

Kurven mit
- zwei isolierten Punkten,
- einem isolierten Punkt und einer Spitze,
- einem isolierten Punkt und einem Doppelpunkt,
- zwei Spitzen,
- einer Spitze und einem Doppelpunkt,
- zwei Doppelpunkten.

Welchen Kegelschnitt man auch zu Grunde legen mag, man erhält stets obige 6 verschiedene Kurven vierter Ordnung. Nur für die Parabel reduziert sich deren Anzahl auf fünf, da bei dieser Fall 5 ausgeschlossen ist. Eine Kurve mit zwei Spitzen kann nämlich nach Abschnitt 1 nur dann entstehen, wenn die in A oder B auf AB errichteten Senkrechten beide den Kegelschnitt berühren. Es muß somit der betreffende Kegelschnitt parallele Tangenten zulassen, was bei der Parabel nicht der Fall ist. Es ergeben sich

ſomit für die Ellipſe und Hyperbel je 6, für die Parabel dagegen 5, im ganzen alſo 17 verſchiedene Kurven vierter Ordnung. Da nun aber jede der 17 Kurven noch auf eine dreifache Weiſe mit Aſſymptoten behaftet ſein kann, ſo wird ihre Anzahl verdreifacht. Es entſtehen alſo auf dieſe Weiſe als geometriſcher Ort der Höhenſchnittpunkte im ganzen 51 verſchiedene Kurven vierter Ordnung mit zwei ſingulären Punkten.

5. Das Zerfallen der Kurve vierter Ordnung.

Die Punkte A und B hatten bisher eine beliebige Lage außerhalb des zu Grunde gelegten Kegelſchnitts. Es fragt ſich nunmehr, was aus den Kurven vierter Ordnung wird, wenn die Punkte A und B auf dem Kegelſchnitte liegen, d. h. wenn die Baſis des Dreiecks zur Sehne des Kegelſchnitts wird, den ſeine Spitze durchläuft.

Soll Punkt B auf dem Kegelſchnitte liegen, ſo müſſen ſeine Koordinaten $x = \frac{c}{2}$, $y = 0$ der Gleichung des Kegelſchnitts genügen. Die Subſtitution dieſer Werte in die urſprüngliche Kegelſchnittgleichung liefert

$$1 \ldots\ldots A\frac{c^2}{4} + 2D\frac{c}{2} + F = 0.$$

Führt man den ſich hieraus ergebenden Wert für F in der Gleichung $F(x, y) = 0$ ein, ſo läßt ſich dieſe zerlegen in das Produkt

$$\left(\frac{c}{2} - x\right) f(x, y) = 0.$$

Hierin bezeichnet $f(x, y)$ ein Funktion dritten Grades. Die Kurve vierter Ordnung zerfällt alſo, wenn einer der Punkte A oder B auf dem Kegelſchnitte liegt, in eine durch dieſen Punkt gehende auf AB ſenkrecht ſtehende Gerade und in eine Kurve dritter Ordnung.

Soll außer Punkt B auch noch Punkt A auf dem Kegelſchnitt liegen, ſo ergiebt ſich hierfür analog obiger Ausführung die Bedingung

$$2 \ldots\ldots A\frac{c^2}{4} - 2D\frac{c}{2} + F = 0.$$

Die beiden Bedingungen 1 und 2 können jedoch nur dann nebeneinander bestehen, wenn

$$D = 0.$$

In diesem Falle aber zerfällt die Funktion dritten Grades noch weiter und zwar in eine solche ersten und zweiten Grades. Die allgemeine Gleichung vierten Grades geht dann über in die Form

$$\left(\frac{c}{2}+x\right)\left(\frac{c}{2}-x\right)\left[Cx^2-2Bxy+Ay^2-2Ey-C\frac{c^2}{4}\right]=0.$$

Liegen also beide Punkte A und B auf dem Kegelschnitte, so zerfällt die Kurve vierter Ordnung in die beiden durch A und B gehenden auf AB senkrecht stehenden Geraden und einen Kegelschnitt. Dieser Kegelschnitt hat dieselbe Determinante wie der ursprüngliche, ist somit von derselben Art, d. h. war der ursprüngliche Kegelschnitt eine Ellipse, Parabel, Hyperbel, so ist der Kegelschnitt, in den die Kurve vierter Ordnung zerfällt, wiederum beziehungsweise eine Ellipse, Parabel oder Hyperbel.

Um die gegenseitige Lage der beiden Kegelschnitte zu erkennen, transformiere man deren Gleichungen auf ihre Hauptachsen. Die Gleichungen der beiden Kegelschnitte unter der Voraussetzung, daß A und B Punkte des ursprünglichen Kegelschnitts seien, lauteten

$$Ax^2+2Bxy+Cy^2+2Ey-A\frac{c^2}{4}=0$$

$$Cx^2-2Bxy+Ay^2-2Ey-C\frac{c^2}{4}=0.$$

Bezeichnet man nun die Winkel, um welche man das Koordinatensystem drehen muß, damit seine Achsen mit den Hauptachsen der Kegelschnitte zusammenfallen, beziehungsweise mit δ_1 und δ_2, so ergeben sich für die beiden Kegelschnitte die Relationen

$$\operatorname{tg}2\delta_1=\frac{2B}{A-C}$$

$$\operatorname{tg}2\delta_2=\frac{2B}{A-C}$$

mithin

$$\operatorname{tg}2\delta_1=\operatorname{tg}2\delta_2.$$

Diese beiden Gleichungen besagen, daß die doppelten Drehungswinkel entweder einander gleich sind oder sich um 180° voneinander

unterſcheiden, die einfachen Winkel alſo um einen Rechten. Daraus geht hervor, daß die Hauptachſen der beiden Kegelſchnitte entweder zuſammenfallen oder aufeinander ſenkrecht ſtehen.

6. Die 18 Kreiskurven.

Alle in Abſchnitt 4 nachgewieſenen Kurven vierter Ordnung zu betrachten, würde zu weit führen. Um aber dennoch einen Einblick in ihren Verlauf zu geben, ſollen zum Schluſſe die aus der Ellipſe hervorgehenden Kurven vierter Ordnung einer näheren Betrachtung unterzogen werden. Der Einfachheit halber wurde der Spezialfall der Ellipſe, der Kreis gewählt. Iſt

$$(x-\alpha)^2+(y-\beta)^2-r^2=0$$

die Gleichung des Kreiſes, wobei α, β die Koordinaten des Mittelpunktes bezeichnen, ſo lautet die daraus abgeleitete Gleichung vierten Grades

$$F(x,y)=y^2(x-\alpha)^2+\left(\frac{c^2}{4}-x^2-\beta y\right)^2-r^2y^2=0.$$

Der für die Singularität der Punkte A und B maßgebende Ausdruck $K_{A,B}$ hat in dieſem Falle den Wert

$$K_A=4c^2\left[\left(\frac{c}{2}+\alpha\right)^2-r^2\right]$$

$$K_B=4c^2\left[\left(\frac{c}{2}-\alpha\right)^2-r^2\right].$$

Hieraus ergiebt ſich die Unterſcheidung der Doppelpunkte auf folgende Weiſe

1. $K_A, K_B > 0$.

Die Punkte A und B ſind iſolierte Punkte. Dieſe Bedingung findet ſtatt, wenn

$$\frac{c}{2}\mp\alpha>r,$$

d. h. wenn die in A oder B errichteten Senkrechten den Kreis weder ſchneiden noch berühren.

2. $K_A, K_B = 0$.

Die Punkte A und B ſind Spitzen. Die Bedingung dafür lautet

$$\frac{c}{2}\mp\alpha=r,$$

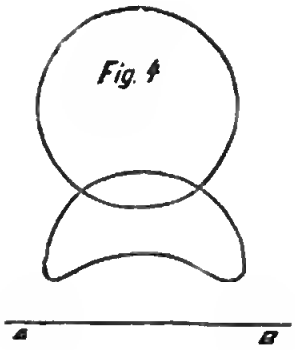


Fig. 4
A
B

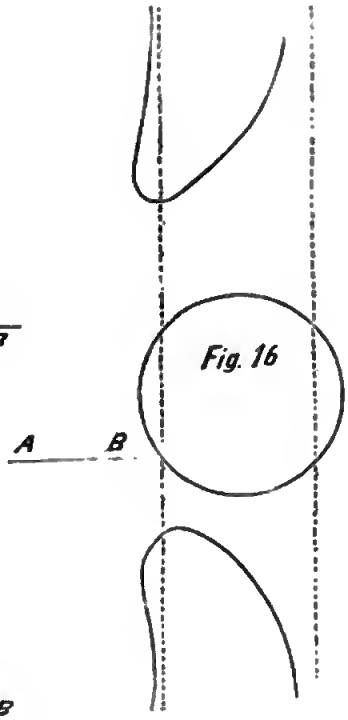


Fig. 16
A
B

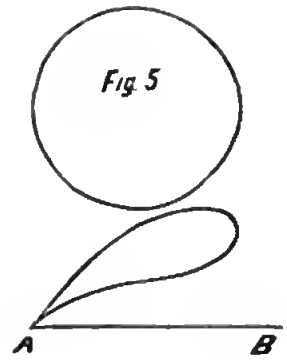


Fig. 5
A
B

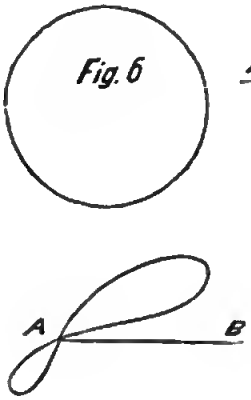


Fig. 6
A
B

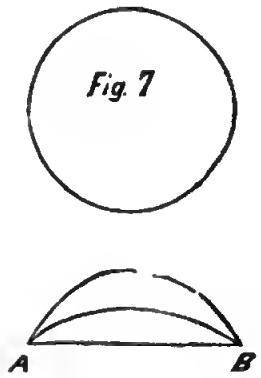


Fig. 7
A
B

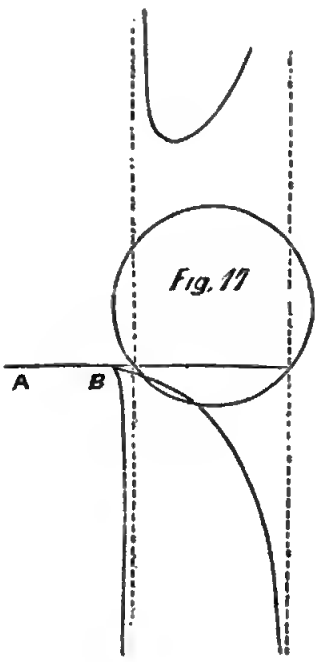


Fig. 17
A
B

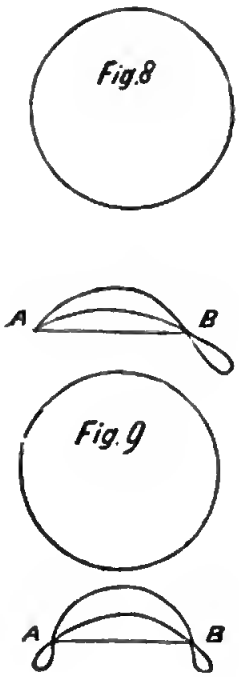


Fig.8
A
B
Fig. 9
A
B

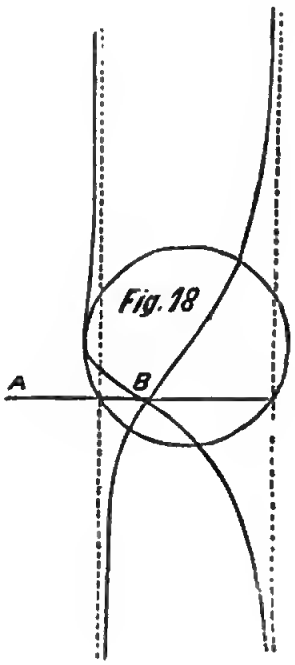


Fig. 18
A
B

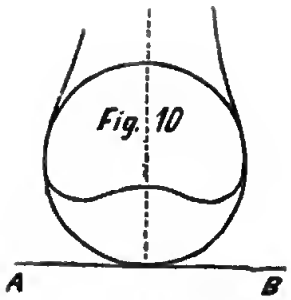


Fig. 10
A
B

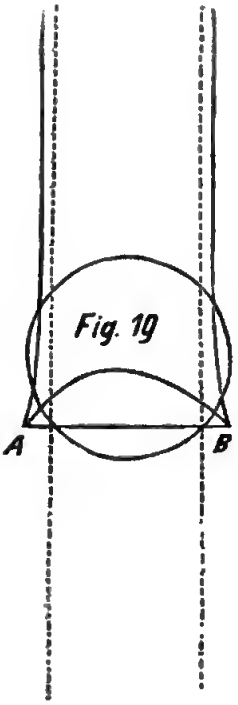


Fig. 19
A
B

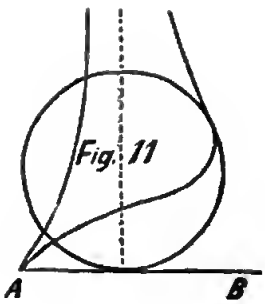


Fig. 11
A
B

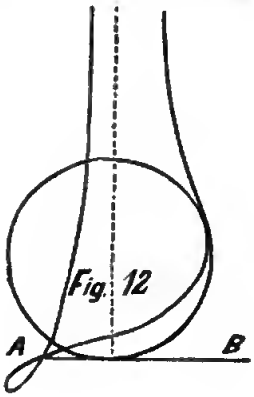


Fig. 12
A
B

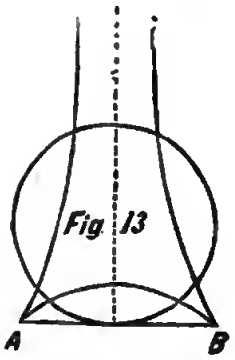


Fig. 13
A
B

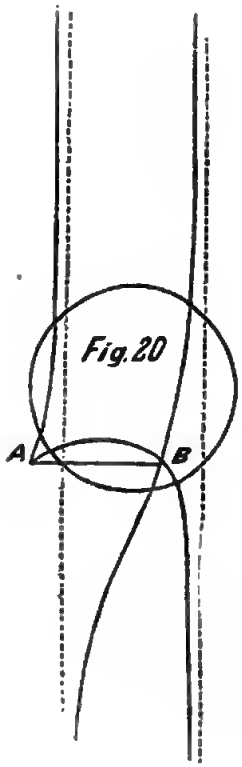


Fig. 20
A
B

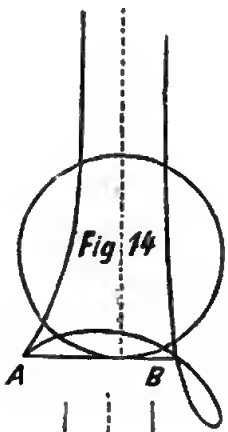


Fig. 14
A
B

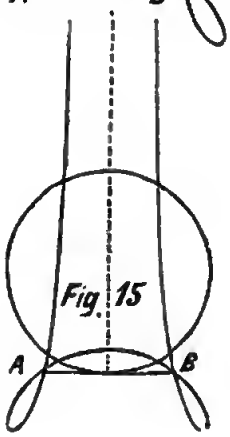


Fig. 15
A
B

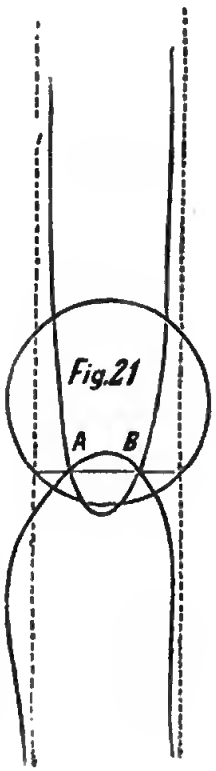


Fig. 21
A
B

d. h. die in A und B errichteten Senkrechten berühren den Kreis.

3. $K_A, K_B < 0$.

Die Punkte A und B sind Doppelpunkte. In diesem Falle ist

$$\frac{c}{2} \mp \alpha < r,$$

d. h. die in A und B errichteten Senkrechten schneiden den Kreis in 2 Punkten. Die unter 4 angeführten 6 Fälle gehen mithin über in die Form

1. $\frac{c}{2} + \alpha > r \quad \frac{c}{2} - \alpha > r$
2. $\frac{c}{2} + \alpha > r \quad \frac{c}{2} - \alpha = r$
3. $\frac{c}{2} + \alpha > r \quad \frac{c}{2} - \alpha < r$
4. $\frac{c}{2} + \alpha = r \quad \frac{c}{2} - \alpha = r$
5. $\frac{c}{2} + \alpha = r \quad \frac{c}{2} - \alpha < r$
6. $\frac{c}{2} + \alpha < r \quad \frac{c}{2} - \alpha < r.$

Die durch diese 6 Fälle dargestellten Kurven entsprechen inbezug auf ihre singulären Punkte genau den in Abschnitt 5 aufgezählten Kurven. Je nachdem aber der Kreis die Basis AB oder ihre Verlängerung schneidet, berührt oder außerhalb derselben verläuft, kann jede der 6 verschiedenen Kurven beziehungsweise zwei, eine oder keine Asymptote besitzen.

Betrachtet man zunächst diejenigen Kurven, welche entstehen, wenn die Gerade AB oder ihre Verlängerung außerhalb des Kreises verläuft, so müssen diese, da sie keine reellen Asymptoten besitzen und von einer geschlossenen Kurve erzeugt werden, ebenfalls geschlossene Ovale darstellen. Man kann aber die 6 nur inbezug auf ihre singulären Punkte unterschiedenen Kurven (Fig. 4—9) alle aus einer von ihnen entstehen lassen. Je nachdem sich nämlich die Schleifen der Doppelpunktskurve[1]) (Fig. 9) einzeln oder auch

[1]) Den einzelnen Kurven ist die Lage des erzeugenden Kreises und der festliegenden Basis annähernd beigefügt.

beide in einen Punkt zuſammenziehen, entſtehen daraus die Kurven mit Spitzen oder bei noch weiterer Zuſammenziehung die Kurven mit iſolierten Punkten.

Auch die 6 verſchiedenen Kurven mit einer Aſſymptote (Fig. 10—15), welche entſtehen, wenn die Baſis AB oder ihre Verlängerung den Kreis berührt, laſſen ſich genau wie die vorigen aus ihrer Doppelpunktskurve herleiten. Man kann ſie ſich aber auch aus den vorigen dadurch entſtanden denken, daß ſich der eine Bogen des zwiſchen A und B liegenden Ovals öffnet und die beiden freien Enden alsdann aſſymptotiſch zuſammenlaufen. Auch dieſe Kurven können ihrer Erzeugung gemäß nur aus einem einzigen Teile beſtehen.

Schneidet die Baſis AB oder ihre Verlängerung den Kreis, ſo müſſen die betreffenden Kurven ſich notwendiger Weiſe aus zwei geſonderten Teilen zuſammenſetzen, da in dieſem Falle der Kreis in zwei Abſchnitte zerlegt wird und die Kurven in dieſen Schnittpunkten Aſſymptoten beſitzen. Auch für ſie (Fig. 16—21) gilt das oben Geſagte inbezug auf ihre Ableitung aus der zu dieſer Gruppe gehörenden Doppelpunktskurve. Man kann ſie indeſſen auch aus der zweiten oder auch aus der erſten Gruppe ableiten, wenn man die Ovale beziehungsweiſe Schleifen nicht geſchloſſen, ſondern aſſymptotiſch verlaufen läßt.

5.

Abteilung für Sprachwiſſenſchaft (SpW).

a) Sektion für Alte Sprachen (AS).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Direktor Dr. K. Reinhardt, als zweiten Vorſitzenden Herrn Profeſſor Dr. Baier und als Schriftführer Herrn Dr. Ziehen.

In dieſer Sektion ſprach am

14. November Herr Direktor Dr. K. Reinhardt über „Einige Fragen der lateiniſchen Syntax“.

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Professor A. Caumont, als zweiten Vorsitzenden Herrn Oberlehrer Dr. Banner und als Schriftführer Herrn Oberlehrer Dr. Zander.

In dieser Sektion sprach am

31. Oktober Herr Dr. Ziehen über
„Die Hauptrichtungen der neueren französischen Kunstschriftstellerei".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Hauptrichtungen der neueren französischen Kunstschriftstellerei
von Herrn Dr. Ziehen.

Im folgenden soll von einigen Hauptvertretern der französischen Kunstschriftstellerei dieses Jahrhunderts insoweit gehandelt werden, als sie durch charakteristische künstlerische Form die Beachtung der Litterarhistoriker verdienen können; es ist sonderbar, daß auch in ausführlicheren Darstellungen der französischen Litteraturgeschichte gerade der hier vorliegende Zweig litterarischer Produktion über Gebühr vernachlässigt wird. Die große Fähigkeit der Franzosen, einen an sich spröden, äußeren Reizes entbehrenden Stoff in ansprechender Form zu behandeln, tritt auf dem Gebiete der Kunstschriftstellerei außerordentlich lichtvoll zu Tage und ist gerade auf diesem Gebiete für die deutsche Litteratur vielfach vorbildlich gewesen. Die entsprechende litteraturwissenschaftliche Schriftstellerei heranzuziehen liegt ja freilich den Geschichtsschreibern der Litteratur näher, weil die Besprechung etwa von Sainte-Beuve, Nisard, Scherer und Lemaître indirekt der Litteraturgeschichte wieder zu gute kommt; aber man sollte nicht vergessen, daß auch die Gegenstände der französischen Kunstschriftstellerei einen überaus wichtigen Faktor des französischen Kulturlebens betreffen, ohne dessen Verständnis ein volles Verstehen auch der französischen Litteraturentwickelung nicht wohl möglich ist: besonders in diesem Jahrhundert, eigentlich schon von 1760 an, hat sich ein großer Teil der Kämpfe des geistigen

Lebens in Frankreich auf dem Gebiete der Kunst abgespielt. Den Kämpfen, die für und wider Viktor Hugo ausgefochten wurden, und die sich unter anderem in den Vorreden seiner Dramen manifestieren, gehen die Kämpfe um Delacroix' Anerkennung zur Seite; der Klassizismus Ponsards steht mit Ingres' Kunstbestrebungen auf einer Stufe; Zolas Romane sind die praktische Durchführung ästhetischer Anschauungen, die ihr Urheber in kunstkritischen Schriften am klarsten theoretisch formuliert hat — nur wenige Beispiele von vielen, um zu belegen, daß die Kenntnis der französischen Kunstschriftsteller mittelbar auch dem Verständnis der französischen Litteraturentwickelung zu gute kommt.

Da es sich natürlich hier nicht darum handeln kann, eine Masse von Material und leere Namen aufzuhäufen, so sollen aus den verschiedenen Gattungen der Schriftstellerei nur wenige Typen herausgegriffen werden; auch über diese Typen können innerhalb dieser Skizze nur kurze Andeutungen gegeben werden.

Man wird schwerlich viel Bedeutendes auslassen, wenn man in der Geschichte der ästhetischen Studien in Frankreich auf Diderots Namen den Viktor Cousins folgen läßt.[1]) 1817 hielt er seine Vorträge „über das Wahre, Schöne und Gute". Wie deren mittlerer Teil mit Recht als der formvollendetste gepriesen wird, so ist auch innerhalb des Abschnittes vom Schönen ein Kapitel hier als sprachliches Meisterstück besonders hervorzuheben. Der stark eklektische Charakter von Cousins Philosophie ist oft hervorgehoben worden. Wie sich schon in dieser Richtung seines Denkens also die mehr historische als spekulative Begabung Cousins äußert, so ist auch in seinen ästhetischen Vorlesungen ganz entschieden das historische Kapitel De l'art français sachlich wie schriftstellerisch das bedeutendste. Eine mächtige Rhetorik, belebt von einer unverhohlen zu Tage tretenden Tendenz, für unser Gefühl allerdings nicht ganz frei von chauvinistischer Übertreibung, macht diesen Panegyrikus der französischen Kunst des 17. Jahrhunderts[2]) zu einem

[1]) Vgl. Massarani, Charles Blanc, Kap. 2: La critique de l'art depuis Diderot.

[2]) In ähnlichem Sinne hat Planche in seinen später zu erwähnenden Portraits d'artistes den Bildhauer Puget behandelt.

anziehenden Litteraturwerk, so sehr man um die Richtigkeit der vorgetragenen Auffassung streiten kann, die die französische Kunst des 17. Jahrhunderts als ein Muster „spiritualistischer" Auffassung hinstellen will. Als beau parleur (Massarani S. 139) erscheint Cousin auch außerhalb dieses Kapitels im denkbar besten Sinne des Wortes; die oft nicht übermäßig tiefgehenden Gedanken sind mit trefflicher Klarheit der Form vorgetragen, einzelne Sätze aufs glücklichste epigrammatisch zugespitzt; um nur einen anzuführen: „l'admiration est le signe d'une raison élevée, servie par un noble coeur . . . . elle est l'âme de la grande critique, de la critique féconde."

Mit dem gerechten Stolze des Lehrers, der seine Gedanken auf fruchtbaren Boden fallen sieht, gedenkt Cousin in einer Anmerkung am Ende seines Abschnittes „vom Schönen" Ludovic Vitets als eines würdigen Geschichtsschreibers der Kunst in dem Sinne, wie er selbst sie vorgetragen habe. Vitet konnte sich seinerseits rühmen, der einzige französische Schriftsteller zu sein, der vorwiegend durch Werke kunsthistorischen oder kunstkritischen Inhalts den Ehrenplatz in der Akademie errang (s. Gaz. d. b. a. 10, 363). Vitet entsprach den Erwartungen Cousins durch seine 1843 erschienene Studie über Eustache Lesueur, der 19 Jahre später Études sur l'histoire de l'art gefolgt sind.

In unserer auf typische Beispiele beschränkten Übersicht verdient Vitet ebensowenig nähere Besprechung wie Cousins Schüler Jouffroy, der schon vor denen seines Lehrers im Jahre 1843 einen Zyklus von Vorträgen über Ästhetik veröffentlicht hat; er hatte sie bald nach Cousin unter recht beengenden Verhältnissen gehalten (s. Massarani a. a. O. S. 38; vgl. über Jouffroy noch Gigoux, Causeries etc. S. 104 ff. — Biogr. univ. 21, 231 ff.), und die Geschichtsschreiber der Philosophie erkennen in dem Inhalt der von ihm vorgetragenen Ästhetik einen wesentlichen Fortschritt über Cousins unklaren Eklektizismus hinaus — der Form nach sind Jouffroys Vorträge neben denen seines Lehrers nicht bemerkenswert.

Dagegen von typischer Bedeutung für die Litteraturgattung sind neben Cousins ästhetischen Vorträgen, mit denen sie durch

zahlreiche polemiſche Beziehungen verknüpft ſind,[3]) die Vorträge Taines.

Wenn der Prinz Napoleon den Schriftſteller, der dem Begründer der Dynaſtie eine ſo vernichtende Analyſe ſeines Charakters geſchrieben hat, als einen Kleinigkeitskrämer ohne Sinn für die Geſamterſcheinung zu brandmarken ſuchte, ſo hat ihn Lemaître weit richtiger als „un des esprits les plus invinciblement généralisateurs qui se soient vus“ bezeichnet (Contemporains 4, 190). Den äſthetiſchen Vorträgen Taines kommt dieſe Eigenſchaft zu ſtatten; weit mehr noch als Couſin operiert Taine mit plaſtiſchen Ausdrücken, geſchickt gewählten greifbaren Beiſpielen ſtatt abſtrakter Sätze; hatte Couſin die hottentotiſche Venus neben die mediceiſche geſtellt, um die Relativität des Schönheitsideales kurz und bündig auszudrücken, ſo beherzigt auch Taine, daß die Vermeidung jeglicher termini technici ein Hauptgeheimnis populärer Darſtellung iſt; gleich im erſten Kapitel der Philosophie de l'art feſſelt die geiſtvoll klare Kennzeichnung deſſen, was Taine ſeine Äſthetik im Gegenſatz zur alten Äſthetik nennt. La nôtre est moderne et diffère de l'ancienne en ce qu'elle est historique et non dogmatique, c'est-à-dire en ce qu'elle n'impose pas de préceptes, mais qu'elle constate des lois. Sogleich ſtellt ſich dieſer hiſtoriſchen Betrachtung als treffendes Beiſpiel für ſklaviſch übertriebene Naturnachahmung das Porträtwerk Balthaſar Denners dar, und erſt dem treffenden Vergleiche — en somme une large esquisse de van Dyck est cent fois plus puissante — folgt die allgemeine Regel, daß ni dans la peinture ni dans les autres arts, on ne donne le prix au trompe-l'œil. Nur ſelten, daß ſich Taine in der Wahl der Beiſpiele vergreift, wie z. B. wenn er für die Abweichung des Künſtlers von der Natur das Rubensiſche Kirmeßbild zitiert;[4]) im allgemeinen verdient Taine entſchieden das

[3]) Dieſe Beziehungen treten in der Terminologie nicht nur, ſondern auch in der Wahl der Beiſpiele zu Tage und verdienten wohl eine kritiſche Zuſammenſtellung.

[4]) Andere Irrtümer, deren einer z. B. meines Erachtens die Ausſchließung der Architektur von der Nachahmung iſt, betreffen Inhaltliches, nicht die Darſtellung als ſolche.

*

Lob, das ihm gerade inbezug auf die Form seiner Darstellung so oft gespendet worden ist.[5])

Die letzte mir aus der französischen Litteratur bekannt gewordene allgemeine Ästhetik, die durch ihren schriftstellerischen Charakter einen Platz an dieser Stelle rechtfertigt, ist Viktor Cherbuliez' im Jahre 1892 erschienenes Buch L'art et la nature. Die Schrift tritt in der Form anspruchsloser Volkstümlichkeit auf, hält sich von dogmatischer Starrheit leidlich fern und ist reich an sehr feinen Einzelbemerkungen, wie dem schönen Satz, daß chaque talent est une hérésie individuelle. Die Feinheit seiner ersten Arbeit auf dem Gebiete der Kunstschriftstellerei, der unter dem frischen Eindruck seiner Orientreise herausgegebenen Causeries athéniennes, A propos d'un cheval (1860) hat Cherbuliez in L'art et la Nature nicht wieder erreicht; im einzelnen tritt sehr stark der Einfluß des Kunsthistorikers und Ästhetikers Charles Blanc hervor, dessen ästhetische Hauptschrift hier als ein eigenartiger Nebenschößling der französischen Kunstschriftstellerei auf dem Gebiete der Ästhetik noch Erwähnung verdient.

Grammaire des arts du dessin und Grammaire des arts décoratifs — schon die Titel der Blancischen Schriften legen als erste Frage nahe, ob Untersuchungen solchen Inhalts, wie sie die beiden Titel ahnen lassen, überhaupt soweit künstlerische Form annehmen, daß sie einen Platz auch in der Geschichte der Litteratur, nicht nur in der der Wissenschaft, verdienen? In Deutschland hat Gottfried Semper in seinem Buche über den Stil in den technischen und tektonischen Künsten mit dieser Aufgabe einer „praktischen Ästhetik" genungen — an Eleganz der Form ist das französische Werk seinem deutschen Gegenbild überlegen, in geschmackvoller Ausführung der Einzelheiten hat Blanc eine stilistische Gewandtheit bewiesen, der mit dem stark verkürzenden Auszug in Massaranis oben erwähntem Buche kein sonderlicher Gefallen geschehen konnte. Die treffliche Gepflogenheit französischer Verleger, ursprünglich in Zeitschriften erschienene Artikelserien später in Buchform zu allge-

---

[5]) Interessant ist das Urteil, das über Taine als „artiste" Zola in seinem Buche Mes haines (s. unten) ausgesprochen hat.

meinerer Geltung kommen zu laſſen, hat wenige nützlichere Bücher verbreitet wie Charles Blancs urſprünglich in der „Gazette des beaux-arts“ erſchienene Grammaire des arts du dessin.[6])

2. Was die neuere Kunſtſchriftſtellerei im Vaterlande Félibiens auf dem Gebiete der Kunſtgeſchichte geleiſtet hat, iſt, ſoweit die Darſtellungsform als Maßſtab dient, in erſter Linie biographiſcher Art. Im Mittelpunkt ſteht Charles Blancs Histoire des Peintres. Sie iſt ein Unternehmen, ganz entſprechend dem Unternehmungsgeiſt des Mannes, der ſeinem Vaterlande im „Musée européen“ den unendlich wertvollen Beſitz einer Sammlung von muſtergiltigen Kopien aller hervorragenden Werke der Malerei ſchaffen wollte: ein Werk, deſſen Erſcheinen ſich über 18 Jahre erſtreckt, an dem außer dem Herausgeber auch zahlreiche andere Kunſtſchriftſteller, Delaborde, Mantz, Silveſtre, Viardot u. a., mitgearbeitet haben, kann nicht völlig aus einem Guſſe ſein, die biographiſche Form bringt Wiederholungen und auf Grund des dies diem docet infolgedeſſen auch Widerſprüche mit ſich, und doch geht durch die ganze Histoire des Peintres ein friſcher Zug, ein immer reges Bewußtſein des großen Zuſammenhanges — man muß die Schlußworte von Blancs Einleitung zur Geſchichte der ſpaniſchen Schule leſen, um die große und freie Auffaſſung zu würdigen, von der die ganze Arbeit getragen iſt. Blanc, von deſſen raſchem Einleben auch in ganz fremdartige Stoffe Gigoux ergetzliche Proben giebt, iſt wiſſenſchaftlich nicht nur, ſondern auch ſchriftſtelleriſch mit ſeiner Arbeit gewachſen; die Behandlung Michelangelos hat er ſich bis zuletzt aufgeſpart — man mag alſo in ihr die Kunſtform, die Blanc für die Künſtlerbiographie anſtrebte, am bezeichnendſten ausgedrückt finden. Die Histoire des Peintres iſt für viele, die die Kunſtgeſchichte in Biographien entweder pſychologiſch vertieften oder rein äußerlich auf Flaſchen zogen, das Vorbild geworden; es lohnt nicht dieſe Nachahmer zu nennen, auch die zahlreichen Lebensbeſchreibungen neuerer, namentlich franzöſiſcher Künſtler können unerwähnt bleiben.

[6]) Sehr begeiſtert äußert ſich Maſſarani (S. 214): „Il y a là tel chapitre sur les cheveux et sur les fleurs qu'Ovide lui-même envierait; le poète galant . . . n'en remontrerait pas, je le maintiens, au vieux philosophe du collège de France . . . .“

**

Von Vorgängern Blancs auf dem Gebiete der Kunſtbiographie würden wohl zwei typiſche Bedeutung beanſpruchen können: Quatremère de Quinzy mit ſeiner Geſchichte berühmter Architekten, die er, zurückgreifend auf ſeine Studien aus der Zeit von 1789, im Jahre 1831 veröffentlicht hat; daneben würde ich Charles Lenormants Biographie des Malers Girard für beachtenswert halten, da ſie unter dem biographiſchen Geſichtspunkte die Kunſtanſchauungen der Zeit von 1789 bis 1830 in teilweiſe muſtergiltiger Weiſe vorführt.

Neben den Künſtlerbiographien treten in der franzöſiſchen Litteratur wegen ihrer Darſtellungsform nennenswerte kunſtgeſchichtliche Werke noch mehr als in der deutſchen Litteratur zurück; im Jahre 1817 ſchon trat Beyle-Stendhal mit einer ſchrullenreichen Histoire de la peinture en Italie hervor; Arſène Houſſaye, Emeric-David folgten mit ähnlichen Werken über die Malerei der Niederländer und des Mittelalters; eine Reihe ſachlich ſehr bedeutender, vortrefflich mit Abbildungsmaterial ausgeſtatteter, gewandt geſchriebener kunſtgeſchichtlicher Monographien ſchließt ſich an, wir brauchen ſie hier nicht aufzuzählen, da ſie nicht von der typiſchen Bedeutung ſind, auf die es hier allein ankommt.

3. Wir gehen über zur zeitgenöſſiſchen Kunſtgeſchichte in biographiſch-memoirenhafter Form, die in der franzöſiſchen Litteratur durch eine Reihe hervorragender Leiſtungen vertreten iſt; ihr Schauplatz iſt die Welt der Ateliers, bald ſteht das Werk, bald ſein Schöpfer im Vordergrunde des Intereſſes, und auch dieſer letztere nicht ausſchließlich nach der Seite ſeiner künſtleriſchen Thätigkeit. Es iſt die Litteraturgattung, die bei uns etwa durch Hartmanns Bilder und Büſten, durch Pechts „Studien und Erinnerungen an deutſche Künſtler des 19. Jahrhunderts“, auch durch Regnets Künſtlerbilder vertreten iſt. Aus der franzöſiſchen Litteratur ſeien drei typiſche Vertreter herausgehoben: Planche, Silveſtre und Gigoux; andere können nur im Vorübergehen erwähnt werden.

Planche iſt wegen ſeiner Schärfe berüchtigt geweſen; in der That braucht man nur den Eſſay über Marochetti und ſeine Reiterſtatue des Herzogs von Orleans zu leſen, und man wird finden, daß Planche dieſen Ruf verdient; un cheval coiffé d'un chapeau

militaire — das iſt alles, was Planche in dem Bildwerk ſehen will, und die Selbſtzufriedenheit des unfähigen Künſtlers iſt nie beißender abgeführt worden, als von Planche in dieſem Eſſay. Ungerecht iſt der Schriftſteller bei aller ſeiner Schroffheit im Formulieren des Urteils ſelten geworden; in dem Aufſatze über den Arc de triomphe de l'Etoile, 1836 veröffentlicht, tritt namentlich zu Ende die ſtrenge Sachlichkeit Planches in eben dieſem Sinne trefflich zu Tage. Die Eſſays ſind nicht auf Zeitgenoſſen beſchränkt; Studien über Phidias, Raffael, Michelangelo, Lionardo u. a. machen den Anfang.

Aber auch ſoweit ſie von Zeitgenoſſen handeln — verdienen Planches Eſſays den Titel Portraits d'artistes, unter dem ſie erſchienen ſind? So ſcharfſinnig ihr Urheber die Perſönlichkeit aufzufaſſen weiß — beſonders bei Pradier iſt ihm das meiſterhaft gelungen —: eigentlich ſteht ihm doch das fertige Werk im Vordergrunde ſelbſt; der Aufſatz über Leopold Robert ſchiebt, ſo ſehr das Gegenteil gerade hier nahe lag, das perſönliche Moment eher zurück.

Der größte Teil der Planchiſchen Eſſays lieſt ſich wie ein Stück Kunſtgeſchichte[8]) oder aber wie ein Abſchnitt aus dem, was wir ſofort als Salon kennen lernen werden. In der Mehrzahl der Fälle, ſo bei Paul Huet, dient ein Werk des betreffenden Künſtlers der Darſtellung als Anlaß und als Ausgangspunkt. Wollen wir einen eigentlichen litterariſchen Proträtiſten zeitgenöſſiſcher Künſtler aus Frankreich kennen lernen, ſo werden die Artistes Français, Etudes d'après nature von Theophile Silveſtre das belehrendſte Beiſpiel ſein; ſchon äußerlich weiſen ſie ſich als Porträte aus: in jeder Studie iſt ein ebenſo witzig wie ſcharf gezeichnetes Bildnis des Künſtlers eingewoben, der gerade behandelt wird; in

[7]) Über Planche ſ. beſ. Biogr. Univers. 33, 470 f. und Montegut Rev. d. d. mondes v. 1. Juni 1858; namentlich an erſterer Stelle iſt gut hervorgehoben, wie perſönliche trübe Erfahrungen zu Planches oft hervortretender Bitterkeit Anlaß gaben.

[8]) In dieſer Hinſicht wird der 1851 veröffentlichte Eſſay über Gericault wohl den erſten Platz verdienen; er ſteht unter dem Zeichen der epigrammatiſchen Proportion aus der Kunſtgeſchichte, die den Schlußſatz bildet: „Géricault est à Nicolas Poussin ce que Ribeira est à Murillo, ce qu'Amerighi est à Raphaël."

der Vorrede zur zweiten Ausgabe (Brüſſel-Leipzig 1881; die erſte war 1855—56 in Paris erſchienen) bezeichnet Silveſtre, was ihm Ziel und Bedeutung ſolcher Skizzen zu ſein dünkt: mehr als durch alle Kritik und Theorie wird ihm Wert und Unwert der Kunſtleiſtung durch die Kenntnis der Perſönlichkeit des Künſtlers erſchloſſen; wenn Planche nur gelegentlich auf Grund eigener Erfahrung oder fremden Zeugniſſes die Perſonalien des Künſtlers heranzog, ſo ſteht bei Silveſtre das Perſönliche klar und entſcheidend im Vordergrund.

Theophile Silveſtre hat eine ſcharfe Zunge. „L'éloge de Jésus-Christ le rendrait jaloux“ — man kann nicht ſchärfer die Eitelkeit eines Nebenmenſchen verſpotten, und Silveſtre ſchrieb das von Ingres noch bei Lebzeiten des allerdings allzu ſelbſtbewußten Malers, dem er zum Schluſſe als einem peintre chinois égaré en plein dix-neuvième siècle dans les ruines d'Athènes (ſ. übrigens über dieſen Ausdruck Gigoux S. 90) den derbſten Laufpaß giebt. Und dann ſeine Charakteriſtik von Herrn Vernet! Nicht mit Unrecht läßt er ſich von ihm ſagen: vos procédés d'historien me semblent un peu trop sans façons. Umſtände macht Silveſtre allerdings mit Vernet nicht, dem peintre qui fait mal aux yeux, dem peintre sans émotion, sans poésie, sans charactère: qui comprend le paysage en officier des bureaux de l'État-major, l'histoire en sténographe, la splendeur en tapissier. Durch Decamps Atelierviſionen wird Silveſtre an die ihren Nabel beſchauenden Ezechiaſten erinnert, — doch geht neben all dem ſcharfen Spott freudige Anerkennung des Guten einher; Silveſtre denkt groß von ſeiner Aufgabe zeitgenöſſiſcher Biographie: „Il n'est pas aussi difficile qu'on le prétend de parler des vivants: il suffit d'élever son âme au-dessus de l'ambition, de l'envie et de la servilité: il suffit de haïr la sottise, d'honorer le génie et d'aimer la justice.“

Auch Theophile Gautier hat eine ganze Reihe zeitgenöſſiſcher Künſtler in ähnlichen Skizzen behandelt, die er zuletzt in den Portraits contemporains geſammelt hat; Charles Blanc ſchrieb als Parergon ſeiner kunſthiſtoriſchen Schriftſtellerei mit ſehr ruhiger Abwägung der künſtleriſchen Leiſtungen ein Buch über die Künſtler

ſeiner Zeit: als typiſche Vertreter der Litteraturgattung haben beider Werke weniger Bedeutung; in dieſer Eigenſchaft reiht ſich an Planche und Silveſtre am zweckmäßigſten Jean Gigoux an. „Causeries sur les artistes de mon temps“ — unter dieſem Titel tritt uns in Gigoux 1885 erſchienenem Werke der manchmal feſſelnde, oft auch recht minderwertige Kleinkram aus dem Pariſer Künſtlerleben entgegen. Ein gewandter, vor allem ein recht behaglicher Plauderer iſt der Mann, der als Künſtler mit einigen Werken, wie dem Bilde des ſterbenden Lionardo, reichlichen Erfolg erzielte; gekannt hat er faſt alle einigermaßen bedeutenden Männer unter ſeinen franzöſiſchen Zeitgenoſſen. „On peut dire que depuis cinquante ans, depuis l'époque flamboyante du romantisme, jusqu'à présent (1855), son atelier a été le rendez-vous de toutes les notoriétés de la peinture, des lettres, des sciences, de l'armée, de la politique etc.“ Entſprechend dieſer Verſicherung des Herausgebers geht es bunt genug zu in Gigoux Plaudereien; von allem weiß der alte Herr zu erzählen, und meiſt geſchieht es ohne die Schärfe, die infolge einer ausgeſprochenen künſtleriſchen Parteiſtellung anderen Memoirenſchreibern, wie etwa Delecluze, dem Philopömen des Davidiſchen Klaſſizismus, den Ton ihrer Erzählungen verdarb. Kein Wunder, daß Gigoux gelegentlich, wie bei der Schilderung der „rapins“ von ehemals, ein wenig zum laudator temporis acti wird; aber im allgemeinen kann man nicht harmloſer Memoiren ſchreiben: ſtören kann den Leſer nur gelegentlich eine höchſt unſchädliche Art eigenartig beſcheidener Selbſtgefälligkeit, in der Gigoux zuweilen an ſeinen Genoſſen im Sammler- und edlen Kunſtmäzenatentum, den Grafen Schack, erinnert. Hatte Planche die Contemporains nach ihren Werken geſchildert, ſchilderte Silveſtre ſie nach engſter Berührung von Auge zu Auge, ſo betrachtet Gigoux ſie, nicht gerade mit Hervorhebung des Weſentlichen, friedlich aus der Vogelperſpektive.

4. Wir haben uns mit Planche, Silveſtre und Genoſſen in den heimiſchen Ateliers zeitgenöſſiſcher Künſtler umgeſehen: folgen wir nun noch den Schriftſtellern, die in der Form von Reiſebeſchreibungen alte und neue Kunſt fremder Länder behandeln. Madame de Staël iſt es, die mit ihrem Roman Corinne im Jahre

1807 dieſer Litteraturgattung die Form und einen großen Teil ihrer Ausdrucksmittel gegeben hat; kein Zweifel, daß ihr, der Verfaſſerin von De l'Allemagne, auch in Corinne mehr die Schilderung italieniſcher Zuſtände und Denkmäler als die Fabel am Herzen lag; Corinna (II, 1) iſt gekleidet wie die Sibylle des Domenichino; als rechte Sibylle geleitet ſie ihren Äneas-Nelvil vom Pantheon über die Engelsbrücke nach St. Peter, zum Forum, zum Kapitol und den anderen Hügeln, zur Portikus der Octavia, den Gräbern, Kirchen und Paläſten des alten und des neuen Rom, zu den Statuen und Gemälden der Stadt und dann hinunter zu Neapels Denkmälern der verſchiedenſten Zeitläufte und wieder nordwärts zu Venedigs und Mailands Kunſtſchätzen.[9])

Andere Zeiten andere Geſchmacksrichtungen! Während die Zeit von 1750 bis 1820, die Blütezeit der didaktiſchen Poeſie, für die Belehrung des poetiſchen Kleides nicht entbehren wollte, ſo warf die Folgezeit die loſe Hülle dieſer romanhaften Einkleidung ab — vielleicht nüchterner, doch in der Hauptſache kaum verändert, pflanzte ſich die Corinne der Staël in der Litteratur der Excursions artistiques oder was für Namen ſie tragen fort, um bald auf eine nackte Muſeographie in Form von Reiſeerinnerungen beſchränkt zu ſein, bald ſich zu mehr erzählender Haltung auszuwachſen. Valery, „bibliothécaire du roi aux palais de Versailles et de Trianon“, verſuchte 1835 in einem ſehr eigenartigen Buche in ſeine italieniſchen Reiſeerinnerungen unter anderem auch alle möglichen kunſthiſtoriſchen und muſeographiſchen Daten einzuarbeiten; wenig ſpäter erſtand der Kunſt im beſonderen ein franzöſiſches Gegenbild des deutſchen „Kunſtreiſenden“ Waagen in dem ehemaligen Advokaten Louis Viardot; von ihm erſchienen 1842 Les Musées d'Italie, Guide et mémento de l'artiste et du voyageur, denen 1843 und 1844 ähnlich angelegte Werke über die Muſeen von Spanien, England und Belgien, Deutſchland und Rußland folgten. Der Schwierigkeit ſeiner Aufgabe iſt ſich der Verfaſſer wohl be-

[9]) In gewiſſem Sinne ſchließt ſich der Corinna Victor Hugos Notre Dame de Paris (1831) an, in der der Herold der guerre aux démolisseurs (R. d. d. mondes 1832) dem Kriegsruf eine künſtleriſche That als Rechtfertigung vorausſchickt.

wußt: wie dieſe Muſeographie in lesbare Formen kleiden? Nicht ſelten verſagt ihm auch die Gewandtheit der Darſtellung — man merkt, wie ſchwer es iſt, beim Durchwandern von Muſeum auf Muſeum, Saal auf Saal, höflich einem jeden Kunſtwerke ein ſchilderndes und beurteilendes Wort zu widmen. Bei den Merveilles de la peinture, denen er ſpäter zwei Bände widmete, hat Viardot es leichter gehabt.[10])

Viardots Vorgang fand mit mehr oder weniger ſtarkem Betonen der Darſtellungsform in der franzöſiſchen Litteratur die ausgedehnteſte Nachahmung: Charles Blanc ſammelte die kunſtkritiſchen Eindrücke ſeiner Reiſen durch Spanien, Italien, England, Holland, Griechenland und den Orient in Einzelaufſätzen, unter denen die „notes au crayon“ „De Paris à Venise“ (1857) am bemerkenswerteſten ſind; Thoré benützte die Zeit, wo er als „Bürger“ dem unfrei gewordenen Vaterlande den Rücken kehrte, um die Muſeen Hollands, die Kunſtſchätze Englands in ähnlichen Schriften zu ſchildern und zu analyſieren; Alfred Darcel machte ſeine Excursions artistiques en Angleterre et en Allemagne (1858—1862), Theophile Silveſtre gab 1859 eine Schilderung von Kunſt, Künſtlern und Induſtrie in England — in letzteren Werken tritt die Darſtellungsform ſchon ſo weit hinter dem ſachlichen Intereſſe in den Hintergrund, daß die Litteraturgeſchichtsſchreibung Bedenken tragen kann, dieſe Schriften aufzunehmen. Der didaktiſche Roman war ein ſehr bequemes Mittel geweſen, über die Sprödigkeit des Stoffes hinwegzutäuſchen — als ſolches hatte er, wie etwa Goethen im Wilhelm Meiſter für ſeine Dramaturgie, ſo der Staël für die kunſthodegetiſche Aufgabe gedient, die ihr in Corinna am Herzen lag — wie ihr dies belebende Durchgangsſtadium perſönlicher Auffaſſung geben, wenn man nicht einen Anacharſis, eine Corinna als Medium benutzte? Die Litteraturgattung ſchien dieſer Aporie zu erliegen, als ihr ganz unerwartet Eugene Fromentin neues Leben

[10]) Die Beobachtungen ethnographiſcher Art ſind für Deutſchland ſehr verſchiedenartig: S. 276 ſteht c'est en Saxe qu'on va chercher le plus pur langage allemand lorsqu'on veut l'apprendre; dagegen ſteht auf S. 337 z. B. die richtige Bemerkung: Bientôt Berlin dépassera Vienne . . . en activité et en lumières; il sera de tout point la première ville de l'Allemagne.

gab, indem er in kühn eigenartiger Weiſe ſich ſelbſt als Medium zwiſchen Kunſtwerk und Leſer ſtellte.

Fromentin iſt in der Geſchichte der franzöſiſchen Malerei als einer der bedeutendſten „Orientaliſten“ bekannt; von der Sahara und Sahel, in denen er in jüngeren Jahren gereiſt iſt, ſuchte er mit der Schreibfeder wie mit dem Malerpinſel gleich geſchickt landſchaftliche wie ethnographiſche Eindrücke feſtzuhalten, trat auch als Romanſchriftſteller und Verfaſſer kleinerer Dichtungen hervor.

Lange Jahre nach der Saharafahrt brachte er als Frucht einer Reiſe in den Niederlanden die „Maîtres d'autrefois“ mit, ſein letztes Werk, dasjenige, das uns an dieſer Stelle allein angeht.

Wenige Sätze aus der Vorrede genügen, um Fromentins Abſicht und ſeine Stellung zu der Litteraturgattung klarzulegen: Je vais traverser des musées, et je n'en ferai pas la revue. Je m'arrêterai devant certains hommes; je ne raconterai pas leur vie et ne catalogueraï pas leurs œuvres .... Je dirai seulement, devant quelques tableaux, les surprises, les plaisirs, les étonnements, et non moins précisément les dépits qu'ils m'auront causés. Die volle Freiheit des Zöglings der Corinna, auf das ſich zu beſchränken, woran das Auge, frei von jedem Zwange, haften bleibt, daneben doch die volle Schärfe der Betrachtung, die freilich ohne Methode und Syſtem, doch mit dem Auge des ſelbſtausübenden Künſtlers in das Verſtändnis der Kunſtſchöpfung einzudringen ſtrebt — dies der Standpunkt des Verfaſſers; wenn Viardot durch gelegentliche Exkurſe über Alhambra, Weſtminſterabtei der „inévitable monotonie des descriptions de tableaux“ (Musées d'Espagne, préface) zu entgehen ſuchte, ſo war bei Fromentin der geſchmackvolleren Form der Darſtellung von vornherein durch den Plan des Werkes ihr Recht gewahrt.

Fromentin hat ein außerordentlich feines Gefühl für die Tragweite ſprachlicher Ausdrucksformen: man muß am Schluſſe ſeiner Beſprechung Hans Memlings nachleſen, wie er als unmöglich bezeichnet, für den eigenartigen Reiz der Kunſt dieſes Meiſters die Worte zu finden; wer ſo ſorgfältig den Ausdruck abwägt und prüft, ob er dem Gegenſtande adäquat ſei, muß auch für ſtiliſtiſche Dinge ein künſtleriſches Empfinden haben: Fromentin beſitzt es, eben die

Bemerkungen über Memling (man vergleiche sie mit den an sich nicht ungeschickt geschriebenen Viardots, Musées d'Espagne etc. S. 505 ff.), die sachlich freilich nicht immer unbedenkliche Analyse zahlreicher Rembrandtischer Hauptwerke, die Überleitung von einem Ruhepunkt zum andern, alles das ist mit vollendeter Darstellungskunst vorgebracht.

Die reizvolle Abwechselung tagebuchartiger Aufzeichnungen von persönlichen Eindrücken auch außerhalb des Sondergebietes der Kunst mit streng künstlerischen Untersuchungen läßt den Leser der Maîtres d'autrefois keinen Augenblick ermüden.

5. Die Kritik zeitgenössischer Hervorbringungen der bildenden Kunst findet in Frankreich ihren eigenartigsten Ausdruck in den Salons, den Berichten über die seit 1730 etwa üblichen jährlichen Kunstausstellungen; in keinem geringeren als Diderot hat die Litteraturgattung ihren Heros eponymos, und der frische Kampfesmut, die rücksichtslose Schärfe, die gewandte Polemik, die der Enzyklopädist in seinem nicht nur das Gebiet der Kunst berührenden Kampfe gegen die Bouchers, Vanloos angewandt hatte, stellte die ganze Litteratur der Salons von vornherein unter ein günstiges Zeichen, machte sie zu einem der eigenartigsten Zweige des französischen Schrifttums, mit dem dessen bedeutendste Namen verknüpft sind. In Thiers', in Guizots schriftstellerischer Laufbahn macht sich ein Salon unter den Jugendwerken bemerkbar; Gustav Planche eröffnete im Jahre 1831 mit einem durch Tony Johannot reich illustrierten Salon seine Thätigkeit als Kunst- und Litteraturkritiker. Ganz eigenartige Annalen des französischen Kulturlebens, ziehen die Salons keineswegs nur Fragen der bildenden Kunst in den Kreis ihrer Betrachtung — der naturgemäße Einfluß, den die Regierung auf das Schaffen der Künstler durch Aufträge, auf die Beurteilung ihrer Leistungen durch die Berufung einer Ausstellungsjury zu Zeiten ausgeübt hat, legte es den Verfassern der Salons nahe genug das Gebiet der Politik zu streifen, die Litteratur war durch ihre der Kunst parallele Entwickelung von vornherein dem Gesichtskreis der Kunstkritiker nahe genug gelegt — kein Wunder, daß reiches Leben in diesen Jahrbüchern des Kunstlebens herrscht.

Wer die französische Kunstkritik in ihrer Verquickung mit der Tagespolitik kennen lernen will, der muß Bürger-Thorés Salons von 1844—1848 zur Hand nehmen; als der gereifte Mann nach jahrelangem Exil diese im Jahre 1868 wieder herausgab, mit welcher Freude sieht er zurück auf die hommes actifs qui révolutionnèrent la littérature, la poésie, les arts, la philosophie, la politique, la science, zu denen auch er gehört hat, gleich begeistert leidenschaftlich auf politischem wie künstlerischem Gebiet, auf letzterem gelegentlich zur Unthätigkeit verdammt, weil ihm die Thätigkeit auf ersterem eine Zeit der Haft in Sainte Pelagie eingetragen hatte. Der Freimut der politischen Äußerungen läßt auch innerhalb der Salons nichts zu wünschen übrig; im Jahre 1848 äußerte Thoré: comment les artistes auraient-ils pu se développer sous un régime consacré à la glorification des intérêts matériels et des passions mauvaises? Und schon im Jahre 1844: tous ces bourgeois qui s'étalent partout depuis quatorze ans, que deviendront leurs images vulgaires? Bitterste politische Satire erscheint neben solchen offenen Angriffen: Horace Vernet hat die Schlacht um die Smala Abd-el-Kaders auf einer riesengroßen Leinwand verherrlicht — Thoré will gehört haben que quelque prince belligérant devait emporter en Afrique cette bonne toile roulée pour s'en faire une tente. Selbstverständlich kommt die glänzende schriftstellerische Kunst des Verfassers dem Hauptthema des Salons nicht weniger zu statten als ihrem Nebenwerk — so ist die Einleitung zum Salon von 1846 eine vortreffliche Studie über die Entwickelung der französischen Malerei von Greuze über David bis hinab auf Ingres, so ist dem Naturgefühl in dem Widmungsbrief des Salons von 1847 eine Reihe feinster Beobachtungen gewidmet.

Das Jahr 1855 mußte der Litteratur der Salons in Frankreich eine ungeahnte Erweiterung bringen; mit wehmütigem Erstaunen sah der „juif errant de l'art" Theophile Gautier auf dem engen Raume der Weltausstellung bequem übersichtlich beisammen die Kunstschöpfungen fremder Länder, denen er vordem auf weiten Reisen nachgegangen war — er griff zur Feder und gab in den zwei Bänden seiner Beaux-arts en Europe eine sehr feinsinnige

und gewandte Übersicht über die Leistungen der verschiedenen an der Ausstellung mit Kunstwerken beteiligten Nationen; zahlreiche Beobachtungen ethnographischer Art mußten dem Vielgereisten ja gerade in diesem Zusammenhange nahe liegen.

Der alte citoyen Thoré, auch er durch langjähriges Exil zum Kosmopoliten geworden, giebt in seinen Nouvelles tendances de l'art dem Gefühl Ausdruck, daß die gänzlich umgestalteten sozialen Verhältnisse gebieterisch eine neue Kunst verlangen; mit ernsten Worten geleitet er den Romantizismus zu Grabe, beweglich mahnt er die neue Generation zum Anschluß an die Natur, ohne freilich wie Gautier auf einzelnes Vorhandene dieser Art wie François Millets Bilder hinzuweisen.

Edmond About, soeben am zeitgenössischen Griechenland zum Satiriker geworden, betritt mit seinem Voyage à travers l'exposition des beaux arts das Gebiet der Kunstkritik, dem noch mehrere seiner weiteren Arbeiten gewidmet sind: die großen Rapports über die Ausstellung werden durch die Mitwirkung hervorragender Kunstschriftsteller weit über ihren rein amtlichen Charakter hinaus zu bedeutsamen Litteraturwerken erhoben.

Und noch einen eigenartigen Nebenschößling ließ das Jahr 1855 zu Tage treten; von der großen Ausstellung abgewiesen, veranstaltete Courbet (s. Rosenberg I, 316 f., 323 f.) eine Sonderausstellung, deren Katalog ein Manifest über die von ihm vertretene Kunstanschauung voranging. Nach den verschiedensten Seiten also hatte das Jahr der ersten Weltausstellung dem litterarischen Typus der Salons eine Erweiterung gebracht — spielten doch nun auch Fragen des internationalen Völkerlebens ihre Rolle in ihm.

Aus der großen Zahl der Salons von 1855 bis zur Gegenwart, einem weit über den engen Kreis der Kunst hinausreichenden Spiegel des französischen Geisteslebens, muß wegen seiner typischen Bedeutung innerhalb der Litteraturgattung hier noch einer besprochen werden, Zolas Mon salou, 1867 erschienen, wieder abgedruckt 1879 in der Streitschrift Mes haines. In den zahlreichen Essays, die in dem Buche auf das fünffache Je les hais folgen, ist auch sonst Vortreffliches enthalten. Das Urteil über Taine als Schriftsteller wurde schon oben zitiert, maßvoll wird angesichts der berühmten

Bibelilluſtrationen dem „Idealiſten“ Guſtav Doré von Zola das Urteil geſprochen, köſtlich erſcheint Proudhon am Eingang ſeiner Muſterſtadt der Zukunft, trefflich ſetzt Zola der ſozialpolitiſch eingeſchnürten Definition des „terrible logicien“ ſeine eigene Definition entgegen „une œuvre d'art est un coin de la création vu à travers d'un tempérament“. Wer Zola als ſchaffenden Künſtler verſtehen will, muß ihn auch in ſeiner Thätigkeit als Kritiker kennen: den pſychologiſchen Analyſen in L'œuvre ſtehen die kritiſchen Darlegungen in Mes haines ebenbürtig zur Seite; bedeutſam und feſſelnd iſt das ganze Buch — ſein Höhepunkt iſt ohne Frage der letzte Abſchnitt „Mon salon“. Wieder iſts Sezeſſion; aber diesmal redet nicht ein Courbet für ſich ſelber, ſondern im Namen einer der Poeſie wie der Malerei gemeinſamen Angelegenheit ergreift der Mann das Wort, der ſoeben mit der Confession de Claude die Bahn des „Naturalismus“ im Roman betreten hatte.

Der Inhalt von „Mon salon“ iſt reichhaltig, Stimmung und Ton der Auseinanderſetzung bieten willkommene Abwechſelung: die wehmütige Ironie der an Paul Cizanne gerichteten Vorrede, das mit beißender Schärfe durchgeführte Bild von den 25 „gâte-sauce“, die als Jury das Ragout der Kunſtausſtellungsobjekte zu Tiſche tragen; das kurze Kapitel Äſthetik, das den oben angeführten Antiproudhon in knappen Sätzen wiederholt und dann „mein Salon“ im engeren Sinne, die Sezeſſioniſten von 1867, Manet an der Spitze und die Realiſten in ſeinem Gefolge — der friſche Kampfesgeiſt, der der Litteratur der Salons ſeit Diderots Tagen eigen geblieben iſt, tritt glänzend zu Tage in dieſen Artikeln, die urſprünglich im Evénement einzeln erſchienen ſind.

Edouard Manet, der letzte Teil des Buches, iſt nur eine Fortſetzung des Kampfes, aus dem ſich Zola mit dem letzten Artikel im Evénement fechtend zurückgezogen hatte; nichts kann bitterer ſein als das Bild von den Straßenjungen, die Edouard Manet unter Steinwürfen begleiten, und von den Sergents de ville ... Dieu me pardonne! il me semble que les sergents de ville ont d'énormes pavés dans leurs mains. Zola wird vom harmlos Vorübergehenden zum Aufzeichner des Thatbeſtandes: j'ai dressé mon procès-verbal tant bien que mal, donnant tort aux

gamins, tâchant d'arracher l'artiste de leurs mains et de le conduire en lieu sûr. Il y avait là les sergents de ville, — pardons, les critiques d'art, — qui m'ont affirmé qu'on lapidait cet homme parce qu'il avait outrageusement souillé le temple du Beau .... je me suis retiré, car les gamins commençaient à me regarder d'un air farouche. Ganz abgeſehen von dem Urteil über Manets künſtleriſche Thätigkeit — unſer Urteil mag ſehr von dem bei Zola zu Grunde liegenden abweichen — die Form der Verteidigung iſt glänzend und fordert unbedingte Bewunderung; und auch das muß man zugeſtehen: in dem Manne, der die Keulenſchläge ſeiner Haines, nicht die Fleuretſtiche witziger Wendungen, wie ſie ſeine Landsleute oft bevorzugen, austeilt, in ihm lebt der Ernſt des Überzeugungsmutes, der Zola lange Jahre ſpäter die allerorten über die Romanform überquellenden patriotiſchen Konfeſſionen von la Débâcle ſchreiben ließ. Und endlich noch eins: das innerſte Verbundenſein der Entwickelung von Poeſie und bildender Kunſt im modernen Frankreich kommt in Zolas Salon und ſeinem Anhang zum Ausdruck wie nirgends ſonſt in dieſer Litteraturgattung, dem litterarhiſtoriſch bedeutſamſten Zweige der franzöſiſchen Kunſtſchriftſtellerei.

6.

Abteilung für Soziale Wiſſenſchaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorſtandes ergab als erſten Vorſitzenden Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Neumann, als zweiten Vorſitzenden Herrn Landgerichtsrat H. Dove und als Schriftführer Herrn Rechtsanwalt Dr. P. Zirndorfer.

In dieſer Sektion ſprachen am

12. November die Herren Landgerichtsrat Dove, Dr. Wurzmann und Dr. Zirndorfer über

„Fragen der neueren Geſetzgebung auf dem Gebiete des Handels- und Verkehrsrechtes“;

26. November Herr Dr. E. Benkard über
„Frankfurter Baupolizeirecht“;
Herr Dr. L. Wurzmann über
„Patentrecht und Musterschutz“.

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Oktober bis zum 31. Dezember 1894 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:
Herr Pfarrer F. Naumann, hier.

Die im Oktober vorgenommene Neuwahl des Vorstandes ergab als ersten Vorsitzenden Herrn Stadtrat Dr. K. Flesch und als zweiten Vorsitzenden und Schriftführer Herrn J. H. Epstein.

In dieser Sektion sprachen am

15. Oktober Herr Dr. R. Brückner über
„Die Wohnungsfrage auf der letzten Versammlung des Vereins für öffentliche Gesundheitspflege in Magdeburg und das Elberfelder System auf der letzten Versammlung des Vereins für Armenpflege in Köln“;
Herr Dr. G. Schnapper-Arndt über
„Den hygienisch-demographischen Kongreß in Budapest“;

5. November Herr Dr. M. Quarck über
„Den Sozialismus und die Landbevölkerung“;

26. November Herr Franz Wirth über
„Die soziale Bedeutung der internationalen Friedensbestrebungen“;

17. Dezember Herr Professor Dr. L. Oelsner über
„Die schwebende Streitfrage betreffs der schlesischen Webernot im 18. Jahrhundert“;

Herr Stadtrat Dr. K. Fleſch über
„J. Jaſtrow, Das Dreiklaſſenwahlſyſtem“.

* * *

Die eingeſandten Berichte lauten:

1. Die ſoziale Bedeutung der internationalen Friedensbeſtrebungen von Herrn Franz Wirth.

Die Friedensbewegung, früher über die Achſel angeſehen und ſogar etwas mitleidig betrachtet, hat in den letzten Jahren eine Bedeutung erlangt, an die man noch vor wenig Jahren nicht gedacht hat. Deutſchland, das früher einen einzigen Friedensverein, nämlich den hieſigen, hatte, beſitzt jetzt deren 22, die Frage der Abrüſtung und Herſtellung eines ſtändigen internationalen Schiedsgerichtes wird ſogar in den Parlamenten beſprochen, die bedeutendſten Staatsmänner haben ſich beifällig über die Sache geäußert, und die früher ganz gleichgiltige Preſſe beteiligt ſich jetzt ſehr lebhaft an der von den Friedensgeſellſchaften in Gang geſetzten Propaganda. Manche franzöſiſche Blätter haben ſogar einen beſonderen Friedenswochenbericht eingeführt.

Seit Jahrtauſenden werden Kriege geführt und ihre Schädlichkeit iſt ebenfalls ſchon vor Jahrtauſenden empfunden und erörtert worden, ohne daß ſie deshalb abnahmen. Erſt in der neueſten Zeit ſcheint eine Wendung eingetreten zu ſein, weil die Verheerungen, welche Kriege in der Wirtſchaft aller Völker — nicht blos der am Kriege direkt beteiligten — anrichten, größer ſind als früher. Die 20 Jahre lang andauernde Geſchäftsſtockung, welche nicht blos Deutſchland und Frankreich traf, ſondern auch England, Amerika, Öſterreich u. a., d. h. alle Länder, deren Handel und Abſatz durch den Krieg geſtört waren, zeigte dies deutlich. Man ſprach ſeiner Zeit viel von den 5 Milliarden Kriegskontribution und wunderte ſich als nach einigen Jahren ſich herausſtellte, daß dieſer Milliardenſegen keiner geweſen! Sehr erklärlich, denn der Verluſt, den Deutſchland durch den Krieg an Produktion und Handel erlitten hatte, betrug wahrſcheinlich mehr als dieſe 5 Milliarden. Man wurde eben gewahr, daß das durch dieſe repräſentierte Kapital nicht ſo leicht und raſch erſetzt werden konnte. In alter

*

Zeit glaubte man ſolchen Verluſt durch Ausgeben von Staatspapieren und Papiergeld decken zu können: heute iſt aber doch das Bewußtſein mehr durchgedrungen, und der franzöſiſche Volkswirt Leroi Beaulieu hat es in der franzöſiſchen Nationalverſammlung ausgeſprochen, daß viele Millionen Menſchen jahrelang arbeiten müſſen, bis ſoviel Kapital wieder erzeugt iſt.

Die Friedensbewegung iſt namentlich ſeit dem regelmäßigen Tagen der großen internationalen Friedenskongreſſe, d. h. ſeit 1889, zu ihrer jetzigen Bedeutung emporgewachſen. Ihre Organiſation gipfelt in den beiden Friedensbureaus zu Bern, dem „parlamentariſchen“ und dem „internationalen“. Durch dieſe Verſammlungen iſt eine Reform des Völkerrechts, die Einſetzung eines ſtändigen Schiedsgerichtshofes, eine Reform der Erziehung und noch manches andere angeregt worden, was hervorragende Geiſter aller Völker und einen großen Teil der Parlamentsmitglieder beſchäftigt.

Schiedsgerichte haben ja ſchon eine ganze Reihe ſtattgefunden. Es iſt damit bewieſen, daß ſie möglich ſind. Es handelt ſich nur darum, ſie zu einer dauernden Inſtitution zu machen. Die Folgen ſind klar. Überblickt man die ſeit 25 Jahren in enormem Maße geſtiegenen Staatsſchulden — bis auf wenige alle aus Kriegen hervorgegangen —, ſo muß ſich jedem die Überzeugung aufdrängen, daß ſolche Unſummen den Wohlſtand eines Landes herabdrücken müſſen. Frankreich hat jetzt England überflügelt und ſeit 25 Jahren ſeine Schulden mehr als verdoppelt, ſo daß deren Verzinſung allein nahezu eine Milliarde Franken jährlich verſchlingt! Wäre nur die Hälfte davon erſpart worden, ſo müßte Frankreich gewaltig an Wohlſtand zugenommen haben. Nun kommen aber dazu noch 6—700 Millionen Koſten des ſtehenden Heeres. Welche Unſummen von Kapital gehen hier dem Lande alljährlich verloren! Eine Verſtändigung über die Abrüſtung wäre demnach von weittragender Bedeutung. Selbſt Offiziere, hervorragende Mitglieder des preußiſchen und des bayriſchen Generalſtabes, haben dies für nicht unmöglich erklärt, der bayriſche Major Hagen hat ſich im preußiſchen „Militärwochenblatt“ ſogar dahin ausgeſprochen, daß dem geſchichtlichen Entwickelungsgange nach der Krieg einſt aufhören würde.

Um die große Masse des Volkes zu anderen, vernünftigeren Anschauungen zu bringen, ist vor allem die Erziehung dahin zu reformieren, daß nicht schon den Kindern eine hohe Meinung von dem Waffenhandwerk dadurch beigebracht wird, daß man ihnen Waffen, Bleisoldaten u. s. w. als Spielzeug in die Hand giebt. In der Schule muß auch eine Wandelung dahin eintreten, daß im Geschichtsunterricht und anderen Lehrgegenständen nicht das Kriegerische zu sehr hervortritt, sondern das wichtigere kulturelle Element. Die Kriege und Schlachten müssen natürlich aufgeführt werden, aber sie dürfen nicht wie bisher noch der Fall fast den ganzen Inhalt des Geschichtsunterrichts ausmachen. Handel, Gewerbe, Kunst und Wissenschaft müssen mehr Raum erhalten. Was wird selbst heute noch den Kindern von den Gewerben, dem Handel, den politischen und wirtschaftlichen Einrichtungen der Alten mitgeteilt? Die alten Deutschen werden von den Künstlern heute noch in Tierhäuten (Ochsenhäuten, Bärenfellen) dargestellt, statt in Pelzröcken, obwohl aus der Geschichte bekannt ist, daß die Römer die ihnen früher unbekannten Pelze später selbst trugen.

Unsere Schulen leiden unter dem übermäßigen Bedarf des Heeres: überall wird gespart, nur um neue Regimenter aufstellen zu können. Ein wohlwollender Kultusminister in Preußen hatte den Fortbildungsschulen Zuschüsse bewilligt. Heute sind sie ihnen fast alle wieder entzogen. Das Patentgesetz enthält die Bestimmung, daß bei Überschuß der Bundesrat befugt ist, die Gebühren herabzusetzen. Heute noch sind sie die höchsten auf der ganzen Erde! Der Überschuß hat längst 1½ Millionen im Jahr erreicht, aber herabgesetzt werden die Gebühren nicht!

Wie müßte die Produktion und damit der Wohlstand der Länder, besonders aber derjenige der ärmeren Volksschichten steigen, wenn jährlich auch nur ein Teil dieser Milliarden erspart und zu neuer Produktion verwendet würde! Die Höhe der Ersparnis, d. h. der Kapitalvermehrung binnen einem Jahre, zeigt dies am deutlichsten. Wie stehen wir hierin gegen England und Nordamerika zurück!

Es ist deshalb äußerst wichtig, die Überzeugung von den wirtschaftlichen Schäden der Kriege und großen Heere in den

Völkern mehr zu verbreiten, Verständnis darüber, was die unproduktive Verausgabung solcher Summen zu bedeuten hat, was Kapital ist und wie viel Schweiß und Mühe dessen Wiedererſetzung kostet.

Man muß ferner den durch Jahrtausende hindurch großgezogenen Wahn vernichten, daß Kriegsruhm das einzige Erstrebenswerte, das höchste Ziel sei, gegen welches die Erfolge in Kunst und Wissenschaft, in den großen Erfindungen und Verbesserungen auf allen nicht kriegsmäßigen Gebieten zurückträten: den Größenwahn der Völker muß man vernichten, welcher allein es möglich machte, daß man sie Jahrtausende lang auf die Schlachtbank führen konnte!

III. Litterarische Mitteilungen.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur X.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Da ich an dieser Stelle kritischen Bericht von Lesung so mancher Bücher zu geben pflege und, freilich nicht allzu oft, in die Lage komme, ein oder das andere Buch den Hochstiftsmitgliedern zur eigenen Lesung zu empfehlen, so ziemt es sich auch, hier einmal eines Buches zu gedenken, das in ganz ausgezeichneter Weise „Über Lesen und Bildung“ [1]) Umschau hält und Ratschläge erteilt. Selten wird man eine gleich umfassende Kenntnis der neueren europäisch-amerikanischen Belletristik mit einer Gründlichkeit und gesunden Selbständigkeit des Urteils vereinigt finden, wie Anton E. Schönbachs Kritik unserer gegenwärtigen Zustände, Bildungsmittel und neuesten Litteratur sie bietet. Indem Schönbach unser schablonenhaftes Vielwissen der freien geistigen Ausbildung gegenüberstellt, muß seine Beobachtung von selbst zur Lebensarbeit Goethes und Schillers zurückschweifen, auch wenn er nicht eigens die Notwendigkeit erörterte, an die litterarischen Erscheinungen der Gegenwart den litterargeschichtlichen Maßstab anzulegen. Von dem Betriebe unserer Litteraturgeschichte ist freilich auch Schönbach nicht erbaut. Der überschwellende Goethekultus müsse einen Rückschlag hervorrufen, wenn „die Forschung in neuerer Litteratur falsche Wege geht, wenn sie einzelne Beobachtungen verzeichnet oder Bröckelchen veröffentlicht, die an und für sich gar nichts bedeuten, sondern nur in Massen, ausgezogen und unter größere Gesichtspunkte geordnet, ein kleines brauchbares Ergebnis liefern können.

---

[1]) Vierte, stark erweiterte Auflage. Graz 1894 (Leuschner & Lubensky).

Der Quell der Begeisterung dieser Art Arbeit ist der Fanatismus für den Quark. Das flüchtet sich umsonst hinter den wissenschaftlichen Satz, daß die Sorgfalt im kleinen auch dort nötig sei, wo man zur Zeit noch nicht ermessen könne, welchen Gebrauch die spätere Forschung davon machen werde; denn auch dieser Satz will mit verständigem Urteil angewendet werden, das nun freilich dem Philologen fehlt, dessen Blick nur bis zum nächsten Korrekturbogen reicht". Und doch bleibe der Kampf gegen den Goethekultus bedauerlich, denn in den Goethekultus haben manche noch den Rest des uns immer mehr entschwindenden Formgefühls gerettet. Wie weit ist unsere moderne deutsche Bühne bereits von jener Schillers und Goethes, deren „Atem die Kunst war, deren Ziele und Wege streng erwogen wurden", entfernt. So geneigt wir zum Lobe unseres eigenen Zeitalters seien, so sind wir doch heute keineswegs über Goethes Lebensideal hinausgekommen, „vielleicht eher davon in manchem wieder zurückgetreten. Schiller fordert eine ästhetische Erziehung des Menschen und beschreibt sein reiches weites Ideal sittlicher Bildung. Goethe stellt in sich selbst den Höhepunkt der Entwickelung des achtzehnten Jahrhunderts dar, den frei und vollkommen gediehenen Menschen, dessen Sinnen alles in Natur und Welt offen liegt, dem nichts zu schlecht oder klein ist, daß es nicht in einer höchsten künstlerischen Ordnung des Universums verstanden und gewürdigt werde". An Goethes Hymnus an Jovis Schoßkind („Meine Göttin") erinnert uns Schönbach, wenn er die Phantasie als das treibende Moment aller Schöpfungen des menschlichen Geistes, als die Kern- und Grundkraft aller menschlichen Geistesarbeit preist. Die neueste litterarhistorische Poetik möchte dem ganz entgegengesetzt die dichterische Phantasie nur als eine besonders geschickte Verwendung von Lesefrüchten gelten lassen, d. h. ihr Wesen mißverstehend leugnen. Verwunderlich ist mir, daß Schönbach von seiner Bücherliste gerade die Dichtung Goethes ausgeschlossen hat, in welcher dichterische Phantasie und überlegende Verstandesthätigkeit, Herzensbedürfnis und bewußte Tendenz sich so wunderbar vereinigen: „Die Wahlverwandtschaften". Gerade im Zusammenhang mit den neuesten realistischen Bestrebungen, Dichtung und exakte Naturwissenschaft im Experimentalroman zu verschmelzen,

erscheint der von einem Naturgesetz ausgehende und dieses in der sittlichen Welt widerspiegelnde Goethische Roman doppelt bedeutsam. In der italienischen Reise sieht Schönbach eine Wandelung nicht nur im Leben des Dichters (vgl. dagegen unten Nr. 73/4), sondern in der ganzen Geschichte unserer modernen Litteratur. Er stellt die Bedeutung der „großen Tour" für die Menschen des 18. Jahrhunderts den unruhigen Streifzügen des modernen Reisenden gegenüber. Nicht ganz im Rechte scheint mir der treffliche Führer, wenn er vor der Überschätzung des „Romans Dichtung und Wahrheit" als historischer Quelle warnt. So viel unwillkürliche Irrtümer und beabsichtigte Verschiebungen wir nun auch in Goethes Autobiographie nachweisen können, sie bleibt doch eine kulturgeschichtliche Quelle, deren Wert kaum überschätzt werden kann. Was Goethe in dem Werke als komponierender Künstler geleistet hat, das vermögen wir freilich erst jetzt durch die ins Einzelnste gehende Feststellung seines Abweichens von dem thatsächlichen Verlaufe der Begebenheiten völlig zu würdigen.

Diese künstlerische Seite, Gliederung und Aufbau, den ästhetischen Wert des Kunstwerks im Gegensatze zu einseitiger historischer Erläuterung für „die Geistes- und Herzensbildung der Schüler" verständlich und fruchtbar zu machen, ist die Hauptaufgabe, welche sich Hermann Schiller und Veit Valentin für ihre Sammlung „Deutscher Schulausgaben"[2]) stellen. Schiller hat in zweien der hübsch ausgestatteten Bändchen (Nr. 3 und 4) Goethes Frankfurter Jugendzeit und seine Urteile über die deutsche Litteratur aus „Dichtung und Wahrheit", Valentin Goethes „Iphigenie auf Tauris" (Nr. 5) herausgegeben, der er Schillers „Jungfrau von Orleans" (Nr. 10) folgen lassen will. Valentins Einleitung zur Iphigenie behandelt ebenso klar und knapp als anziehend die dichterischen Voraussetzungen, das künstlerische Problem, die dramatische Gestaltung und den dramatischen Aufbau des Werkes. In der modernen Dichtung, sagt Valentin, erfolge die Befreiung „durch innerliche Buße und Läuterung: damit ist den Erinnyen genug gethan, und sie bedürfen keiner anderen Sühne, sie geben

[2]) Dresden 1894 (Verlag von L. Ehlermann).

die Verfolgung, die, nachdem der Verfolgte seine That gebüßt hat, gegenstandslos geworden ist, naturgemäß auf. Die Sühne durch innere Läuterung, wie sie bei Iphigenie selbst schon (durch die Todesqualen des in Aulis zum Altar geführten Opfers) erfolgt ist und wie sie nun auch bei Orestes (dessen Vorstellung das von der Schwester an ihm zu vollziehende Opfer bereits vollendet sieht) sich vollzieht, sowie der Weg, auf dem diese Läuterung gewonnen wird, ist das Neue in der Lösung des künstlerischen Problems durch den modernen Dichter".[3]) Ich möchte hinzufügen, wie falsch es ist, wenn man statt dessen so oft die Wahrheitsliebe Iphigeniens als eine christliche Tugend der antiken Moral entgegenstellt und hierin die Erneuerung der alten Sage erblicken will. Gerade dieses Hervordrängen des inneren Wahrheitsbedürfnisses, vor dem die aufgedrungene List fallen muß, ist ebenso Sophokleisch als Goethisch. Nicht umsonst verweist Pylades auf Ulysses als sein Vorbild. Wie Ulysses rät er der zur Fortführung des Kranken nötigen Mithelferin, und wie Neoptolemus dem Philoktet, vermag Iphigenie dem edlen Thoas gegenüber die ihr angelernte kluge Komödie nicht durchzuführen. Schon Laas hat in seiner Lehre vom deutschen Aufsatz diese Abhängigkeit, denn hier handelt es sich meiner Überzeugung nach wirklich um eine solche, des Goethischen Iphigeniendramas von Sophokles' „Philoktetes" betont. Durch Lessings „Laokoon" (auch ihn hat Valentin als Heft 6/7 seiner „Deutschen Schulausgaben" in dankenswerter Weise herausgegeben) war gerade diese Sophokleische Tragödie seit langen Jahren der Aufmerksamkeit Goethes besonders nahe gebracht worden. Die ganze Iphigeniensage, die nach Aulis, Tauris und Delphi weisenden alten und neuen Dichtungen über ihr Schicksal läßt Richard Förster in seinem Vortrage[4]) an uns vorüberziehen. Er rühmt Schiller, der statt gleich andern (Racine, Levezow) zu ändern mit der ein-

[3]) Vgl. darüber und über die Bühnengestaltung des Goethischen Dramas Valentins zwei Aufsätze „Kunst und Routine" im 1. und 3. Hefte der auch sonst für Goethes und Schillers Fortleben auf der modernen Bühne wichtigen „Deutschen Dramaturgie" herausgegeben von Paul Kühn. Leipzig 1894/95.

[4]) Iphigenie. Rede zur Geburtstagsfeier Sr. Majestät des Kaisers. Breslau 1895.

fachen Übersetzung der Euripideischen Iphigenie in Aulis „das Richtige that", er preist Goethes „in sich ruhendes und geschlossenes Kunstwerk". Förster meint, daß Wielands Alkeste,[5]) wie die Iphigeniendramen von Lagrange und de la Touche auf Goethe eingewirkt haben. Während aber bei de la Touche der rein natürliche geschwisterliche Instinkt äußerlich den Wahnsinn Orests beruhigt, geht bei Goethe die seelische Umwandlung und Entsühnung allmählich vor sich. Förster verweist auch auf die Werke der bildenden Kunst (Angelika Kauffmann, W. Tischbein, Hermann Heidel, Feuerbach), die durch Goethes Dichtung entstanden sind.

Wohl aus Rücksicht auf das gleichzeitig ausgegebene Iphigenienbändchen hat H. Schiller Goethes Selbstzeugnissen über Götz, Egmont und Werther, wie sie in „Dichtung und Wahrheit" stehen, auch noch solche für Iphigenie beigefügt, obwohl sie mit der Autobiographie selbst eigentlich keinen Zusammenhang haben. Daß für die Zeit von 1764 bis 1775 „Dichtung und Wahrheit" die beste deutsche Litteraturgeschichte sei, durfte der Herausgeber mit Recht behaupten. Der Lehrer wird freilich eben hierbei es an Berichtigungen und Ergänzungen, wie sie ihm reichlich und trefflich v. Loepers berühmter Kommentar und Düntzers neueste Ausgabe in Kürschners Nationallitteratur[6]) an die Hand geben, nicht fehlen lassen dürfen. Die dem ersten Teile der „Deutschen Schulausgaben" beigegebenen 14 Bilder aus Altfrankfurt werden das Bändchen auch den Lesern außerhalb der Lehrer- und Schülerkreise zu einer erfreulichen Gabe machen. Erfreulich erscheint aber auch die Mühe und Sorgfalt, welche C. A. Buchheim daran gewandt hat, um die ersten vier Bücher von Goethes Lebensbeschreibung im deutschen Texte englischen Lesern zu erschließen. Die umfangreichen Notes (108 Seiten) suchen

---

[5]) Goethes Verhältnis zu Wieland und Euripides hat Alfred Schöne erörtert in den Anmerkungen zu seiner Rede „Über die Alkestis des Euripides" Kiel 1895. Schöne nimmt an, daß Goethe nicht das griechische Original, sondern nur die lateinische Übersetzung von Ämilius Portus (Heidelberg 1597) kannte, da nur diese den Thanatos als mortuarum reginam bezeichnet und Goethe die Königin der Toten im Euripideischen Stücke auftreten läßt.

[6]) Bd. 98—102. Goethes Werke Bd. XVII—XX. Stuttgart 1894/95 (Union deutscher Verlagsgesellschaft).

zwar vor allem über sprachliche Schwierigkeiten hinwegzuhelfen, sie geben aber zugleich sachliche Erläuterungen, in denen der rühmlich bekannte Herausgeber der „German classics“ [7]) ebenso Geschick in der Auswahl wie gründliche Kenntnis der einschlägigen Litteratur bewährt. Die Einleitung berichtet in knapper Weise über die Entstehungsgeschichte der Autobiographie, welche sich der ersten Cottaischen Ausgabe der Goethischen Werke von 1806/8 (sie muß als „works“ nicht als „collected works“ bezeichnet werden) anschloß. Buchheim empfiehlt „Dichtung und Wahrheit“ mit den schönen und treffenden Worten: „It combines all the advantages which the various stages of life are capable of imparting to an author's writings.“ Wenn für deutsche Leser Buchheims Ausgabe als Zeichen der wachsenden Anerkennung Goethes in England wertvoll ist, so hat die deutsche Goetheforschung mit Düntzers Ausgabe als einer nicht unwichtigen Arbeit zu rechnen. Düntzer und Kürschner haben die vier Bände von „Wahrheit und Dichtung“ — diesen Namen, behauptet Düntzer, müßte das Werk nach Goethes letzter Willensmeinung führen — mit reichem Bilderschmucke, besonders an Porträten ausgestattet. Ich würde freilich eher manch anderes Bild als z. B. die der Kaiser Franz I. und Joseph II., das von Chr. F. Weiße oder gar das von Ulysses v. Salis aufgenommen haben, von welch letzterem Goethe doch nichts weiter zu sagen hatte, als daß er ein ernster verständiger Mann kopfschüttelnd bei uns vorüber ging. Aber sinnig war es, dem 16. Buche das Bild Spinozas aus Colers Biographie von 1733 voranzustellen. Die Ansichten des Klosters auf dem Odilienberge und Offenbachs von der Mainseite (1783) bringen uns sofort „die Wahlverwandtschaften“ und Lilis gestörte Geburtstagsfeier in Erinnerung. Auf den 48 Seiten der Einleitung hat Düntzer die äußere Entstehungsgeschichte des Werkes, man möchte sagen von Tag zu Tag verfolgt, wie er dies schon 1881 in den „Erläuterungen zu Dichtung und Wahrheit“ mit Zuhilfenahme der Ausleihelisten der Weimarischen Bibliothek gethan hat. Für die erneute Darstellung standen ihm jetzt die neu mitgeteilten

[7]) Edited with introduction, notes and index. Volume XII. Goethe's Dichtung und Wahrheit. The first four books. Oxford 1894. (At the Clarendon Press).

Schemata und Zusätze der Weimarischen Ausgabe zur Verfügung, an deren Textgestaltung Düntzer scharfe Ausstellungen macht. Die freundliche Art, mit der er nun der Verdienste seines Gegners v. Loeper gedenkt, berührt doppelt angenehm, je weniger man Urbanität und Anstand bei der Kritik, die heute in Behandlung der deutschen Litteraturgeschichte den Ton angiebt, voraussetzen darf. Wer unbeirrt von rechts und links nur der Sache dienend ruhig und gewissenhaft seinen Weg zu gehen sucht, der braucht auf die in Gift und Schmutz getauchten Pfeile, die dem Parteilosen von allen Seiten den Dank entgegenzischen, nicht lange zu warten.

Wenn Düntzer in manchen der vorausgehenden Bände von Kürschners trefflicher Sammlung, deren Wert als Ganzes immer mehr hervortritt, sich oft etwas zu knapp hält und mit dem Hinweise auf seine „Erläuterungen zu den deutschen Klassikern" begnügte, so hat er diesmal die Anmerkungen reicher ausgestattet. Gründlichste Beherrschung des ganzen Materials bis in die kleinsten Einzelheiten hinein ist ja bei Düntzer selbstverständlich. Diesmal hat er aber im Kommentar auch manche oft gerügte Schwächen mehr als sonst vermieden. Seit v. Loeper seinen berühmten Kommentar in der Hempelischen Ausgabe veröffentlichte, ist gar manches Zweifelhafte richtig gestellt, Unbekanntes erhellt worden. Düntzers kommentierte Ausgabe kann so ihren Platz neben der Loeperischen behaupten und wird sich für den Teil der Leser, dem v. Loepers Anmerkungen zu viel Material bringen, jetzt als die beste Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit" (mit der Änderung des Titels wird Düntzer gewiß nicht durchdringen) empfehlen. Wenn Düntzer die thatsächlichen Verhältnisse in Sesenheim der Goethischen Schilderung gegenüber stellt, so mag dabei auf die neuen (vgl. X, 478) „urkundlichen Forschungen zu Goethes Sesenheimer Idylle und Friederikens Jugendgeschichte"[8]) von Gustav A. Müller verwiesen werden. Als kleine Beiträge zum Kommentar von „Dichtung und Wahrheit" mag solche Andacht zum Unbedeutenden, gegen die ich für meine Person mich ablehnend verhalten muß, noch am besten zur Geltung

[8]) Auf Grund des Sesenheimer Gemeindearchivs. Mit einer korrigierten Kopie und einer Wiedergabe des Falckischen Friederikenporträts sowie fünf Beigaben. Bühl 1894 (Druck und Verlag der Aktiengesellschaft Konkordia).

kommen. Wer ſich für das Verzeichnis aller Taufen intereſſiert, bei denen Mitglieder der Familie Brion Paten ſtanden ſowie für Friederikens Mitſchülerinnen, den Barbier und Lehrer wie die Wirte von Seſenheim, dem wird hier reiche Belehrung darüber geboten. Vermerkenswert iſt die gut begründete Vermutung, daß Goethe den Kleidertauſch mit dem Wirtsſohn Georg Klein nicht in dem entfernteren Druſenheim, ſondern dem näheren Dingolsheim vorgenommen habe. Die pietätvolle Freude, die der Verfaſſer an ſeiner Forſchung zeigt, muß eigentlich alle Kritik entwaffnen, und für das von ihm in Seſenheim gegründete Goethe-Friederikenmuſeum ſind ſeine Seſenheimer Lokalforſchungen ja gewiß ein willkommener Beitrag. Die Frage nach der Echtheit des von Falck veröffentlichten Friederikenbildes (das mir immer glaubwürdig ſchien) iſt durch Müllers erneute Unterſuchung nicht entſchieden worden. Völlig mißlungen iſt ſein Verſuch, aus noch vorhandenen (neueren) Liederbüchern der Seſenheimer etwas der Sammlung von Friederikens Elſäßer- und Schweizerliedchen Ähnliches herzuſtellen. Auch die Lieder Friederikens und Goethes, die Müller ſeiner eigenen Dichtung „Die Nachtigall von Seſenheim“ [9]) eingeſchaltet hat, erinnern mehr an Margaretens und jung Werners friſche Weiſen als an Goethe und elſäßiſche Volkslieder. Die Dichtung weiſt in jeder Zeile auf ihr Vorbild, Scheffels „Trompeter von Säkkingen“, hin; man möchte ſie als Variationen des von Scheffel aufgeſtellten Muſters bezeichnen. Daß Müller „Dichtung und Wahrheit“ gegenüber ſich ſelbſtändig verhalten hat, iſt an ſich nicht zu tadeln. Aber die Herbeiführung der Kataſtrophe durch Goethes Verſehen, abmahnende Briefe von Mutter und Schweſter dem für Friederike gemalten Bande beizupacken, iſt mehr einfach als gut erfunden. Der Verſtoß gegen das Zeitkoſtüm, die Pfarrerstochter als Fräulein anſprechen zu laſſen, wäre leicht zu vermeiden geweſen. Im übrigen aber mag der friſche und teilweiſe ganz anmutige Nachklang des oberrheiniſchen Trompeters immerhin neben den ſchon vorhandenen fünf Friederikendichtungen von der guten Geſinnung ſeines Verfaſſers freundliches Zeugnis ablegen.

[9]) Goethes Frühlingstraum. Ein heiter-ernſter Sang vom Rhein. Leipzig 1895 (Verlag von Walter Fiedler).

Einen wirklich schätzbaren Beitrag zum Kommentar von „Dichtung und Wahrheit“ hat Düntzer durch sein Buch „Goethes Stammbäume“ [10]) geliefert. Schon 1888 hatte er in den „Grenzboten“ Mitteilungen über die Familie Textor veröffentlicht. Jetzt hat er auf Grund langer sorgfältiger und kritisch prüfender Studien versucht, ein möglichst getreues Bild der bedeutendsten Männer der Textorischen und Goethischen Familie zu geben „und zugleich den weiten Kreis der Goethischen Verwandtschaft anzuführen“. Die übersichtliche Vereinigung aller der recht zerstreuten Nachrichten ist höchst dankenswert, aber gerade Düntzers Studie zeigt auch, wie viel Material die Hochstiftsberichte für die Goethische Familiengeschichte angehäuft haben, die in dieser Ausdehnung selbst wieder ein Beitrag zur Geschichte Frankfurts geworden ist. Den interessanteren Teil der Arbeit bilden die Mitteilungen über das Geschlecht Textors, das von dem Georg Weber, der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts zu Weickersheim in Diensten des Grafen Georg Hohenlohe lebte, bis zur Gegenwart herab verfolgt wird. Im Dezember 1690 wurde der Heidelberger Professor Johann Wolfgang Textor als erster Syndikus nach Frankfurt berufen; sein Enkel war der Großvater von Johann Wolfgang Goethe. In der Rettung des Stadtschultheißen Textor gegen die Senckenbergischen Beschuldigungen hat Düntzer wohl zu viel Eifer entwickelt. Goethes Verse „Urahnherr war der Schönsten hold“ verraten doch, daß die Erwähnung galanter Neigungen Textors nicht bloße Erfindung Senckenbergs ist. Volgers Ableitung des Namens und der Familie Goethe aus dem Gaue Götzfeld weist Düntzer zurück. Er glaubt, daß wir über den Schmied Joachim Göthe, der von 1636 an in Sangershausen nachweisbar ist, nicht zurückgehen können; der Hufschmied Dietrich Hans Christian Göthe zu Artern in der Grafschaft Mansfeld war wohl sein Sohn. Von Goethes Großvater und Vater entwirft Düntzer ein ausführlicheres Lebensbild; beim letzteren geht er vielleicht ein paarmal zu sehr in die Goethebiographie selbst über. Für die gerechte und liebevolle Würdigung des trefflichen Johann Kaspar Goethes sei Düntzer

[10]) Eine genealogische Darstellung. Gotha 1894 (Fr. Andreas Perthes).

umſomehr gedankt, je hartnäckiger die alte Ungerechtigkeit gegen den Vater, die freilich der Sohn ſelbſt verſchuldet hat, in der Goethelitteratur fortlebt. Bei manchen Einzelheiten hat Düntzer doch wohl mehr Vermutungen als ſtreng nachweisbare Behauptungen über die Art und Weiſe, wie der Herr Rat ſeines Sohnes Verhalten aufgenommen haben mag, zum Beſten gegeben. So kann ich auch weder in Goethes Briefen noch Tagebüchern Zeugniſſe dafür finden, daß der Verluſt von Chriſtianens und ſeinen Kindern „ihn zu raſendem Schmerz aufregte“. Dagegen möchte ich aus dem ſpäteren Verhältnis zwiſchen dem Dichter und ſeinem Vetter Dr. Melber doch folgern, daß er während deſſen Studienzeit in Jena ſich ſeines jüngeren Verwandten angenommen habe, obwohl wir kein Zeugnis dafür haben. Wie wenig das Schweigen der Tagebücher in dieſer Hinſicht beweiſend iſt, hat jetzt v. d. Hellen in den Lesarten zu Brief Nr. 4277 und 4463 eigens vermerkt, nachdem ich ſchon im vorangehenden Berichte (X, 477) dies hervorgehoben hatte.

Düntzer rühmt, wie in den Tagebüchern die ganz eigenartige Ausbildung der Goethiſchen Lebensdarſtellung deutlich vorliege, „aber ſie ſprechen nur dem Kundigen, der ſie zu beleben weiß“. Ich habe ſchon einmal geſtanden, daß mir dieſe Belebung nicht leicht wird. Gewiß gewinnt man hier einen höchſt lehrreichen Einblick in das ruhige ſyſtematiſche Leben und Arbeiten Goethes zu einer Zeit, in der die Ähnlichkeit mit ſeinem bedächtigen ordnungsliebenden Vater mehr hervortritt als das lebhafte Blut der Mutter. Das feſte zielbewußte Streben nach Erfüllung ſelbſtgewählter Lebensaufgaben und umfaſſendſter Bildung ſpricht aus dieſen trockenen Aufzeichnungen: „Beſchäftigung, die nie ermattet“, und zu dem bewundernswerten Aufbau des Goethiſchen Lebens „Sandkorn für Sandkorn reicht“. Wie er in einem Briefe an Knebel zum Jahresanfang 1800 von dem Fleiße ſpricht, der ſein ganzes Glück mache, ſo geſteht er einige Tage ſpäter in dem jetzt zum erſtenmal veröffentlichten Schreiben an den Prinzen Auguſt von Gotha: „Wie ein Stein geſchwinder fällt, je länger er fällt, ſo ſcheint es auch mit dem Leben zu gehen, das meinige wird, ſo ſtill es von außen ausſieht, immer mit größerer Heftigkeit fort-

geriſſen. Die vielen Fäden der Wiſſenſchaften, Künſte und Geſchäfte, die ich in meinen früheren Zeiten angeknüpft habe, laufen nun immer enger zuſammen, kreuzen und drängen ſich, ſo daß es meiner ganzen Ordnungsgewohnheit bedarf, damit kein Gewirre entſteht.“ Wer das Fortrücken einer einzelnen Arbeit Goethes feſtſtellen will, zweifelhafte Einzelheiten ſichern möchte, der wird dieſe Tagebücher reich an Aufſchluß finden. Wer aber, um von „Dichtung und Wahrheit“ ganz zu ſchweigen, nur von den „Tages- und Jahresheften“ zu den Tagebüchern übergeht, wird doch beim Durchgehen eines Bandes, wie nun die Weimarer Ausgabe[11]) wieder einen, den ſechsten, bietet, das Beleben dieſes Schemas nicht ſo leicht finden. Der neueſte Band behandelt die Jahre 1816 und 1817; Herausgeber ſind Ferdinand Heitmüller und Julius Wahle. Vom 21. März 1817 an ſind die Eintragungen in ein beſonderes Heft, nicht mehr wie ſeit 1797 in den Gothaiſchen Schreibkalender gemacht. Im weſentlichen iſt der Charakter der Tagebücher dadurch nicht geändert; nur ſind dem Texte gegenüber auf den halbbrüchigen Bogen die Expeditionen und Briefe eingetragen. Von Goethes Briefen ſind in der Weimariſchen Ausgabe Band 15 und 16 erſchienen, die vier Jahrgänge 1800 bis 1803 enthaltend. Der Brief an Schiller vom 31. Dezember 1803 trägt die Nummer 4800. Die Zahl der ungedruckten Briefe nimmt mit dem Fortſchreiten der Sammlung zu. Band 15 bietet 114, Band 16 ſogar 142 bisher unbekannte Briefe Goethes.[12]) Der Hauptanteil davon (35) entfällt auf Chriſtiane; 12 ſind an Cotta, 7 an Karl Auguſt, je 2 an Humboldt und Fr. A. Wolf gerichtet. Daneben finden wir als Adreſſaten zum erſtenmal veröffentlichter Briefe: Blumenbach, Hegel, Iffland, Schleiermacher, Johanna Schloſſer, Steffens, Voigt, den Herzog Ernſt und Prinz Auguſt von Gotha, die Herzogin Luiſe. Eine ganze Reihe von Billets und Briefen

[11]) Goethes Werke. Herausgegeben im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachſen. Weimar 1894 (Hermann Böhlau).

[12]) Im Inhaltsverzeichnis des 15. Bandes ſind die ungedruckten Briefe von Nr. 4408 an nicht mehr mit dem zu ihrer Hervorhebung eingeführten Zeichen * verſehen, während die betreffenden Nummern in den Lesarten den Vermerk tragen.

ſind an Kirms gerichtet, der bei der ſchwierigen Theaterleitung ſeine feſteſte Stütze bildete. Es wird in der Goethelitteratur ſo viel Entbehrliches zu Tage gefördert. Eine zuſammenfaſſende Charakteriſtik von Kirms Perſönlichkeit und Thätigkeit auf Grund des neu erſchloſſenen Materials erſcheint mir wirklich als ein Bedürfnis; eine ſolche Arbeit würde Wahles verdienſtliches Buch über das Weimariſche Theater erwünſcht ergänzen. Zu Goethes Theaterleitung bringen die neu veröffentlichten Briefe manches bei, ſo eine recht kräftige Zurückweiſung der Mutter Kotzebues, die Goethe wegen Unterdrückung der ſatiriſchen Stellen in den „Kleinſtädtern“ Vorwürfe machen wollte (3. März 1802). Zwei für A. W. Schlegel beſtimmte Konzepte loben ſeinen „Jon“, für den er ſich von Anfang intereſſiert habe und der ihm durch die Mühen und Abenteuer der Aufführung gleichſam zu eigen geworden ſei. Er fürchtet, die Größe des neuen Berliner Theaters werde die Repräſentationen zum ſpektakelhaften drängen, „da wir die Mittelſtraße, durch großen Stil etwas Bedeutendes und Auffallendes hervorzubringen, wohl ſchwerlich ſo bald betreten werden“. Gerne würde er, wenn nicht gar zu viel entgegenſtünde, die von Schlegel überſetzte „Anbetung zum Kreuz“ von Calderon in Weimar aufs Theater bringen. Die Aufführung von „Was wir bringen“ hat ihm Luſt gemacht, wohl einmal ein ähnliches Feſtſpiel „mit mehr Perſonen für ein größeres Theater zu bearbeiten“. Dieſe Äußerung in einem Briefe an den Grafen Brühl (28. Febr. 1801) iſt wohl für die Vorgeſchichte des „Epimenides“ zu verwerten. Im ſelben Brief klagt er, daß die Deutſchen die guten Eigenſchaften des franzöſiſchen Theaters, die ihnen ſelbſt fehlten, ſo ſchwer zu ſchätzen lernten. Es ſei im deutſchen Volke „ein eignes Gemiſch von Originalität und Nachahmung“. An den franzöſiſchen Überſetzer von „Hermann und Dorothea“, Paul J. Bitaubé, ſchreibt er (19. Nov. 1800), gern würde er, wäre er nur jünger die ſittlichen und geiſtigen Bedürfniſſe der Franzoſen, Sitten und Lokalitäten kennen lernen, um dann ein Gegenſtück zu ſeinem Epos zu ſchreiben. Dem engliſchen Überſetzer von „Hermann und Dorothea“, Holcroft, ſtellt er (29. Mai 1801) einen Aufſatz „über die vier nunmehr vor mir liegenden Überſetzungen“ des Gedichtes in Ausſicht. „Man kann, wie es mir ſcheint, nach zweierlei

Maximen überſetzen, einmal wenn man ſeiner Nation den reinen Begriff eines fremden Autors überliefern, fremde Zuſtände derſelben anſchaulich machen will, wobei man ſich dann genau an das Original bindet; man kann aber auch ein ſolches fremdes Werk als eine Art Stoff behandeln, indem man es, nach eigenen Empfindungen und Überzeugungen dergeſtalt verändert, daß es unſerer Nation näher gebracht und von ihr gleichſam als ein Originalwerk aufgenommen werden könne.“ Durch ſeine Arbeit an Voltaires „Mahomet“ (ſ. unten M. Bernays) und „Tankred“ lag Goethe damals die Frage nach der Überſetzungsart beſonders nahe. Seine Gedanken darüber öffentlich zu ſagen, nahm er aber erſt in „Dichtung und Wahrheit“ und in den Noten zum weſtöſtlichen Divan Gelegenheit. In dem (gleichfalls bisher ungedruckten) Briefe an Maler Müller (19. Nov. 1800) meint er von den Propyläen: „Unſere Abſicht dabei iſt aufzuregen und zu wirken, nicht feſtzuſetzen und zu bauen; ob wir gleich von einem Gebäude unſern Titel hergeleitet haben.“ Wenn hier das Verhältnis zur romantiſchen Schule im Hintergrunde ſteht, ſo kommt Goethe in einem in doppelter Faſſung erhaltenen Briefkonzepte an W. v. Humboldt (29. Nov. 1801) auf den Bruder des Sternbalddichters, den Bildhauer Friedrich Tieck, zu ſprechen. Er ſei, abgeſehen von den affectionibus juventutis mit ihm als Künſtler und als Menſchen recht wohl zufrieden. „Das ſchlimmſte iſt, daß er ſich ſein Leben von Grund aus zerſtört, wenn ihm nicht bald ein Licht über ſeinen ſittlichen Zuſtand aufgeht. Dann natürlich, wenn einer ſo ſelbſtiſch, rechthaberiſch, ohne irgend eine Rückſicht, in den Wald hineinſchreit, ſo erwidert ihm das Echo ſolche fratzenhafte Töne, die ihm freilich zu keinem Ohrenſchmaus gedeihen. Nun hat der Wald unrecht! und die Welt! und ein kränklich ombrageuſes Menſchenfeindchen iſt fertig, das viele Jahre braucht, um nur gegen ſich ſelbſt und gegen andere wieder eine vernünftige Poſitur zu faſſen. Wer der Welt grad aus zu Leib gehen will, muß ein derbes Fell auf den Knochen haben.“

Durch Heraushebung ſolch einzelner markanter Stellen aus den neu erſchloſſenen Briefen wird ja die Sammlung, deren Hauptvorzug eben in der geſchloſſenen Maſſe gegenüber der bisherigen Verzettelung liegt, freilich nicht charakteriſiert. Gerade indem wir

*

die nach allen Seiten sich verschlingenden, so mannigfaltigen Fäden gewahren, tritt die einheitliche Persönlichkeit Goethes in ihrer imponierenden Macht hervor. Mit aufgeregtem Eifer sorgt er da für die Gründung der neuen Jenaischen Litteraturzeitung, fördert das Einzelnste beim Schloßbau und bringt seinen Willen im Theatertreiben energisch zur Geltung. Treulich hält er an dem alten mürrischen Freunde Knebel fest und findet für den Jugendgenossen Jacobi immer wieder herzliche Worte, während das frohe Gefühl vollen geistigen Verstehens und Zusammenwirkens im Höchsten den Briefen an Schiller ihr Gepräge leiht. Mit sorgender Liebe sucht er Christianen Freude zu machen und daneben beginnen schon die Beziehungen, welche nach zwei Jahrzehnten den Herausgeber von „Kunst und Altertum" in den Mittelpunkt des europäischen Geistesleben stellen. So groß aber das Verdienst der Weimarischen Ausgabe ist, die für Goethes ganze Lebenszeit leistet, was M. Bernays und S. Hirzel für die Briefe des „jungen Goethe" vorbildlich gethan haben, so ist sie doch nach Anlage und Umfang nicht für weitere Leserkreise geeignet. Diese werden ohne Erläuterungen auf Schritt und Tritt zurückgescheucht. Es ist deshalb zu begrüßen, daß im Anschluß an die große Weimarische Briefausgabe nun „Goethes Briefe" [13]) auch für nichtgelehrte Kreise zugänglich gemacht werden sollen. Nur rein geschäftliche und amtliche Schreiben, gleichgiltige Billette sollen wegbleiben, die Briefe selbst vollständig und in unveränderter Schreibung für die Jugend in chronologischer Ordnung, für spätere Jahre nach sachlichen Gruppen (eine schwierige und bedenkliche Gliederung!) gereiht, mitgeteilt werden. Einleitungen zu den einzelnen Abteilungen und Erläuterungen im einzelnen sollen die Briefe dem allgemeinen Verständnis nahe bringen. Ein Urteil über die Ausgabe läßt sich nach den paar vorliegenden Lieferungen noch nicht fällen.

---

[13]) Mit Einleitungen und erklärenden Anmerkungen herausgegeben von Adolf Voigt. Leipzig 1894 (Verlag von K. Fr. Pfau). — Gleichzeitig erscheint auch von W. v. Biedermanns trefflicher und unentbehrlicher Sammlung der Goethischen Gespräche eine neue Subskriptionsausgabe in 45 Lieferungen. Leipzig (F. W. v. Biedermann).

In dem erſtmalig veröffentlichten Briefe an Steffens ſpricht ſich Goethe über ſeine Naturſtudien aus. „Zur Zeit, da ich den für mich einzig möglichen Weg, die Natur zu ſtudieren einſchlug, fand ich mich in der weiten Welt ganz allein. Daß uns die Betrachtung der Natur zum Denken auffordert, daß uns ihre Fülle mancherlei Methoden abnötigt, um ſie nur einigermaßen handhaben zu können, darüber iſt man überhaupt wohl einig; daß aber beim Anſchauen der Natur Ideen geweckt werden, denen wir eine gleiche Gewißheit als ihr ſelbſt, ja eine größere zuſchreiben, von denen wir uns dürfen leiten laſſen, ſowohl wenn wir ſuchen, als wenn wir das Gefundene ordnen, darüber ſcheint man nur in einem kleinern Zirkel ſich zu verſtehen.“ Die Briefſtelle giebt ein für Goethes ganzes Naturſtudium wichtiges Geſtändnis. Eine reiche Fülle neuen Materiales für Goethes Naturſtudien bringen die neueſten Bände (4 und 10) der „naturwiſſenſchaftlichen Schriften“ der Weimarer Ausgabe. Dem 2. hiſtoriſchen Teile „Zur Farbenlehre“ hat Kaliſcher die 17 Bunt-Schwarzdrucktafeln beigegeben, die ſeit 1842 überhaupt nicht mehr, in einer Geſamtausgabe der Werke noch niemals vollſtändig veröffentlicht worden ſind. Umfangreich und vollſtändig ausgearbeitet ſind die Paralipomena zu dieſem Teile, ſo die „Geſchichte des Newtoniſchen Irrtums den Urſprung der Farben betreffend“. Wenn Goethe dabei die Meinung ausſpricht, die Geſchichte wie ein Irrtum entſtanden und entſtehen könne, bleibe der furchtbarſte Angriff, ſo ſehen wir auch dabei die Bethätigung ſeines geſchichtlichen Sinnes. Merkwürdiger, meint er in einer erſten Aufzeichnung über den Tempel zu Puzzooli, ſei in dieſer Welt der Meinung nichts, „als daß man um Phänomene zu erklären die gewaltſamſten Mittel zu Hilfe ruft, anſtatt daß man bei ruhiger Umſicht das nächſte Natürliche bei der Hand gehabt hätte“. Die Natur, ſagt er in der Farbenlehre, „ergreifen wir nur durch Kunſt, und jede Kunſt muß der Natur Gewalt anthun. Ja man darf wohl ſagen, indem der Menſch beſtimmt iſt, eine zweite Natur hervorzubringen, ſo darf er ſich dem Sinne der erſten nicht völlig hingeben“. Die Wiederherſtellung der Künſte und Wiſſenſchaften lehrt er dagegen im zweiten Paralipomenon, ſei nur dadurch möglich geworden, „daß geniale Menſchen ſich wieder zur Natur wandten,

ſie mit Anteil beſchauten, ſie ſich zueigneten, ſie nachbildeten, belebten, vermenſchlichten, vergeiſtigten". Die Newtoniſche Schule aber habe ſich von der Natur wieder abgeſondert, ſtationär und retrograd in ihren eigenen Kreis ſich eingeſchloſſen. Für die Geſchichte ſeiner eigenen Arbeiten in dieſem Fache erhalten wir ein neues bedeutſames Schema (29. Paralipomenon); für ſeine mineralogiſchen und geologiſchen Arbeiten teilt der 10. Band außer Lesarten und Paralipomena 62 Aufſätze zum erſtenmale aus den Handſchriften mit. Rudolf Steiner hat dies neue Material, vereint mit acht bereits bekannten Aufſätzen, in drei große Gruppen geordnet: Mineralogiſche und geologiſche Grundbegriffe, Grundgeſetze des Wirkens in der unorganiſchen Natur von der Kryſtalliſation bis zur Bildung ganzer Gebirgsformen, Darſtellungen geologiſcher Objekte und Phänomene unter beſtimmten örtlichen Verhältniſſen. Beſonders ſcharf tritt wiederholt Goethes Abneigung gegen den Vulkanismus auch in dieſen Aufſätzen hervor. Wir werden unmittelbar an die tollen Strudeleien in der klaſſiſchen Walpurgisnacht erinnert, wenn wir auf einem eigenhändigen Zettel leſen: „Daß ich einen ſolchen wilden willkürlichen Erdboden nicht bewohnen, wenigſtens nicht betrachten werde, denn wie ſieht es in meinem Kopfe aus, wenn ich mich quäle zu denken und zu imaginieren, daß durch Strecken Meilen aus dem Meere emporgehoben, dort Urländer ins Meer verſenkt werden, wenn die Erde bald hie bald da klafft, um fertige unten ausgekochte Bergmaſſen emporzuheben, wenn das feſte Tyrol reißt, der Porphyr aus der Tiefe emporſteigt, den Dolomit zerſtückt und zerklüftet."

Das mineralogiſche Intereſſe bildet den Ausgangspunkt für Goethes geographiſche Beobachtungen, die er vor allem auf ſeinen Reiſen anſtellte. Goethe hat keine eigentlich geographiſche Studie verfaßt, aber Fragen der phyſikaliſchen Geographie und der Ethnographie haben ihn ſtets beſchäftigt. Die Art wie Herman Becker „Goethe als Geograph" [14]) behandelt, iſt daher durchaus gerechtfertigt und äußerſt lehrreich, nur ſchade, daß er ſich auf die deutſchen

[14]) Berlin 1894. Programm der Margaretenſchule (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung).

Grenzen beſchränkt hat, während doch gerade die Schweizer- und die italieniſchen Reiſen das reichhaltigſte Material bieten. Wenn erſt durch die ſinnliche Anſchauung der Gegend für Goethe die Geiſter der Geſchichte lebendig werden (ital. Tagebuch 19. Oktbr.), ſo erinnert dies faſt an Moltkes köſtlichen Ausdruck, „dem Terrain ſein Geheimnis abzuzwingen“. Goethe wäre ſeiner ſinnlich betrachtenden Natur gemäß kaum imſtande geweſen nach bloßen Beſchreibungen geographiſch anſchaulich zu dichten wie Schiller im „Tell“. Genaue örtliche Verhältniſſe legte er aber gerne ſeiner Dichtung zu Grunde, wie z. B. in den „Wahlverwandtſchaften“. Sein Tadel des Auswendiglernens und ſeine Forderung nach lebendig anſchaulichem Unterrichte tritt, wie Becker mit Recht bemerkt, gerade bei einem geographiſchen Examen hervor: als Götzens Knabe über Jaxthauſen den Beſcheid des Lehrbuchs wiederholt, während ſein Vater in gleichem Alter alle Pfade, Wege und Furten kannte ohne den Namen von Fluß, Dorf und Burg zu wiſſen. Wie Goethe aber auch aus Büchern den Charakter einer Volksart zu erkennen und darzuſtellen wußte, hat er vor allem in den Volksſzenen des „Egmont“ bewieſen, die an ethnographiſchem Werte vielleicht nur hinter Schillers Schweizerſzenen zurückſtehen. Wenn „der alle Herzen gewinnende, lebensfreudige Egmont“ auch vor allem „ein Selbſtbekenntnis“ iſt,[15]) ſo zeigt doch gerade der echt niederländiſche Held wie Goethe den Volkscharakter darzuſtellen beſtrebt iſt. Wilhelm Meiſters Kritik des „Hamlet“ iſt vielleicht das älteſte und bedeutendſte Beiſpiel der Verwertung geographiſcher Verhältniſſe zur Erläuterung der beſonderen materiellen Eigenart einer Dichtung. Für Inſulaner, die ſelbſt im Hintergrunde nur Schiffe und Seereiſen zu ſehen gewohnt ſind, durfte der Dichter einen vielbewegten Hintergrund ſchaffen, wie er den deutſchen Zuſchauer zerſtreuen und verwirren würde.

Wie Goethes „Wilhelm Meiſter“ wieder auf einen engliſchen Dichter, auf keinen geringeren als Eduard Bulwer mächtig und beſtimmend eingewirkt hat, iſt in A. H. Goldhans Diſſertation

---

[15]) Egmont. Ein Trauerſpiel von Goethe. Schulausgabe von W. Buchner. Eſſen 1894 (Druck und Verlag von G. D. Baedeker).

ausführlich, leider nicht eben übersichtlich, entwickelt worden.[16]) Jedenfalls liefert Goldhan einen recht beachtenswerten Nachtrag zu Hermenjats vergleichender Studie über les frères de Werther (IX, 186), indem er in Bulwers „Falkland" die entschiedene Nachwirkung des Goethischen Jugendromanes nachweist. Einige Jahre nach Vollendung des „Falkland" verglich Bulwer selbst den Eindruck dieser Arbeit auf sein eigenes Gemüt (mind) mit Goethes Bekenntnis über die Selbstbefreiung, die er mit seiner Wertherdichtung vollzog. Einzelne Züge aus „Werthers Leiden" hat Bulwer auch noch später nachgebildet, viel tieferen Eindruck haben aber die Lehrjahre auf ihn gemacht („a book which had a marked influence upon my own mind"). Vor allem im „Ernst Maltravers", dann aber auch in einer Reihe anderer Bulwerischer Romangestalten weist Goldhan die Spuren Wilhelm Meisters nach. Natürlich war es Carlyles Übersetzung, die auch Bulwer wie den meisten englischen Lesern die Bekanntschaft mit dem Goethischen Roman zuerst vermittelte. Bulwer, der ja später als Rivale Carlyles selbst eine Schillerbiographie verfaßte, hat dann freilich unmittelbar mit der deutschen Litteratur sich beschäftigt. Einigermaßen vertraut mit Goethes Schriften zeigte er sich bereits 1824. Vielleicht hat auf den jüngeren Romandichter auch schon Lord Byrons Huldigung für Goethes Genius anregend eingewirkt.

Einiger neuerer Arbeiten über das Verhältnis Goethes zu Lord Byron ist erst VIII, 272 und X, 438 bei Besprechung der Schriften der Goethe-Society und des Grillparzerjahrbuchs gedacht worden. Siegfried Sinzheimer will in einer Heidelberger Dissertation [17]) eine vollständige Analyse des persönlichen und litterarischen Verhältnisses, wie es in Wahrheit zwischen Goethe und Byron bestanden habe, geben, „in das Wesen, die Ähnlichkeiten und Unähnlichkeiten ihrer Dichtung und Lebensauffassung näher eindringen, um gerade dadurch den richtigen Standpunkt für eine vergleichende

[16]) Über die Einwirkung des Goetheschen Werthers und Wilhelm Meisters auf die Entwickelung Eduard Bulwers. Halle 1894 (Verlag von W. Niemeyer).

[17]) Goethe und Byron. Eine Darstellung des persönlichen und litterarischen Verhältnisses mit besonderer Berücksichtigung des „Faust" und „Manfred". München 1894.

litteraturgeschichtliche Skizze zu gewinnen, die nicht nur am gegebenen Stoff haftet, sondern auch die Entwickelung der ganzen Poesie der letzten großen Epoche ins Auge faßt". Die gegenseitige Beurteilung, für welche ja Goethes Gespräche eine außerordentlich reiche Fundgrube bilden, war leicht zusammenzustellen. Byrons Gereiztheit über die dem Lobe eingestreuten Bedenken des deutschen Kritikers werden etwas stärker als bisher betont. Während Sinzheimer die so oft erörterte Abhängigkeit des „Manfred" vom Faust mit Recht bestreitet, glaubt er in Byrons Fragment „the transformed deformed" in der That Nachbildung des Goethischen Mephisto zu erkennen. Diese Byronische Dichtung selbst hat meiner Ansicht nach mehr Shelleys Tadel als Sinzheimers Lob verdient. Jedenfalls entsprechen aber die Reden Arnolds und des höllischen Stranger in ihr so völlig Byrons Eigenart, es ließen sich aus seinen anderen Werken so viel Parallelstellen anführen, daß die Annahme Goethischer Einwirkung sich wohl verteidigen, doch sehr schwer beweisen läßt. Treffend hat Sinzheimer den Gegensatz zwischen Manfred und Faust charakterisiert: das Unvermögen des in sich verschlossenen trotzigen Mannes Manfred sich der Allgemeinheit und ihren Pflichten hinzugeben — das im Mitgefühl und Wirken für andere Beruhigung findende Streben des Menschen Faust. Unter teilweiser Anerkennung von Bleibtreus psychologischen Erläuterungen ist Sinzheimer dann den erlebten Grundlagen der Manfreddichtung im Gegensatze zur Goethischen Phantasiewelt nachgegangen. Das Liebesverhältnis, ja vielleicht heimliche Ehebündnis mit der auch als Thyrza besungenen Verwandten Byrons soll sich in Manfreds Liebe und Schuld gegen Astarte wiederspiegeln. Die Bemerkungen über das wahre Wesen des viel verkannten Byronischen Weltschmerzes und das durchaus persönliche Element von Byrons Dichtung sind gewiß zutreffender als der Vergleich zwischen Erscheinungen in Goethes und Byrons Leben. Ich wenigstens möchte nicht mit dem Verfasser das Verhältnis zu Frau von Stein mit dem zur Gräfin Guiccioli, Goethes Flucht nach Italien mit Byrons Abreise nach Griechenland in Parallele setzen. Viel richtiger ist im letzten Abschnitte der Gegensatz beider Dichter in „Lebensanschauung und Poesie" dargestellt. Und dieser Gegensatz war bei aller wechselseitigen Bewunderung doch

viel größer als alles was beiden „als Pfadfindern und Pfadweisern der modernen Poesie überhaupt“ gemeinsam war. Das ganze Verhältnis Goethes zu Byron darf übrigens nicht gesondert betrachtet werden, wenigstens in einigen Strichen muß der Hintergrund, von dem es sich abhebt, angedeutet werden, das Verhalten des alten Goethe aus der Zeit von „Kunst und Altertum“ zur ganzen gleichzeitigen Litteratur und ihren hervorragendsten Vertretern (Manzoni, Walter Scott, Merimée, Viktor Hugo). Byron selbst war jedenfalls seinen Landsleuten in der Erkenntnis Goethes weit voraus. Hier steht er neben Carlyle, und beide stehen innerhalb der englischen Kritik ihrer Tage völlig vereinzelt (s. unten Bernays). Wie verschieden wieder die Goetheverehrung der beiden Schotten war, so verschieden wie ihrer beider Naturen, braucht dabei nicht erst eigens bemerkt zu werden. Der Dichter fühlte und ahnte auch ohne genauere Kenntnis von Goethes Werken seine dichterische Größe; Carlyle drang im ernsten gründlichen Studium der deutschen Litteratur und als Übersetzer von „Wilhelm Meister“ zur einsichtsvollen Verehrung von Goethes Persönlichkeit vor. Er bewunderte an Goethe, was dieser selbst an seinem jungen schottischen Freunde pries: „eine moralische Macht von großer Bedeutung“, von der gar nicht abzusehen sei, was sie in Zukunft noch „alles leisten und wirken wird“.

Wie Carlyles Bemühungen, das Verständnis Goethes dem Vorurteile der widerwilligen Britten aufzuzwingen, nun in England nachwirken, habe ich schon wiederholt (V, 247; VIII, 261; IX, 361) bei Besprechung der Publications of the English Goethe Society hervorzuheben Gelegenheit gehabt. Als die englische Gesellschaft 1891 ihr Arbeitsgebiet von „Goethe's work and thought“ auf „the work and thought of Goethe and his literary contempories“ erweiterte, löste sich die Mancheſter Gruppe von ihr los. Von ihrer Thätigkeit in den Jahren 1886 bis 1893 giebt sie in dem ersten Bande „Transactions of the Manchester Goethe Society“ [18]) rühmliche Rechenschaft. Daß sich die Ein-

[18]) Being original papers and summaries of papers read before the society, to which is added a classified catalogue of the society's library. Manchester 1894. (Printed for the society by Mackie & Co., limited, Warrington).

ſchränkung auf Goethe allein ohne Berückſichtigung ſeiner Zeitgenoſſen nicht durchführen läßt, beweiſt nun freilich der Mancheſter Sonderbund durch ſeine eigene Veröffentlichung. Unter den ſieben vollſtändig abgedruckten Vorträgen (original papers) finden wir z. B. eine Studie A. W. Wards „Goethe, Bürger and Müllner“, in der Goethe ſelbſt doch ſehr in den Hintergrund tritt. Es iſt nicht zu leugnen, daß die Geſchichte von Bürgers Beſuch bei Goethe 1789 einen peinlichen Eindruck hinterläßt, wenn man an ihren Briefwechſel nach dem Erſcheinen des Götz denkt. Aber Goethes Benehmen erſcheint doch weniger ſchlimm, wenn wir es im Zuſammenhange ſeiner ganzen Stimmung unmittelbar nach der Rückkehr aus Italien betrachten. Er wollte nicht mehr als Genoſſe der vielen Geſpielen aus der Zeit, „da ich irrte“, gelten. Noch viel ſpäter hat er erzählt, wie verwerflich ihm eben damals Heinſe und Schiller vorkamen. Goethe dachte ſchon 1789 über Bürger nicht viel anders als der ihm damals noch verhaßte Dichter der Räuber ſelbſt zwei Jahre ſpäter es in ſeiner verdammenden Rezenſion der Bürgeriſchen Gedichte öffentlich ausſprach. Nicht Friedrich II., wie Ward (S. 54) meint, ſondern nur der Miniſter v. Zedlitz intereſſierte ſich für Bürger. Von Bürgers Neffen Müllner hat Goethe nicht nur „die Schuld“ gekannt, ſondern laut Eintrag der Tagebücher am 2./3. Januar 1817 auch ſeinen „König Yngurd“ geleſen. Wie Wards Studie, ſo beſchäftigen ſich auch von den 46 nur im Auszug mitgeteilten Vorträgen (Abstracts of papers read before the society) mehrere mit ſeinem Verhältnis zu Zeitgenoſſen wie Herder, Lavater, Moritz, Schiller, dem Einfluſſe „Wilhelm Meiſters“ auf die Romantiker (Tieck, Fr. Schlegel und ſeine Lucinde). Selbſt der Graf Wilhelm v. Schaumburg-Lippe, von dem Goethe doch nur durch Herders erfuhr, erhält eine eigene Charakteriſtik. Von beſonderem Intereſſe für deutſche Leſer ſind die Mitteilungen über engliſche Überſetzer Goethes: William Taylor, Matthew Arnold, Melliſh. Über den letzteren findet ſich in Vollmers muſterhafter Ausgabe des Briefwechſels zwiſchen Schiller und Cotta manches mitgeteilt. Goethes Widmung eines Exemplares von „Hermann und Dorothea“ war meines Wiſſens bisher unbekannt: „Meinem theuren Pathen, Richard, Karl, Emil, Wolfgang, Gottlob v. Melliſch, dem der Vater der

beſte Dollmetſch des Gedichtes ſeyn kann, treumeinend Goethe. Weimar, d. 2. May 1816." Im Tagebuch iſt unter dieſem Datum eingetragen: Herr v. Melliſh. Es iſt auffallend, daß der Name in der Widmung fehlerhaft, im Tagebuch richtig geſchrieben erſcheint. Wie das Vorwort zu den Transactions erklärt, daß ein ernſtes Eindringen in Goethes Werke und Gedanken in England erſt eben beginne, und damit übereinſtimmend überall nachdrücklich gegen Lewes' einſt ſo hochgefeierte Biographie Stellung genommen wird, ſo wird von den Mitgliedern an den bisherigen engliſchen Überſetzungen Kritik geübt und a standard English translation of Goethe's prose works als erſte Bedingung weiteren Fortſchreitens gefordert. Aber ſelbſt die fünf beſten Fauſtübertragungen (Anſter, Blackie, Martin, Frl. Swanwick, Bayard Taylor) werden von Mc Lintock für ungenügend erklärt. Über den Einfluß des Goethiſchen Fauſt auf engliſche Dichtungen in den Jahren 1832/52, beſonders auf P. J. Bailley's „Feſtus" (1839) weiß J. Tait Intereſſantes zu berichten. Über Goethes Fauſt (Urfauſt, Erdgeiſt, Helenapläne, Viſchers Kritik des Prologs) ſind fünf Vorträge gehalten worden. Die Vermutung von Corniſh, die Szene „Wald und Höhle" ſei in Italien an Stelle der Proſaſzene „Trüber Tag" getreten, wird kaum irgend welche Zuſtimmung finden. Meine Bedenken gegen ihre Entſtehung in Italien habe ich vor kurzem (ſ. unten bei Richard Meyers Goethebiographie) dargelegt. Unter dem „erhabenen Geiſt" verſteht Corniſh den Erdgeiſt. In der Überſicht von Goethes Epen iſt, wenigſtens in dem Referate, doch zu vieles unerwähnt geblieben; über „Hermann und Dorothea" ließ Herford dann noch einen eignen, ergänzenden Vortrag folgen. Die Kampagne in Frankreich und die ſizilianiſche Reiſe ſind in je einem Vortrage behandelt worden, ebenſo Werther und die Wiederſpiegelung der Weimarer Erfahrungen in Taſſo. Seufferts Neudruck der Frankfurter gelehrten Anzeigen und die Veröffentlichung von Frau Rats Briefen wurde beſprochen. A. S. Wilkins Vortrag über „Iphigenie" iſt verdientermaßen vollſtändig abgedruckt. Wilkins wendet ſich gegen die in England erhobenen Vorwürfe. Er widerlegt die Behauptung, Goethe habe nur eine singularly beautiful reproduction of Euripides gegeben, durch die vergleichende Erzählung des Verlaufes beider Dichtungen

und verweist entgegen dem Vorwurfe, es sei außer Namen und Fabel nichts Griechisches in dem Stücke, auf die wahrhaft hellenische Strenge und Reinheit der Form. Dem Tadel gegen eine in Deutschland übliche Mischung griechischer Szenerie und Charaktere mit modern romantischen Empfindungen wehrt er ab mit der Frage, ob denn Shakespeare von einem derartigen Anachronismus freizusprechen sei. Was auch bei den Griechen am besten und schönsten als das Allgemein-menschliche hervortrete, aber nicht das zufällige (transiently) Griechische habe Goethe vor einem modernen Publikum, zu dem die Furien nicht mehr passen, aufgestellt. Cornish findet sich in Übereinstimmung mit Valentins Darlegung (s. oben), wenn er sagt, bei Euripides ergeben sich die Zwischenfälle der Handlung unabhängig von dem Charakter der Personen, bei Goethe bildet der Kampf widerstreitender Gefühle in Iphigenies und Thoas' Herzen den Höhepunkt des Interesses.

Weniger befriedigen die beiden Vorträge von Cornish „some of Goethe's views on education", die sich an zwei Versammlungsabenden an Gesangsvorträge und Bilder aus Goethes Werken anschlossen. Wir haben in den drei Büchern Adolf Langguths, von denen nur eines unter den 402 Nummern der Manchester-Goethebibliothek angeführt erscheint, eine zu gründliche Arbeit über den Gegenstand, um eine Betrachtung, die das Anekdotenhafte so stark heranzieht, billigen zu können. Die Absicht, den Zusammenhang von Goethes Gedanken über Erziehung mit den Grundsätzen seiner Zeitgenossen zu zeigen, ist recht lobenswert. Dann müßte aber dem Erziehungsgedanken in der Litteratur (Lessing: Erziehung des Menschengeschlechtes; Schiller: Briefe über ästhetische Erziehung; Fichte: Reden an die deutsche Nation), wie er ja auch in Wilhelm Meisters Lehrjahren scharf hervortritt, wirklich nachgegangen werden. Ein persönliches Zusammentreffen zwischen Goethe und Pestalozzi, von dem Cornish spricht, hat, so viel ich weiß, nicht stattgefunden. Bei der Strenge englischer Anschauungen doppelt anerkennenswert sind die Worte des Reverend L. M. Simmons über „Goethe and Religion". Goethes ernste Lebensanschauung dürfe nicht länger dem Vorwurf der Irreligion ausgesetzt sein. Er verweist auf Goethes inniges Verhältnis zur Bibel. Die Bekenntnisse im Faust

und das Verlangen nach einer dritten Religion in den Wanderjahren vertragen ſich nicht mit poſitivem Chriſtentum. „But all who, like him, teach the sacredness of life, hand down to mankind a noble heritage, and Goethe must be enthroned among the greatest and noblest teachers of Aryan race.“ Auch die Schilderung von „Goethe's delineation of womanhood“ iſt gut (beſſer als L. Lewes' unten beſprochenes ganzes Buch) und verſtändnisvoll. Frau Williamſon erklärt Goethe für den einzigen männlichen Schriftſteller, in dem weibliche Leſer den richtigen Inſtinkt, das Eindringen in die Quellen der weiblichen Natur, welche durch die Verhältniſſe und Sitte (fashion) verhüllt ſeien, entdecken. Goethes Leben in Leipzig und Straßburg wird betrachtet, ausführlich der Vorwurf zurückgewieſen, daß Goethes Leben in den erſten Weimarer Jahren jenem vie de Bohème in den Lehrjahren das Vorbild geliefert habe. Dieſem einleitenden Vortrage von Corniſh ſchließt ſich ein zweiter (ebenfalls völlig abgedruckter) über „Goethe und Frau v. Stein“ an. Selbſt Goethes naturwiſſenſchaftliche Studien (Goethe as a botanist, as a student of chemistry, Goethe's theory of colour) ſind in drei Vorträgen behandelt worden.

Eine gute und umfangreiche Studie über Goethe and Servian Folk-Song hat H. Preiſinger mit Benutzung der Unterſuchung von Miklošich und Goethes Briefwechſel mit Thereſe v. Jakob geliefert, nur hätte Jak. Grimm dabei nicht zum Bibliothekar in Halle gemacht werden dürfen. Von den drei im Auszug mitgeteilten Vorträgen über Goethes Beziehungen zu Addiſon, Homer, Calderon iſt der zu Homer am wenigſten genügend, obwohl man ja ſtets ſich bei der Beurteilung gegenwärtig halten muß, daß es ganz verkehrt wäre, hier den Maßſtab anzulegen wie an Arbeiten im deutſchen Goethejahrbuche. Wir haben die Arbeiten der Mancheſter Goethegeſellſchaft freudig zu begrüßen als verdienſtvolle Bemühungen, Goethe im engliſchen Geiſtesleben eine ähnliche Stellung zu erobern, wie ſie Shakeſpeare ſeit langem in Deutſchland einnimmt. Herfords Vermutung, daß Goethe die Calderoniſchen Feſtſpiele gekannt und insbeſondere „la estatua de Prometeo“ auf „Pandora“ gewirkt habe, iſt natürlich völlig unhaltbar. Zwar

nimmt Düntzer („Goethes Prometheus und Pandora") das von Schack den spanischen Autos erteilte Lob auch für Goethes Pandora in Anspruch, aber weder die Autos noch die Festspiele des Spaniers hat Goethe gekannt. „Des Prometheus Götterbildnis", das ich bei Schack gar nicht erwähnt finde, ist erst 1887 teilweise von Konrad Pasch übersetzt worden. Soweit ich die Litteratur über Goethes Verhältnis zu Calderon und die „Pandora" nachsehen konnte (Dorer, v. Biedermann, Düntzer, Schöll, Schubarth, Schröer, Scherer, Leopold Schmidt im Rheinischen Museum), ist Calderons Festspiel auch nirgends herangezogen worden, nicht einmal von Strehlke, der doch die Pandoradramen von Le Sage, Voltaire, Wieland erwähnt. Den Gegensatz spanischer und deutscher Dramatik, deutsche Bemühungen um das Verständnis des spanischen Dramas hat in ganz vortrefflicher Weise Arturo Farinelli charakterisiert. In seinem schönen Werke „Grillparzer und Lope de Vega" [19]) hat er auch das, freilich nur negative Verhältnis von Goethe und Schiller zu Lope behandelt. Erst durch die Lopeübersetzung Ottos v. d. Malsburg erhielt Goethe 1824 Gelegenheit neben dem seit langem bewunderten Calderon nun auch Lope kennen zu lernen. Die Bekanntschaft erfolgte zu spät, um noch einen Eindruck hervorzurufen, wie ihn einstens Schlegels Calderonübersetzung auf Goethe den Dichter und Theaterdirektor gemacht hatte.

Von Farinellis anziehender Studie über Goethe und den Lago Maggiore habe ich im vorangehenden Bande berichtet. Sein Buch über Grillparzer und Lope wie seine Studien über die spanische Litteratur in Deutschland zeigen genügend, wie sehr gerade der in Deutschland lebende italienische Forscher berufen wäre, Theodor Thiemanns zu früh abgebrochene Arbeit („Deutsche Kultur und Litteratur des 18. Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik") für unsere Klassiker durchzuführen. Der „allgemein gehaltene Umriß der litterarischen Beschäftigung der Italiener mit Goethe", wie ihn Hektor Frank in seinen „Plaudereien" [20]) skizziert, ist doch allzu flüchtig. Frank beginnt mit der Klage,

[19]) Berlin und Weimar 1894 (Verlag von Emil Felber).

[20]) Kulturbilder aus Italiens halbvergangener Zeit. Zweite Ausgabe. Leipzig 1894 (Verlag von O. Wigand).

daß Goethes „italieniſche Reiſe“, an deren Fülle unmittelbarſter, lebendigſter, künſtleriſcher Anſchauung des Einzelnen und des Ganzen die ſämtlichen italieniſchen Reiſeſchilderungen nicht hinanreichen, wegen ihrer Formloſigkeit bei den Italienern nicht die gebührende Würdigung gefunden habe. Dabei verrät ſich aber Frank ſelbſt, daß ihm der zweite Band der Schriften der Goethegeſellſchaft völlig fremd geblieben iſt. Etwas ſeltſam erſcheint Domenico Gnolis Überſetzung Goethiſcher Gedichte, wie Frank ſie ſchildert. Ihr Titel „gli amori di Volfango Goethe“ erklärt ſich daraus, daß den Gedichten die Erzählung von Goethes Herzenserlebniſſen, vom Offenbacher Gretchen bis zu Ulrike v. Levezow, eingemiſcht iſt. Gewiß iſt es mit der Kenntnis Goethes in Italien nicht zum beſten beſtellt. Ein ſo gründlicher Kenner und Freund Italiens wie Gregorovius warnte anläßlich des Jubels der Italiener beim Einzuge unſeres Kaiſers vor der übereilten Annahme, als ob die Italiener wirkliche Sympathie für deutſches Weſen empfänden. „Sie achten uns jetzt, aber ſie lieben uns nicht“ (Oktober 1888 an Staatsſekretär v. Thile). Aber mehr italieniſche Goetheüberſetzungen als Frank meint, giebt es doch. So wäre z. B. außer den zwei Übertragungen „Hermann und Dorothea“ von Maffei und Guerrieri-Gonzaga (Florenz 1873) noch die alte Proſaüberſetzung von G. Barbieri (Mailand 1824) zu nennen. Jagemanns Bearbeitung in versi sciolti (Halle 1804), wegen deren Drucklegung Goethe ſelbſt ſchon am 25. Juli 1802 bei Cotta anfragte, wird freilich kaum nach Italien vorgedrungen ſein. Da Frank bei Erwähnung italieniſcher Verſionen des Werthers und der Dramen (Götz, Egmont, Iphigenie, Taſſo) ſagt, Wilhelm Meiſter und die Wahlverwandtſchaften ſeien in Italien nicht heimiſch geworden, ſei doch daran erinnert, daß auch von dieſen beiden italieniſche Überſetzungen (Mailand 1835) erſchienen ſind. Eichendorffs Übertragung der anni di noviziato, an der er 1807 in Heidelberg arbeitete, iſt freilich niemals gedruckt worden. Über italieniſche Fauſtüberſetzungen, von denen Frank nur drei anführt, hat bereits K. Hillebrand („Zeiten, Völker, Menſchen“ 2. Aufl. II, 109) gehandelt.

Die franzöſiſchen Fauſtüberſetzungen ſind neuerdings durch einen bedeutenden Verſuch bereichert worden, der um ſo intereſſanter

iſt, als er ſchon durch die äußere Einrichtung, den Parallelabdruck des deutſchen und des franzöſiſchen Textes, zum Vergleich mit Sabatiers Arbeit (vgl. IX, 374) herausfordert. Wie Sabatier hat auch Georges Pradez[21]) eine lange Reihe von Jahren mit hingebender Liebe und Mühe an einer Übertragung des erſten Teiles gearbeitet, welche alle vorhandenen an Treue übertreffen ſollte. Als Pradez vor 36 Jahren ſeine Arbeit begann, gab es nur fünf franzöſiſche Fauſtüberſetzungen, beim Abſchluß ſeiner Arbeit lagen ihm mehr als zwanzig zur Vergleichung vor. Es iſt ein Vergnügen, in dem von der Verlagshandlung prächtig ausgeſtatteten Bande dem Wettkampfe des Überſetzers mit dem Originale zu folgen und die glücklichen Wendungen, mit denen er ſo oft ſeinen Vorgänger übertroffen hat, feſtzuſtellen. Die Notes finales (66 Seiten, auf denen nur das zur Erklärung von „Haupt- und Staatsaktionen“ Geſagte wirklich fehlerhaft iſt), die beim Walpurgisnachttraum zum Kommentar werden, zeigen, wie gründlich und ſelbſtändig der Überſetzer mit den deutſchen Erklärern ſich bekannt gemacht hat. In der Überſetzung ſelbſt befriedigen die Auerbachs Keller vorangehenden Szenen weniger als die folgenden. Im ganzen muß man vom deutſchen Standpunkte aus doch Sabatiers Arbeit weitaus den Vorzug geben; dem franzöſiſchen Leſer wird vielleicht das zuletzt erſchienene Werk weniger Fremdartiges bieten. In Genauigkeit der Wiedergabe kann ſich Pradez nicht mit Sabatier auf eine Stufe ſtellen. Schon die wechſelnden kürzeren und längeren Verſe (häufige Verwendung des Alexandriners), die durch Einrücken der Zeilen oft ein ſtrophenartiges Ausſehen gewinnen, berührt fremdartig. Die Anzahl der deutſchen Verſe einzuhalten wie Sabatier gethan hat, hat Pradez ſich nicht beſtrebt, dagegen hat er den von Sabatier einigemal vernachläſſigten Reim ſtrenger durchgeführt. Am bedenklichſten ſind wohl die Zuſätze, welche Pradez ſich geſtattet hat, z. B. Marthes „Ich bät' euch länger hier zu bleiben“ wird zu dem Reimpaar: „Je vous engagerais à demeurer encore, Fût-ce même

---

[21]) Le Faust de Goethe. Traduction métrique par Georges Pradez avec le texte original en regard et les portraits du poète et du traducteur. Lausanne et Paris 1895. (B. Benda, Editeur et P. Ollendorff).

jusqu'à l'aurore"; Mephiſtos „Vorbei! Vorbei!" wird erweitert zu: „Passons! passons! la course est loin d'être finie". Dieſe ganze Szene leidet unter der unnötigen Einführung von Reimen. Weniger ſtörend iſt die freie Übertragung von Mephiſtos Einwilligung ins Stammbuch zu ſchreiben („Sehr wohl!") mit: „J'honore volontiers ce désir filial", um ſo ſchlimmer die Wiedergabe von Gretchens „Wie?" (V. 3101) mit „étonnante sentence!", eine Phraſe, die wirklich den ganzen Charakter zu ſchädigen droht. Während Sabatier Mephiſtos Wortſpiel mit „le malin est partie, le mal reste immuable" glücklich wiedergiebt, iſt es in Pradez' Vers' „les méchants n'étant pas partis avec le Diable" fortgefallen. Pradez' „l'ouragan fouette terre et mers" giebt V. 260 viel ungenügender als Sabatiers „des mers aux monts, des monts aux mers, wofür allerdings der vorangehende Vers „là gronde orage sur orage" Pradez beſſer geglückt iſt. „Knecht" iſt mit fils soumis nicht paſſend überſetzt, dagegen verdient beſonderes Lob die ſinnige Wiedergabe des entſcheidenden Wortes des Herrn „Es irrt der Menſch ſo lang er ſtrebt" — „L'homme erre jusqu'au bout de son humanité". Aus Mephiſtos „hüte mich mit ihm zu brechen" wird dagegen wenig glücklich: „J'ai d'ailleurs mon système". Die Oſterchöre und der König von Thule gehören zu den am wenigſten gelungenen Abſchnitten. Das „Behagen" der Zecher in Auerbachs Keller iſt durch gaîté nicht entſprechend ausgedrückt, ebenſo der „Schwarm der Hexenheit" durch „l'essaim des sorcières" (Sabatier: de la sorcellerie). Der Zug, daß Mephiſto ſich am Beichtſtuhle vorbeiſchleicht, hätte nicht weggelaſſen werden dürfen. Aber die Hervorhebung ſolcher Kleinigkeiten iſt zugleich ein Beweis wie lobenswert die Überſetzung in der Hauptſache geraten iſt; an früheren Überſetzungen waren ganz andere Dinge zu rügen. Die Arbeiten von Sabatier und Pradez ſind, wie Pradez es in ſeiner Vorrede wünſcht „digne des deux grands peuples auxquels je me permets de l'offrir", ein erfreulicher Beweis friedlichen Ringens um die Aneignung höchſter geiſtiger Güter.

Dem Lobe der neuen franzöſiſchen Fauſtüberſetzung möchte ich den Hinweis auf den ausgezeichnet beſorgten Neudruck von

Abraham Haywards engliſcher Proſaübertragung[22]) anreihen. C. A. Buchheim hat der Überſetzung von 1808 den deutſchen Text gegenübergeſtellt und den erläuternden Noten eine Inhaltsangabe des zweiten Teiles folgen laſſen. Ein Überblick über die Geſchichte der Fauſtlegende und ein Verzeichnis von 19 Schriften zur Fauſtlitteratur leitet den Neudruck ein. Die ganze Arbeit iſt ſo ſorgfältig und tüchtig ausgeführt wie wir es von Buchheim, dem erprobten Vermittler deutſcher Litteratur in England, erwarten dürfen; (nur S. XV iſt ſtatt Otto III. irrtümlich Otto II. genannt). Die Mitteilungen aus A. W. Schlegels Briefen an Hayward ſind ſehr intereſſant, aber die Unwahrheit der Anekdote (S. 437) von Zimmermanns Unterredung mit Goethe über ſeinen Fauſt ergiebt ſich von ſelbſt, da beide niemals in Weimar zuſammentrafen. Einen Abdruck der Weimariſchen Fauſtausgabe,[23]) zunächſt des I. Teiles, für amerikaniſche Leſer beſorgte in lobenswerter Weiſe Calvin Thomas, Profeſſor an der Michigan-Univerſität. Die Einleitung betont vor allem die Zuſammengehörigkeit und Einheit beider Teile, orientiert über die Sage und Entſtehungsgeſchichte im allgemeinen, während die Noten über die einzelnen Szenen berichten, ſprachliche und ſachliche Erklärungen beibringen; im Anhang ſind Schüler-, Kerkerſzene und Auerbachs Keller nach dem Urfauſt mitgeteilt. Die Fauſtſage im Hinblick auf Goethes Dichtung behandelte neuerdings Jakob Nover in einem Vortrage und in deſſen erweiterter Ausführung.[24]) In beiden werden die Zeugniſſe für den hiſtoriſchen Fauſt und die einzelnen Fauſtbücher beſprochen, beidemale (S. 34 und 64) wird der längſt widerlegte Irrtum wiederholt, als ob es ſich bei der Notiz des Tübinger

[22]) The first part of Goethe's Faust together with the prose translation, notes and appendices of the late Abraham Hayward. Carefully revised, with introduction by C. A. Buchheim. London 1892 (George Bell & Sons).

[23]) Goethes Fauſt. Edited by Calvin Thomas. Boston 1892 (D. C. Heath & Co., publisher). Heath's Modern Language Series.

[24]) Die Fauſtſage und ihre poetiſche Geſtaltung. Hamburg 1894 (Verlagsanſtalt A.-G., vormals J. F. Richter). — Beliebte deutſche Volksſagen in ihrer Entſtehung, Fortbildung und poetiſchen Geſtaltung. Erſter Band. Gießen 1895 (Verlag von Emil Roth).

Digitized by Google

Senatsprotokolls um eine deutsche Faustkomödie handle. Nover hat beidemale nicht genügend betont, daß alle Faustdramen[25]) vor Lessing auf dem Marloweischen Werke beruhen. Die Angabe der einzelnen Aufführungen und Theaterzettel, bei denen Velten nicht übergangen werden durfte, ist ziemlich willkürlich, und nach dem Vortrage müßte man glauben, Lessing sei durch das Puppenspiel angeregt worden, da nur von diesem die Rede ist. Lenz hat durch seine satirische Szene eigentlich keinen Anspruch unter den Faustdichtern genannt zu werden, wenn Schreiber, Soden, Schink u. a. übergangen werden. Theophilus wird beidemale erst bei Besprechung des Goethischen Faust erwähnt, um seinen Pakt und seine Reue wenig passend mit denen des Goethischen Faust in unzutreffende Parallele zu setzen. Sonderbar ist es, wenn die Klage des Vortrags, der Raum verbiete „die vielbesprochene Idee und den zum Teil dunklen Inhalt des zweiten Teils von Goethes Faust näher zu beleuchten" wörtlich in der erweiterten Fassung wiederholt wird, auf deren 146 Seiten so viel Bekanntes unnütz breit getreten und so viel zitiert wird. Auch ist es eine sonderbare Auswahl, wenn in einem eigenen Kapitel: „Schriften über Goethes Faust" außer Vischers Satire nur noch Devrients Bearbeitung, Mauerhofs unanständige Briefe, Kuno Fischer und Raoul Richter genannt werden. Novers Beiträge zur Faustsage und Dichtung können so nach keiner Richtung befriedigen. Für Goethes Gedicht ist auch Novers Besprechung der poetischen Bearbeitungen der Sage vom ewigen Juden durchaus ungenügend. Goethes Dichtung ist in ihrem Verhältnis zur Sage in den Hochstiftsberichten bereits II, 341 von Rehorn sehr gut erläutert worden; neuerdings hat Düntzer in der Zeitschrift für deutsche Philologie XXV, 289 in gründlicher und ausgezeichneter Weise die Goethischen Entwürfe untersucht. Von den Abhandlungen in Novers Sagenbuch ist die über Wilhelm Tell am meisten zu loben. Der ihr zu Grunde liegende Vortrag über Tell in Poesie und Wirklichkeit (vgl. VI, 92) ist vor allem durch Besprechung der neuesten schweizerischen Arbeiten erweitert worden.

[25]) Den Versuch einer dichterischen Rekonstruktion des „Volksschauspiels vom Doktor Faust" hat soeben Richard Kralik veröffentlicht. Wien 1895 (Verlag von K. Konegen).

Die Frage, ob Tells Apfelschuß psychologisch möglich sei und die Bedenken gegen den Schuß aus dem Hinterhalt, in denen merkwürdigerweise Fürst Bismarck und Börne zusammenstimmen, waren für Schiller doch kaum vorhanden. Wer den Tell überhaupt dramatisieren wollte, mußte sich an diese zwei Szenen, welche die poetische Überlieferung so bestimmt herausgebildet hatte, halten.

Eine ausgezeichnete, ja mustergiltige englische Übersetzung von Schillers William Tell hat der Generalmajor Patrick Maxwell veröffentlicht.[26]) Die Einleitung legt auf den Zusammenhang mit Goethes geplantem Epos etwas zu viel Gewicht, die Noten bringen ein paar hübsche Parallelstellen aus antiken Dichtern bei. Nicht glücklich erscheint mir die Übersetzung von Vogt durch Viceroy, Schiller selbst hat auch eine solche Scheidung zwischen den übrigen Landvögten, Prefects, und Geßler nicht gemacht, wie sein Übersetzer sie durchführt. Die Übersetzung selbst aber ist jedes Lobes würdig. Maxwell hat seiner Übertragung Karl Breuls Tellausgabe (vgl. VIII, 283) zu Grunde gelegt. Breul setzt seine verdienstliche Thätigkeit, den Engländern Texte deutscher Klassiker mit umfangreichen englischen Erläuterungen zu liefern in erfreulicher Weise fort. Noch im vorigen Jahre ist der erste Band einer Wallensteinausgabe[27]) erschienen, deren Besprechung ich mir bis zur Ausgabe des abschließenden zweiten Bandes vorbehalten möchte. Über ältere englische, spanische, italienische und lateinisch-deutsche Wallensteindichtungen giebt Theodor Vetter einen interessanten Bericht,[28]) dessen Gründlichkeit in erfreulichem Gegensatze steht zu der Oberflächlichkeit und Verkehrtheit von Georg Irmers Phrasen über „die dramatische Behandlung des Wallensteinstoffes vor Schiller". Da uns Rists „Wallenstein" nicht erhalten ist (das lebende Bild von Wallensteins Ermordung im 3. Aufzug des Zwischenspieles

---

[26]) Schillers William Tell, translated, with an introduction and notes. London o. J. (Walter Scott.)

[27]) Wallenstein, ein Trauerspiel von Fr. Schiller edited with introduction, English notes and an appendix. Cambridge 1894 (at the University Press; Pitt Press Series).

[28]) Wallenstein in der dramatischen Dichtung des Jahrzehnts seines Todes. Frauenfeld 1894 (Verlag von J. Huber).

vom „friedewünſchenden Teutſchland“ hat Vetter nicht erwähnt), ſteht unter den deutſchen Wallenſteindichtern des 17. Jahrhunderts an erſter Stelle der Stettiner Schulrektor Micrälius (Johann Lütkeſchwager). In drei Dramen, einem lateiniſchen und zwei deutſchen, hat er 1631/33 die Kämpfe um Pommern und Magdeburg und Wallenſteins zweite Feldherrnſchaft behandelt. Während in den beiden erſten Contill (Graf Tilly) und Agathander (Guſtav Adolf) die Hauptrollen haben, tritt im letzten auch der Wüterich Laſtlewen (Wallenſtein) hervor. Wichtiger iſt der Fritlandus des Löwener Gelehrten Nikolaus von Vernulz (Vernuläus) von 1634. Bei ſeinen Studien für die Geſchichte des 30jährigen Krieges hat Schiller das einſt berühmte Drama vielleicht kennen gelernt. Die Frage iſt ſchon 1862 in einem Jenenſer Programme von G. Göttling aufgeworfen worden. Vetter erwähnt die übereinſtimmende Auffaſſung einzelner Situationen und Charaktere, ohne eine Entſcheidung treffen zu wollen. Die Frage bietet um ſo größeres Intereſſe als Vernuläus neben dem Wallenſtein auch noch eine „Jeanna Darcia vulgo Puella Aurelianensis“ und als Vorläufer Grillparzers einen „Ottocarus Bohemiae Rex“ geſchrieben hat. Über ein ſpaniſches Ottokardrama hat Grillparzer ſelbſt ſich geäußert; von einem ſpaniſchen Wallenſteindrama erzählt der Reiſebericht des württembergiſchen Rentkammerrats Hieronymus Welſch von 1658. Dieſer weilte gerade in Madrid als eine Komödie zum Preiſe der heroiſchen Thaten des kaiſerlichen Generals geſpielt wurde; aber ehe ſie wiederholt werden konnte, traf die Nachricht von ſeiner Ermordung in Madrid ein, und die Komödie von dem General Friedländer durfte man da freilich nicht mehr abhalten. Wie die Dichter der ſpaniſchen Volksbühne haben auch die Vorgänger und Nachfolger Shakeſpeares durch Bearbeitung neueſter Tagesereigniſſe die Schauluſt zu befriedigen geſucht. Um 1636 iſt die Tragedy of Albertus Wallenstein von Henry Glapthorne in London geſpielt worden. Mit der 1690 von deutſchen Komödianten in Berlin geſpielten „weltbekannten Hiſtorie von dem tyranniſchen General Wallenſtein“ iſt Glapthornes Stück zweifellos identiſch, dagegen will Vetter bei einer früheren Wallenſteinaufführung in Bremen an ein deutſches Stück denken. Ich glaube,

daß Vetter ſich irrt und Creizenach im Rechte bleibt, wenn er (Kürſchners Nat. Litt. Bd. 23 S. XLIX) bei allen derartigen Aufführungen in Deutſchland Glapthornes Stück als Grundlage annimmt. Von Fulvio Teſtis Anrede Wallenſteins an ſeinen Mörder, die bald nach der blutigen That niedergeſchrieben worden ſein muß, teilt Vetter die italieniſchen Verſe und eine deutſche Proſaüberſetzung mit.

So ſind in der älteren Wallenſteindichtung alle Völker außer den Franzoſen vertreten. Über einen merkwürdigen Aneignungsverſuch des Schilleriſchen Werkes durch einen Franzoſen, über Benjamin Conſtants Wallenſteinbearbeitung,[29]) handelt Chriſtian Glauſer. Da Georg Brandes, auf deſſen Worte ſo viele ohne weiteres ſchwören, auch in der zweiten Bearbeitung ſeiner „Emigrantenlitteratur“ (S. 93) Conſtant 1804 in Weimar Schillers Wallenſtein überſetzen läßt, war es nicht überflüſſig, die äußere Entſtehungsgeſchichte und den Charakter von Conſtants Tragödie darzulegen. Ich würde nur, was Glauſer unterlaſſen hat, auf eine lehrreiche Parallele hingewieſen haben. Wie Conſtant den feſt umgrenzten Boden der klaſſiſchen Tragédie nicht verlaſſen will, aber dieſem aus dem Auslande neuen Nahrſtoff zuführen möchte, ſo hat ein viel Größerer, ſo hat lange vor ihm Voltaire es verſucht. Sein Drama la mort de César verhält ſich Shakeſpeares „Julius Cäſar“ gegenüber ähnlich wie Conſtants Wallenſtein zu dem Schillers. Wie Conſtant ſeiner Anpaſſung der deutſchen Tragödie „Réflexions sur le théâtre allemand“ voranſtellte, hat auch Voltaire ſeinem erſten Verſuche Freiheiten des engliſchen Dramas für die ſtrenge heimiſche Kunſtform fruchtbar zu machen einen „Discours sur la tragédie“ (anglaise) beigegeben. Conſtants Verfahren ſelbſt würde mehr an Ducis' Bearbeitung Shakeſpeariſcher Stücke erinnern. Aber der Grundgedanke, ein fremdes Theater zur Auffriſchung der nationalfranzöſiſchen Tragödie mit ihren Einheitsgeſetzen nutzbar zu machen, iſt Voltaires Eigentum. Freilich war Conſtant kein Dichter und Theaterkenner wie Voltaire, und ſeine Eitelkeit mußte

---

[29]) Le Wallenstein de Benjamin Constant. Programm der ſtädtiſchen Handelsſchule in Außig a. Elbe 1894 (im Selbſtverlage der Anſtalt).

einen bitter empfundenen Mißerfolg erleben. Im Augenblicke, da seine Freundin, Frau v. Staël, ihr Buch de l'Allemagne vorbereitete, war es nicht ganz passend, das größte deutsche Drama zur Verherrlichung der französischen Bühne nach Boileauischen Regeln zurechtzustutzen. In beiden Ländern zeigte man sich davon wenig erbaut, und Goethe selbst, der doch stets so geneigt zu einer Vermittelung zwischen deutscher und französischer Kunst war, mahnte in einem Distichon den guten Constant von solchen Versuchen ab. Glauser hat Constants Arbeit, die freilich von Bernays (s. u.) ungleich besser charakterisiert wird, einsichtig besprochen. Besonderes Lob gebührt den beiden Tabellen, auf deren erster der Inhalt der fünf Akte Constants dem der Pikkolomini und von Wallensteins Tod übersichtlich gegenübergestellt ist, während die zweite Max' Abschied von Thekla im einzelnen mit der Szene des adieux d'Alfred vergleicht. Wortreich und inhaltsarm ist dagegen Franz Riedls Programm „Schillers Wallenstein als tragischer Charakter".[30]) Es wird erst die Charakterschilderung des Friedländers aus Schillers Geschichte des 30jährigen Krieges erzählt, dann werden die geschichtlichen Momente der Dichtung besprochen. „Die Art, wie die Haupteigenschaften des Helden, sein im Grunde edles Herz, das vor einer Befleckung zurückscheut und sich von jeder Unredlichkeit rein bewahren will, sein Ehrgeiz, sein Aberglaube und die Liebe zu einander stehen, und ihr Verhältnis zur Situation des Helden bilden den eigentlichen Kern des Dramas." Für diese Verkündigung bedurfte es einer eigenen Abhandlung von 64 Seiten.

Verdienstlich erscheint auch der zweite Teil (vgl. VIII, 281) von A. Steins Programm „Schillers Demetriusfragment und seine Fortsetzungen".[31]) Auf eine treffende Darlegung des Verhältnisses zwischen Demetrius und Marfa, wie Schiller es sich dachte, folgt die Besprechung der Demetriusdramen von Maltitz, Kühne, Gruppe und Laube einer-, Zimmermann, Sievers und Weimar (Frau Auguste Götze) andererseits. Erst die drei letzteren sind nach der Veröffentlichung der kritisch-historischen Ausgabe an

[30]) Laibach 1894 (Verlag der k. k. Staats-Oberrealschule).
[31]) Mühlhausen i. E. 1894 (Programm der Oberrealschule).

die Arbeit gegangen, den früheren lag nur „das dürftige und lückenhafte Exzerpt Körners“ vor. Stein spricht sich am günstigsten noch über v. Zimmermanns Drama aus, an allen aber findet er fast mehr zu tadeln als zu loben, einen Ersatz des Schillerischen Demetrius hat noch keiner dieser Bearbeiter seines Fragmentes der deutschen Bühne geliefert. Um so wichtiger ist es, daß nun wenigstens Schillers Fragmente und Entwürfe selbst von Gustav Kettner in einer bisher unerreichten Vollständigkeit und Ordnung gemäß dem Gedankengange Schillers musterhaft herausgegeben wurden.[32]) Kettners Ausgabe „will ein klares und vollständiges Bild des Nachlasses zum Demetrius bieten. Sie versucht die Studien, Skizzen und Entwürfe mit strenger Berücksichtigung des äußeren und inneren Zusammenhanges in genetischer Folge vorzuführen.“ Vergleicht man Goedekes und Kettners Ausgabe, so möchte man sagen, daß wir jetzt erst einen richtigen Überblick über Schillers sorgsam vorschreitende Arbeit gewonnen haben. Der erste Aufzug und die drei Szenen des zweiten, welche in der Hauptsache fertig ausgeführt sind, wurden in der letzten Redaktion an die Spitze gestellt. Die von Goedeke eingenieteten Ergänzungen sind mit Recht beseitigt worden, so daß wir die Dichtung ganz in der Gestalt haben, bis zu der Schiller selbst sie gefördert hat. Nur der offenbare Schreibfehler in V. 310 hätte wohl im Texte berichtigt werden dürfen; es hätte genügt, ihn in den Lesarten zu vermerken. Daß in der Bauernszene die Verse 1299/1300 wiederholt werden, kann Schillers Absicht entsprechen, es erscheint mir aber recht zweifelhaft. An das fertige Bruchstück reihen sich die Szenen aus dem ursprünglichen ersten Akte, die auch in den Skizzen, Szenarien und Entwürfen den meisten Raum einnehmen. Es ist bis auf die Einmischung des Legaten (Jesuiten), die Schiller jedoch auch erwogen hat, der Inhalt von Hebbels Vorspiel zu seinem Demetrius. Nun hat Hebbel gerade im Hinblick auf sein Vorspiel und auf Schillers Eröffnung des Stückes durch die Reichstagsszene Schiller vorgeworfen, daß ihm die Entwickelung, das Werden der

[32]) Schillers Demetrius. Nach den Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs. Schriften der Goethe-Gesellschaft. 9. Band. Weimar 1894 (Verlag der Goethe-Gesellschaft).

Charaktere zu sehr Nebensache sei. In Wirklichkeit hat Schiller höchsten Wert darauf gelegt, Demetrius-Grischka in seinem früheren Zustande und seine Erhöhung selbst darzustellen. Allein er brachte seiner künstlerischen Einsicht ein gewiß nicht leichtes Opfer, als er die ganze Vorgeschichte, an die er bereits so viel Arbeit gewendet hatte, strich, um die Komposition nicht noch mehr zu zersplittern. Er mußte dann freilich den Inhalt dieser Szenen in der Exposition als Erzählung aufnehmen. Die Studienhefte und Kollektaneen hat Kettner als „Vorstudien" von den Szenarien und Entwürfen gesondert an den Schluß gestellt. Manches von diesen Vorstudien könnte freilich ebenso gut unter den Szenarien stehen. Aber jedenfalls tritt Schillers Arbeitsweise und die Entwickelung seines Werkes jetzt so übersichtlich hervor wie noch niemals. In einzelnen Äußerungen kommt dabei Schillers ganze Grundanschauung zum Vorschein, wie wenn er die tragische Größe von Marinas Charakter und Lodoiskas schöne liebende Natur kontrastieren und beim Schuldigwerden des Helden Axinia und Romanow mehr hervortreten lassen will, denn „die Neigung des Zuschauers muß immer einen Gegenstand haben". Kettners Einleitung giebt unter kritischer Prüfung des ganzen Materials eine vortreffliche Geschichte von Schillers Beschäftigung mit dem Demetrius und seines Verhältnisses zu den Quellenwerken, Suphans Vorwort leitet die Gabe aus dem Goethe-Schillerarchive mit dem Hinweise auf Goethes Wunsch, den Demetrius auszudichten, würdig ein.

Von einem anderen Plane Goethes zu Schillers Totenfeier hat Suphan im 16. Bande der Weimarischen Ausgabe die rätselhaften Entwürfe mitgeteilt und mit wirklich bewundernswerter Meisterschaft aus den schwer verständlichen Andeutungen den Plan des Goethischen Festspieles zu entwickeln versucht.[33]) Außer diesem Trauerfestspiele für Schiller brachte der 16. Band an neuen Entwürfen die Skizze zu einer Kantate für das Reformationsjubiläum, die Zelter komponieren sollte. Wenn Goethe in dieser Skizze eigens begründet, warum beim Einzug der drei Könige Janitscharenmusik

[33]) Zum zehnten November. Schillers Totenfeier. Ein dramatischer Entwurf Goethes. Berlin 1894 (Sonderabdruck aus der „Deutschen Rundschau". Verlag von Gebr. Pätel).

gebraucht werden ſoll, dürfen wir wohl daran erinnern, daß Liſzt in ſeinem Oratorium „Chriſtus“ für den Einzug der drei Magier wirklich einen ſolchen Marſch komponiert hat, und ſo, ohne es zu ahnen, eine Forderung Goethes erfüllte. Von den wenigen ausgeführten Verſen gehören einige Sulamith an, der bibliſchen Dichtung, an der ſchon der junge Goethe ſeine Überſetzungskunſt erprobt hatte. Aus den wenigen Verſen zu Schillers Totenfeier verdient das den Studierenden in den Mund gelegte Verspaar den aus dem Epilog zur Glocke ſprichwörtlich gewordenen beigeſellt zu werden:

Seine durchgewachten Nächte
Haben unſern Tag gehellt.

Im 15. Bande, der den Triumph der Empfindſamkeit, die Vögel, den Großkophta und Bürgergeneral enthält, iſt vom erſten Akte der geflickten Braut eine ältere Faſſung aus der Handſchrift zum erſtenmale mitgeteilt. Doch bietet die Faſſung nichts von beſonderem Intereſſe. Die urſprüngliche Form der Vögel war ſchon ſeit 1886 durch W. Arndts Ausgabe bekannt, und über die Operngeſtaltung des Großkophta hatte Elſter bereits in den „Forſchungen zur deutſchen Philologie“ (vgl. X, 500) berichtet. Nun iſt das ganze Schema mit den Versfragmenten der „Myſtificierten“ abgedruckt. Der 16. Band giebt außer dem eben erwähnten Neuen den bunten Inhalt des 13. Bandes der Ausgabe letzter Hand wieder. Selbſt an der Mangelhaftigkeit des Inhaltsverzeichniſſes, das die ſo verſchiedenartigen Maskenzüge nur als eine Gruppe anführt, iſt leider nichts geändert worden. Das „Pantomimiſche Ballet“ von 1782, das v. Loeper in der Hempeliſchen Ausgabe mit vollem Rechte den Maskenzügen gleichberechtigt chronologiſch einreihte, iſt unter die Lesarten verſtoßen worden. Mit derſelben Begründung wäre auch „des Künſtlers Vergötterung“, die man gerne mit Künſtlers Erdenwallen und Apotheoſe in einem Band vereinigt ſähe, unter die Lesarten dieſes Bandes einzureihen. Ich muß geſtehen, daß mir gerade bei dieſem Bande die Beibehaltung der Reihenfolge der Ausgabe letzter Hand einen beſonders unerfreulichen Eindruck macht. Zu dem bereits reichen Materiale für „Epimenides Erwachen“ kommt als neues und bedeutendes Aktenſtück die „Geſchichts-

erzählung", d. h. das Promemoria, in dem ſich Goethe unter Darlegung der Entſtehungsgeſchichte bei der Berliner Intendanz über das fortwährende Hinauszögern der Aufführung beſchweren wollte. Zwiſchen den Maskenzügen und dem Epimenides ſtehen die ſieben Gedichte, die Goethe 1810 und 1812 im Namen der Bürgerſchaft von Karlsbad für die öſterreichiſche Kaiſerin und ihre Stieftochter dichtete. Die neue Biographie der Kaiſerin Maria Ludowika[34]) hat nach den Arbeiten von Düntzer und Werner nichts Neues über Goethes Verehrung der Tochter des Hauſes Eſte beibringen können, aber immerhin verdient ihre Biographie in der Goethelitteratur Erwähnung, umſomehr als ſie im 6. und 8. Kapitel den Verkehr der Kaiſerin mit Goethe in Karlsbad und Teplitz ausführlich behandelt. So hohes Lob auch der neueſte Biograph der Kaiſerin ſpendet, ihre Kenntnis der deutſchen Litteratur vermag er nicht zu rühmen. Wie ſie ihre vertrauten Briefe italieniſch ſchrieb, war auch ihre ganze Bildung eine italieniſche. Noch im Mai 1809 hat ſie den Huſarenmajor Schill und Schiller für eine Perſon gehalten (un certo Schill . . . per i suoi scritti e idee strardinarie riusú un corps a Berlino).

Der 16. Band der Weimariſchen Ausgabe enthält auch „Hans Sachſens poetiſche Sendung", das in letzter Zeit ſo oft angeführte Gedicht. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß im vorigen November keine Hans Sachsfeier ſtattfinden konnte, ohne daß dabei Goethes und ſeines Gedichtes gedacht wurde. Der anerkannte Meiſter und treffliche Führer der Hans Sachsforſchung, Edmund Goetze, hat ſchon am letzten Goethetage in Frankfurt ſeinen ſchönen Feſtvortrag „Goethe und Hans Sachs" gehalten. Ich brauche nicht erſt mit freudigem Lobe hinzuweiſen auf das, was gewiß alle Leſer der Hochſtiftsberichte im vorigen Hefte ſelbſt dankbar entgegengenommen haben werden.[35]) Es erübrigt mir nur, eigens der zwei ge-

---

[34]) Nach ungedruckten Briefen von Eugen Guglia. Wien 1894 (Verlag von K. Gräſer).

[35]) Wohl darf ich aber trotz der Begrenzung dieſer Berichte auf Goetzes Nürnberger Feſtrede verweiſen. Eine Feſtſchrift dagegen, von der Ruland in in dem Aufſatze „die Hans Sachs-Ausſtellung zu Weimar" ſpricht, hat Goetze überhaupt nicht herausgegeben. Ruland meint nach dem ganzen Zuſammen-

haltvollen Festgaben zu gedenken, die Bernhard Suphan als Weimarische Beiträge zum Sachsjubiläum erschienen ließ.[36]) Die Zeugnisse, die im 18. Jahrhundert Wieland, Goethe, Herder, Bertuch in Weimar für den alten Meister ablegten, sind als Urkunden zusammengestellt. Daneben wird die „fröhliche Urstet" gepriesen, die das Hans Sachsische Reimspiel 1798 in „Wallensteins Lager" auf der Weimarer Bühne feierte. Während die Weimarische Ausgabe uns den späteren Text des Goethischen Gedichtes bietet, wie das Archiv ihn in einer von Herder durchkorrigierten Handschrift verwahrt, erneut die Festschrift den ersten Druck aus dem Aprilhefte des „Teutschen Merkur" von 1776. Dazu erhalten wir die Zusätze, Änderungen und Schlußverse, die Goethe für die Aufführung des Deinhardsteinischen „Hans Sachs" in Berlin (1828) verfertigte. Die engherzige Frömmigkeit nahm damals in Berlin an den weiten Ärmeln und Falten Gott Vaters und am Schwänzeln des Steißes von Frau Ehrbarkeit Anstoß. Für das letztere haben freilich auch wir in Breslau die abschwächende Goethische Lesart eingeschaltet, als zur Hans Sachsfeier die Goethische Dichtung durch Studenten gespielt wurde, wobei der junge Goethe, Frau Ehrbarkeit und Historia wie die Muse ihren Part sprachen, große und kleine Narren lustig klapperten. Der poetischen Sendung war dabei noch die Rede des Meistersängers („den Deutschen geschah gar viel zu lieb") vorangesetzt, und auch dieser Prolog ward vom jungen Goethe gesprochen. Suphan selbst hat sich in seinem Vortrage, der Humor und Ernst, poetische Anschauung und Reflexion geschickt zu mischen weiß, zwar jedes landläufigen Vergleiches enthalten, aber fortwährend wird unser Blick von Hans Sachs auf Goethe, vom Weimar des 18. Jahrhunderts auf das Nürnberg des 16. Jahr-

---

hange zu schließen die „Festschrift zur Hans Sachsfeier gewidmet von Herausgeber und Verleger der Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte" (Weimar Emil Felber 1894), in der Goetze „Hans Sachsens Gemerk-Büchlein" aus einer Handschrift der Weimarer Bibliothek veröffentlicht hat.

[36]) Hans Sachs in Weimar. Gedruckte Urkunden zum 400. Geburtstage des Dichters aufs neue herausgegeben. Weimar 1894. — Hans Sachs. Humanitätszeit und Gegenwart. Vortrag zur Hans Sachsfeier in Weimar nebst zugehörigen Aufsätzen. Weimar 1895 (Hermann Böhlau).

hunderts gelenkt. Wie es sich für Weimar schickt, ist Suphans Hans Sachsrede zugleich eine charakterisierende Huldigung für Weimars goldene Zeit, ein Beitrag zur Goethelitteratur geworden.

Als einen Beitrag zur Goethelitteratur im weiteren Sinne haben wir auch noch eine andere Schrift Suphans, das kleine aber gehaltvolle Heft „Aus Herders Frühzeit“[37]) zu begrüßen. Wie Herders Reisejournal das lebensvollste Zeugnis des jungen Herderischen Feuergeistes ist, so muß die Betrachtung seiner Seereise und des Reisejournals in den Mittelpunkt von Herders Wesen führen. Herders jugendliche Wanderjahre, die Suphan uns schildert, endeten in Straßburg; von dort aus gings nach Bückeburg in die Seßhaftigkeit von Amt und Würden. Was Herder aber in Straßburg dem jungen Goethe geworden ist, — mit dieser Betrachtung klingt Suphans Studie aus — „wie viel er ihm zu geben hatte und gegeben hat, begreift man doch erst völlig, wenn man weiß, wie viel und was alles während der vorangegangenen Reise- und Wanderzeit auf Herder selbst wirkte, was in ihm gährte und arbeitete. Man begreift, wie dieser an Wissen überreiche, den toten Wissenskram verachtende, über die Schranken der Erkenntnis in kühnen Träumen, über die Schranken des Gelehrtentums in kühnen Plänen hinausstrebende jugendkräftige Mann dem Jüngling Goethe zu einer Erscheinung wurde, mit der er nach seinem eignen Bekenntnis zu ringen hatte, wie Jakob mit dem Engel des Herrn“. Herders Verhältnis zu Goethe, und nicht nur in der Straßburger Zeit, sondern bis an Herders Lebensende hat eine beachtenswerte neue Darstellung gefunden in einem eigenartigen und im höchsten Grade anziehendem Buche, in „Herders Leben“ von Eugen Kühnemann,[38]) und ward, wie dies ja in jeder Herderbiographie selbstverständlich ist, auch neuerdings besprochen in Kühnemanns biographischer Einleitung zu Herders ausgewählten Werken im 74. Bande von Kürschners „Deutscher Nationallitteratur“.[39]) Kühnemanns frisch geschriebenes Buch ist keine Biographie und nichts weniger als ein doch vergeblicher Konkurrenzversuch mit Hayms Meisterwerk.

[37]) Zu seinem 150. Geburtstage. Weimar 1894 (Hermann Böhlau).

[38]) München 1895 (C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung).

[39]) Stuttgart 1894 (Union Deutsche Verlagsgesellschaft).

Von Herders Werken ist bei Kühnemann nur nebenbei die Rede, und selbst die äußeren Lebensumstände werden als bekannt vorausgesetzt, so ausgezeichnet dieses Milieu z. B. für die traurige Jugend in Mohrungen geschildert wird. Es dient nur als Mittel, Herders Wesen psychologisch zu erklären, wie W. Wetz eine solche kritisch-psychologische Methode als erste Aufgabe der Litteraturgeschichte gefordert hat. In seinem Leben, im geheimsten seiner Seele sollen wir ihn begreifen, wie er in den verschiedenen Zeiten sich selbst empfand. Und gerade dabei wird der fortwährende Vergleich mit Goethe notwendig und lehrreich. Die Werke allein geben noch kein Maß für die Kraft eines Geistes. Herder „war eine Persönlichkeit mit dem Bedürfnis ein Leben zu bauen, das seine Entfaltung sei". Allein er übersah weder die ganze Aufgabe noch begriff er sein Verhältnis zu der jeweiligen Umgebung. Das, erklärt Kühnemann, sei der große Vorrang Goethes vor Herder: „diese schöne Fähigkeit, sein sittliches Verhältnis zur Welt und den Menschen in seiner Arbeit selber festzustellen. In diesem Kern des Lebens erweist sich die Überlegenheit seiner Kraft. Er bildete in höherem Grade all das Gewimmel des Zufalls, das den Menschen umstürmt und ergreift, zu notwendigen sittlichen Elementen seines Lebens um. Er nahm nicht nur hin, wie es kam; er ergriff es mit vollem Bewußtsein als einen Teil des Selbst. Darum ward er die Vollendung, wenn Herder nur (?) die gewaltige Gährung war. Denn was in jenem Geist und Gedanken blieb, unausgeformt zumeist und noch nicht ganz geläutert vom Zufallsstempel der Zeit, es ward in ihm erst volles, lebendiges sittliches Leben". Wie aber in Straßburg dem „gesunden Jüngling, der noch so ganz in der Mitte der Dinge befangen war", von dem mitteilungsbedürftigen Herder das Verständnis für die bildenden Kräfte des geistigen Lebens erschlossen ward, hat Kühnemann (S. 101—111) mit einer Anschaulichkeit vorgeführt, daß wir uns in den Bannkreis jener unvergleichlichen Lehrstunden versetzt fühlen. Mit Recht weist er darauf hin, wie in Goethes Frankfurter Briefen mit wachsender Reife die Nachwirkungen der Herderischen Anregungen immer bedeutender hervortreten. Aus Goethes Beitrag zu den Blättern „von deutscher Art und Kunst" sprach „die deutsche Empfindung,

wie sie Herder in Frankreich so stolz und sehnsüchtig erwacht" war. „Deutsch nannte sich dies Verlangen der Seele nach einem Leben, das voll und mächtig ausströmen muß in ursprünglichen Klängen. Deutsch hieß die Kraft, die Fülle, die von den Brudernationen so anders als französische Eleganz, auch anders als die stille Schönheit der Alten herüberklang. In dem Stolz auf die Muttersprache, in der Hoffnung geistiger Thaten allein konnte die Liebe des Vaterlandes sich bewähren." Es ist mir schwer begreiflich, wie Kühnemann, der hier so schöne Worte für die nationale Strömung in unserer beginnenden klassischen Litteratur findet, in seinen Anmerkungen (S. 391) die Frage nach dem Verhältnis der Litteratur verschiedener Völker zu einander als eine ganz veraltete, für uns belanglose bezeichnen kann. Eine europäische Litteratur arbeite sich heraus, für die das künstlerisch Echte das einzige Kriterium sei. Von der Weltlitteratur in deutscher Sprache, die der alte Goethe eben als Vertreter Herderischer Ideen forderte, ist eine solche internationale Volapüklitteratur, wie Kühnemann sie herbeiwünscht, sehr verschieden. Schönlitteratur, sagt Georg Brandes in seiner höchst beherzigenswerten Rede „Nationalgefühl",[40]) ist nicht von universeller Natur. Schönheit und Wert beruhen hier wesentlich auf der Sprachform, die sich ja nicht überpflanzen oder übersetzen läßt. Es bleibt immer etwas übrig, was der Fremde auf Treu und Glauben von den Landsleuten des Schriftstellers annehmen muß." Wenn heute die norwegischen Dichter in ganz Europa gelesen würden, so sei nicht ein europäischer Zug in ihren Werken die Ursache; die Stärke der norwegischen Dichter liegt nach Brandes in der Stärke des aufstrebenden norwegischen Nationalgefühls. Die Vorbedingung großer litterarischer Leistungen sei das Empfinden des Einzelnen, „daß sein Land im Emporgang, daß dessen Stern im Steigen ist. Dann strömt aus der Volksseele Mut und Selbstvertrauen in die Seele des Einzelnen".

Je lebhafter Herder selbst fühlte, was er Goethe in Straßburg geworden, je überlegener er, der berühmte Schriftsteller, sich dem spechtischen Wesen des Anfängers gegenüberfühlte, um so pein-

[40]) Köln und Paris 1894 (Verlag von Albert Langen).

licher mußte er es empfinden, als er nach seinem Eintritt in Weimar Goethe als den ersten, sich selbst in gewissem Sinne ihm untergeordnet vorfand. Goethe wurde in den Schicksalen seiner äußeren Existenz wohl auch vom Zufall getragen (S. 180), aber mit bewußter Überlegenheit und angeborenem Herrschtalente gestaltete er ihn sich nach seinen Zwecken zurecht. Herder ließ sich von der äußeren Lage beherrschen und vermochte ihr nur den Groll, der an seiner eigenen Seele zehrte, entgegenzusetzen. Es dauerte lange bis das Zusammenleben in Weimar auch die „Zeit der Freundschaft mit Goethe" wurde, wie Kühnemann die Jahre 1785—1787 in Herders Leben bezeichnet. Und auch hier war es Goethe, der die trennende Mauer niederriß, den Widerstrebenden zur klaren Anschauung der Verhältnisse und Menschen zu bewegen wußte. Eine völlige Übereinstimmung der Gedankenwelt Herders und Goethes hat nach Kühnemann (S. 405) freilich auch in diesen Jahren nicht stattgefunden. Auf Kühnemanns dabei geäußerte Bemerkungen über Schillers Ethik in ihrem Verhältnis zur Kantischen zurückzukommen, wird sich Gelegenheit bieten, wenn erst sein angekündigtes Buch „Kants und Schillers Begründung der Ästhetik", von dem bis jetzt nur die ersten zwei Kapitel als Habilitationsschrift im Drucke vorliegen,[41]) erschienen sein wird. Von der Anschauung, daß in einem großen Zusammenhange gesetzlichen Bildens alle Zeugungen der Natur beschlossen seien, waren Goethe und Herder erfüllt. Während jedoch Herder in diesen Grundanschauungen als dem erreichten Ziele ausruhte (S. 277), faßte in ihnen Goethe „seine bewegliche Kraft zusammen als in den zeugenden Organen unermüdlicher Arbeit. Herder erreichte seinen Gipfel, und ging dann hinab, ward mannesreif, um Greis zu werden. Goethe fand in den Anschauungen seiner italienischen Sammlung erst die geistige Arbeitsweise, in der er wahrhaft er selbst ward; seine Mannesreife war seine eigentliche Jugend. Jener endete, dieser begann". Und in dem Augenblicke, als Herder durch das erste Gefühl nachlassender Kraft doppelt empfindlich war, mußte er erleben, daß Schiller, der Anhänger des verhaßten und leiden-

[41]) Grundlagen der Ästhetik Kants. Marburg i. H. 1895.

ſchaftlich bekämpften Kant, ſeinen eigenen bisherigen Platz an Goethes Seite einnahm. In dem Abſchnitte „Herder und die deutſchen Klaſſiker“ hat Kühnemann Herders Mitarbeit an den Horen und ſeine Verſtändnisloſigkeit für die Kunſtanſchauung Schillers und Goethes charakteriſiert. „Das iſt das Schickſal, das wir Herder nennen: mit der zarteſten Reizbarkeit der Leben empfindenden Organe ausgeſtattet den Ton ganzer Welten des Menſchengefühls zu hören, uns die Empfindung zu bereichern und den Blick zu weiten, aber da die bildende Kraft mit ihrer Notwendigkeit ſich durchzuſetzen zurücktritt, mit der Todeswunde in allen Beziehungen ſeines Lebens dahinzugehen und endlich, früh ſchon in allem Reichtum zu ermüden, hinzuſinken, abzuſterben. In ſeiner Fülle fehlte dieſem Weſen, dem die Menſchheit Großes verdankt, nur eine Fähigkeit, die Fähigkeit: zu leben.“

Das Verhältnis Goethes zu einem anderen Großen unſerer Litteratur, der, ſo grundverſchieden er ſonſt in allem von Herder auch war, ihm doch in dem einem glich, daß auch ihm ein Gott die Kunſt verſagt hatte „die arme Kunſt, ſich künſtlich zu betragen“, Goethes Beziehungen zu Heinrich von Kleiſt ſind in dem ſtattlichen Werke von Raymond Bonafous[42]) eingehend erörtert. Es läßt ſich gut hören, wenn Bonafous zur Erläuterung von Goethes bekanntem Urteile über Kleiſt hinzuſetzt, Goethe ſei durch Kleiſts Geiſtesverfaſſung an ſeinen eigenen krankhaften Zuſtand in der Wertherzeit erinnert worden. Aber einen gefährlichen (redoutable) Rivalen hat Goethe, der übrigens in Weimar keineswegs alles nach ſeinem Willen leiten konnte (Goethe dirigeait et dominait tout), in Kleiſt ſicher nicht gefürchtet (S. 102), nach Schillers Tod wäre er ſogar recht froh geweſen, wenn ein großer Theaterdichter erſtanden wäre. Bei Beſprechung der unglücklichen Weimarer Aufführung des zerbrochenen Krugs und Kleiſts unwürdiger Epigramme gegen Goethe bemerkt Bonafous ſelbſt, daß nichts den Verdacht einer Eiferſucht von Seite Goethes rechtfertige (S. 141). „Pentheſilea“ iſt wohl eine Kleiſtiſche Konfeſſion, allen Schmerz

[42]) Henri de Kleist. Sa Vie et ses Oeuvres. Paris 1894 (Librairie Hachette et Cie.).

und Glanz seiner Seele, sein eigenes Ringen um den höchsten dramatischen Lorbeer sollte sie wiederspiegeln, aber es ist doch nicht „la confession de sa lutte avec Goethe“ (S. 235). Bonafous selbst urteilt, Kleist habe nie aus sich selber heraustreten können, und einen hellenischen Stoff konnte er nicht behandeln, wie dies Goethe gethan hatte, „Goethe qui comprenait et embrassait tout“. Für Kleist war das Hellenische der Pentheſilea wohl so gleichgiltig wie für Shakespeare das Griechische, als er „Troilus und Kreſſida“ schrieb. Dagegen ist von den Vergleichungen des „Kätchen von Heilbronn“ mit Goethes „Götz“ (S. 258) und Schillers „Jungfrau von Orleans“ (S. 263) wenigstens die erstere gut gelungen; die Parallele mit Schillers romantischer Tragödie halte ich freilich für ganz verfehlt. Wirklich hübsch und treffend und von Seiten eines französischen Kritikers doppelt anerkennenswert ist die Schilderung des Goethischen Jugendwerkes: „Goetz, c'est toute une époque qui revit devant nos yeux, tout un monde, pourrait-on dire. Goetz, c'est la fin du Moyen-Age, des chevaliers errants et justiciers; c'est l'époque où le pouvoir impérial, hésitant, chancelle sur ses vieux fondements, en présence d'aspirations nouvelles, au milieu d'intrigues qui annoncent de nouvelles mœurs. C'est l'époque où la Réforme se prépare, où les paysans se révoltent et se vengent. Goetz, c'est l'Allemagne peint à un certain moment, l'Allemagne dans sa vie politique, sociale, religieuse, intime. Mais cette pièce, qui est un tableau d'ensemble, est en même temps une série d'actions liées entre elles par le personnage qui y joue le principal rôle, Goetz. Présent ou absent, c'est toujours lui qui emplit la scène, et son nom seul pouvait servir de titre à l'œuvre de Goethe.“ [43]) Gegenüber der heftigen Bewegung

[43]) Solch trefflichem Urteile eines Franzoſen gegenüber muß man ſich wahrhaft ſchämen in einer öſterreichiſchen Schulausgabe des Götz von Auguſt Sauer, Wien und Prag 1895 (Verlag von Fr. Tempſky) die nur von der Sucht nach geiſtreich ſcheinenden Parallelen diktierte, Phraſe zu leſen: „Mußte Friedrich der Große in ſeinen Kämpfen gegen die Kaiſer-Königin nicht als ein moderner Götz von Berlichingen erſcheinen?“ Wer Goethe ſelbſt nicht genug kennt, konnte es wenigſtens vor kurzem aus Lorenz' Feſtrede lernen, daß Goethe das alte Reich keineswegs als eine zerfallende Ruine anſah.

des Götz von Berlichingen erscheinen Bonasous die späteren Werke Goethes und Schillers Spuren eines erzwungenen Bastardhellenismus aufzuweisen. Wohl begreift er, daß man in Weimar die wilden und wirren Produktionen ungeschickter Shakespearenachahmer zurückwies. Goethe habe als der erste erkannt, daß die Heftigkeit (l'agitation) nicht das Leben sei, und daß das Leben selbst einem wirklichen Kunstschaffen nicht genüge. Schiller habe die Götter seiner Jugend verbrannt, um die hellenischen Gottheiten anzurufen (S. 212). Aber unmöglich sei es für die Neueren de faire de l'antique. Notgedrungen hätten Goethe und alle, die ihm folgten, in ihre Werke wieder Gefühle, Bestrebungen, kurz moderne Elemente eingeführt. Die Thatsache ist ganz richtig. Irrig bleibt nur die Voraussetzung, als ob Goethe und Schiller bei der Dichtung der Iphigenie und des Wallensteins antike Dramen schaffen wollten. Für Schiller spricht sattsam der bekannte Brief an Süvern, und von Goethe meint Bonasous selbst, „il enfermait dans un cadre hellénique sa psychologie et sa philosophie".

Es hängt mit der allgemeinen Zeitströmung zusammen, wenn immer häufiger und heftiger der antike Einfluß auf die weimarischen Dichter beklagt, die Wendung von Götz zu Iphigenie, von der Begeisterung für das Straßburger Münster zu Winckelmanns Lehren als ein bedauerlicher Abfall verurteilt wird. Jedenfalls ist es nötig, solche Angriffe und Urteile zu beachten. Die Goethelitteratur wird die Gefahr einseitiger Beurteilung und Überschätzung, wie sie ihr gerade bei der neueren Betriebsamkeit leicht bedrohlich wird, besser abzuwehren imstande sein, wenn sie öfters Gelegenheit nimmt, sich zu belehren, wie außerhalb des litterarischen Fachkreises Goethes Bild und Wirken im Wandel der Zeiten und Anschauungen sich abspiegelt. Dies wird noch wünschenswerter, wenn es sich um ein Gebiet handelt, auf dem Goethes Lehre und Thätigkeit jeder Zeit viel Widerspruch gefunden hat. Einstens haben die Romantiker die Tendenz der Propyläen und weimarischen Kunstausstellungen bekämpft. Richard Muther[44]) nimmt seinen Standpunkt ein mitten

[44]) Geschichte der Malerei im XIX. Jahrhundert. München 1893/94 (G. Hirths Kunstverlag).

in der lebhaften, noch unausgetragenen künſtleriſchen Bewegung der Gegenwart, was ſeinem ſo anziehend geſchriebenen Werke einen ganz eigenen Reiz und kräftig pulſierendes Leben verleiht. Wenn ſolche Beurteilung aus den Tageskämpfen heraus nicht ganz den überkommenen Schulbegriffen von Geſchichte entſpricht, obwohl Muther kaum jemals ſo bewußt einſeitig und parteiiſch wie z. B. Treitſchke verfährt, ſo wird dafür ein Buch, das ſo unmittelbar den Eindruck einer großen zeitgenöſſiſchen Kunſtbewegung wiedergiebt, ſelbſt zu einem geſchichtlichen Denkmale. Wie wird in dieſer modernſten Betrachtung der Kunſtentwickelung Goethes Verhalten in Fragen der bildenden Kunſt beurteilt? Seine Abſage an die Romantiker hat den Beifall Muthers, der freilich irrtümlich (I, 194) Goethe die Autorſchaft von Heinrich Meyers Aufſatz „Neu-deutſche religiös-patriotiſche Kunſt“ zuſchreibt. Waren die W. K. F. (Weimarer Kunſtfreunde) auch in der Hauptſache völlig einig, ſo war Goethe nach dem Aufenthalte in der Boiſſerée'iſchen Sammlung zu Heidelberg doch zu weitergehender Schonung der Romantiker geneigt als ſie Meyer ihnen in dem Aufſatze angedeihen ließ. Philipp Hackert wird als „friſcher geſunder Landſchafter“ von Muther in Schutz genommen gegen die Geringſchätzung, welche dem übertriebenen Lobe Goethes gefolgt war. Von Goethes römiſchen Künſtlerfreunden wird die „gute Angelika“ mit Goethes eigenen Worten charakteriſiert (I, 116), Tiſchbeins „Goethe auf den Ruinen Roms“ als ſein beſtes Bild gerühmt (S. 89): „der Kopf des Dichters iſt energiſch und kraftvoll, die Farbe von einem vornehmen hellen Grau“. Durch Muthers herbe Verurteilung von Stielers Goetheporträt (S. 161), „der Typus eines Mannes von allgemeiner Charakterloſigkeit“, laſſe ich mir meine eingewurzelte Vorliebe gerade für dieſes Bild nicht erſchüttern. Ich meine, aus dieſem Bilde (freilich nicht aus den öfters wenig erbaulichen Reproduktionen) leuchten wirklich „zwei weitoff'ne Sonnenaugen“, wie Gottfried Keller ſie dem „alten feierlichen ſchönen Manne“ zuſchreibt. Muther, der zur Abwechſelung einmal die Kehrſeite der Medaille betrachten und verfolgen möchte, „wie oft die Antike hindernd und verwirrend in die Entwickelung der modernen Kunſt eingegriffen hat“, giebt den Kunſturteilen des jungen Goethe den Vorzug vor dem unter Italiens und Winckel-

manns Einfluß zum Griechentum bekehrten Goethe. Der Dichter von Werthers Leiden und Schüler Rouſſeaus habe „in ſeinem ganzen Naturempfinden faſt ſchon das Erſcheinen der Schule von Fontainebleau angekündigt“ (I, 95). In der Erkenntnis Rembrandts ſei Goethe ſchon 1773 ſeinen Zeitgenoſſen um Jahrzehnte vorausgeweſen. Noch in Padua habe er in ſeinem Urteile über Mantegnas Fresken das tiefſte hiſtoriſche Verſtändnis gezeigt (S. 108). Indem aber „die mächtigen Schöpfer des Fauſt und der Räuber“ — Muther ſtellt Schiller mit dem ſpaniſchen Maler Franzisko Goya zuſammen — „von den Griechen gezähmt, den Idealen ihrer Titanenjugend untreu wurden, iſt die erſte Blüte der deutſchen Poeſie von Maienfröſten erſtickt worden und es mußte ein Jahrhundert vergehen, bis der Blütenſtaub, der damals im Götz und in den Räubern von uns ausgeflogen war, draußen ein fruchtbareres Erdreich fand“. Welches dies fruchtbarere Erdreich ſein ſoll, iſt mir wirklich unklar geblieben. Ich weiß wohl, daß Karl Bleibtreu vor etwa einem Jahrzehnt in ſeiner Schrift „Revolution der Litteratur“ eine Umkehr der Litteratur zurück zu Lenz und Genoſſen gefordert hat und die klaſſiſche Richtung Goethe-Schiller als Irrweg bezeichnete. Ich kann aber nicht glauben, daß Muther ernſtlich die modernſte naturaliſtiſche Litteratur als neue Triebe aus jenem Blütenſtaube der Sturm- und Drangperiode (was man teilweiſe ganz gut zugeben kann) der weimariſchen Kunſt ebenſo vorziehe wie Böcklins Malerei den Zeichnungen von Carſtens und Cornelius. Eine Abkehr von den Idealen der Jugendzeit ſollte man Goethes Kunſtrichtung, wie ſie nach der italieniſchen Reiſe ſchroff hervortrat, überhaupt nicht ſo ohne weiteres nennen (ſ. u. Weißenfels). In der Frankfurter Zeit, da Goethe glücklich im Palaſte der Pindariſchen Dichtung lebte und Andacht liturgiſcher Lektion allmorgendlich im heiligen Homer las, ſtanden auch ſchon Geſtalten der griechiſchen Kunſt als die „ewig lebenden“ vor ſeinen Augen. Die Antike gehörte bereits zu den Idealen des Lobredners auf die gotiſche Baukunſt. Die Bewunderung für den einen Gegenſtand ſeiner jugendlichen Begeiſterung iſt nur dann eine zeitlang ſo übermächtig geworden, daß erſt Boiſſerée mit ſeinen Kölner Domplänen Goethe wieder zu einer gerechteren Anerkennung nordiſcher Kunſt zwingen konnte.

Der Standpunkt, von dem aus Iphigenie und die Braut von Meſſina als ein beklagenswerter Abfall von der nationalen naturwahren Kunſt des Götz und der Räuber erſcheinen, iſt ja ſchon von Tieck eingenommen worden, und er läßt ſich, ſo wenig ich für meine Perſon ihn teilen möchte, mit guten Gründen vertheidigen. Aber die Art, in welcher der neueſte Bekämpfer des Dogmas vom klaſſiſchen Altertum, Paul Nerrlich[45]) Goethe und Schiller dabei figurieren läßt, iſt als ganz willkürlich und unkritiſch abzuweiſen. Man mag ſelbſt der ſchönen Darſtellung gegenüber, in der M. Bernays in der Einleitung zu Goethes Briefen an Fr. Aug. Wolf (1868) Goethes Verhältnis zum klaſſiſchen Altertum geſchildert hat, Goethes ſkeptiſche Äußerungen über Philologie und Philologen etwas ſtärker betonen. Aber einzelne Äußerungen aus dem Zuſammenhange zu reißen und zu verwerten, wie Nerrlich thut, muß zu ganz falſchen Ergebniſſen führen. Auf dieſe Weiſe gelingt es ihm freilich, Goethe ſelbſt als Gegner des klaſſiſchen Altertums darzuſtellen (S. 258) und zugleich Niebuhr zu preiſen (S. 307), daß er ſich mannhaft und kühn gegen Goethes Auffaſſung der bildenden Kunſt erhoben habe. Zutreffend erſcheint Nerrlichs Bemerkung, daß Goethe ſich vor allem durch die Werke der bildenden Kunſt zum Altertum gezogen fühlte, während „für Schiller die Unzufriedenheit mit der Gegenwart das erſte Band war, welches ihn an die Griechen knüpfte“. Schon dem Dichter der Räuber wurde durch Plutarch der Ekel an ſeinem tintenkleckſenden Säkulum geweckt. Nerrlich ſieht in ſolcher Bevorzugung der Alten nur bedauerliche Irrgänge eines Genies. Umſomehr freut er ſich über Schillers Xenien gegen das Fieber der Gräkomanie. Aber die Abneigung gegen Friedrich Schlegel, welche ihm dieſen Spott diktierte, hat mit Schillers Auffaſſung vom Griechentum ſo wenig zu thun wie Goethes Spott und Unwillen gegen die nur den Buchſtaben ſchätzenden Vertreter der Altertumswiſſenſchaft mit ſeiner Bewunderung für das Altertum. Freilich wollte er die Alten nicht als Hüter der Schule blind geehrt wiſſen, ſondern ins Leben lebendig hinausführen. Wie ſelbſt-

---

[45]) Das Dogma vom klaſſiſchen Altertum in ſeiner geſchichtlichen Entwicklung. Leipzig 1894 (Verlag von C. L. Hirſchfeld).

ständig Schiller in seiner klassischen Zeit als moderner Dichter sich der Autorität der Antike entgegenstellte, zeigt eben der schon erwähnte Brief an Süvern über das Verhältnis seines Wallensteins zur griechischen Tragödie. Nerrlich beruft sich auf diesen Brief, aber es ist seinem Verfahren eigen, überall eine gewaltsame Deutung unterzulegen, sei es daß er Goethe und Schiller als Gegner des Dogmas vom klassischen Altertum zu Zeugen aufrufen oder sie für die Festsetzung der angeblichen Irrlehren mitverantwortlich machen will.

Natürlich stellt Nerrlich, der begeisterte Biograph Jean Pauls, auch hier wieder seinen Lieblingshelden den irrenden Weimaranern gegenüber. Sein eigenes Verständnis Jean Pauls ist aber inzwischen von dem neuesten und glühendsten Jean Paul-Verehrer, von Josef Müller[46]) heftig angegriffen worden. Auch Müller kommt immer wieder auf den Gegensatz Jean Pauls zu Schiller und Goethe zu sprechen. Wenn dies auch nicht in so gehässiger Art wie von Nerrlich in seinem Leben Jean Pauls geschieht, so müßte ich doch manche meiner Einwendungen, die ich VII, 406 erhob, auch gegen Müller wiederholen. Wenn Müller seinen Liebling als den nationalen Dichter preist, so greift er deswegen freilich nicht wie Nerrlich Goethes Deutschtum an, sondern hebt in großer treffender Auffassung hervor: „Wer war ein echterer Grieche als Sophokles, ein echterer Italiener als Dante, ein echterer Deutsche als Goethe? Die feinsten Züge ihrer nationalen Art und volkstümlichen Kraft finden wir bei ihnen, aber nicht in aufdringlicher, bewußt ausgesprochener Art; indem sie ihre Gestalten in ganz persönlicher Eigentümlichkeit erfaßten, indem sie sich selbst und sich ganz gaben, gaben sie auch der Volksseele, die in ihnen Sprache gewann, unbewußt Ausdruck. Die innige Vermählung des individuellen, nationalen und humanen Elements in der festgeschlossenen, geistvollen Persönlichkeit des Dichters ist das Geheimnis der Kunst, ist der Kernpunkt wahren Schaffens, die Quelle eines wirklichen Stils.“ Man begreift kaum wie derselbe

---

[46]) Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. München 1894 (Verlag von Dr. H. Lüneburg).

Kritiker, der dies schöne einsichtsvolle Urteil schrieb, einige Seiten später Goethe beschuldigen kann, er habe den Krankheitsstoff dem Publikum eingeimpft, indem er das dichterische Schaffen als „ein moralisches Purgationsmittel“ (S. 19) brauchte. Goethe selbst hat sich einmal (Gespräche VII, 272) recht kräftig dagegen verwahrt, daß man einem Schriftsteller zur Last legen wolle, wenn einige beschränkte Geister sein Werk falsch auffaßten. Wenn in „Werthers Leiden“ oder den „Wahlverwandtschaften“ der Dichter Erfahrungen und Kämpfe, die er selbst siegreich bestanden hat, im Kunstwerke darstellt, so giebt er doch Warnung und Beispiel zur Überwindung jenes modischen Krankheitsstoffes. Der Arzt, der das Vorhandensein einer Pest feststellt, ist nach Lessings Gleichnis doch nicht für ihre Verbreitung verantwortlich. Der Vorwurf selbst hängt freilich mit der ganzen Auffassung des Verhältnisses von Kunst und Moral aufs engste zusammen. Müller macht Jean Pauls Anklage gegen Goethe, daß er nur erheitere, nicht auch wie Klopstock erhebe, (S. 18 u. 345), zu seiner eigenen, wie er im Anschluß an Jean Pauls „Vorschule zur Ästhetik“ ausführt, Schiller sei sich über das Verhältnis von Kunst und Moral niemals klar geworden. Da Schillers philosophische Schriften sich gerade um Feststellung dieses Verhältnisses drehen, wäre die Anklage schlimm genug. Sie entspricht freilich ganz den Ansichten Jean Pauls und Herders (s. o.). Das Evangelium von der Selbständigkeit der Kunst, dem absoluten Werte der reinen Form mußte einem Schriftsteller wie Jean Paul höchst anstößig sein, von dem selbst sein begeistertster Verehrer bekennt: „seinen Schöpfungen fehlt die Weihe der künstlerisch vollendeten Form“. Für Schiller war der Künstler der einzig wahre Mensch; Jean Paul stellt den Philosophen über den Künstler, so daß Müller geradezu erklärt, ohne philosophische Bildung seien seine Schriften so wenig zu verstehen als die Lessings und Goethes ohne klassische Schulung. Durch das allzu mächtige Übergewicht des antiken Elementes sei dem Goethischen Genius ein fremdartiges Gepräge aufgedrückt worden (S. 319), und Schiller, dessen Einteilung von naiv und sentimentalisch Müller mit Jean Paul verwirft, habe sich durch Goethes Einfluß an den antiken Kothurn drängen lassen, auf dem er sich nie recht heimisch fühlte. Nun

mußte Schiller wohl durch Goethe in seiner Vorliebe für die Antike noch gestärkt werden, aber dazu gedrängt wurde er nicht erst durch Goethe, sondern ganz aus eigenem Antriebe. Mit Recht betont Rudolf Schmidtmayer in seiner gründlichen Untersuchung über Schillers Übersetzung der Euripideischen Iphigenie in Aulis, die einen Beitrag zur Frage nach Schillers Kenntnis des Griechischen liefert[47]), daß Schiller schon 1789 für das griechische Altertum schwärmte. Daß er gerade die Iphigenie in Aulis zur Übersetzung auswählte, mag allerdings im Hinblick auf die Taurische Iphigenie Goethes erfolgt sein. Die Übertragung selbst beurteilt Schmidtmayer als Philologe wenig günstig, besonders nimmt er an der Selbständigkeit der Chöre Anstoß, obwohl er gestehen muß, daß sie dem Charakter von Schillers verdeutschter Iphigenie wohl angemessen seien. Er tadelt die Weglassung des Schlusses, die Förster (s. o.) Schiller eher zum Lobe anrechnet und die Breite der Reproduktionsweise, die für 1509 Euripideische Verse 1856 Schillerische brauche. Klopstock, der in seinen Übersetzungsproben vor allem an Kürze mit dem Original wetteiferte, hätte dies freilich als üblen Fehler aufgenommen. Schiller übersetzte nach der lateinischen Version von Josua Barnes, daneben brauchte er die französische Brumoys und, wie schon Jonas nachgewiesen hat, die deutsche Steinbrüchels. Nur an sechs Stellen lasse sich die Benützung des griechischen Textes völlig sicher behaupten, an dreizehn weiteren sei sie wahrscheinlich. Doch habe Schiller auch bei Kritik seiner Vorlagen, wie er sie in den Anmerkungen übte, sich der Hilfe eines kritischen Vorgängers, Prevosts, bedient. Wie gering aber Schillers griechische Sprachkenntnisse auch waren, es gilt auch von seiner Übersetzung, was Heinrich Voß von Goethe rühmte: der Dichter sei selbst nur ein dürftiger Philologe, habe aber dem Berufsphilologen erst den Sinn der klassischen Litteratur eröffnet.

Wenn nun Müller meint, Schiller und Goethe seien durch das antike Element ihrer Dichtungen der Gegenwart weniger nahe als Jean Paul, so muß ich das bezweifeln. Ich glaube im Gegen-

[47]) Schillers Iphigenie in Aulis und ihr Verhältnis zum gleichnamigen Drama des Euripides. Budweis 1890—92 (Drei Programme im Selbstverlage des k. k. deutschen Staatsgymnasiums).

teil, die antike Form unſerer Klaſſiker hindert ihre unmittelbare Aufnahme viel weniger, als es Jean Pauls abſonderliche Heiterkeit und ſein Aufgehen in den Geſchmack und die Vorſtellungen ſeiner Zeitgenoſſen thun. Er erſcheint der weit überwiegenden Mehrzahl der modernen Leſer unverſtändlich und barok, während kein eindringender Leſer in Goethes Optimismus (S. 111) den Ernſt des Gewiſſens und die tiefere verſöhnende Seele vermiſſen wird. Wie wir heute Goethes Lebensweisheit überblicken, kann von einem epikuräiſchen „Raffinement, welches das Leben zu einer Kunſt des Genießens macht“ (S. 87), wohl nicht die Rede ſein. Die Vorwürfe gegen Goethes Lebensführung treffen meiſtens in erſter Linie ſein Verhalten gegen die Frauen. Man kann ſagen, daß ſeit dem Erſcheinen von Werthers Leiden, die zuerſt die Frage nach dem lebenden Vorbilde Lottens hervorriefen, Goethes Verhältnis zu den Frauen nicht aufgehört hat, Gegenſtand der Neugierde und Teilnahme zu ſein. Der innige Zuſammenhang zwiſchen den weiblichen Geſtalten ſeiner Dichtungen und den Mädchen und Frauen, welche des Dichters Lebenspfade kreuzten, iſt ſtets betont worden. Unwillkürlich muß der Blick hier vergleichend von der einen zu der andern gleiten. Lotte Schiller meinte (1823), Goethes erdichtete Frauen ſeien mehr Wahrheit als die wahren, über die er ſich ſtets Täuſchungen gemacht habe. Das Urteil über ſein Verhalten zu den Frauen hat weſentlich zu den Vorurteilen über Goethes Perſönlichkeit und Charakter mitgewirkt. Man braucht nur an den geſchmackvollen Titel eines Buches wie „Goethes Liebſchaften“ zu erinnern, um zur Vorſicht gemahnt zu werden auf einem Gebiete, auf dem Forſchung und Darſtellung ſo leicht zum Goetheklatſch herabſinken mögen. Daß aber gerade hier der Pſychologe und Äſthetiker, wie der Kultur- und Litterarhiſtoriker eine würdige nnd dankbare Aufgabe finden kann, dürfen ſelbſt die Gegner der Goethephilologie unbedenklich zugeben. Und eifrig iſt auch auf dieſem Gebiete gearbeitet worden. Schon 1852 hat Düntzer in ſeiner treu-ſorgſamen Weiſe das Material für „Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit“ zuſammengetragen, neben denen 33 Jahre ſpäter ſeine „Abhandlungen“ noch weitere Bilder aus verſchiedenen Lebensaltern aufrichteten. Wie zahlreiche Leſer eine

geiſtreich gefällige Behandlung des Themas anzulocken vermag, zeigt der Erfolg, den Adolf Stahr mit ſeinen zwei Bänden „Goethes Frauengeſtalten“ erzielte. Von 1865 bis 1891 erlebte Stahrs Buch acht Auflagen. Vielleicht ward Louis Lewes, der 1893 ein ganz hübſches Buch über „Shakeſpeares Frauengeſtalten“ (vgl. Engliſche Studien XX, 154) herausgab, gerade durch den andauernden Erfolg der Stahriſchen Arbeit verleitet, ein Konkurrenzwerk zu unternehmen.[48]) Und gewiß ließe ſich Stahrs Werk durch ein weit beſſeres erſetzen, wenn jemand mit genügender Kenntnis und prüfender Benutzung der neueren Forſchung und neueſten Anſchauungen die Aufgabe in Angriff nähme. Als Vertreterin ſolcher Zukunftsanſchauungen iſt Laura Marholm[49]) auf die Klaſſiker nicht gut zu ſprechen. Schiller mit ſeiner ganzen Nachkommenſchaft ſentimental pathetiſcher Dramatiker, Kleiſt inbegriffen, hat nach ihrer Meinung vom Weibe nicht viel mehr als den langen Rock auf die Bühne gebracht. Goethe allein nimmt ſie von dem Tadel aus: der habe noch die Natürlichkeit und Grazie des 18. Jahrhunderts, den galliſchen Geiſt in der Auffaſſung des Weibes vertreten. Mit einem ſolchen Schlagworte iſt natürlich ſo gut wie nichts gewonnen. In dem Geiſte und mit dem tiefen Verſtändniſſe, die Viktor Hehn bei Schilderung der Stände und Naturformen des Menſchenlebens in Goethes Werken leiteten, müßte das innerſte Weſen der einzelnen erdichteten Goethiſchen Frauengeſtalten erfaßt und das ihnen allen Gemeinſame klargelegt werden. Goethes Grundanſchauungen über die weibliche Natur und das Verhältnis der Geſchlechter in jugendlicher Entwickelung und im Alter, in Liebe, Leidenſchaft und den Pflichten der Ehe, als Mutter und Tochter, bei Fürſtin und Dienerin würden dabei hervortreten. In Abwehr heftiger Anklagen hat Schröer in ſeinen zwei Vorträgen „Goethe und die Liebe“ gerade in Goethes Verhalten gegenüber dem „Ewig Weiblichen“ ſeine Größe und tiefſte Eigenart zu finden geglaubt. Aber nicht auf die Mädchen und Frauen, die Neigung und Sehnen in dem Dichter weckten, darf der Kreis

[48]) Goethes Frauengeſtalten. Stuttgart 1894 (Verlag von K. Krabbe).

[49]) Wir Frauen und unſere Dichter. Wien und Leipzig 1895 (Verlag der Wiener Mode).

von „Goethes Frauengeſtalten" eingeſchränkt werden. Neben den einzelnen wie Frl. v. Klettenberg, Bäbe Schultheß, Angelika Kauffmann, Herders und Schillers Gattinnen treten uns ganze Gruppen entgegen: die Darmſtädter Freundinnen, die beiden ſo grundverſchiedenen Herzoginnen in Weimar mit ihrer Umgebung (Göchhauſen, Egloffſtein, Pappenheim, Zigeſar), die Karlsbader Badebekanntſchaften, die Schauſpielerinnen. Die verſchiedenartigen Korreſpondentinnen Goethes und ſein Briefwechſel mit ihnen erfordern eigene Betrachtung. Wie man bei Durchſicht der Goethiſchen Geſpräche von Bewunderung ergriffen wird über die Wandlungsfähigkeit, mit der Goethe der Individualität der einzelnen entgegenzukommen weiß, ſo finden wir auch unter den Gelegenheitsreimen an Freundinnen zahlreiche, die zugleich die Empfängerin zu charakteriſieren ſuchen; ich erinnere nur an die Diſtichen des „Frühling". Der Betrachtung der erdichteten und im Leben erſchauten Weſen würde dann der Nachweis, wie auch hier „Dichtung und Wahrheit" in einander verſchlungen ſind, folgen. Und aus dem Vergleiche mit der Geſtaltung der Frauen im Leben und Schaffen anderer Dichter würde zuletzt ein wirklicher Beitrag zur Erkenntnis von Goethes Eigenart als Menſchen und Künſtlers ſich ergeben.

Von allen dieſen Anforderungen hat Lewes nun nicht das allermindeſte erfüllt. Es iſt ſchwer begreiflich, wie man mit ſo geringer Kenntnis von Goethe und der Goethelitteratur ein dickes Buch über Goethes Frauengeſtalten ſchreiben mag. Freilich würde ſein Umfang ohne die ſeitenlangen Anführungen aus den Goethiſchen Werken (Iphigenie, Taſſo, W. Meiſter, Wahlverwandtſchaften) bedenklich zuſammenſchrumpfen; und die Urteile Stahrs leſen wir doch lieber in ſeinem eigenen Buche als in Lewes' Zitaten. Von einem Plane zur „Ariſteia" iſt Lewes nichts bekannt; auch die ältere Faſſung von „Erwin und Elmire" erwähnt er nicht, wenn er Züge der Frau Rat in den Dichtungen ihres Sohnes ſucht. Dagegen ſollen wir in den „Geſchwiſtern" das Verhältnis zu Cornelia wiedererkennen (S. 22), und die Elegie „Wiederſehen" (Mai 1793) auf den Beſuch in Seſenheim im Herbſt 1779 beziehen. Das Lied an den Mond („Füllſt wieder Buſch und Thal") läßt Lewes 1769 in Frankfurt für Ännchen Schönkopf gedichtet werden

und erzählt von der Aufführung der Iphigenie auf dem Liebhabertheater zu Ilmenau (S. 158)! Daß die „natürliche Tochter“ vor Wilhelm Meister beſprochen wird, iſt vielleicht nur ein Fehler in der Gruppierung; der Werther wird aber wiederholt und ausdrücklich als Goethes erſte größere Dichtung bezeichnet. Man könnte über die lange Reihe ähnlicher, doch ziemlich ſtarker Irrtümer noch hinweggehen, wenn nur eine Spur ſelbſtändiger Auffaſſung und ernſter Erwägung in dem ganzen Buche zu finden wäre. Aber nach der Veröffentlichung der Briefe Goethes und ſeiner Mutter an Chriſtiane iſt eine ſolch unwürdige Beurteilung des ganzen Verhältniſſes doch nicht mehr erlaubt. Wichtige Lebensbeziehungen wie bedeutende dichteriſche Frauengeſtalten ſind gar nicht erwähnt. Bettina wird in einem Anhang behandelt: ſie war offenbar vergeſſen worden, da ihrer auch bei Erwähnung der Luciane in den „Wahlverwandtſchaften“ nicht gedacht ward. Daß ihr Verhältnis zu Goethe und ihre Briefe, mit deren Betrachtung Gervinus einſtens den größeren Teil ſeines Büchleins über Goethes Briefwechſel füllte, auch in dem Nachtrag keine Würdigung findet, iſt nur dem Charakter dieſes ganzen Buches entſprechend. Ich muß freilich ſagen, daß mir die Darſtellung Bettinas auch in einer ganz anderen Arbeit, in L. Geigers Mitteilungen über die Günderode[50]) nicht gefallen will. Es iſt eine unerträgliche Pedanterie und Verkennung, an „Goethes Briefwechſel mit einem Kinde“ noch immer als einer Fälſchung zu nörgeln. Gleich im Anfang ihres Buches (7. Oktober 1808) läßt Bettina von Frau Rat ſich auf den Kopf zuſagen: „Die Beſchreibung von Deinen Prachtſtücken und Koſtbarkeiten hat mir recht viel Plaiſir gemacht; wenn's nur auch wahr iſt, daß Du ſie geſehen haſt, denn in ſolchen Stücken kann man Dir nicht wenig genug trauen. Du haſt mir ja ſchon manchmal hier auf Deinem Schemel die Unmöglichkeiten vorerzählt, denn wenn Du, mit Ehren zu melden, ins Erfinden gerätſt, dann hält Dich kein Gebiß und kein Zaum.“ Wer die Abſicht zu täuſchen hat, wird ſich wohl hüten, ein derartiges Zeugnis gegen ſeine eigene Glaub-

[50]) Karoline von Günderode und ihre Freunde. Stuttgart 1895 (Deutſche Verlags-Anſtalt).

würdigkeit vorzulegen. Bettina ſcheut ſich aber auch ſonſt nicht, ihre Angaben durch ihre Korreſpondenten zu berichtigen z. B. „Ilius Pamphilius" I, 273. In einer ganzen Reihe von Fällen ſind Bettinas Briefe und Berichte früheren Zweifeln gegenüber nun als wahrheitsgetreu erwieſen worden. Die Sonette mochte ſie in gutem Glauben für an ſie gerichtet halten. Aber nicht die treue Wiedergabe eines wirklich geführten Briefwechſels, ſondern die treue Wiedergabe von Goethes Bild, wie es ihr in Geiſt und Gemüt lebte, war ihre Abſicht. Ein Denkmal für Goethe und die eigene Begeiſterung wollte ſie in dieſem Buche, das nur „für die Guten und nicht für die Böſen" beſtimmt war, errichten. Für dies Goethedenkmal Bettinas gilt das ſchöne Wort, das ihr Schwager Savigny 1805 an die Günderode ſchrieb: „Etwas recht von Herzen lieben, iſt göttlich, und jede Geſtalt, in der ſich uns dieſes Göttliche offenbart, iſt heilig." Ihr Ideal, wie ſie es ſeit drei Jahrzehnten gehegt und ſich gebildet hatte, nicht die zufällige Wirklichkeit wollte Arnims Witwe darſtellen. Mag man dies phantaſtiſch und romantiſch ſchelten, das iſt Geſchmacksſache. Wer aber in dieſem Falle Bettina moraliſch ſchulmeiſtern will, der ſollte lieber erſt ſelbſt bei ihr in die Schule gehen, um ihr Wollen und herrliches Dichten verſtehen zu lernen. Unübertrefflich ſchön hat dies kein Geringerer als Jakob Moleſchott, in ſeinen „Lebens-Erinnerungen",[51]) in denen er Goethe (S. 155 u. 62) und Forſter (S. 171 u. 262) immer von neuem als die ihm unentbehrlichen Gefährten und „die Braut von Korinth" als die vollendetſte Ballade der Welt preiſt, ausgeſprochen: „Wer Bettina verſtehen will, muß ſich in ſie verſenken. Da überkommt ihn häufig eine Stimmung, wie wenn man den Himmel anſchaut, wo die Wolken auch keine feſte Geſtalt beſitzen und ihren Zauber gerade dadurch wirken, daß ihre Bilder immer ſchwanken und ſchwebend ſich verändern und durch ihre Unfaßbarkeit reizen. Von den leiſeſten Farbentönen bis zur funkelnden Glut, vom brennenden Rot bis zu düſteren blauen und violetten Tönen, durchläuft auch der Himmel alle Abſtufungen von Licht und Farbe. Das Auge heftet ſich nicht

[51]) Für meine Freunde. Gießen 1894 (Verlag von Emil Roth).

auf einen einzelnen Leuchtpunkt, es ſchwimmt im Himmelsgewölbe. Man genießt mit Gefühlsſeligkeit, indem man halb bewußtlos merkt, daß man einfach fühlt, fühlt ohne Schranken. Das Wort Überſchwänglichkeit iſt hier in gutem Sinne anwendbar, und Bettinas Briefe, zumal die an die Günderode erwecken häufig die eben vergleichsweiſe angedeutete Stimmung."

Geiger durfte unter anderen einen wirklich wundervollen, bisher ungedruckten Brief Bettinas an Karoline aus dem Juni 1804 mitteilen, indem ſie ſich über ihr Dichten, eigentlich ihre Unfähigkeit, „etwas Feſtes, Geſetztes hervorbringen zu können" ausſpricht. „Oft liege ich abends oder vielmehr nachts im Fenſter und habe ganz herrliche Gedanken, wie es mir ſcheint; ich freue mich dann über mich ſelbſt, meine Begeiſterung begeiſtert mich ſozuſagen, aber da ſind zwei einfältige Nachtigallen in unſerer Straße, die fangen gewöhnlich an, ihre liebenden, verliebten Lieder ſo leicht, ſo herrlich und ergötzlich herzuſingen, wenn ich ſo mitten in meinem Dichten und Trachten bin, daß ich ganz alles vergeſſe und denke, du willſt die Nachtigallen dichten laſſen, du wirſt doch des Menſchen Ohr und Sinn nie ſo ſchön und herrlich erquicken wie dieſe, denn etwas weniger Gutes als das Schönſte und Beſte hervorzubringen iſt doch auch ſchlecht, und ſchlecht mag ich nicht ſchreiben." Werther ſagt einmal von ſich, er ſei nie ein größerer Dichter geweſen als in einem Augenblicke, in dem es ihm nicht möglich geweſen wäre, eine Zeile zu ſchreiben. Ähnlich bewährt ſich Bettina gerade in dieſem Geſtändnis ihres ſchriftſtelleriſchen Unvermögens ſo ſehr als echte Dichternatur, daß Goethe wohl berechtigt war, an ſie zu ſchreiben, er könne ihr nichts mehr geben, da ſie das Beſte ſchon beſitze. Lewes dekretiert, es ſei unglaublich, daß die überſchwängliche Anbetung Goethes in Bettinas Herzen entſtanden ſei, ehe ſie ihn geſehen, ſie habe das hinterher aus ihrer Phantaſie heraus erfunden (S. 459). Nun leſen wir aber in einem der von Geiger aufgefundenen Briefe an die Günderode vom April 1806: „Ich habe mir ſtatt Deiner die Rätin Goethe zur Freundin gewählt, es iſt freilich was ganz anders, aber es liegt was im Hintergrunde dabei, was mich ſelig macht, die Jugendgeſchichte ihres Sohnes fließt wie ein kühlender Tau von ihren mütterlichen

Lippen in mein brennend Herz, und hiedurch lern' ich, daß seine Jugend allein mich erfüllen sollte, eben deswegen auch mache ich keine Ansprüche mehr auf Dich." Wieder einmal erweist sich der Bericht der ausschweifenden Phantasie wahrheitsgetreuer als die prosaische Weisheit ihrer Tadler.

Bettinas Begeisterungsbedürfnis entspricht es, daß in ihren Briefen meist nur von Personen und Sachen gesprochen wird, an denen sie ihre Freude hat. In den Briefen ihrer Freunde, die Geiger mitteilt, macht sich die Tadelsucht der Romantiker gegen Schiller geltend. Savigny macht der Günderode Vorwürfe wegen ihrer Vorliebe für Schiller, an dem „der Effekt durch eine deklamatorische Sprache, welcher keine korrespondierende Tiefe der Empfindung zum Grund liegt", das Charakteristische sei. Auch eine Freundin Karolinens schrieb ihr, als sie hörte, Schillers Tell sei erschienen: „Je mehr ich Shakespeare kennen lerne, desto klarer wird mir Schillers Mangel an Originalität. Jeder seiner Charaktere läßt sich in Shakespeare nachweisen." In den kleinen Dramen der Günderode ist der Einfluß von Schillers Sprache und Vers ebenso zu erkennen, wie in dem Dialoge „Der Franke in Egypten" Goethes „Der Wanderer" als Vorbild durchscheint. Geiger folgert aus der Angabe der Goethischen Tagebücher (Aug. 1810): „Mit Bettina im Park spazieren. Umständliche Erzählung von ihrem Verhältnis zu Fräulein Günderode. Charakter dieses merkwürdigen Mädchens und Tod", daß Bettinas Bericht über das Ende ihrer Freundin, den sie unter ihren Briefen an Goethe abdrucken ließ, dort mit Unrecht stehe. Man kann jedenfalls mit gleich gutem, und ich meine sogar besserem Recht folgern: daß Goethe sich noch einige Jahre später von Bettina über die Günderode ausführlich erzählen ließ, beweist, daß ihm schon jener schriftliche Bericht Bettinens starke Teilnahme erregt hatte.

Eine kleine Berichtigung anderer Art möchte ich zu den Briefen Ernst Moritz Arndts an seine geliebte Königsberger Freundin Johanna Motherby[52]) nachtragen. Arndt schreibt an sie vom 26. April

---

[52]) Briefe an Johanna Motherby von Wilhelm v. Humboldt und E. M. Arndt. Herausgegeben von Heinr. Meisner. Leipzig 1893 (F. A. Brockhaus).

1813 aus Dresden: zurück „in mein Haus und fand zu Hause den alten feierlichen und furchtsamen Goethe und andere, die meine Wirte besuchten, und verbrachte so den Abend". Aber nach Goethes Tagebuch (V, 38) ist Goethe bereits am Mittag des 25. April von Dresden nach Teplitz abgefahren, was der Herausgeber auch selbst in der Einleitung des Briefes erwähnt, ohne jedoch den Widerspruch mit Arndts Angabe festzustellen, die sich wohl auf einen vorangehenden Tag, den 24. etwa beziehen muß, über den das Tagebuch nichts vermerkt. Arndt ist dann nach errungenem Siege in Köln wieder mit Goethe zusammengetroffen und hat dort einen erfreulicheren Eindruck von ihm empfangen, den er nach dem Erscheinen des ersten Teiles des Faust als den deutschesten Dichter gepriesen hatte. In nächster Nachbarschaft von Goethe und Schiller erscheint Arndt in einer amerikanischen Anthologie „Deutscher Gedichte",[53]) die eine rühmende Erwähnung an dieser Stelle vollauf verdient. Wie das Titelbild des hübsch ausgestatteten Bandes die Weimarer Doppelstatue zeigt, so treten Goethe und Schiller auch in der Auswahl hervor, die ebenso das feine poetische Verständnis wie die tüchtige litterarhistorische Schulung des Herausgebers, Camillo v. Klenze, bewährt. Den Gedichten sind in englischer Sprache erläuternde Noten beigegeben und von dem Leben und Wirken jedes aufgenommenen Dichters wird kurz berichtet. In der sehr geschickten Skizze von Goethes Lebensgang weckt nur der Ausdruck, Goethe habe nach der italienischen Reise seine offizielle Stellung aufgegeben, eine falsche Vorstellung. Er hat seine amtliche Thätigkeit eingeschränkt, nicht aufgegeben.

Einen ganz anderen Charakter als die zunächst für Lehrzwecke veranstaltete amerikanische Anthologie tragen zwei deutsche, die sich allerdings auf Goethe allein einschränken. Während „Schillers auserlesene Früchte des Geistes" schon 1788 und dann neuerdings 1805, 1806, 1814 gesammelt wurden, sind „Geistesblüten von Goethe" erst 1812 zusammen mit solchen von Schiller, Herder, Schlegel und erst 1829 ohne fremde Beigabe

---

[53]) Selected with Notes and an Introduction. New York and Boston (Henry Holt and Compagny).

erſchienen. So ſehr man die unmittelbare und ausgedehnteſte Bekanntſchaft mit Goethes Werken wünſchen muß, ſo läßt ſich doch gerade bei Goethe, der ſelbſt zahlreiche Sprüche, Maximen und Reflexionen nicht nur neu bildete, ſondern auch aus ſeiner Lektüre aushob, die Berechtigung und der Nutzen ſolcher Sammlungen nicht in Abrede ſtellen. Wir treffen Ernſt v. Feuchtersleben und Rudolf v. Gottſchall als Herausgeber ſolcher Blumenleſen Goethiſcher Sentenzen, wie wir jetzt in Otto Erich Hartleben, einen Vertreter der jüngſten naturaliſtiſchen Schule, als Herausgeber eines „Goethe-Brevier“ [54]) finden. Zugleich mit der lyriſchen Auswahl Hartlebens iſt auch eine gnomiſche erſchienen, das von H. Siegfried herausgegebene „Privat-Brevier Goethe'ſcher Ausſprüche“.[55]) Dies letztere war ohne den Gedanken an Veröffentlichung als „Begleitbuch nach perſönlicher Neigung“ entſtanden, ſoll nun aber „die ſtillwirkende Weisheit eines ganzen und großen Menſchen“ auch jenen zuwenden, die ſie nicht aus der Unmenge von Bänden ſelbſt ſchöpfen können. Nur wenig Verſe fanden Aufnahme in die vier Gruppen: Leben, Kunſt und Künſtler, Gott und Religion. Neben Briefen und Geſprächen ſind vor allen Dichtung und Wahrheit, Wahlverwandtſchaften, Werther und Wilhelm Meiſter benutzt. Bei ſolchen Sammlungen wirken natürlich Stimmung und Neigung beſtimmend mit, ſelbſt wenn der Wählende nach objektiver Darſtellung ſtrebt. Hartleben dagegen, den der Bakkalaureus im II. Teile des Fauſt um ſein aus der Vorrede ertönendes Selbſtgefühl beneiden könnte, will für ſein Brevier den eigenen Geſchmack als einzige Richtſchnur gelten laſſen. „Ich mußte ein Buch ſchaffen ganz für mich: je willkürlicher und individueller, deſto beſſer, deſto friſcher wird es wirken.“ Hartleben findet, daß in der von Goethe ſelbſt beſtimmten Reihenfolge ſeiner Gedichte gerade das Beſte des Lyrikers, die Perſönlichkeit, ſich verberge. Die wundervollſte und vornehmſte Eigenſchaft aller Lyrik ſei aber, daß die Verſe notwendig, daß ſie unmittelbar erlebt ſeien. Dieſe letzte Behauptung iſt unwiderlegbar richtig. Wenn Hartleben dann aber von der

[54]) Goethes Leben in ſeinen Gedichten. München 1895 (K. Schuler, A. Ackermanns Nachfolger).

[55]) München 1894 (K. Rupprechts Verlag).

*

„Winckelmanniſchen Borniertheit“ ſpricht, durch welche Goethe dem Leben und der individuellen Dichtung entfremdet worden ſei, ſo weiſe ich nur darauf hin, daß Hartleben ſelbſt die römiſchen Elegien (freilich mit geſchmackloſen Überſchriften eigener Mache verunziert) unter ſeine Lieblingsgedichte aufgenommen hat. Nun gerade dieſe Elegien ſind echt Winckelmanniſch für jeden, der den Geiſt zu unterſcheiden weiß von ſcharf pointierten Dogmen, wie ſie im Streite gegen eine herrſchende und als falſch bekämpfte Kunſtrichtung ſchroff hingeſtellt zu werden pflegen. Hartleben hat auch die Stanzen des „Tagebuches“, die unterdrückten zwei Elegienbruchſtücke und venetianiſchen Epigramme aufgenommen. Die Bevorzugung des Erotiſchen ſcheint der Neigung des naturaliſtiſchen Sammlers zu entſprechen. Eine Kritik der Auswahl verbietet ſich durch den ausgeſprochenen Plan des Breviers von ſelbſt, die Auswahl giebt ſich ja als Geſchmacksſache des Herausgebers. Nur weil er uns zugleich Goethes Leben in ſeinen Gedichten darſtellen will (there are few of Goethes poems which do not help to illustrate his life“ meint ein engliſcher Goethebiograph), durfte er die Verſe „dies wird die letzte Thräne nicht ſein“ und das Dornburger Gedicht an den aufgehenden Vollmond nicht weglaſſen. Gerade nach ſeinem Grundſatze, die Unmittelbarkeit des Lebens in dieſen chronologiſch geordneten Gedichten zu zeigen, durfte er nicht ſtyliſierte ſpätere Umarbeitungen geben, ſondern mußte „Schwager Kronos“ und das Weimariſche Mondlied in der urſprünglichen Form aufnehmen, das nachweisbar Lenziſche Gedicht („Als ich in Saarbrück“) nicht unter die Selbſtzeugniſſe aus Goethes Leben reihen.

Wie Hartleben Goethes Leben in einer Auswahl ſeiner Gedichte, will Wilhelm Müller das Leben Schillers „in Zeugniſſen ſeiner Zeitgenoſſen und in Selbſtzeugniſſen“ vorführen.[56]) Die Sammlung iſt mit Sorgfalt und Umſicht angelegt. Daß von allen Schilleriſchen Gedichten einzig „Die Teilung der Erde“ Aufnahme fand, iſt nicht zu billigen. Da wären einzelne Strophen der „Ideale“ doch jedenfalls viel bezeichnender geweſen. Die vielen Erläuterungen

---

[56]) Bielefeld und Leipzig 1895. (Velhagen & Klaſings Sammlung deutſcher Schulausgaben. 69. Band).

von „Schillers Glocke“ sind von M. Evers durch einen eigenen Band[57]) vermehrt worden. Die zehn Arbeitssprüche durch fetten Druck schon äußerlich hervorzuheben, mag für den Schulgebrauch ganz nützlich sein, und die durch eine Zeichnung veranschaulichte Schilderung des Glockengusses ist für die Erläuterung des Gedichtes unentbehrlich. Im übrigen will mir aber der ganze Kommentar sehr wenig gefallen. Er ist furchtbar wortreich und entbehrt jeder Übersichtlichkeit; viel, sehr viel Unnötiges wird geboten, und manches, was mir wenigstens für die Erklärung wichtiger scheint, ist übergangen. Die außerordentliche Sorgfalt und warme Begeisterung, mit welcher die Arbeit ausgeführt ist, verdient nichtsdestoweniger rühmend hervorgehoben zu werden.

Für den sprachlichen Ausdruck in Schillers, mehr noch in Goethes Werken bietet Herman Schraders prächtiges Werk „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache“[58]) Vergleiche und Erläuterungen. Goethes und Schillers eigene Werke hätten dabei noch viel ausgiebiger verwertet werden können: so wäre, um nur ein Beispiel zu geben, bei Gletschermilch (S. 95) Melchthals Vers „Den Durst mir stillend mit der Gletschermilch“ anzuführen gewesen, aus dem Faust zur Feder (S. 313) V. 1728, zum Ausdruck alle unter einen Hut bringen (S. 339) V. 2028, zu im Kopf verschroben (S. 348) V. 2811. Im übrigen hat Schrader gerade aus dem Faust eine ganze Reihe von Belegen für bildliche Redensarten zusammengestellt. Zwar der Esel, den sich die Chemie im Urfaust selber bohrt, ist in der späteren Fassung der Schülerszene zu einer Selbstverspottung abgeblaßt, einen Tragelaph (S. 121) nennt Goethe die nordische Dichtung aber noch in Briefen an Schiller. Für die vom Bock hergenommenen Vergleiche bietet nicht nur die Walpurgisnacht, die auch den Volksglauben an Mäuse

[57]) Neue Textausgabe mit veranschaulichender Erklärung, eingehender Erläuterung und umfassender Würdigung. 9. Bändchen der Sammlung: Die deutschen Klassiker, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten sowie zum Selbststudium. Leipzig 1893 (Verlag von Heinrich Bredt).

[58]) In Tausenden volkstümlicher Redensarten. Nach Ursprung und Bedeutung erklärt. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Weimar 1894 (Verlag von Emil Felber).

(S. 193) kennt, Belegſtellen; den roten Leu (S. 356) zitiert Fauſt aus ſeines Vaters Laboratorium. Daß der Vergleich für das liebreizende Gretchen „kurz angebunden" von der Pferdebehandlung herſtammt, iſt Schrader beinahe ärgerlich; für „Brimborium" (S. 483) und „Pfifferling" (S. 389) und den Vetter Hans in Auerbachs Keller (S. 445) giebt er Erklärungen, die Schröer in einer neuen Auflage verwerten könnte. Bei den Redensarten vom Türken erinnert Schrader an das Sonntagsgeſpräch der Bürger. Aus dem II. Teile des Fauſt werden nur zwei bildliche Redensarten angeführt, der Stein der Weiſen (S. 343) und die Parzen aus dem Maskenzuge (S. 383). Dem Maskenzuge von 1818 entſtammt die Anführung des Gegenſatzes von Szepter, Krummſtab, Schwert (S. 272). Auf den Fauſt und ewigen Juden, aus dem (S. 131) auch die Redensart von den Unterthanen als den Schafen vermerkt wird, weiſt Schrader beſonders hin bei der Erklärung des Wortes „Knüttelvers" (vgl. X, 239). Ob die Bezeichnung von Knüttel im Sinne von ſtricken, zuſammenknoten oder vom Knotenſtock herkomme, will Schrader ſelbſt unentſchieden laſſen. Über Goethes Verwendung des Wortes „Philiſter" (S. 490) und „miſeln" (S. 191) für liebeln in Briefen an Frau von Stein, über ſeine Vorliebe für das Gleichnis vom gordiſchen Knoten (S. 462) und den Ausdruck „sub rosa" (S. 327) giebt Schrader Belege. Die Goethiſchen Verſe „Stirbt der Fuchs" wurden bei den Redensarten vom Fuchs angeführt, während bei der Erklärung des Spieles von der blinden Kuh das gleichnamige Gedicht unerwähnt blieb. Mit dem Bären vergleicht ſich der junge Goethe in Lilis Park, das Dichten ſelbſt mit dem Saugen des Bären aus ſeinen eignen Pfoten (S. 222), ein Leimen dagegen nennt er das Souettedichten (S. 296). Die volkstümliche Redensart auf die lange Bank ſchieben braucht er vom Wetzlarer Reichskammergericht (S. 308), das Leben vergleicht er einem Stürmen der Breſche (S. 274), vom Katzenjammer ſingt er im Divan (S. 179), in dem auch das den ländlich-wirtſchaftlichen Arbeiten entſtammende Bild vom Federleſen gebraucht wird (S. 310), während die zahmen Xenien für den groben Sack die Seide ablehnen. Unter Schillers Gedichten bezieht ſich Schrader nur auf den Alpenjäger, in dem die Lämmlein das ruhige Lebenselement andeuten ſollen.

Der Ausdruck Hundeloch wird durch einen Studentenstreich Wallensteins erklärt, bei der Symbolik des Hutes stellt sich von selbst die Erinnerung an Geßler ein (S. 338). Der Musikus Miller möchte aufs Leder des schurkischen Sekretärs schreiben (S. 295), Karlos fordert sein Jahrhundert in die Schranken. Dem Kalbsfell folgen dient auch in den „Räubern" wie im Volksmund für Bezeichnung des Soldatenstandes (S. 89), Franz Moor liegt verreckt wie eine Katze (S. 177), und Karl Moor erinnert sich des Glaubens an die Krokodilsthränen (S. 478). Der genuesische Pöbel wiehert Fiesko zu (S. 58), während Fiesko selbst sein politisches Gleichnis aus dem Tierreich wählt (S. 152), und der Mohr auf seine hundsföttische Ehre versichert.

Die bildlichen Redensarten unserer beiden Klassiker sind selbstverständlich damit nicht erschöpft. Es ist aber interessant zu sehen, wie viel Schrader für seine bestimmt begrenzte Aufgabe ihnen entnommen hat; deshalb habe ich die Beispiele ziemlich vollständig aus seinem umfangreichen trefflichen Werke ausgezogen. Verhältnismäßig weit mehr als Schrader wählt Hermann Wunderlich für seine Untersuchungen über den Gegensatz von Schriftsprache und Umgangsprache[59]) die Belegstellen aus den Dramen Schillers und aus Goethes Götz und Egmont. Das Drama tritt in der für weitere Kreise anziehend geschriebenen Studie, aus deren reichem Inhalte ich nur das unmittelbar auf Goethe-Schiller Bezügliche herausgreife, besonders in den Vordergrund, weil gerade im Dialog der Einfluß der Umgangsprache am meisten zur Geltung kommen muß, doch werden auch Goethes Briefe öfters herangezogen. Da die Naturalisten den Glauben erwecken möchten, erst sie hätten einen natürlichen Gesprächston im Drama eingeführt, ist Wunderlichs Nachweis der aus der Umgangsprache entlehnten Elemente in unseren klassischen Dramen auch für die Beurteilung einer Tagesfrage wertvoll. So findet Wunderlich die prägnante Kürze, in welcher die Umgangsprache im Gegensatze zum geschriebenen Wort rasch und beweglich von Situation zu Situation eilt, in keinem

---

[59]) Unsere Umgangsprache in der Eigenart ihrer Satzfügung dargestellt Weimar und Berlin 1894 (Verlag von Emil Felber).

neueren Schauſpiel oder Roman ſo gut wiedergegeben, wie in der Gefechtsſchilderung, die im Götz der Knecht dem verwundeten Selbitz macht. Der im Drucke des Götz häufig gebrauchte Gedankenſtrich „ſoll nur dem Auge als Hilfsmittel dienen für Zwecke, die dem Ohre durch die Schwankungen des Tones vermittelt werden“. Der Gegenſtand eines Geſpräches wird wohl ganz wie im Leben gar nicht genannt, er wird aus dem Geſprächsinhalt und der Aktion erſichtlich. „Das Schauſpiel iſt der eigentliche Spiegel, in dem wir die Ausdrucksmittel der Gedankenſprache in ihrer vollen Wirkung beobachten können.“ Selbſt in die Buchausgaben des Dramas muß die Mimik wenigſtens mit Andeutungen hineinſpielen. Die Anknüpfung des Dialoges an Situationen und Handlungen iſt Schiller am friſcheſten in Wallenſteins Lager gelungen, in dem „ſein Jambus (?) eine Knappheit und Lebendigkeit erreicht, die die Feſſeln der gebundenen Sprache faſt abſtreift“. Sonſt liebt es das klaſſiſche Drama freilich, und vor allen Schiller im Don Karlos, „in redneriſcher Breite noch einmal zu umſchreiben, was eigentlich den Ausdrucksmitteln der Geberde ſchon überlaſſen war“. Gerade in Don Karlos ſpielen aber die den Sprechenden bekannten Vorausſetzungen als Subſtrat der Rede eine Rolle. Die gemeinſamen Jugenderlebniſſe in ſo breiter Rhetorik vorzuführen erklärt Wunderlich für einen Mangel an Technik: ein neuerer Dichter würde die Szene durch Andeutungen lebendiger entwickelt haben. Dagegen findet er die Verſuche der Modernen, ſich ein Surrogat für den doch nicht entbehrlichen Monolog der klaſſiſchen Dramen zu verſchaffen, geradezu komiſch. Und „die Unterbrechungen durch den Hörer“, zu dem die vorgetragene Sache in beſonderer Beziehung ſteht, als wirkungsvolles Belebungsmittel des Dialoges zu verwerten, hat auch Schiller ſpäter — Wunderlich wählt die Belege aus Wallenſteins Tod (I, 5; III, 4) und der Jungfrau von Orleans (I, 10) — recht wohl verſtanden, wie er auch in beiden Stücken die Kunſtpauſe eindrucksvoll anwandte. Sie verſchweigt einen Gedanken des Redenden ſelbſt; durch knappe Andeutungen ſucht der Dichter das Wechſelgeſpräch in Gang zu bringen, ſo in der Eröffnungsſzene der Räuber, beim Zuſammentreffen Bruder Martins mit Götz. Für den analytiſchen wie den ſynthetiſchen Aufbau einer

Erzählung liefert wieder Wallensteins Tod (III, 10 und 9) die besten Belege. Das Parallelschema der Darstellung finden wir in Kabale und Liebe (V, 7) und in Soests Anklagen gegen Egmont. Als Beispiel der Steigerung scheinen mir Mephistos Verse (2805 f.) nicht gut gewählt; das wirksamste Beispiel ist dagegen Karlos berühmte Klage, daß ihm keine Stelle für seine Thränen geblieben sei. Die dem Fürwort nachtragende Erläuterung kehrt in Kabale und Liebe öfters wieder (z. B. „Wie er dasteht, der Schmerzenssohn"). Die Vermischung der Pronominalformen (von sich selbst in zweiter und dritter Person zu sprechen) ist vor allem im großen Monologe Tells, aber auch in Albas Selbstgespräch beim Eintritt Egmonts anschaulich. Gerade im Egmont stoßen wir fortwährend „auf die Mannigfaltigkeit des lebendigen Redetones und auf die mächtigen Umgestaltungen, die er dem Wortmaterial aufzwingt".

Wenn Wunderlichs Untersuchungen zeigen, wie weit Schriftsprache und Umgangsprache auseinanderführen, so zeigen sie doch an Goethe-Schillers Dramen auch, wie die lebendige Freiheit der Umgangsprache in ihnen wirkt. Das Verdienst, zuerst einen Ausgleich zwischen der abgezirkelten Schriftsprache und der natürlichen Redeweise mit Bewußtsein angestrebt zu haben, gebührt der Sturm- und Drangzeit, so wenig uns die Geniesprache jetzt auch der ungezwungenen Umgangsprache näher verwandt erscheint. Die wüste Schar der Nachahmer war ebenso wenig imstande, die in Götz, Werther und den Räubern ertönende lebendige Sprache sich anzueignen wie die anderen Vorzüge der bahnbrechenden Werke. Die Sprachfreiheit wurde zur Manier und zu neuer Unnatur. Werthers Leiden, in denen Goethe die krankhafte Empfindsamkeit für seine Person überwand, riefen Millers Sigwart und ähnliche „überspannte Äußerungen des Empfindens" hervor, Goethes und Schillers Erstlingsdramen führten in ihrem Gefolge „die Ritter- und Räuberromane"[60]) herbei. Von ihrem Inhalt und Werte hat Karl Müller-Fraureuth eine anschauliche Charakteristik entworfen,

---

[60]) Ein Beitrag zur Bildungsgeschichte des deutschen Volkes. Halle a. S. 1894 (Max Niemeyer).

durch die Otto Brahms bekanntes Buch über das Ritterdrama eine Ergänzung erfährt. Der Ritterroman ist schon vor 1773 durch Bernhard Wächter (Veit Weber), Benedikte Naubert und Schlenckert gepflegt worden, aber erst durch den Götz wurde der Ritterroman Mode, wie die Räuberromantik Schiller ihre Anregung verdankt. Mit den hervorragenden Werken unserer großen Dichter steht diese ganze Schauerromantik in Verbindung, die „für die Bildungsgeschichte unseres Volkes, besonders für die wunderliche Mischung von Barbarei und höchster Bildung um die Wende des 18. Jahrhunderts in hohem Grade bezeichnend ist". Wenn Müller-Fraureuth mit richtigem Empfinden auch in diesem gräßlichen Wuste noch den zu Grunde liegenden Zug zum Kräftigen und Idealen, das Verlangen nach geschichtlicher Kunde der Vorzeit erkennt, so wundert es mich umsomehr, daß in seinem ganzen Buche gerade der Dichter nicht ein einzigesmal genannt wird, der die von Wächter und Frau Naubert empfangenen Anregungen wirklich zum idealistischen, oder wenn man will zum poetisch überspannten Ritterromane ausgebildet hat: Friedrich Baron de la Motte Fouqué. In seinem „Zauberring" und „Thiodolf" mischen sich die Elemente der vornehmen litterarischen Romantik mit jenen der ritterlichen Schauerromantik, wie in E. T. A. Hoffmanns Erzählungen, die Müller-Fraureuth ebenfalls völlig unerwähnt läßt, die von Schillers „Geisterseher" ausgehenden Gespenstergeschichten zur Kunstlitteratur emporstiegen. Auf Hoffmanns Verhältnis zu Goethe und Schiller einzugehen hat nach meinem Vorgang in Kürschners Nationallitteratur (Bd. 147) auch sein neuester Biograph Georg Ellinger[61]) öfters Gelegenheit gefunden. Die erste Arbeit, die Hoffmann drucken ließ, war ein Angriff auf die Braut von Messina (S. 33), wie er auch später in den „Leiden eines Theaterdirektors" sich gegen Schillers Rhetorik und ihren schädlichen Einfluß bei seinen dramatischen Nachahmern äußerte und das Weimarische Theater tadelte. Die Erzählung „Die Räuber" (1822) gehört geradezu unter die von Müller-Fraureuth aufgezählten Nachahmungen des Schillerischen

[61]) E. T. A. Hoffmann. Sein Leben und seine Werke. Hamburg und Leipzig 1894 (Verlag von Leopold Voß).

Dramas in Romanform, und auch „Das Majorat“ ſteht nach Ellinger (S. 117) unter dem offenbaren Einfluß von Schillers Räubern. In den rollenden Worten der Viſion auf dem Schlachtfelde zu Dresden glaubt Ellinger den Nachhall von Schillers Sprache (aus dem Traume von Franz Moor) zu vernehmen (S. 88). Goethes Überſetzung von Rameaus Neffen war in Bamberg ein Lieblingsbuch Hoffmanns, dem er die Technik ſeines Dialoges nachbildete (S. 180 u. 127). Die Kirchenſzene aus Goethes Fauſt und „Scherz, Liſt und Rache“ hat er wirklich komponiert, zu „Klaudine von Villa Bella“ wollte er eine Muſik ſchreiben. Die Teilnahme, welche Goethe dem Eſſay Walter Scotts über Hoffmanns Lebensgang und Geiſtesart widmete (Bernays, kl. Schriften I, 41—46, ſ. unten), iſt wie Scotts Aufſatz ſelbſt Ellinger unbekannt geblieben.

Das Räuberthema iſt gerade in „Klaudine von Villa Bella“ humorvoll behandelt, der Räuber als galantuomo poetiſch verklärt. Das Singſpiel wäre alſo von Müller-Fraureuth immerhin unter den Anregungen der Räuberromantik zu nennen geweſen, geradeſo wie S. 69, wo er von der auch in Wilhelm Meiſters Lehrjahren bethätigten Vorliebe für geheime Geſellſchaften ſpricht, „der Großkophta“. In Vulpius' (Goethes ſpäteren Schwagers) „Rinaldini“ erkennt Müller-Fraureuth die Einwirkungen der Räuber, des Geiſterſehers und Wilhelm Meiſters. An ein „poetiſches Gegengift gegen die ſchleichende Krankheit ſeiner Zeit“ (S. 66) hat Schiller beim Geiſterſeher, den er ſelbſt ſehr niedrig einſchätzte, nicht gedacht, er ſuchte nur durch Einmengung philoſophiſcher Fragen die leidige Arbeit ſich ſelbſt ſchmackhafter zu machen. In meiner Neubearbeitung der Schillerbibliographie in Goedekes Grundriß fehlt unter den Nachahmungen des Geiſterſehers: „Der Brautkuß auf dem Grabe, oder die Trauung um Mitternacht in der Kirche zu Mariengarten“ von Ignaz Ferdinand Arnold, Rudolſtadt 1801. Ebenſo habe ich nur Wangenheims ſpätere Umarbeitung von 1837 angeführt, während Müller-Fraureuth ſeine Vorlage nennt: „Die Grafen von Moor, ein Familiengemälde“ 2 Bde. 1802. Dagegen hat Müller-Fraureuth es (S. 61) unterlaſſen, die Verwandtſchaft von Tiecks „William Lovell“, in dem Werthers Leiden und Schillers Geiſterſeher fortſpuken, mit den „Abenteuern eines Phantaſten“

hervorzuheben, deſſen Charakteriſierung wenigſtens ebenſo bei Tiecks Roman zutrifft: „Das Ganze rankt ſich in die Form eines Romans ein, aus dem man lernen ſoll, daß alle Menſchen ſchwach und unter Umſtänden zu allen Schandthaten zu verleiten ſind.“ Entſchiedener weiſt der S. 72 angeführte Ritterroman „Der deutſche Oreſt“ Zuſammenhang auf mit der Schickſalstragödie des jungen Tieck „Karl von Berneck“, in der Einwirkungen des Götz und Hamlet ſich bunt genug vermiſchen. Wenn Tiecks Schauerſtück aus einem Ritterromane ſchöpft, ſo iſt umgekehrt Karl Gottlob Cramers Ritterroman „Haſper a Spada“ (S. 40) nichts weiter als eine grobe Verballhornung von Goethes Götz.

Von ſolchen unerquicklichen Niederungen platter geſchäftlicher Nachahmungen werden wir auf die höchſten Höhen litterariſcher Wechſelwirkungen geführt, wenn ein allſeits anerkannter Meiſter litterargeſchichtlicher Forſchung und Darſtellung uns vor Augen ſtellt, wie der letzte große Minſtrel Schottlands, ehe er ſeine Thätigkeit ſelbſtändig zu entfalten begann, ſich ſtärkte „durch die innige Berührung mit dem Geiſte, der im Götz die Geſtalten einer gleichſam neu entdeckten Vergangenheit mit ſo friſcher Lebenskraft ausgeſtattet. . . Walter Scotts Verhältnis zu Goethe muß als ein durchaus praktiſches begriffen werden. Es entſprang nicht aus Verwandtſchaft der Geiſter; es ergab ſich aus der Förderung, die der jüngere von ſeinem älteren deutſchen Meiſter empfangen. Was der junge Goethe geſchaffen, hatte etwa zwanzig Jahre ſpäter den jugendlichen Scott berührt wie mit einem kräftigenden Anhauch, unter dem ſein eigener Dichterſinn zu lebhafterer Beweglichkeit erwachte und zu unaufhaltſamer Thätigkeit erſtarkte“. „Als Überſetzer des Goetz of Berlichingen with the Iron Hand hatte Scott dem jungen Goethe in berechtigtem Streben abgewonnen, was er in ſeine eigene Dichtung verweben konnte. Dann vollbrachte er ſein ihm angewieſenes Lebenswerk“.

So faßt Michael Bernays in großem, die ganze neuere europäiſche Geiſtesentwickelung abwägendem Sinne ſein Urteil zuſammen über die „Beziehungen Goethes zu Walter Scott“, deren Bild er aus kleinen Einzelzügen vor unſeren teilnehmenden Blicken entſtehen läßt. Lange haben Bernays' Schüler, zu deren älteſten

ich mich gemeinsam mit meinem lieben Freunde Muncker in dankbarer Gesinnung rechnen darf, hat sein weiterer Freundeskreis eine Sammlung seiner kleinen Schriften von ihm erwartet. Von den vier geplanten Bänden liegt nun der erste in würdiger Ausstattung vor[62]) mit zwei älteren und drei zum erstenmale veröffentlichten Abhandlungen, die sämtlich der Goethe-Schillerlitteratur angehören. Die beispiellose Fülle des Wissens auf allen Gebieten deutscher und fremder, alter und neuer Litteratur, die in Bernays' Vorlesungen und vertrauten Gesprächen jeden mit immer neuer Bewunderung erfüllen mußte, der sorgfältig gewählte, breit austönende Redefluß, die hingebende Verehrung an das Große, wo immer es sich findet, geben auch dieser Sammlung ihren vollen, man möchte fast sagen unvergleichlichen Wert und Vorzug unter allen in letzter Zeit erschienenen Sammelbänden mit Arbeiten aus deutscher Litteraturgeschichte. Mit bescheidenen Berichtigungen und Nachträgen zu einigen jüngst im Goethejahrbuch bekannt gemachten Briefen an Goethe von Varnhagen und Frau v. Eybenberg (vgl. IX, 357) hebt Bernays an. Der Gegensatz der Rezension Varnhagens von Walter Scotts „Leben Napoleon Buonapartes" zu Goethes Aufzeichnungen über dasselbe Werk wird dargelegt, um auf dieser Grundlage nun einerseits die Wandlungen im Urteil über Napoleon, andererseits das ganze Verhältnis Goethes zu Walter Scott bis auf seine tiefsten Wurzeln klar zu legen. Die Urteile Taines und Fichtes über den Korsen Napoleon werden einander entgegengestellt, und ihr überraschendes Zusammentreffen wird erläutert (S. 28). Die Aufnahme von Scotts Napoleon war bei der deutschen Kritik, deren Wortführer Bernays charakterisiert, noch viel ungünstiger als bei den Franzosen selbst, die durch Sainte-Beuve freilich auch hier glänzend vertreten sind. „Der geistreiche Herr Heine" (S. 63) hatte schon von vorneherein prophezeit, das Buch werde der russische Feldzug des Scottischen Ruhmes werden, und verfehlte dann natürlich nicht, mit der Bestätigung seiner eigenen Weissagung sich zu brüsten. Während der Liberalismus gegen Scott als den Ver-

[62]) Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte von Michael Bernays. Erster Band. Zur neueren Litteraturgeschichte. Stuttgart 1895 (G. J. Göschensche Verlagshandlung).

unglimpfer des Imperators zu Felde zog, hatte Goethe für Scotts Werk warme Anerkennung, obwohl er nicht nur für das wirklich Große, sondern auch für den Anschein der Größe in Napoleons Wesen und Thun die regste Empfänglichkeit besaß. Bernays nagelt die Doppelzüngigkeit fest, mit der man Goethes Bewunderung für den Bewältiger der Revolution und Europas anklagt, den thörichten Napoleonkultus des Liberalismus aber ganz in der Ordnung findet. „Wenn Goethe auch die genialischen Kräfte der Napoleonischen Natur erkennend bewunderte, so hat er sich doch niemals (wie es die kurzsichtige liberale Opposition that) herbeigelassen, die Zwecke zu preisen, denen diese ungeheuren Kräfte dienten; sein Urteil über den sittlichen Gehalt des Napoleonischen Thuns hat in späteren Jahren niemals geschwankt.“ Mit Recht beruft sich Bernays auf den Richtspruch in Goethes Siegesfeier, dem Epimenides:

Doch, was dem Abgrund kühn entstiegen,
Kann durch ein ehernes Geschick
Den halben Weltkreis übersiegen:
Zum Abgrund muß es doch zurück.

Gerade mit Bezug auf Goethes Beurteilung Napoleons rühmte ihn jüngst der Akademiker E. M. de Vogué „un des esprits les plus scientifiques qui aient jamais contemplé l'univers“. Diesen Goethischen Geist zu erfassen und zu verstehen war nun Scott, der Goethe den deutschen Ariost und Voltaire nannte, freilich nicht fähig (S. 39), während Goethe gerade vom „Leben Napoleons“ an in bewundernder Teilnahme für Scotts Arbeiten sich nicht genug thun konnte. Der einzige Mann in England, der zur Zeit, da Goethe und Scott aus dem Leben schieden, „zur vollen Erkenntnis Goethes vorgedrungen“, war Thomas Carlyle, obwohl auch er „nicht von Seiten der Kunst an Goethe herangekommen ist“. Aus Lockharts großer Biographie Scotts weist Bernays den Brief Sir Walters an Goethe nach, der bisher der deutschen Forschung entgangen war. Aus Lockharts Biographie muß übrigens nach Bernays' Erzählung (S. 51) auch noch ein Nachtrag für v. Biedermanns Gesprächsammlung zu gewinnen sein. Über Goethes Unterredungen mit Napoleon, die durch Suphans Fund (vgl. X, 452) neuerdings ein Gegenstand des Streites geworden sind, hat v. Biedermann

ſoeben in dem Aufſatze „Goethe und Napoleon“ [63]) Klarheit zu ſchaffen geſucht und Geigers Aufſtellungen nachdrücklich zurückgewieſen. In ſeiner Unterredung mit Goethe hat Napoleon den Voltairiſchen Mahomet getadelt. Im Jahre 1800 hatte die Wiener Zenſur die Aufführung des von Goethe überſetzten Trauerſpieles verboten, weil „man in einigen Zügen Ähnlichkeit mit Bonaparte gefunden hat“. Geiger ſtutzt über dieſe Äußerung der Frau v. Eybenberg, da nach Goethes Tagebuch das Stück erſt am 3. April 1802 in Weimar aufgeführt und auch nicht früher gedruckt worden ſei. Ein Blick in Burkhardts Spielplan des Weimariſchen Theaters oder in den Briefwechſel Goethes mit Schiller (Nr. 710) und Karl Auguſt (Nr. 149—154) hätte Geiger freilich belehren können, daß der Mahomet zum Geburtstage der Herzogin am 30. Januar 1800 in Weimar geſpielt worden war. Daß Goethe ſein Manuſkript im Dezember 1799 den Bühnen in Dresden und Bremen angeboten hat, ſteht bereits im Goethejahrbuch X, 148 zu leſen; ein gleiches Angebot mag nach Wien ergangen ſein. Den Druck zweier Szenen des Mahomet im Jahrgang 1800 der „Propyläen“ verzeichnet die von Geiger freilich gerne ignorierte Goethebibliographie bei Goedeke IV, 695. Und gerade in dieſem 5. Auftritt des II. Aufzuges, einer von J. J. Rouſſeau und der ganzen älteren franzöſiſchen Kritik hochgerühmten Szene, weiſt Bernays Stellen nach, die 1800 als Anſpielungen auf den erſten Konſul gedeutet werden konnten, ja mußten. Knebel ſchrieb nach Empfang des Propyläenheftes an Goethe, die Szene ſei „ein Meiſterſtück von Voltairens Talent und unendlich paſſend auf die jetzige Zeit“. Die Wiener Zenſur war alſo in dieſem Falle einmal nicht ganz ſo thöricht, wie es die Polizeizenſur in älterer und neueſter Zeit in der Regel ſein ſoll.

Die Erörterung der Gründe, welche ein Aufführungsverbot des Trauerſpieles veranlaſſen konnten, das auf ſeinem Titelblatte die Bezeichnung trug „nach Voltaire von Göthe“, mochte den in allen Litteraturen heimiſchen Forſcher anregen, die Vergleichung des franzöſiſchen und des deutſchen Mahomet zu einem weitaus-

[63]) Wiſſenſchaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1895, Nr. 31.

holenden Beitrage zur Geſchichte Voltaires und ſeiner Dramendichtung im Urteil der Zeitgenoſſen und der Nachwelt auszuſpinnen. Das Geſamtverhältnis zwiſchen Goethes und Voltaires Mahomet wird an ſorgfältig ausgewählten zahlreichen Beiſpielen veranſchaulicht, nachdem die Einleitung ein Zitat Schopenhauers aus dem Mahomet, mit dem er Voltaires Dichtung als einen Beleg für ſeine eigene Weltanſchauung und Auffaſſung der Tragödie in Anſpruch nimmt, als Goethes Eigentum nachgewieſen hat. Die Beiſpiele zeigen, wie Goethe Zeile für Zeile befliſſen war, der auf äußerliche Wirkung berechneten Voltairiſchen Sprache gegenüber „die Rechte der Empfindung und Einbildungskraft geltend zu machen, wie ſein Dichterſinn gegen den Andrang der redneriſchen Phraſe Voltaires ſich mit mehr oder minder glücklichem Erfolge zur Wehr ſetzt". Überall ſtrebte er, „die ſchreiende Rhetorik zu dämpfen, den Ausdruck der Empfindung zu läutern und zu verſtärken, und über das Ganze der vereinfachten und vertieften Darſtellung wo möglich eine reinere dichteriſche Färbung zu verbreiten". Die Betrachtung der Mittel, die der deutſche Bearbeiter anwandte, um über das Wort des Franzoſen „einen geiſtigeren Anhauch zu verbreiten und es in den Bereich der deutſchen Dichterſprache hinüberzutragen" führt zu einer Erörterung von Voltaires Abſichten und Dichtungsweiſe. Gerade der Mahomet ſteht im Mittelpunkte von Voltaires tendenziöſer Dramendichtung. Seine eigenen Briefe, Freund und Feind haben reiche Kritik am Mahomet geübt. Wenigſtens drei dieſer Kritiker La Harpe, Chateaubriand und Joſef de Maiſtre werden von Bernays aufs ausführlichſte behandelt. Voltaires Einfluß auf die franzöſiſche Revolution und die katholiſche Reaktion gegen ſeinen Einfluß kommen dabei zur Sprache. Für Goethe freilich kommt nur La Harpe inbetracht, denn ſeinem Tadel hat Goethes Bearbeitung Rechnung getragen, ja ſelbſt mit manchen der erſt ſpäter bekannt gewordenen Ausſetzungen La Harpes ſtimmen Goethes Änderungen überein. Die einzelnen Änderungen, die für Bernays ſtets Anlaß zu mannigfaltiger Belehrung geben, ſind von großem Intereſſe, aber trotz ſo vieler glücklicher Verbeſſerungen muß Bernays' Schlußurteil dahin lauten, daß aus dem ſo entſtandenen Werke nicht die entſchiedene Eigenart einer künſtleriſchen Perſönlichkeit anſpreche.

In dem neu veröffentlichten Briefe an Prinz August von Gotha (3. Januar 1800) gesteht Goethe, daß der Wunsch seines Fürsten ihn „zu dem vielleicht manchem sonderbar scheinenden Unternehmen" hingedrängt habe. „Ich bin ihm so unendlich viel schuldig, indem ich ihm eine Existenz verdanke, ganz nach meinen Wünschen, ja über meine Wünsche, welches bei einer wunderlichen Natur wie die meinige nicht wenig sagen will, daß ich es für Pflicht hielt, so gut ich konnte, sein Verlangen zu erfüllen." Goethes Hoffnung aber, daß sein Unternehmen einmal zum Anlaß würde, französische und deutsche Kunstweise prüfend untereinander zu vergleichen, ist eben durch Bernays' erntereichen Forschungszug glänzend erfüllt worden. Wie versteht es Bernays neben Voltaire die anderen großen französischen Tragiker Corneille, Racine, Crébillon zu charakterisieren! Lebhaft denke ich wieder seiner Vorlesungen über Racine bei dem meisterhaft anschaulichen Bilde, das er S. 243 von Racines Eigenart entwirft. Und natürlich ergiebt sich bei solcher Betrachtung Racines auch der Ausblick auf Friedrich Schlegels verunglückten Übersetzungsversuch am „Bajazet", auf Schillers „Phädra" und „Britannicus". Ganz anders als Goethe ist Schiller zu Werke gegangen. Den deutschen tragischen Stil wie er im „Ringen mit den Massen der Wallensteinischen Welt", in der nach französischen Mustern strafferen Anlage seiner Maria Stuart ihn erobert hatte, drängt er dem großen Hofdichter des grand siècle auf. „Er leiht ihm etwas von dem Heldenschwung, von der hoheitsvollen Bewegung, von dem prächtigen Hall und Klang der eigenen Rede." Schiller hatte den tragischen Stil, der als die höchste Blüte einer rein künstlerischen Kraft nur hervorgehen kann „aus einem machtvoll einheitlichen Künstlergeiste, der all sein schöpferisches Thun und Bilden um einen Punkt sammelt, von diesem aus die Erscheinung des Weltganzen erfaßt und das geheimnisvolle Innere der Welt beleuchtet und bewegt". Mächtig treten die Gestalten Schillers und Goethes hervor gerade am Schlusse der Abhandlung, die in einer überwältigenden Masse von Einzelheiten das geistige Leben des 17. und 18. Jahrhunderts vor uns ausbreitet. Bernays spricht einmal von jener „Gelehrsamkeit, die man nur dann sich aneignet, wenn man mit den Schriftwerken alter und neuer Zeit,

mit den geistigen Erzeugnissen der verschiedenen Völker um ihrer selbst willen ruhig, anhaltend und in unbefangener Hingebung verkehrt". Er hat damit sein eigenes Streben charakterisiert, von dem er selbst sagt, es gehe überall nur auf eine unbefangene Erkenntnis dessen, was sich in den Litteraturen der Völker einst vielbedeutend oder herrschend hervorgethan. Ein anderer würde aus dem bei der Mahometvergleichung verarbeiteten Materiale eine ganze Reihe von Abhandlungen gestaltet haben, und leicht ist es nicht, diese Fülle der Gesichte ohne Verwirrung in sich aufzunehmen. Wie in dem größten deutschen Kunstepos des Mittelalters der Hauptheld durch eine Reihe von Büchern hin ganz entschwindet hinter der Masse der von anderen durchfochtenen Abenteuer, so verlieren wir den eigentlichen Gegenstand, die beiden Mahometdramen, vor der Masse der Belehrung zeitweise fast aus dem Gesichte. Wie aber der Dichter das Leitmotiv von Parzival durch alle die anderen ablenkenden Geschichten immer wieder hervortönen läßt, so weiß auch der kunstvoll verschlingende, sorgfältigst feilende Litterarhistoriker uns immer wieder von neuem den entgleitenden Faden in die Hand zu spielen.

In ungleich engerem Rahmen sind die beiden schon früher (1881 und 1887) gedruckten Abhandlungen des Bandes gehalten: die würdige Begrüßung der von W. Vollmer so treulich besorgten vierten Auflage des Briefwechsels zwischen Goethe und Schiller und die Vergleichung der Urschriften von Schillers Briefen an den Mannheimer Intendanten v. Dalberg mit ihrem zuerst 1807 und 1819 gedruckten Texte. Bernays durfte mit Recht Vollmers sorgfältige Register als den Kern eines ausgiebigen Kommentars rühmen, den auch zum Goethe-Schillerischen wie zum Schiller-Cottaischen Briefwechsel zu liefern, dem trefflichen Vollmer nur durch die Engherzigkeit des damaligen Leiters des Cottaischen Verlages verwehrt wurde. Die Besprechung der einzelnen Lesarten führt auch in diesen beiden Aufsätzen eine Fülle von Belehrung mit sich, im kleinen wie im großen erkennen und bewundern wir den Meister litterargeschichtlicher Forschung. Dalbergs Forderung, die Räuber ins 16. Jahrhundert zurückzuverlegen, ist von Minor als eine Verbesserung des bühnenkundigen Intendanten gelobt, von Weltrich als

eine Abschwächung des Stückes hart getadelt worden (vgl. VI, 549). Bernays stimmt ganz mit Weltrich überein: „Wieviel durch diese mühselige Versetzung in eine fremdartige Umgebung dem Stück an innerer Wahrheit, an Charakter und Farbe verloren ging, das erhellt am bestimmtesten aus einer genauen Prüfung und Vergleichung der Texte und Varianten." Die noch vor kurzem berechtigte Klage über den Zustand der Schillerischen Briefe ist nun glücklich veraltet durch die treffliche Leistung und mühevolle Arbeit wie sie in den einzelnen Bänden von Fritz Jonas' kritischer Gesamtausgabe (vgl. X, 487) zu Tage tritt. Auch Bernays weist rühmend hin auf die „musterhafte Bearbeitung", aus der Schillers Selbstbildnis mit vernehmlichen Lauten spreche. Bei einem Überblicke von Jonas' Sammlung, deren fünfter Band[64]) uns mit Nr. 1424 bis zum Schluß des Jahres 1798 führt, bestätigt sich Bernays' Charakteristik der Schillerischen Briefe (S. 439): „Überall dieselbe Klarheit, Festigkeit und männliche Sicherheit. Die mächtig geschlossene Einheit der Schillerischen Natur giebt allen Briefen einen verwandtschaftlichen Zug, der aber niemals zur Einförmigkeit führt." Wie Bernays Schillers Briefe über den Abschluß des Wilhelm Meister rühmt als „großartige Zeugnisse mitschaffender Kritik, die in der gesamten Litteratur ohne Gleichen dastehen, so leitet auch Jonas seine stets sachgemäßen, sorgfältigen Anmerkungen zum neuesten Bande mit dem Bekenntnisse ein, daß ihm „eine so produktive, liebevolle und geniale Teilnahme an der Dichtung eines anderen, wie die Schillers am Wilhelm Meister überhaupt sonst aus der Geschichte der Dichtkunst nicht bekannt" sei. Der vorzügliche Wert von Jonas' Ausgabe ist in den kritisch gereinigten Texten selbst, nicht in den Anmerkungen zu suchen, aber jeder, der sich künftig mit Schiller beschäftigt, wird auch für die hier gegebenen Erläuterungen dank wissen. Da der Brief Schillers, in dem er 1796 Goethe bei der Gräfin Schimmelmann verteidigte, nicht mehr vorhanden ist, wäre (S. 508) auf den in gleicher Absicht geschriebenen Brief vom 23. November 1800 (Wurzbach S. 135) hinzuweisen. An bisher ungedruckten Briefen bringt der fünfte Band nur ein kurzes

[64]) Herausgegeben und mit Anmerkungen versehen. Stuttgart 1895 (Deutsche Verlagsanstalt).

Billet an den Schweden Brinkmann, zwei Briefe an Breitkopf und einen an Spener. Die beigegebenen Bilder sind außer Danneckers bekannter Büste die von W. v. Humboldt, Körners Gattin und Schwägerin.

Schillers energisch rastloses Streben, sich selbst und andere zu bilden, in nie ermattender Beschäftigung seine Lebensaufgabe zu erfüllen, tritt eben in den Briefen mit überwältigender Macht hervor. Wenn man Schiller in seinen Beziehungen zur Schule behandelt, so ist gerade auf dies sittliche vorbildliche Moment in seinem Leben und Wirken der Hauptnachdruck zu legen. Ich meine, Hermann Bender hätte dies in seiner Rede „Schiller im Gymnasium“ [65]) noch mehr betonen können. Einer eigenen Rechtfertigung, um den deutschen Dichter antiken zur Seite zu setzen, bedurfte es kaum. Der Hinweis auf die Bearbeitung antiker Sagen durch moderne Dichter ist gewiß für den Unterricht sehr nützlich, aber Schillers Balladen möchte ich doch nicht vor allem aus dem Grunde empfohlen wissen, „weil sie antike Stoffe behandeln und antike Ideen zum Ausdruck bringen.“ Die gewiß gutgemeinte Absicht Benders könnte so leicht dahin mißverstanden werden, daß die Erklärung der deutschen Gedichte zu einem Hilfsmittel für den klassischen Unterricht herabgedrückt wird. Im übrigen wird man Benders hübscher Rede mit Vergnügen folgen. Wie in dieser Rede Schiller für die Schule, so werden in den „litterarischen Charakterbildern“ [66]) von Adolf Wilhelm Ernst Goethe und Schiller für die Familie geschildert. Anspruchslos und geschickt wird „das Bedeutendste aus dem äußeren und inneren Lebens- und Werdegang der Poeten aus ihrer Zeit heraus geschildert“. Das im Vorwort gegebene Versprechen, den Briefwechsel besonders zu berücksichtigen, ist gehalten; nur ist die Auswahl der Stellen nicht immer die glücklichste. Eine Belegstelle für den regen Sinn für Geschichte, den Schillers Mutter besessen haben soll, beizubringen, dürfte schwer halten. Im übrigen zeichnet sich Ernsts Darstellung aber durch gediegene

[65]) Horaz, Homer und Schiller im Gymnasium. Drei Gymnasialreden. Tübingen 1893 (Verlag der G. Lauppschen Buchhandlung).

[66]) Ein Buch für die deutsche Familie. Hamburg 1895 (Verlag von Konrad Kloß).

Sachlichkeit aus, soviel sie auch sonst zu wünschen übrig läßt. Die Nebenpersonen sind freilich oft recht wenig zutreffend charakterisiert. Gerade in einem für die Familie bestimmten Buche, sollte z. B. Lavater doch nicht ohne weiteres der Heuchelei geziehen werden (S. 147). Goethes begeisterte Urteile aus früheren Jahren haben mindestens gleichen Anspruch auf Berücksichtigung wie die verbitterten späteren, die zudem in „Dichtung und Wahrheit" einer gerechteren Beurteilung wichen. „Nur wer keine seelischen Schattierungen zu unterscheiden versteht," sagt Lavaters jüngster Kritiker Fräulein Dr. Hedwig Waser,[67]) wird Lavaters echt jünglingshaftes Rollenspielen nicht von Heuchelei und Betrug trennen können. „Bewußter absichtlicher Täuschung war Lavater wirklich unfähig, wovon auch seine langjährigen, ihn genau kennenden Freunde fest überzeugt waren" (S. 44), aber von einem Rollenspielen könne man sprechen (S. 20), „weil Lavater nicht nur handelt, sondern immer auch zugleich im Publikum sitzt und seinen eigenen Thaten heimlich Bewunderung und Beifall nicht versagen kann". Hegner, der in seinen aufschlußreichen „Beiträgen zur näheren Kenntnis und wahren Darstellung Lavaters" (Leipzig 1836) einen feindseligen, wenn auch im Drucke zuletzt etwas gemilderten Ton gegen Goethe anschlägt, hat doch ganz wie Goethe selbst in seinem Verhältnis zu Lavater „die Wandlung von Bewunderung zur Abkühlung und von dieser wieder zum freundlichen Angedenken durchgemacht". Für das Bekanntwerden der Goethischen Briefe an Lavater sind übrigens Hegners Beiträge, welche Auszüge aus 34 Briefen brachten, wichtig gewesen. Hegner irrt in der Datierung, giebt den Text selbst aber genauer als Heinrich Hirzel that. Zu einer in den Lesarten der Weimarischen Ausgabe VI, 429 mitgeteilten Briefstelle Goethes über Lavaters „Pontius Pilatus" bemerkte v. d. Hellen, niemand werde bestimmen können, auf welchem Wege das Fragment in Lavaters Besitz kam. Frl. Waser sucht in den Anmerkungen zu ihrer vergleichenden Tabelle der Goethischen Briefe als Empfänger des Briefes Gg. Christof Tobler wahrscheinlich zu machen, über dessen nahe Beziehungen zu Goethe

[67]) Joh. Kaspar Lavater nach Ulrich Hegners handschriftlichen Aufzeichnungen und Beiträgen zur näheren Kenntnis Lavaters. Zürich 1894 (Albert Müllers Verlag).

ja erſt kürzlich (vgl. IX, 225) Rud. Steiner Neues beigebracht hat. Mit Goethe und ſeinem Verhältnis zu Lavater beſchäftigen ſich auch einige von Frl. Waſer zum erſtenmal veröffentlichte Briefe und Verſe. Hegner hatte mit einem ſehr hinkenden Verspaare Lavater aufgefordert, den „Epigrammengeſtank“ der venetianiſchen Epigramme, die den „Schwärmer“ ſo bitter kränkten (S. 91), und die Xenien mit einem Gegenſtück zu bekämpfen. Lavater meldete dieſe Aufforderung der Herzogin Luiſe nach Weimar mit dem Zuſatz, er ſei kein Epigrammatiſt. „Mir fehlt Goethes Witz, ſonſt wär' ich geneigt dazu. Aber Menſchenfreundlichkeit, weiß ich auch, reizt die Menſchenfeindlichkeit der Menſchenfreunde, wie gern rief ich ſonſt dem Epigrammatiſten zu:

Einziger! Feldherr! Held! Heerführer! Gekrönter Erobrer!
Warum erniedrigſt du dich, Goethe, zum Büttel herab?“

Nun, ſo eine Art Büttelamt war es in der That, das die Xeniendichter in der deutſchen Gelehrtenrepublik ausübten, und daß die von ihren Schlägen Betroffenen davon nicht erbaut waren, iſt nicht zu verwundern. Verwunderlicher iſt, daß gerade Goethes Perſönlichkeit gegenüber Verkennung und Haß noch immer am Werke ſind. Baumgartners Goethebiographie gegenüber meint ſelbſt ein Kritiker, der, wie Laurenz Müller,[68]) den gleichen ſtreng katholiſchen Standpunkt vertritt und dem Buche ſonſt das größte Lob ſpendet, er könne eine ſolch perſönliche Feindſchaft gegen Goethe nicht billigen. Gar nicht übel entwickelt er dieſer in litterariſchen Kreiſen übel berüchtigten Goethebiographie gegenüber die Pflichten des biographiſchen Geſchichtsſchreibers: „Eine echte Biographie ſoll uns ein möglichſt tiefgehendes Verſtändnis der dargeſtellten Perſönlichkeit in ihrer ſcharf profilierten Eigenart vermitteln, das Sein, Schaffen und Thun derſelben uns aus ihren teils zeitgeſchichtlichen, teils individuellen Entwickelungsbedingungen, der Beſonderheit der ihr von Gott verliehenen Gaben und den Gebrauch, der hievon gemacht oder nicht gemacht wurde, zu erklären verſuchen. Handelt es ſich obendrein um einen Dichter, ſo ſind wir berechtigt, von einem Biographen zu fordern, daß er in voller Kenntnis der nor-

[68]) Litteratur- und kunſtkritiſche Studien. Wien und Leipzig 1895 (Wilhelm Braumüller).

mativen Bestimmung jedweden dichterischen Gestaltens, der in langer geschichtlicher Entwickelung klargestellten Maßstäbe für die verschiedenen Gattungen der Poesie und der alterierenden Momente des Zeitgeschmackes seinem Gegenstand wie mit feiner rezeptiver Empfindung, so mit selbständigem Urteile gegenüberstehe."

Daß wir trotz einer langen Reihe von Versuchen, die zum Teil ja sehr Löbliches bieten (vgl. V, 229), bisher keine Goethebiographie besaßen, die Werken wie Hayms Herder, Strauß' Hutten und Frischlin, Köstlins Luther gleichberechtigt zur Seite gestellt werden kann, darüber wird es, die betreffenden Verfasser selbst vielleicht ausgenommen, keine Meinungsverschiedenheit geben. Nur die bewundernswerten Bruchstücke einer monumentalen Goethebiographie hat Adolf Schöll uns hinterlassen. Wenn man die Möglichkeit einer allseits befriedigenden Darstellung von Goethes Leben abhängig glaubt von der völligen Erschließung des noch nicht veröffentlichten handschriftlichen Materials, so trifft das meiner Überzeugung nach nicht zu. Gewiß wird jeder Biograph vor allem die Einsicht in die Tagebücher anstreben müssen. Umfang und methodischer Eifer der naturwissenschaftlichen Studien des Dichters ist erst durch die neuen Mitteilungen der Weimarischen Ausgabe klar hervorgetreten, aber das Wesentliche von Goethes Naturauffassung und Studium konnte Rudolf Steiner, der wohl verdient hätte in Meyers „Goethe" (S. 555) neben Kalischer genannt zu werden, doch schon vorher in der Einleitung zum 114. Bande von Kürschners Nationallitteratur überzeugend darlegen. Einzelne Äußerungen in den jüngst bekannt gewordenen Briefen sind so charakteristisch, erhellen blitzartig weite Strecken, daß kein Biograph auf sie verzichten möchte. Allein thatsächlich neue Gesichtspunkte, wirklich unbekannte Züge sind durch alles dies nicht gegeben worden und auch von weiterer Erschließung des Archivs nicht zu erwarten. Nur um Ausfüllung und schärfere Ausführung von Einzelheiten kann es sich handeln. Hat nun die „preisgekrönte Arbeit", Richard M. Meyers „Goethe",[69]) uns die große Goethebiographie, das

[69]) Geisteshelden (führende Geister). Eine Sammlung von Biographien herausgegeben von Anton Bettelheim. 13.—15. Band. Berlin 1895 (Ernst Hofmann & Co.).

nationale Standard work verwirklicht? Die Frage muß allerdings mit Nein beantwortet werden. Aber ebenso entschieden muß Meyers Leistung als ein bedeutender und erfreulicher Fortschritt über die bisherigen Versuche hinaus gerühmt werden. Das Zurücktreten des eigentlich biographischen Elementes vor dem litterarischkritischen halte ich für keinen Fehler des Buches. Wenn ich in Einzelheiten [70]) meine Bedenken gegen Meyers Aufstellungen ausspreche, so geschieht es wahrlich nicht, um an dem Buche, dessen Lesung mir Freude bereitete, zu nörgeln, sondern weil ein sorgfältiges kritisches Eingehen auf die Vorzüge wie Schwächen einer so wichtigen Arbeit ihr und den Lesern dieser von Meyer geschmähten und verdächtigten Berichte gegenüber Pflicht des Berichterstatters ist.

Die wesentlichen Mängel von Meyers Arbeit fallen nicht ihm, sondern äußeren Umständen zur Last. Ich kann aus eigenster Erfahrung beurteilen, welche Mühe und Entsagung die vom Verleger gesteckten Raumgrenzen dem Autor auflegen. Zugleich mit dem Ergebnis der Preisbewerbung war aber überall zu lesen, daß der Verfasser zu wesentlichen Kürzungen seiner Arbeit gezwungen sei. Nun ist es gerade ein wesentlicher Vorzug von Meyers Arbeit, daß sie ein wirklich organisches Ganzes bildet, nicht aneinandergestückelt, sondern einheitlich gedacht und ausgeführt ist. Wie in einem gut entworfenen Romane steigert sich das Interesse an der Arbeit je weiter man liest. Selbst wer nach Lesung so mancher Goethebiographie seufzend die neue Variation des ihm so wohlbekannten Themas zur Hand nimmt, fühlt sich alsbald von der frischen Darstellungsart Meyers angezogen. Die 20 Kapitel, welche den Zeitraum nach der Rückkehr aus Italien behandeln, sind den 16 vorangehenden in jeder Hinsicht überlegen; am wenigsten entspricht die Darstellung des ersten Jahrzehnts in Weimar der Anforderung, die man hier nach Schölls ausgezeichneter Vorarbeit stellen muß. Dagegen gebührt Meyer gerade in einem wichtigsten Abschnitte unbedingtes Lob: die Darstellung des Verhältnisses zwischen Schiller und Goethe (S. 237—241) ist in würdiger Weise, wie sie leider in der Goethelitteratur seit langem nicht mehr die

[70]) Vgl. W. v. Biedermann, „Die neueste Goethe-Biographie". Wissenschaftliche Beilage der Leipziger Zeitung 1894, Nr. 157.

Regel bildet, durchgeführt. Er nimmt nicht, wie z B. Hermann Grimm thut, Partei, denn eben durch ihre Abweichungen ſind Goethe und Schiller uns, wie ſie es einſtens ſich ſelbſt gegenſeitig waren, unſchätzbar. „Wer über die Schlagworte hinwegſieht, wird bekennen müſſen, daß beide darin einig ſind, den Menſchen von trüben Schlacken befreien zu wollen, damit rein und klar der echte, wahre Menſch hervorgehe.“ Die Annäherung der beiden hat ſich langſam vollzogen; daß aber Moritz noch Ende 1789 in Weimar Goethe in ſeiner Abneigung beſtärkt haben ſoll, iſt nach der Ausſöhnung des Dichters und Rezenſenten von „Kabale und Liebe“ in Gohlis (vgl. Minor II, 387) doch nicht anzunehmen. Meyer thut übrigens Moritz noch ein zweitesmal Unrecht, indem er (S. 415) behauptet, nur der autobiographiſche Roman des geiſtreichen und vielſeitigen Mannes ſei lebendig geblieben. Die größte, durch Jahrzehnte anhaltende Wirkung in weiteſten Kreiſen hat Moritz mit ſeiner „Götterlehre“ (Berlin 1791) ausgeübt. Das endliche Bündnis mit Schiller hat Goethe ſelbſt zu den wichtigſten Ereigniſſen ſeines ganzen Lebens gerechnet, ſo daß Meyers Behauptung (S. 153), im Grunde ſeien nur zwei Lebensereigniſſe, die Berufung nach Weimar und die italieniſche Reiſe, von wahrhafter Bedeutung für Goethe geweſen, nicht aufrechtzuerhalten iſt, ſelbſt wenn man die „wahrhafte Bedeutung“ des Straßburger Zuſammentreffens mit Herder geringer einzuſchätzen bereit wäre. Daß Meyer als Modell für den „Satyros“ Herder annimmt, „teilweiſe wenigſtens“, war zu erwarten, aber die Hypotheſe von einer urſprünglichen Proſafaſſung aller Fauſtſzenen (S. 342) hätte man nach Erich Schmidts Fund wirklich für „ganz abgethan“ halten dürfen. Und ſtatt mit Pniowers Einfall über den Einfluß des Hohenlieds auf den Fauſt (vgl. VIII, 485), dieſer unfreiwilligen Parodie der Entlehnungs-Theorie, ſein ernſtes ſchönes Buch zu verunzieren, wäre es wohl ſachlicher geweſen, bei Beſprechung der Textverderbniſſe durch den Himburgiſchen Nachdruck (S. 139) Bernays' grundlegende Arbeit „über Kritik und Geſchichte des Goethe'ſchen Textes“ nicht unerwähnt zu laſſen.

Wie iſt es möglich, daß Goethe ſchon im April 1770 Herders Braut in Darmſtadt beſuchte, da Herder ſelbſt „etwa am 13. Auguſt“

(Haym I, 368) erſt nach Darmſtadt gekommen iſt? Die Angabe, daß Goethe auf der Rückreiſe von der erſten Schweizerreiſe in Ulm Schubart geſprochen habe (S. 122), ſtützt ſich nur auf Schubarts wiederholt verdächtigte Renommage; in Wirklichkeit iſt Goethe damals aber nicht in Ulm geweſen. Den großen König konnte Goethe im Mai 1778 in Potsdam nicht beobachten (S. 136), weil Friedrich II., wie ich ſchon X, 213 bemerkte, zu der Zeit in Schleſien weilte. Den Weimarer Hof fand König Friedrichs Geſandter nach Bailleus Schilderung doch nicht ſo „gut fritziſch", wie Meyer (S. 125) ihn rühmt. Nur die Ausdrucksweiſe muß S. 297 zu der irrigen Annahme führen, der Plan einer neuen Romreiſe ſei unabhängig von der dritten Schweizerreiſe entſtanden: dieſe ſollte doch nur die Ausführung des Planes einleiten. Dieſer dritten Schweizerreiſe gehören auch die Balladen in Geſprächsform, der Zyklus von der Müllerin, an, was nach Meyers Gruppierung (S. 292 u. 296) niemand vermuten könnte. Den „Totentanz" hart und ungelenk zu ſchelten (S. 421) dünkt mich völlig ungerecht; ich ſtelle ihn zu Goethes beſten Balladen. Dagegen handelt es ſich nicht um Meinung, ſondern Zurückweiſung einer wirklich irrigen Anſicht Meyers, wenn er bei Philine (S. 256) und gar bei der Bajadere der Ballade (S. 290) den Dichter an Chriſtiane denken läßt. Zu dieſer Deutung wird Meyer, ſo gerne man im übrigen ſich ſeiner Auslegung auch anſchließen mag, nicht viele Leſer bekehren. Neu, ſo weit meine Kenntnis reicht, und treffend iſt der Vergleich zwiſchen der Reizbarkeit Taſſos und Rouſſeaus, und nicht minder die Charakteriſtik von Goethes Taſſodrama ſelbſt: „indem dieſe klar umriſſenen Charaktere nichts thun, als ihr Weſen ausſprechen, vollenden ſie ein erſchütterndes Drama". Das Zeitalter Taſſos war aber keineswegs das „der Julius II. und Alexander Borgia" (S. 204); da zeigte der Dichter beſſere geſchichtliche Einſicht als ſein Kritiker. Nicht beſſer ſteht es um Meyers Vergleich (S. 433) zwiſchen Dantes „divina Commedia" und dem „weſtöſtlichen Diwan". Als Ganzes und im Aufbau ſollen die beiden Werke, deren jedes keinen anderen Mittelpunkt hat als den Dichter ſelbſt, einander vergleichbar ſein. Wer Dantes Werk und ſeine Verbindung mit der italieniſchen Staatengeſchichte, den religiöſen und politiſchen Anſchauungen des

Mittelalters kennt, wird den Vergleich für so unglücklich als nur möglich halten. Der hinkt nicht nur, wie alle Vergleiche thun ſollen, er kommt überhaupt gar nicht auf die Beine. Meyer, der die Goethiſche Exiſtenz ſo gut erfaßt hat und zu ſchildern weiß, iſt von dem alten Vorurteil, das dem Verfaſſer von „Dichtung und Wahrheit" hiſtoriſchen Sinn abſprechen möchte, nicht unberührt geblieben. Hätte er an die Äußerungen im Tagebuch der italieniſchen Reiſe (Schriften der Goethegeſellſchaft II, 144 u. 192), ja nur an die XV. römiſche Elegie gedacht, wie hätte er ſchreiben können, Goethe bleibe von Roms Vorzeit merkwürdig ungerührt (S. 161)? Und beweiſt nicht das berühmte Wort während der Kanonade von Valmy, daß ihm die äußeren Erlebniſſe doch nicht blos Beiwerk, nicht nur die inneren bedeutſam waren (S. 223)? Dafür hat Meyer im 33. Kapitel den Naturforſcher Goethe in ganz ausgezeichneter Weiſe, klar verſtändlich und doch tiefer greifend gewürdigt und dabei auch den Hiſtoriker anerkannt. Selten habe ein Gelehrter, der ſelbſt produktiv wirkte, „die Geſchichte ſeiner Wiſſenſchaft ſo umfaſſend und in ſo großem Stil beherrſcht, wie Goethe die der Farbenlehre". Goethes Verhalten gegenüber der franzöſiſchen Revolution hat Meyer ſehr gut dargeſtellt, und das Kapitel über die natürliche Tochter verdient beſonders hervorgehoben zu werden. Kann aber die Behauptung (S. 548), Goethe habe dem Katholizismus nie Sympathien entgegengebracht, in dieſer ſchroffen Allgemeinheit aufrecht erhalten werden Angeſichts der Schilderung der katholiſchen Sakramente im ſiebenten Buch von „Dichtung und Wahrheit"? Wenn auch die Entrüſtung ſtreng proteſtantiſcher Kreiſe darüber (vgl. auch Jahrbuch I, 336) grundlos war, eine Sympathie für den Katholizismus ſpricht doch ganz unleugbar aus jener Stelle. Als Verkennung ſchlimmſter Art bekämpfe ich dagegen die Behauptung (S. 370): „Goethe kannte ſeit Italien nur noch Eine Menſchheit, in der er nur verſchiedenen Graden der Annäherung an das Ideal ein Recht zuerkannte, nicht nationalen Verſchiedenheiten". Das iſt gerade ſo falſch, wie wenn man Goethe zum Vorkämpfer des Nationalitätengegenſatzes unſerer Tage machen wollte. Es iſt doch kein Grund vorhanden, Ludens Glaubwürdigkeit oder Verſtändnis, wie etwa das von Falck, anzuzweifeln. Er-

kennt man aber Ludens große Unterredung mit Goethe als echt an, dann darf man — von allen übrigen Zeugniſſen ganz abgeſehen — Goethe doch nicht alles nationale Empfinden, wie Meyer es thut, abſprechen. Träfe Meyers Erklärung zu, der gemäß Goethe in „Epimenides' Erwachen" ſich und ſein eigenes Schickſal ſymboliſch in den Mittelpunkt des zur allgemeinen patriotiſchen Siegesfeier beſtellten Feſtſpiels ſtellte, ſo würde freilich nicht nur Goethes patriotiſche Teilnahme für die große Bewegung, ſondern auch ſeine Einſicht und ſein Takt in ſchlimmem Lichte erſcheinen. Aber wenn auch Beziehungen zwiſchen Goethe ſelbſt und Epimenides vorhanden ſind, Epimenides iſt nicht Goethe ſelbſt. Beſcheiden flicht der Dichter das Bekenntnis eigener früherer Teilnahmloſigkeit der nationalen Feier ein; aber ſeine Perſon dabei in die Mitte des Spieles zu ſetzen, würde auch dem gottverlaſſenſten aller Feſtſpieldichter nicht eingefallen ſein. Überraſchen muß Meyers ſcharfer Tadel gegen Werthers Leiden (S. 89 und 265). Ihm erſcheint die innere Einheit mangelhaft, der tragiſche Ausgang im Werther ſo erzwungen wie der günſtige in den Lehrjahren. „Werther konnte nicht durch eigene Hand ſterben, ſo wenig wie Goethe es konnte: er hatte einen zu reichen Schatz in ſeinem Innern zu hüten und war dieſes Schatzes ſich zu gut bewußt." Nun, Jeruſalem war ſich ſeines geiſtigen Schatzes, von dem Leſſing dann ſo anſehnliche Proben zur Rettung des Nachruhms ſeines jungen Freundes herausgab, auch bewußt und hat ſich doch getötet. Werthern fehlt bei allem Reichtum an Geiſt und Phantaſie das Geſtaltungsvermögen, durch das der Künſtler Goethe äußere Eindrücke und inneren Sturm bändigte. Meyer meint „Nicolai traf in ſeiner Parodie nicht ſo ganz vorbei". Ich ſehe hier ein übles Beſtreben des ſonſt ſo tüchtigen Biographen, um jeden Preis neue Urteile zu fällen, Altanerkanntes verblüffend umzuſtürzen. Aber ernſt nehmen kann ich dieſe Hyperkritik ſo wenig, wie die etwas billige Weisheit „Götz wäre nie ein Werther geworden". Gewiß nicht; iſt dies aber ein Beweis dafür, daß Goethe, als er „ſeinen Werther den Tod des jungen Jeruſalem ſterben ließ, nicht mehr die volle Fühlung mit ſeinem eigenen Herzen zur Zeit ſeiner jungen Leiden hatte"? Nur ein Druckfehler iſt es, wenn Meyer im Stelladrama Cäcilie ſtatt Stella ſterben

läßt (S. 120). Die Herabsetzung der Euripideischen Iphigenie, die doch so bedeutsam an attische Kultusbräuche anknüpft, zur bloßen Schilderung eines Abenteuers (S. 171), ist ein Fehler des Verfassers. Fällt ihm oder dem Setzer der Irrtum (S. 225) zur Last, Haller sei niemals Mitglied des großen Rats seiner Vaterstadt geworden? Schon im Frühling 1745 wurde er Mitglied (Hirzel CCXLIII): nur als Mitglied des großen Rats konnte er die Stelle erlangen, der zu Liebe er 1753 seine Göttinger Professur aufgab. Weniger abseits von Meyers Arbeitsgebiet als das von ihm nur zum Vergleiche angezogene Leben Hallers liegt Schillers Dramendichtung. Ihre zeitliche Reihenfolge erscheint doch sehr verwirrt, wenn wir S. 328 lesen, der Aufführung des Tell haben sich Schillers Arbeiten für den Makbeth und Goethes Götz angeschlossen. Schillers Jungfrau wurde nach Burkhardt am 23. (nicht wie Meyer schreibt 22.) April 1803 in Weimar gespielt. Achim v. Arnims Werke glaube ich genau zu kennen; sollte Meyers Lob seiner „genialen Beschreibung des alten Nürnberg" (S. 413) nicht eher Arnims Schilderung von Waiblingen oder Augsburg gelten? Bedenken erregt das S. 299 über die erste romantische Schule Gesagte. Zu ihr gehörte doch auch Aug. W. Schlegel, dem Goethe seine Distichen und Hexameter zur formalen Korrektur übergab. Nach Meyer mußte Goethe aber die Romantik wegen ihrer Geringschätzung der künstlerischen Form verwerfen. Allein Goethe hat sogar ein Machwerk wie Fr. Schlegels Alarkos, dessen Stilmischung uns als Verletzung aller künstlerischen Form höchst anstößig ist, auf seiner Bühne spielen lassen. Und hat die Romantik neben ihrer Willkür und Ironie denn nicht auch die Einhaltung strenger Kunstformen, z. B. in Sonett, und Terzine eingeführt und eingeschärft, in der Übersetzung sorgfältig gepflegt? Aus Abscheu gegen den „Naturalismus" brauchte doch Goethe wahrlich Novalis und Tieck nicht zu verwerfen. Höchst zweifelhaft bleibt mir aber, ob man berechtigt ist, mit Meyer für das Jahr 1799 Tieck als Haupt der romantischen Schule zu bezeichnen, Tieck, der am „Athenäum" gar nicht Mitarbeiter war. Der Satz, in dem Meyer von dem „einstigen Haupt des jungen Deutschland" spricht, welches die Romantiker zum Heerführer ausrufen möchten, wird wohl vielen Lesern

beim Leſen unverſtändlich bleiben: er ſoll ſich auf Goethe als den Führer der Geniezeit beziehen. Meyer ſpricht, und nicht mit Unrecht, von dem läſſigen Ausdruck, in dem Goethe ſich ſeit ſeinem „Benvenuto Cellini“ gehen ließ. Iſt es aber nicht ebenfalls recht läſſiger Ausdruck, wenn Meyer S. 298 ſchreibt: „Eben damals (1806) thut Goethe auch einen weiteren Schritt aus dem erſten in den zweiten Teil des ‚Fauſt‘: er kauft das Freigut Oberroßla; ‚Herrſchaft gewinn ich, Eigentum‘. Später hat er es freilich wieder veräußert.“

Bei der Behandlung der Fauſtdichtung wird jeder Goethebiograph ſich mit der ſchwierigen Aufgabe abzufinden haben, einerſeits ihre Verteilung über Goethes ganze Laufbahn anſchaulich zu machen, andererſeits ihre Geſchichte in überſichtlichem Zuſammenhange darzuſtellen. Meyer hat die doppelte Anforderung mit großem Geſchick erfüllt. Für die Verkennung oder richtiger geſagt das Nichtkennen des II. Teils möchte ich nicht Viſchers Komödie die Schuld aufladen. Man ließ ſich auch vorher durch ein ganz unbegründetes aber höchſt bequemes Vorurteil von der Leſung dispenſieren. Und trotz der wiederholten Auflagen des ſatiriſchen III. Teiles iſt das Verhältnis des Publikums zum II. Teile in den zwei letzten Jahrzehnten doch ein beſſeres geworden. Ein Zeugnis für Meyers Behauptung (S. 355), daß ſelbſt Schiller dem Fragmente nicht zu folgen vermochte, die auch Browning in ſeiner Goethebiographie (S. 111) vorbringt, iſt mir nicht bekannt; im Gegenteile rühmte Schiller ja das Fragment als den Torſo des Herkules. Zur Wiederaufnahme des Fragments iſt Goethe gewiß nicht durch die Theaterſorge getrieben worden (S. 293), denn den Gedanken an eine Fauſtaufführung wies er noch ſpäter nachdrücklich zurück. Die angeblichen Widerſprüche der Dichtung müſſen wir nach Meyer „einfach hiſtoriſch zu begreifen ſuchen“ (S. 361). Die Wunderlichkeit wegzuinterpretieren, daß Mephiſto als fahrender Schüler fort will anſtatt bei Fauſts Willfährigkeit gleich den vom Teufel doch angeſtrebten Pakt zu ſchließen, könne „keinem der geſchworenen Verteidiger der Einheitlichkeit“ gelingen. Ich ſelbſt bin auf keiner Seite eingeſchworen, meine aber, die Einheitsverteidiger können auf dieſe Herausforderung getroſt mit Kalaf antworten „zu

glücklich, wenn keine dunkleren Rätsel auf uns warten", und zwei Gründe für die „Wunderlichkeit" anführen. Goethe hielt sich hier einfach an die früheren Faustdichtungen, die ausnahmslos den Vertrag nicht schon bei der ersten Unterredung Fausts mit dem Höllengeiste erfolgen lassen. Die Überlieferung wirkt in diesen Dingen oft viel stärker fort als man annimmt. Goethe hat aber auch einen ganz bewußten Grund. Mephisto will im Stande der Unfreiheit, in die der Pudel durch den Drudenfuß geraten ist, sich auf keine Verhandlung einlassen. Vor allem will er wieder im Besitze seiner Bewegungsfreiheit sein, dann wird er sich nach Belieben des Doktors ausfragen lassen, der dem gefangenen Teufel sonst lästige Bedingungen für seine Lösung stellen möchte. Aber Meyer läßt S. 547 auch ein schwereres Rätsel folgen. Er behauptet, nach dem Wortlaute des Vertrages behalte Mephisto Recht, Goethe habe durch zu sorgfältige Verknüpfung das Gegenteil von dem was er wollte dargestellt. Ich könnte mich begnügen, dem gegenüber einfach auf Veit Valentins Buch über die künstlerische Einheit der Goethischen Faustdichtung (vgl. X, 215) zu verweisen, möchte jedoch lieber selbst Meyers Frage beantworten, welchen Sinn die Anwendung der stipulierten Worte habe, wenn man das Empfinden des höchsten Augenblicks zu einem Vorempfinden presse? Mephistos Voraussetzung beim Vertrag ist, es werde ihm gelingen, Faust durch seine Gaben dazu zu bringen, daß er ohne Gedanken an die Zukunft und die Menschheit, deren ganzes Los Faust auf sich nehmen wollte, im sinnlichen Genusse aufgehen werde, mit Lust Staub fressen werde. Wie das Mephisto nun bei jedem einzelnen Versuche nicht gelingt, zeigt der Verlauf der Dichtung. Am Ende des Liebestaumels faßt Faust doch wieder der Menschheit ganzer Jammer an. Die Verleitung zur Herrschsucht und Gewaltthätigkeit endet damit, daß der Erblindete gar nicht mehr an sich und seine augenblickliche Lage, sondern nur an die Zukunft der Menschheit denkt. Das Individuum geht als einzelnes unter, in der Gattung lebt es fort. Der Augenblick, den Faust als schönsten preist, und die Gründe, aus denen er ihn preist, sind das gerade Gegenteil von dem, was Faust und Mephisto als Zeichen des Unterliegens Fausts stipulierten. Da handelt es sich nicht um ein Pressen der Worte in empfinden und vorempfinden,

ſondern um die Anerkennung oder das einer Theorie zu Liebe eigenſinnige Mißverſtehen des klar und planvoll ausgeſprochenen Dichterwerkes. Mit einer andern Behauptung Meyers habe ich mich ſchon in meiner Zeitſchrift (N. F. VIII, 125 f.) eingehender befaßt. Ich bin überzeugt, daß der Terzinenmonolog nicht, wie Meyer (S. 475) annimmt, erſt 1826, ſondern während oder bald nach der dritten Schweizerreiſe, die Szene „Wald und Höhle“ aber ganz gewiß nicht in Italien (S. 350) entſtanden iſt. Erſt hinterher gewahrte ich zu meiner Freude, daß ſchon vor längerer Zeit Suphan die Entſtehung der letzteren Szene gleichfalls auf thüringiſchem Boden, — und auf dieſe Thatſache, nicht auf die Jahreszahl kommt es mir an — verlegt hat. Was Seuffert einſtmals über den Einfluß von Wielands Drama „Die Wahl des Herkules“ auf Goethes Fauſt ausgetüftelt hat und Meyer (S. 431) wiederholt, halte ich für eine der ärgſten alexandriniſchen Abgeſchmacktheiten, wie ſie in der an ſolchen Dingen leider nicht armen Fauſtlitteratur „Licht und Luft“ benehmen. Doch nur thatſächlich widerlegbare Dinge wollte ich hervorheben, nicht Meinungsverſchiedenheiten erörtern. Sind die Berichtigungen etwas zahlreicher ausgefallen, ſo wird um ſo eher eine oder die andere nutzbar ſein für eine Neuauflage, deren recht viele und vom läſtigen Raumzwange befreite der nach Verdienſt preisgekrönten Arbeit zu wünſchen ſind. Aber auch in der jetzt vorliegenden Geſtalt iſt Meyers friſch geſchriebenes, durch individuellen Charakter ausgezeichnetes Buch als die anregendſte unter den neueren Goethebiographien warm zu empfehlen.

Ich kann leider kein ſo günſtiges Geleitwort einer andern Goethebiographie zurufen, die allem Anſcheine nach ebenſo wie Meyers Werk ihr Entſtehen dem Preisausſchreiben des Ehlermannſchen Verlages ſchuldet. Den Frankfurter Hochſtiftsmitgliedern iſt Eugen Wolff durch wiederholte Feſtvorträge, und durch ihren Abdruck in dieſen Heften (VI, 10*; IX, 27*) auch dem weiteren Mitgliederkreiſe in beſter Erinnerung. Wolff hat, ſeit er 1886 durch ſeine Monographie über Karl Leſſing, mit glücklicher Hand eine Lücke in der Leſſinglitteratur ausfüllte und damit einen wichtigen Beitrag zur Vorgeſchichte von Sturm und Drang lieferte, eine eifrige und an Anregungen reiche litterariſche Thätigkeit entfaltet und ſoeben

im ersten Bande seines Werkes über Gottsched[71]) die Quellenforschung Danzels, durch welche 1848 zuerst eine geschichtliche Beurteilung des vielgeschmähten Leipziger Diktators angebahnt wurde, in verdienstlicher Weise fortgeführt. Die an eine Goethebiographie gestellten Anforderungen hat Wolff aber nicht genügend erwogen, als er seine allzu flüchtige Arbeit „Goethes Leben und Werke“[72]) drucken ließ. Er hat dem Titel noch beigefügt „mit besonderer Rücksicht auf Goethes Bedeutung für die Gegenwart“ und im angehängten Schlußkapitel ein unzusammenhängendes Sammelsurium von zufälligen Aussprüchen und Bemerkungen als „Goethe in der Nachwelt“ bezeichnet. Dabei laufen die fragwürdigsten Behauptungen mit unter. Wie wenig Veranlassung wir z. B. haben mit Beschämung das frühe Verständnis der englischen Kritik für Goethes Wesen anzuerkennen (S. 325), hat als einwandsfreier Zeuge Boyesen durch die Prüfung der englischen Urteile über Goethe gezeigt (vgl. IX, 194), hat neuerdings wieder Bernays bei Anführung von Walter Scotts Mißverstehen des deutschen Dichters dargelegt. Ich weiß nicht, wie sich in Wordsworth, der „Wilhelm Meisters Lehrjahre“ verächtlich zu Boden warf, „eine Errungenschaft des Goethischen Geisteslebens darstellen“ soll. Ich weiß ebensowenig, auf welcher deutschen Bühne Iphigenie und Tasso zu den festen Bestandteilen des Spielplans gehören (S. 340). Wolffs Glaube, daß die Fortentwicklung unserer dramatischen Litteratur durch die Hinwendung von Schillers rhetorischem zu Goethes plastischem Stile erfolgen werde, beruht auf einer völligen Verkennung der dramatischen Anlage beider Dichter. Als Anhänger der „Moderne“ erkennt Wolff vielleicht Paul Heyse nicht als Autorität an. Ich berufe mich gern auf sein Urteil über Goethes und Schillers Bedeutung für die heutige Bühne in seinem Vortrage bei der letzten Weimarer Goetheversammlung (vgl. X, 507). Von dem unglücklichen letzten Kapitel ließe sich absehen, wenn die vorangehenden über Goethes Leben und Werke selbst nur in etwas befriedigten. In naturwissenschaftlichen Fragen muß der Litterarhistoriker ja fremde Hilfe in Anspruch

[71]) Gottscheds Stellung im deutschen Bildungsleben. Kiel und Leipzig 1895 (Verlag von Lipsius & Tischer).

[72]) Kiel und Leipzig 1895 (Verlag von Lipsius & Tischer).

nehmen, aber dieſe iſt für Goethe auch ſo leicht zu erlangen, daß grobe Mißverſtändniſſe wohl zu vermeiden wären. Von kleinen Irrtümern ließe ſich eine lange Reihe anführen. So war Graf Thorane nicht Befehlshaber, für die „poetiſchen Gedanken über die Höllenfahrt Chriſti“ waren nicht Joh. Adolf Schlegels Oden, ſondern die beiden Gedichte von Joh. A. Cramer „Der Erlöſer“ und „Das jüngſte Gericht“ (III, 179 u. 249) vorbildlich. Das in Goethes Brief an Rieſe vom 30. Oktober 1765 erwähnte „beſte Trauerſpiel Mädgen“ iſt nicht eine Schauſpielerin, wie Wolff meint, ſondern eben die auch von ihm genannte Charitas Meixner. H. L. Wagner iſt kein Landsmann Goethes (S. 78), ſondern ein Straßburger. Wenn „Jeri und Bätely“ im Zuſammenhang mit der Schweizer Reiſe beſprochen wird, mußte doch die erſte Form erwähnt werden. „Um den diametralen Gegenſatz von Goethes und Schillers Dichtweiſe zu veranſchaulichen“ (S. 122), reicht dies Stück meiner Anſicht nach indeſſen nicht hin. Bei dem S. 241 erzählten Zuſammentreffen Goethes mit einer Kompagnie Lützower iſt nicht Fouqué, der, nebenbei bemerkt, nie bei den Lützowern ſtand, ſondern Fr. Förſter beteiligt geweſen (ſ. „Deutſche Pandora“ 1840 I, 66). Ein paarmal wird nur durch ungenaue Redewendungen eine ganz falſche Vorſtellung erweckt, wie wenn es S. 344 heißt: „Wir dürfen es getroſt und ohne Beſchämung ausſprechen, daß bislang von keiner Seite auch nur der Verſuch unternommen iſt, die lyriſche Art Goethes als veraltet beiſeite zu ſchieben“. Was Goethe von Leuchſenrings Treiben bei Frau v. Laroche erzählt, wird S. 47 durch ein unglückliches „hier“ nach Darmſtadt verſetzt. Lerſe wird, und das iſt nur ein Beiſpiel für manche ſprachlich unſchöne Ausdrücke, „der adretteſte Genoſſe“ genannt. Man würde derartige ſtörende Flecken leicht hinnehmen, wenn das Ganze dafür entſchädigen würde. Aber es iſt im ganzen Buche ſo wenig von einer individuellen Auffaſſung, von Friſche und Intereſſe, die Meyer zeigt und erregt, zu ſpüren. Das Buch iſt leer und bewegt ſich in wenig glücklichen Redensarten. Es macht den Eindruck einer aus dem Ärmel geſchüttelten, verunglückten Gelegenheitsſchrift. Allein Wolff hat früher und eben jetzt wieder durch ſeinen Gottſched ſich ſo bewährt, daß durch ein einmaliges Mißlingen weder er ſelbſt entmutigt zu ſein braucht, noch

andere ihm dieſen mißglückten Verſuch, eine Aufgabe zu bewältigen, zu der er nun einmal nicht berufen war, in Zukunft zum Vorwurf machen dürfen.

Ein in Inhalt und Form erfreuliche Goethebiographie bietet das reizend ausgeſtattete Büchlein, in welchem Oskar Browning den 1879 für den zehnten Band der Encyclopaedia Britannica geſchriebenen Goetheartikel in etwas erweiterter Faſſung und aufs neue durchgeſehen als ſelbſtändige Schrift herausgegeben hat,[73]) wie dies vor ihm ja auch Bernays mit ſeinem Goetheartikel aus der Allgemeinen deutſchen Biographie gethan hat. Das Werkchen iſt wohl als eine Frucht von Carlyles Ausſaat zu rühmen. Von wirklichen Irrtümern, wie ſie früher in engliſch-franzöſiſchen Arbeiten über Goethe Regel waren, iſt mir nur ein einziger begegnet. Browning erläutert (S. 57) das beſondere Intereſſe Herzog Karl Eugens für Erziehung durch die Angabe: „he promoted the views of Schubart and founded the school in which Schiller was educated“. Vor einer Begünſtigung, wie Schubart ſie von dem württembergiſchen Dionyſius erfahren mußte, möge jeden Schriftſteller ſein guter Stern beſchützen. Wenn Browning Goethes Liebe zum Offenbacher Gretchen mit Dantes Verehrung für Beatrice vergleicht (S. 7), ſo meine ich das ſkeptiſche Lächeln des beſſer unterrichteten verehrten Frankfurter Stadtarchivars zu ſehen. Aber ſolche Übertreibungen dürfen wir nicht dem Ausländer zur Laſt legen, wir können in deutſcher Sprache viel phantaſtiſchere Schönfärberei aufweiſen. Die deutſchen Kritiker aber, welche immer von neuem an Goethes nationaler Geſinnung zu tadeln finden, thäten gut zu beherzigen, was der Engländer bei der Charakteriſierung des „Götz von Berlichingen“ über die nationale Bedeutung der Goethiſchen Poeſie ſagt: „Goetz was the first manly appeal to the chivalry of German spirit, which, caught up by other voices, sounded throughout the fatherland like the call of a warder's trumpet, till it produced a national courage founded on the recollection of an illustrious past, which overthrew

---

[73]) Goethe. His Life and Writings. London and New York 1892 (Swan Sonnenschein & Co.; Macmillan & Co.).

*

the might of the conqueror at the moment, when he seemed about to dominate the world".

Mit ähnlichem Preiſe der nationalen Wirkung des kerngeſunden Volksſtückes, das den Zuſammenhang zwiſchen Sturm und Drang und der Stimmung der Befreiungskriege verkörpert, ſchließt Richard Weißenfels den erſten Band ſeines Werkes „Goethe in Sturm und Drang".[74]) Das mit gründlichſter Gewiſſenhaftigkeit, erſchöpfender Kenntnis und ſelbſtändigem Urteile ausgeführte Werk verfolgt ganz andere Zwecke als Meyers Preisſchrift. Man darf hier nicht die gleiche Friſche und Gewandtheit ſuchen, mit welcher Meyer die Teilnahme zu ſpannen und bis ans Ende zu erhalten weiß. Weißenfels' Buch erſcheint dem gegenüber nicht nur durch den Ballaſt ſeiner hundertacht Seiten Anmerkungen etwas ſchwerfällig und durch die Fülle von Einzelheiten ſtellenweiſe ermüdend, beſonders für den gerade von der Leſung Meyers Kommenden. Es wäre jedoch ungerecht die beiden grundverſchiedenen Arbeiten aneinander meſſen zu wollen. Weißenfels hat ſich in ſeinen Stoff ſo vertieft, daß jeder, der Goethes Jugend gründlich ſtudieren will, ſich mit ſeinem Buche eingehend befaſſen muß. Das eigentlich Biographiſche ſtreift Weißenfels nur, ihm kommt es darauf an, Goethes innere Entwickelung, das innerlich Zuſammenhängende in Leben, Denken und Dichten innerhalb beſtimmter Zeitabſchnitte zu ſchildern, „die großen Züge im Zuſammenhang des ganzen Lebens, der ganzen Kultur erſcheinen zu laſſen". Sturm und Drang, als deren Hauptkennzeichen die energiſche Vertiefung in das vielgeſtaltige Weſen des Menſchen erſcheine, ſei nicht eine rein litteraturgeſchichtliche, ſondern eine kulturgeſchichtliche Bewegung, die auf dem Gebiete der Litteratur nur eben am entſchiedenſten zur Geltung komme (S. 15). Indem die litterargeſchichtliche Unterſuchung die „Erkenntnis des Zuſammenwirkens von Bedingtſein und Freiheit in der Entwickelung des Menſchen und der Menſchheit" fördert, kann ſie „die Dienerin eines höheren Zweckes werden" (S. 414). Dieſen Grundſätzen ſtimme ich mit Freuden bei. Ob es aber Weißenfels gelungen iſt, nun dieſen kulturgeſchichtlichen

[74]) Halle 1894 (Max Niemeyer).

Untergrund der litterariſchen Sturmflut genügend darzuſtellen, iſt eine andere Frage. Ich glaube, daß es ihm nicht durchgehends glückte, die freilich äußerſt ſchwierige Aufgabe zu löſen. In jedem Falle hat er indeſſen in einer ganzen Reihe von Einzelheiten klärend und fördernd eingegriffen. Vor allem hat er in ausgezeichneter Weiſe das allmähliche Heranwachſen der Sturm- und Drangtendenzen, ihre Vorſtufen in der Aufklärungszeit blosgelegt. So iſt die Vergleichung verwandter Stellen im Fauſt und in Hallers Schriften dafür höchſt lehrreich. Die Natürlichkeit im Briefſtil vertrat Gellert; Goethe hat ſie nicht von ihm gelernt, daß aber „die Neigung, die er nach dieſer Seite ſchon hatte, eine berechtigte ſei", lernte er doch von Gellert. Was Goethe dann unter der Einwirkung ſeines Leipziger Profeſſors entwickelte, war eine andere Natürlichkeit als Gellert empfahl: „das iſt die Naturſprache einer neuen, einer revolutionären Zeit". In ähnlicher Weiſe urteilt Weißenfels über die Einwirkung Herders in Straßburg, die er unter eingehender Berückſichtigung von Herders vorangehenden Schriften, beſonders des Torſos auf Abbts Grab, ſehr gut und ausführlich beſpricht unter Abwehr ſowohl derjenigen, die alles auf Herders Einfluß zurückführen wollen als Düntzers, der dieſen Einfluß unterſchätzt. Goethe habe nur ſolche Züge aus Herders Weſen und Gedankenwelt in ſeine Natur und ſeinen Ideenkreis aufgenommen, „die ſchon in ihm ſelbſt durch ſeine frühere Entwickelung vorbereitet waren. Nicht angeregt ward Goethes Sturm und Drang durch Herder, vielmehr zum Durchbruch gebracht, vollendet. Wohl empfing Goethe auch neue Ideen von Herder in Einzelheiten, aber keine ganze neue Welt that ſich ihm auf; der allgemeine Geiſt des Sturmes und Dranges lebte ſchon in ihm und kam ihm nur im Umgang mit dem erſten großen Genie dieſer Bewegung erſt recht deutlich zum Bewußtſein". Die Leipziger Briefe müſſen als einer der wichtigſten Ausgangspunkte für die Entwickelung des Sturm- und Drangſtiles angeſehen werden (S. 45). Wie Weißenfels hier in vorſichtig prüfender Kritik die Elemente zweier Perioden nach ihrem Urſprung, ihrer Verſchmelzung und Umbildung geltend macht, ſo hat er dieſe Arbeit beſonders an Goethes Leipziger Dichtungen vollzogen. Die Unterſuchung des Leipziger und des

Seſenheimer Liederbuches und der beiden erſten Bearbeitungen des Götz bildet in drei große Gruppen geſondert den Hauptinhalt des vorliegenden erſten Bandes.

Weißenfels neigt im allgemeinen dahin, in den Leipziger Liedern und Dramen Charakterzüge der Sturm- und Drangperiode in viel entſchiedenerer Weiſe, als man bisher angenommen hatte, aufzuzeigen. Wie Goethe ſpäter gerne die Züge eines lebenden Vorbildes auf zwei Figuren (Götz-Weislingen, Clavigo-Carlos) zerlegte, ſo ſei er auch bei der „Laune des Verliebten“ nicht ſo einfach und undichteriſch verfahren, daß die zwei Paare nur Kätchen, Conſtanze, Horn und Goethe repräſentierten. Das moraliſierende, grübleriſche Element ſeines Weſens habe Goethe dem Eridon, das leichtſinnige, lebens- und ſinnlichkeitsfrohe dem Lamon gegeben. „Die Mitſchuldigen“ glaubt Weißenfels auch in ihrer erſten Faſſung (vgl. VIII, 289) nicht in Leipzig, ſondern erſt nach der Rückkehr in Frankfurt abgeſchloſſen (S. 448 f.). Sehr eingehend erörtert er die etwas rätſelhaften Briefe, die zuerſt Schöll 1846 als „Bruchſtück eines Romans in Briefen“ veröffentlicht hat. Weißenfels ſieht in dieſen der Straßburger Zeit angehörenden Fragmenten den Verſuch in einem erzählenden Gegenſtücke zu den Mitſchuldigen Perſonen und Erfahrungen aus dem Leipziger Leben im Romane vorzuführen (S. 473—479). Allein, gerade indem Weißenfels die Beziehungen zwiſchen Dichtung und Leben im einzelnen feſtzuſtellen ſucht, warnt er höchſt verſtändig und nicht unnötig vor dem in der Goetheforſchung verbreiteten Fehler. „Man darf nicht überall in des Dichters Werken für Charaktere und Situationen beſtimmte einzelne Vorbilder in ſeinem Leben ſuchen, damit verkennt man leicht die Art des Schaffens eines Künſtlers wie Goethe. Es wird darüber leicht die wichtigere Arbeit verſäumt, das einzelne Werk ſeinem allgemeinen Gehalt, ſeiner Idee nach in den Zuſammenhang der übrigen Dichtungen einzureihen, ihm ſeinen Platz in der geiſtigen Entwickelung des Dichters und ſeiner Zeit, in der Entwickelung ſeiner Poeſie und der Poeſie der Zeit anzuweiſen. Und ferner hindert jene allzu gewiſſenhafte (? pedantiſche) biographiſche Erklärung zuweilen die richtige Auffaſſung einer Dichtung an und für ſich, die doch immer die Hauptſache bleiben muß.“ Ebenſo

treffend beſcheidet er ſich in Abwehr der Verſuche, aus dem lückenhaften Brief- und vieldeutigen Gedichtmaterial alles einzelne, wie z. B. jeden Beſuch Goethes in Seſenheim, beſtimmen zu wollen, mit dem offenen Eingeſtändniſſe der Unſicherheit, das entgegen der beliebten oft ſpitzfindigen und gewaltſamen Interpretation auch die philologiſch ſchätzenswertere Methode bilden dürfte. Die einzelnen Lieder geht Weißenfels aufs genaueſte durch; bei denen des Leipziger Liederbuchs ſucht er (S. 430 f.) die Entſtehungszeit zu beſtimmen, bei den Seſenheimern neigt er ſich entſchieden Düntzers Anſchauungen zu, der Bielſchowskys Kritik (vgl. VIII, 432) gegenüber Goethes Autorſchaft aufrecht erhalten will. Weinhold hat Nr. 5 und 4 unbedenklich als Nr. 14 und 15 in ſeine Sammlung von Lenz' Gedichten (vgl. VII, 179) aufgenommen, was ich bei Weißenfels nicht eigens vermerkt finde. Er möchte ſogar das Lied „Als ich in Saarbrücken" durch eine ſehr geſchickte Beweisführung als Goethes Eigentum glaubhaft machen. Überzeugt bin ich wenigſtens dadurch freilich nicht worden, ſondern ich halte nach wie vor Nr. 3, 4 und 5 für Gedichte von Lenz. Die Gedichte des Leipziger Liederbuchs werden ihrem Inhalte nach von Weißenfels wohl etwas überſchätzt in dem Beſtreben, in ihnen ſchon Elemente des Sturmes und Dranges nachzuweiſen. An Geſchloſſenheit und Formvollendung mögen die Leipziger Lieder ja immerhin den Straßburgern überlegen ſein (S. 134), Weißenfels ſelbſt ſagt aber von der Straßburger Zeit, jetzt endlich habe Goethe für den Sturm und Drang ſeines Innern auch den völlig entſprechenden Ausdruck in ſeiner Poeſie gefunden (S. 161). Von den Straßburger Liedern findet „Willkommen und Abſchied", das Minor und Sauer in ihren Studien als „verunglückte Schilderungen der finſteren Natur" verwarfen, beſonders liebevoll eingehende Würdigung. Die Vorliebe für Oſſian und das Volkslied wird mit der Abneigung gegen die verſtandesmäßige franzöſiſche Litteratur, die Begeiſterung für die Gotik mit der allgemeinen Richtung auf das Deutſchtum in Verbindung gebracht. Beim Volksliede wie beim Shakeſpearekultus ergiebt ſich der Ausblick auf Herders Bemühungen. Mit dem Einfluſſe Shakeſpeares auf den erſten Götzentwurf paart ſich der von Juſtus Möſer. In der Entſtehungsgeſchichte des Götz, der

nach seinen litterarischen Grundlagen und erlebten Eindrücken, nach den einzelnen Sturm- und Drangtendenzen, die er enthält, wie nach Wirkung und allgemeinem Charakter untersucht wird, hat Weißenfels eine äußerst sorgfältige und brauchbare Untersuchung geliefert, mit der er alle seine Vorgänger überholt. Das Zusammentreffen mit Möser ist noch nie in solchem Umfang und so im einzelnen nachgewiesen worden. In der strittigen Frage, ob der Beginn der Dichtung für Straßburg oder Frankfurt anzusetzen sei, entscheidet sich Weißenfels dahin, daß Goethe die Selbstbiographie allerdings schon in Straßburg gelesen und die Stimmung im Anblick des Münsters gefunden haben wird, daß aber der Entschluß zu einer Dramatisierung erst nach der Rückkehr in die Vaterstadt erfolgt ist. Irgend einen Zusammenhang zwischen der Götzdichtung und den alten Haupt- und Staatsaktionen (S. 370) nehme ich nicht an. Wenn Weißenfels (S. 390) sagt, kein junger Dichter habe sich so bald einem kaum vollendeten Werke so objektiv gegenübergestellt wie Goethe seinem Gottfried, so möchte ich an Schillers beide Rezensionen der Räuber im Württembergischen Repertorium erinnern, mit denen er doch auf das gleiche Lob Anspruch erheben kann. Unparteiischer als bisher geschehen ist, wägt Weißenfels die erste und die zweite Bearbeitung gegeneinander ab. Wie viel durch die Umarbeitung auch gewonnen ward: „viele der Änderungen, die der dramatischen Energie des Ganzen zu gute kamen, bedeuteten eine Verminderung des allgemeinen poetischen Gehaltes. Vieles, was an sich ergreifende zarte oder kräftige Poesie war, hat der Rücksicht auf das dramatische Ganze weichen müssen". Das Urteil über den Götz als dramatische Dichtung und als Theaterstück muß sehr verschieden lauten, und Weißenfels hat mit größerer Entschiedenheit als dies gewöhnlich geschieht, diese notwendige Trennung durchgeführt.

Dagegen ist er in einer anderen Frage entgegen der gerade neuerdings mit Vorliebe erhobenen Anklage für einheitliche Auffassung und Beurteilung eingetreten. Wie ich noch ohne Kenntnis von Weißenfels' Anmerkungen schon oben bei Besprechung von Muthers anziehender Kunstgeschichte hervorgehoben habe, so betont auch Weißenfels wiederholt, man solle den späteren Goethe nicht

als Gegensatz des jungen aufstellen, da schon in seiner Sturm- und Drangzeit die Keime für seine spätere Entwickelung vorhanden seien. In Leipzig und Straßburg erklärte er zwar die Schönheit als unbestimmbare Dämmerung (S. 77), aber der Bewunderer Erwins v. Steinbach notierte in seinem Tagebuch auch schon zustimmend den Satz, daß die jungen Maler nach Korrektion und dem Gefühl der idealischen stillen Größe streben müßten. Wenn er in Italien, als er endlich die Antike kennen lernte, sie nun für die einzige wahre Kunst erklärte, so war die Grundlage für diesen veränderten Standpunkt schon in dem jungen Goethe vorhanden (S. 489). Man dürfe den jungen und den nachitalienischen Goethe nicht „als zwei ganz verschiedene Wesen" auffassen, im Gegenteil habe sich Goethe gerade in Italien dem Sturm- und Dranggeiste in manchem wieder genähert.

Mit einer noch schärferen Verwahrung als sie Weißenfels gegen ein Auseinanderreißen der Goethischen Entwickelung formuliert, beginnt auch Hermann Baumgart seine Erläuterung der „Geheimnisse",[75]) die wohl als ein Gegenstück zu seiner 1886 veröffentlichten Auslegung der Novelle und der Weissagungen des Bakis gelten mag. „Der große Abschnitt", sagt Baumgart, „den in Goethes Leben die italienische Reise bildet, hat seine Bedeutung nicht sowohl darin, daß sie ihm etwa neue Einsichten und überraschende Aufschlüsse gewährte, als vielmehr in der Befestigung und Bestätigung, die ihm jene erneuten Studienjahre" — von Wiederbelebung der „Studentenader" schreibt Goethe nach Weißenfels' Zitat an den Herzog — „für schon gewonnene Erkenntnisse gewährten". Baumgart und Weißenfels treffen aber auch in der Besprechung von Goethes religiösen Ansichten und Herders Einfluß auf sie zusammen. Gerade aus den Straßburger Briefen glaubt Weißenfels es herauszufühlen, daß der während der Frankfurter Krankenzeit so kirchlich gewordene Goethe keine der verschiedenen Gestalten des Christentums mehr als die einzig richtige Religion anzuerkennen vermag. Herder und Goethe hielten am Geist des Christentums fest, „verlangten aber die Freiheit, daß jeder sein

[75]) Goethes „Geheimnisse" und seine „Indischen Legenden", Stuttgart 1895 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

beſonderes Verhältnis zu Gott, zur überirdiſchen Welt in der Weiſe regele, wie es ſeinem individuellen Weſen, ſeinen Bedürfniſſen, ſeiner Art zu denken und zu fühlen gemäß ſei“ (S. 176). Aus dieſer Grundſtimmung, die ſich zuerſt in Straßburg einſtellte, iſt dann in Frankfurt die Idee zum Epos vom „ewigen Juden“ hervorgegangen, den wenigſtens Baumgart in ſeinem Überblick von Goethes lebenslänglichem Verhalten zur Religion nicht unerwähnt laſſen durfte. Der Plan der Ahasverdichtung iſt hierfür ſo wichtig wie der zu den „Geheimniſſen“, welchen Baumgart rühmt als das umfaſſendſte und deutlichſte Zeugnis Goethes für die „Aufrichtigkeit und Wärme ſeines religiöſen Empfindens, die Tiefe und Klarheit und zugleich die Einfachheit ſeines religiöſen Denkens“. Baumgart ſucht zunächſt in ſehr unklarer Weiſe den von den „Geheimniſſen“ losgelöſten Stanzen ihren Platz innerhalb der Dichtung zu beſtimmen und die „Zueignung“, welche ja bekanntlich als Einleitung zu dem „wunderbaren Lied“ entſtanden war, in ihren Beziehungen auf das Gedicht und Frau v. Stein klar zu legen. Die als Wahrheit erſcheinende Muſe trägt ihre Züge (S. 9). Schon v. Loeper hat auf die Ähnlichkeit der Schilderung des Kampfes von Nebel und Sonne in der „Zueignung“ und im Terzinenmonolog im II. Teile des Fauſt hingewieſen. Ohne eine litterariſche Abhängigkeit konſtruieren zu wollen, möchte ich doch verweiſen auf die intereſſante Verwendung des nämlichen Gleichniſſes in Goethes Einleitung zu ſeinem religiöſen Epos und in Dantes „Fegefeuer“ XVII, 1—9:

Denkt an die Alpen, wenn ein Nebel braut,
O Leſer, und wie ihr, von dem befallen,
Nicht mehr ſeht als der Maulwurf durch die Haut.
Wie erſt die feuchten Dünſte dicht ſich ballen
Und dann ſich lichten und, der Strahlen bar,
Die Sonne dämmert durch des Nebels Wallen:
So bietet ſich ein leichtes Bild euch dar,
Wie ich aufs neu, als Rauch und Dunſt ſich klärten,
Die Sonne ſah.

Goethe hat ſein Epos nicht nur für Frau v. Stein und Herder als ſein einziges Publikum gedichtet, er hat auch Herders „Ideen zur Philoſophie der Geſchichte“, wenigſtens wie er ſie ſich auslegte, in ſeiner Dichtung walten laſſen. Baumgart giebt hierfür eine Reihe

von Belegen, mittels derer er, und dies ist wohl der lehrreichste Teil seiner Untersuchung, den ideellen Zusammenhang zwischen den Geheimnissen und der Religionsphilosophie der „Wanderjahre“ aufdeckt. Mit allen seinen einzelnen Erklärungen kann ich mich freilich kaum einverstanden erklären, aber mit seinem Versuche Goethes eigene, nur allgemein gehaltene Auslegung durch alle erreichbaren Zeugnisse zu vervollständigen, hat er das Verständnis des herrlichen, viel zu wenig gewürdigten Werkes ganz zweifellos gefördert. Zutreffend bestimmt er Goethes Absicht, die christliche Religion als die höchst entwickelte bisherige Äußerungsform des religiösen Bewußtseins in der Reihe anderer Formen darzustellen, „aber doch nur als eine Form, die eben in ihrem formalen Teil auf ewige Dauer nicht eingerichtet sein könne“. Das Verhältnis der symbolischen Religionsmythen zu dem Kern und Wesensgehalt der Religion in idealen Bildern ihrer geschichtlichen Entwickelung darzustellen, wäre der Grundgedanke des Liedes (S. 60). „Nicht ein tendenziöses Manifest wollte Goethe verkündigen, sondern die religiösen Anschauungen, die er aus seiner Zeit aufgenommen und aus sich selbst heraus gebildet hatte, wollte er in einem reichen Kranz von Bildern einem Kreise gleich oder ähnlich denkender Menschen wiederspiegeln und mit erhöhter Wärme ihnen zu Herzen gehen lassen.“ Ähnlichkeit und Gegensatz zu Lessings tendenziös aufklärerischem „Nathan dem Weisen“ drängen sich dabei, obwohl Baumgart das nicht erwähnt hat, ganz unwillkürlich auf. Ein „Mahomet“ gehört zu Goethes dramatischen Entwürfen der Frankfurter Zeit. Welche Erscheinungen der allgemeinen Religionsgeschichte er jedoch in den „Geheimnissen“ vorführen wollte, können wir nicht mit mehr Bestimmtheit sagen, als mit welchen christlichen Sekten sein „ewiger Jude“ zusammenstoßen sollte. Auch Baumgart kann nur *eine* Spur, freilich eine sehr ergebnisreiche, verfolgen. Als Goethe noch an den Geheimnissen arbeitete, schrieb er (5. Sept. 1785) an Frau v. Stein: „Sehr schöne Indianische Geschichten haben sich aufgethan.“ Er las eben Sonnerats „Voyage aux Indes“, welche ihm die beiden, erst nach Jahrzehnten ausgeführten Stoffe von „Gott und Bajadere“ (1798) und der Pariatrilogie (1824) vermittelte. Der Beweis, daß wir uns in diesen Balladen im Gedankenkreise der

„Geheimniſſe“ bewegen, iſt von Baumgart völlig überzeugend geführt worden, und ebenſo hat er wieder ihren Zuſammenhang mit den religiöſen Forderungen in der pädagogiſchen Provinz der „Wanderjahre“ erwieſen: die dritte Religion „die Ehrfurcht vor dem, was unter uns iſt“. „Der Herr der Erde“, der verlorene Sünder zum Himmel emporhebt, der große Brama, dem „Keiner der Geringſte iſt“, lehren dieſe Ehrfurcht, die „wir die chriſtliche nennen, weil ſich in ihr eine ſolche Sinnesart am meiſten offenbart“. Die Pariatrilogie wird denn von Baumgart auch gerühmt, „als die Nacherſchaffung eines Mythus, der die höchſten Heilswahrheiten der Theologie und die letzten Aufſchlüſſe der Philoſophie in einer wunderbaren Vereinigung in ſich birgt. So ſtellt ſich das Gedicht jenen unvergänglichen Gebilden an die Seite, in denen die Verbindung prophetiſchen Fühlens und Denkens und ſeheriſcher Phantaſie ihr Größtes geſchaffen hat“.

„Die Grundlage ſeines Geiſtes war auf den feſten Glauben an ein Göttliches gegründet,“ ſagt K. J. Schröer in einem Vortrage „Über Goethes ‚Fromm ſein‘“. Er glaubt, und glaubt nicht mit Unrecht, mit der in der Marienbader Elegie ausgeſprochenen Erklärung, „wir nennens Frommſein“, das ganze Weſen Goethes charakteriſieren und erklären zu können. Denn dies „Frommſein“ entſpricht ja völlig der aus den drei Ehrfurchten hervorgehenden oberſten Ehrfurcht, welche die Vorſteher der pädagogiſchen Provinz als die wahre Religion preiſen: „Die Ehrfurcht vor ſich ſelbſt, und jene (drei Ehrfurchten und Religionen) entwickeln ſich abermals aus dieſer, ſo daß der Menſch zum Höchſten gelangt, was er zu erreichen fähig iſt, daß er ſich ſelbſt für das Beſte halten darf, was Gott und Natur hervorgebracht haben, ja, daß er auf dieſer Höhe verweilen kann, ohne durch Dünkel und Selbſtheit wieder ins Gemeine gezogen zu werden.“ Schröer hat ſeinen Vortrag ſchon 1889 im Wiener Goetheverein gehalten und in der von ihm gegründeten und bis vor kurzem geleiteten „Chronik des Wiener Goethe-Verein“ [76]) abdrucken laſſen. Nur die erſten drei

[76]) Dritter bis achter Band (vierter bis neunter Jahrgang) herausgegeben von K. J. Schröer, Obmann-Stellvertreter des Goethe-Vereins, verantwortlicher Redakteur der Chronik. Wien 1889—1894 (Verlag des Wiener Goethe-Vereins).

Bände (vier Jahrgänge) der Chronik sind in diesen Übersichten bisher erwähnt worden (vgl. V, 501). Es ziemt sich in dem Augenblicke, da ein Wechsel in der Schriftleitung eingetreten ist, doppelt das Versäumte nachzuholen und, wenn auch ein Eingehen auf die einzelnen Beiträge der Chronik nicht möglich ist, doch der Verdienste ihres bisherigen Herausgebers und des vielen Guten, das sie uns in den abgeschlossenen acht Bänden gebracht hat, dankbar zu gedenken. Außer den zahlreichen Vorträgen und kleineren Mitteilungen Schröers bringt die Chronik Berichte über Vorträge von Moleschott (Goethes Heidenröslein), Maurenbrecher (Egmont), Weinhold (Goethe und Lenz), v. Waldberg (Goethe und das Volkslied), v. Loeper, Minor, Rudolf Steiner, Robert Vischer. Blume hat für die Erklärung mehrerer Gedichte, besonders der Höllenfahrt Christi, Wichtiges beigebracht. Den Spuren Goethes auf österreichisch-oberitalienischem Boden wurde nachgeforscht, Goethes Verhältnis zu Grillparzer wurde wiederholt behandelt; Stammbucheintragungen sowie ein paar Briefe Karl Augusts und Goethes sind in der Chronik zum erstenmale veröffentlicht worden. Wie der Wiener Goetheverein aber gegründet wurde, um die Errichtung eines Goethedenkmals in Österreichs Hauptstadt zu verwirklichen, so nimmt die Behandlung dieser Denkmalfrage in allen Jahrgängen der Chronik die erste Stelle ein. In Nr. 6/7 des Jahrgangs 1890 sind die Abbildungen von acht Denkmalsentwürfen mitgeteilt worden. Erst im „lyrischen Nachlaß" von Robert Hamerling[77]) wurde der schöne Prolog veröffentlicht, den er 1869 zu Gunsten des Wiener Schillerdenkmals gedichtet hatte. Das Schillerbild am grünen Donaustrande solle mit seiner Dichterhand von Erz ernst und still nach Norden weisen.

Wohin soll's kehren sein Angesicht?
Nach dem deutschen Vaterlande! . . .
Das Schillerbild, kein totes Ideal —
Wir mögen der Götzen entraten —
Ein eherner Schuldbrief muß es sein,
Einlösbar durch männliche Thaten.

[77]) Letzte Grüße aus Stiftingshaus. Herausgegeben von Oskar Linke. Hamburg 1894 (Verlagsanstalt und Druckerei A.-G., vormals J. F. Richter).

Im Sinne von Anastasius Grün (Graf Auersperg) und Schröer sollte auch das Goethebild am Donaustrande eine Mahnung sein an die geistige Zusammenhörigkeit der Deutsch-Österreicher mit den im Deutschen Reich geeinten Stammesgenossen. Der Streit um das zu errichtende Wiener Goethedenkmal nahm im vorigen Jahre eine Wendung, die Schröer zum Austritte aus dem Vereine zwang. Ob, wie der Verfasser der Denkmalgeschichte bitter bemerkt,[78]) alle Schuld an denen liegt, „welchen keine deutsche Mutter unsere Volksweisen und Goethelieder gesungen", die keine Ahnung haben „von dem stolzen erhebenden Gefühl, zur Ehre und Verherrlichung unseres großen unerreichten Goethe zu kämpfen, und wär's auch um zu unterliegen" — die Frage läßt sich von einem entfernter Stehenden nicht entscheiden. Es giebt ja in Österreich Namensdeutsche, die sich nach außen als Vertreter deutscher Litteratur (die von deutscher Nationalität nicht zu sondern ist) aufspielen und zugleich im Innern durch das heuchlerische Gerede von einer selbstständigen österreichischen Litteratur, die nur zufällig sich der deutschen Sprache bediente, höheren Ortes sich in Gunst zu setzen wissen. Ich kann und möchte mir kein Urteil über die Vorgänge und noch weniger über die handelnden Personen anmaßen, sondern nur sagen, daß die für Schröer Partei ergreifende Flugschrift den Eindruck hinterläßt, daß Kliquenwesen mitgespielt habe und daß Schröer ein jahrelanges treues Wirken mit Undank gelohnt wurde, daß aber auch die engherzigste Juristerei dabei ihre überall gespielte traurige Rolle gegen die Kunst recht wirksam agierte. Jedenfalls hat die Chronik in Rudolf Payer v. Thurn einen Leiter erhalten, dem wir nach den vorliegenden vier von ihm redigierten Nummern das gleiche Vertrauen wie Schröer zuwenden dürfen. Es scheint nun einmal das Schicksal der Goethedenkmäler zu sein, daß häßliche Streitigkeiten ihre Gründungsgeschichte begleiten; so war es einstens in Frankfurt, so in Berlin, wo 1861 Jakob Grimm genötigt ward, dem Publikum anzuzeigen, „daß ich aus dem Comité für ein Göthedenkmal getreten bin".

---

[78]) M. H., der Wiener Goethe-Verein und seine Denkmalgeschichte von 1878 bis 1894. Wien 1895 (Georg Spelinski, k. k. Universitäts-Buchhandlung).

Gerne wendet man von diesem Streite um ein Goethebild den Blick ab und der reichen Bilderfülle zu, welche Gustav Könnecke in der nach jeder Richtung verbesserten zweiten Auflage seines prächtigen litterarhistorischen Bilderatlasses[79]) für Goethe und Schiller neuerdings so einladend aufgethan hat. Die Vermehrung, welche die Zahl der Abbildungen von 1675 auf 2214 erhöht, ist Goethe in reichem Maße zu gute gekommen. Seine Bearbeitung ist in den beiden ersten Halblieferungen bereits abgeschlossen, während von Schiller erst der kleinere Teil vorliegt, der an neuem enthält Schillers Silhouette als Karlsschüler und das mit einer Szene aus den Räubern verzierte Bild von W. Kirschner (1782 oder 83), statt des Graffischen Bildes von Körner eine Kreidezeichnung von Fr. E. Wagener, statt des früheren Bildes von Schillers Jenaischem Garten Goethes Zeichnung (vgl. VI, 117) und das Schillerhaus in Bauerbach. Die auf Goethe bezüglichen Bildnisse sind der ersten Auflage gegenüber um mehr als vierzig Stück vermehrt worden, und unter ihnen sind mehrere sehr interessante überhaupt zum erstenmale veröffentlicht. Aber auch die ganze Gruppierung ist wesentlich und zu ihrem entschiedenen Vorteil strenge nach der zeitlichen Reihenfolge umgestaltet. Die Bilder der Weimarischen Fürstlichkeiten und Schriftsteller (Knebel, Einsiedel, Musäus, zum erstenmale auch Heinrich Meyer) sind sachgemäß dem auf diese Weise trefflich illustrierten Leben Goethes eingeordnet. Als Titelbild des ganzen Werkes ist an Stelle Walters v. d. Vogelweide das Stielerische Goetheporträt gesetzt, dem so eine Art Genugthuung für die neuerdings erfolgten Angriffe bereitet wird. Zugleich tritt aber Goethes Stellung an der Spitze der ganzen deutschen Litteratur damit auch äußerlich sichtbar hervor. Daß nach Rollets und Zarnckes Forschungen noch außerhalb Weimars unbekannte Goethebildnisse aufzufinden wären, sollte man kaum denken. Und doch hat Könneckes methodische Sammelkunst sogar mehrere aufgefunden. Eine ganz ausgezeichnete auf Glas gezeichnete

[79]) Bilderatlas zur Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutschen Litteraturgeschichte. Nach den Quellen bearbeitet. Zweite verbesserte und vermehrte Auflage. Marburg i. H. 1895 (N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung).

Silhouette aus Jacobis Nachlaß, mit vollem Recht als „die reizvollste von allen früheren Silhouetten Goethes“ bezeichnet (S. 275), und eine aus Nicolais Besitz zeigen den jungen Goethe. Statt des verzerrten Tassenbildes von Sebbers ist seine Originalzeichnung (im Privatbesitze zu New York) zum erstenmal veröffentlicht (S. 296), „der 77jährige Goethe, wie er realistisch nicht getreuer aufgefaßt werden kann“. Fast gänzlich unbekannt war bisher das Ölgemälde von Kraus „Goethe als Adolar in Einsiedels Waldroman: Die Zigeuner“ (S. 281). Von bekannten Goetheporträts sind die von Tischbein, Bury und Kügelgen neu hinzugekommen; die jetzige Wiedergabe des Bildes von Kraus (S. 279) verleugnet sehr zu ihrem Vorteil fast die Verwandtschaft mit jener in der ersten Auflage. Das angebliche Bild des Frankfurter Gretchens ist glücklich verschwunden, und dafür eine bisher unbekannte Silhouette Lotte Buffs eingesetzt. Auch sonst sind zahlreiche Bilder von Personen, mit denen Goethe sich freundlich oder feindlich berührte, neu aufgenommen. Zu den letzteren gehören der Leipziger Professor Clodius und die Jagemann als Grillparzerische Sappho. Zu den ersteren Angelikas Bild der Herzogin Mutter (an Stelle des früheren Pastellgemäldes), Katharina Zimmermann (vgl. X, 439), die schöne Branconi, Tantchen Fahlmer als Witwe Schlossers und dieser selbst; ferner vier neu entdeckte Silhouetten Klingers und (aus den Hochstiftsberichten) seiner Schwester Agnes. Zelter ist nach dem Ölgemälde von Begas abgebildet, eine Abweichung von dem sonst durchgeführten Grundsatze nur zeitgenössische Bilder zu geben. Der Künstler der Büste der Herzogin Luise (S. 277) ist auch in der neuen Auflage ungenannt geblieben. Wenn ich mich nicht befreunden kann mit dem Tausche, der uns statt Leipolds anmutigem Ölgemälde der Klettenberg ihr Aquarellbild in der Tracht einer Klosterfrau gebracht hat, so begrüße ich mit Freuden, daß Christianens abscheuliches unsympathisches Porträt von Raabe (vgl. VIII, 477) den beiden anmutigen Bildern von Bury und Meyer Platz gemacht hat. Von den vier neu aufgenommenen Familienbildern ist Arendswalds Zeichnung der „Drei Enkel im großväterlichen Hause“ (1836) besonders anziehend.

Wie die Personen aus Goethes Umgebung ist auch diese selbst nun durch neu hinzugekommene Bilder mehr zur Anschauung

gebracht worden. Ettersburg und Tiefurt, deſſen Park auch in der bekannten Szene aus der „Fiſcherin“ nochmals wiederkehrt, ſind vertreten. Das Mannheimer Theater iſt nun durch das für Goethe und Schiller bedeutungsvolle Bild des alten Weimarer Theaterbaues erſetzt worden. Auf das herzogliche Liebhabertheater vor Goethes italieniſcher Reiſe leitet uns Kraus' Gemälde von Goethe und Korona Schröter als Oreſt und Iphigenie; die Abbildungen von „Paläophron und Neoterpe“ und des romantiſchen Maskenzuges von 1810 erinnern an ſpätere Hofdichtungen. Führt „das Neueſte von Plundersweilen“ uns Goethes frühere Satire vor, ſo zeigt die große Karrikaturentafel aus den „Trogalien“ (1797) die Erbitterung des Xenienkampfes, das Fakſimile von Rückerts Sonett auf Goethe die verſtändnisvolle Verehrung des jüngeren Geſchlechtes. Angelikas Zeichnung der beiden Muſen vor Goethes Büſte aus dem Schlußbande der Göſcheniſchen Ausgabe (1790), Catels reizende Zeichnung von „Hermann und Dorothea“ am Brunnen (1808) ſind vorzüglichſte Proben aus der Illuſtrationsgeſchichte von Goethes Werken. Das Material für die Beurteilung Goethes ſelbſt als bildenden Künſtlers iſt durch zwei Radierungen aus der Leipziger Studentenzeit vermehrt worden. Die Fülle des neuen Reichtums und das Lob der neuen Anordnung iſt durch dieſe Hervorhebung des Einzelnen nicht erſchöpft. Dem in ſtreng wiſſenſchaftlicher Weiſe prüfenden und ordnenden Forſcher wie der Verlagshandlung gereicht dieſe Neubearbeitung ihres ſchönen Werkes zur Ehre, allen Freunden der Goethiſchen Dichtung und deutſchen Litteratur zu herzlicher Freude.

2.

Zum Bildniſſe Ludwig Auguſt Frankls.

Durch Vermächtnis Karl Rahls beſitzt das Hochſtift eine größere Anzahl von Bildniſſen hervorragender Künſtler und Gelehrter, die dem verewigten Meiſter im Leben nahe ſtanden, und deren Züge ſein Pinſel lebenswahr auf die Leinwand geworfen hat. Sie zieren jetzt, um ihres Schöpfers Büſte gruppiert, nebſt deſſen

Kartons für die Fresken in der Universität zu Athen das für die wissenschaftlichen Sitzungen bestimmte Zimmer in den neuen, hinter dem Goethehause liegenden Hochstiftsräumen.

Die im Dezember 1893 vom Hochstift veranstaltete Hebbelfeier gab den Anlaß zur Wiedergabe der Rahlschen Bildnisse Hebbels und seiner Gattin in den Berichten (Bd. 10, Jahrg. 1894, Heft 1, S. 38 f.).

Heute bringen wir in getreuer Nachbildung das von Rahl gemalte Porträt des durch seine Dichtungen wie durch seine humanitären Bestrebungen weit über die Grenzen seines Heimatlandes Österreich bekannten Dr. med. Ludwig August Frankl, Ritters von Hochwart.

Es zeigt den vor Jahresfrist, am 15. März 1894, im Alter von 84 Jahren Verstorbenen in der vollen Blüte jugendlich männlicher Kraft. Ihm war ein langes Leben reich an Schaffen und reich an Erfolg beschieden.

Sein „Habsburgslied" hatte den kaum 22jährigen rasch bekannt gemacht, sein Epos „Christoforo Colombo" ihm bald darauf vielseitige Anerkennung erworben, lyrische, epische und satirische Dichtungen, Übersetzungen und litterargeschichtliche Schriften folgten in großer Anzahl, und erst kurz vor seinem Tode legte der Nimmerrastende die Feder nieder, nachdem er seinem Geburtsstädtchen in Böhmen in pietätvollem Gedenken sein letztes Lied „Chraft" gesungen hatte.

Mit ihm ist einer der letzten dahingegangen, deren Namen mit denen Lenaus, Anastasius Grüns, Grillparzers, mit den litterarischen Bestrebungen und Kämpfen des vormärzlichen Österreichs aufs innigste verknüpft waren. Auch das Hochstift hat in ihm ein treues Mitglied verloren, das es niemals versäumte jedes neu erschienene Werk seiner Feder mit freundlichem sinnigem Wort einzusenden.

Konnte er auch in dem engeren Frankfurter Kreise nicht thätig sein, so suchte er doch nach Kräften in der Ferne im Sinne der idealen Ziele unseres Instituts zu wirken. Es drängte ihn von seiner Verehrung für Goethe auch äußerlich Zeugnis abzulegen, indem er bei passender Gelegenheit Goethefeiern veranstaltete und leitete,

von deren Verlauf er dann dem Hochstift treulich Bericht erstattete. Der 130. Geburtstag des Dichterfürsten wurde in der Sommerfrische am Wörthersee in Kärnthen in einem kleinen gewählten Kreise mit J. v. Weilen, K. E. Franzos und anderen Wiener Freunden und ihren Damen festlich begangen. Im nächsten Jahre schloß sich daran dann in St. Wolfgang am See eine größere Feier, bei der Frankl die Festrede hielt. In schwung- und humorvollen Worten stellte er den heiligen Wolfgang, Wolfgang Goethe und Wolfgang Mozart einander gegenüber.

Auch für Schillers Gedächtnis in Österreich hat Frankl eifrig und erfolgreich gewirkt. Ihm war es vergönnt, als Präsident des Denkmal-Komitees, sein Standbild in Wien am 10. November 1876 zu enthüllen. Ein Modell der Statue und die bei dieser Gelegenheit geschlagene Schiller-Medaille bestimmte er sogleich für unsere Sammlungen.

Den rastlos thätigen, von warmer Begeisterung für das Ideale getragenen, von werkthätiger Menschenliebe erfüllten Sinn zeigen alle die Briefe, die unser Archiv von Frankl bewahrt.

Er selbst gab in Erwiderung des ihm zum 70. Geburtstage dargebrachten Glückwunsches die bescheidene Selbstcharakterisierung: „Manches ist mir, durch edle Zeitgenossen unterstützt, gelungen, wo es aber gilt, aus eigenster Begabung schöpferisch zu gestalten, fühle ich mich, im Aufblick zu den Meistern der poetischen deutschen Kunst, zur Demut gestimmt."

Mag auch manches, was er geschaffen hat, im Strome der Zeit untergehen, einen ehrenvollen Platz in der Litteraturgeschichte und ein treues Angedenken im Herzen seiner Zeitgenossen hat der gemütvolle Poet und Menschenfreund sich gesichert.

Das Hochstift wird seines verdienten Mitgliedes stets in Ehren gedenken.

IV. Einsendungen.

Vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1894 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Litteratur.

*Lessing. Laokoon. Herausgegeben von B. Valentin. Dresden, L. Ehlermann. 1895

*Lessing. Nathan der Weise, a Dramatic Poem. German Classics edited with English notes etc. by C. A. Buchheim. Vol. VI. Second revised edition. Oxford 1893. Clarendon Press Series.

*Schillers historische Skizzen: 1. Egmonts Leben und Tod. 2. Belagerung von Antwerpen. German Classics edited etc. by C. A. Buchheim. Vol IV. Fifth, revised edition. Oxford 1891. Clarendon Press Series.

*Goethe. Dichtung und Wahrheit (the first four books). German Classics edited etc. by C. A. Buchheim. Vol. XII. Oxford 1891. Clarendon Press Series.

*Nerrlich, P. Das Dogma vom klassischen Altertum. Leipzig, Hirschfeld. 1894.

*Müller, J. Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. München, Dr. H. Lüneburg. 1894.

* — Die Seelenlehre Jean Pauls. Ebenda. 1894.

*Schlösser, R. Friedrich Wilhelm Gotter. Sein Leben und seine Werke. Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung des 18. Jahrhunderts. Theatergeschichtliche Forschungen. Herausgegeben von B. Litzmann X. Hamburg und Leipzig, L. Voß. 1894.

†Leſſings und Gellerts Fabeln und Erzählungen. Selected and edited with an introduction, English notes etc. by Karl Breul. Cambridge 1887. Pitt Press Series.

†Goethe. Hermann und Dorothea. Edited by W. Wagner. Revised by J. W. Cartmell. Cambridge 1892. Pitt Press Series.

†Schiller. Maria Stuart. Edited etc. by K. Breul. Cambridge 1896 Pitt Press Series.

† — Wallenſtein. Elited etc. by K. Breul. Cambridge 1894. Pitt Press Series.

† — Wilhelm Tell. Edited etc. by K. Breul. Cambridge 1890. Pitt Press Series.

† — Geſchichte des 30jährigen Krieges. (Buch III.) Edited etc. by K. Breul, Cambridge 1892. Pitt Press Series.

†Uhland. Ernſt Herzog von Schwaben. Edited etc. by H. J. Wolstenholme. Cambridge 1882. Pitt Press Series.

†Goethes Knabenjahre. Edited etc. by W. Wagner. Revised by J. W. Cartmell. Cambridge 1892. Pitt Press Series.

*Heidenheimer, J. Die Verlobung und Vermählung der Prinzeſſin Luiſe von Heſſen-Darmſtadt und des Herzogs Karl Auguſt von Sachſen-Weimar. 1893. S.-A.

*Kühnemann, Eug. Herders Leben. München 1895.

*Bernays, Mich. Zur neueren Litteraturgeſchichte. Schriften zur Kritik und Litteraturgeſchichte. Bd. 1. Stuttgart, G. J. Göſchen. 1895.

*Crowquill, A. Faust. A serio-comic poem with 12 outline illustrations. Second edition. London 1834. Geſchenk des Herrn Franz Lindheimer.

*Torkelsson, Jon. Beyging Sterkra Sagnorda i Islenski. Sjöunda hefti. Reykjavik 1894.

*Hoffmann, J. G. H. Das Gerippe von Goethes Fauſt. Frankfurt a. M., Gebr. Knauer. 1894.

*Biedermann, W. v. Das Äußere von Goethes Fauſt. Erſter Teil. S.-A. aus „Euphorion" Bd. 1. 1894.

†Jahresberichte für neuere deutſche Litteraturgeſchichte. Bd. 2. Stuttgart 1894.

*Metz, Ad. Nochmals die Geſchichte von Seſenheim. 1894.

* — Froitzheims Friederike von Seſenheim. Hamb. Nachr. 1892.

*Kühnemann, E. Herder und die deutſchen Klaſſiker. Voſſ. Ztg. 1894.

**

*Koch, M. Die deutsche Litteratur und die französische Revolution. Dtsch. Wochenbl. 1892, Nr. 5 u. 6.

*Mann, Gg. Lessings Pädagogik. Jenaer Diss. 1894.

*Primer, P. Die Heilung des Orest in Goethes Iphigenie auf Tauris. Frankfurt a. M. 1894. Progr. des kgl. Kaiser Friedrichs-Gymnasiums.

*Moore, R. W. History of German Literature. Hamilton. N. Y. 1884.

*Literarisches Jahrbuch. Central-Organ für die wissenschaftlichen, literarischen und künstlerischen Interessen Westböhmens. Herausgegeben von Al. John. Bd. V. 1895. Eger.

Pädagogik.

*Wittstock, Alb. Die Erziehung im Sprichwort oder die deutsche Volks-Pädagogik. Leipzig, 1889.

*Völkerbund nicht Völkerkrieg. Ein Blick in die pädagogische Anarchie der Gegenwart von Quartus.

*Bericht des Allgemeinen Kindergärtnerinnen-Vereins 1894.

Kunst.

*Boetticher, Fr. v. Malerwerke des 19. Jahrhunderts. Beitrag zur Kunstgeschichte. Bd. 1. Zweite Hälfte. Heideck—Mayer. Dresden 1895.

Naturwissenschaft.

*Mitteilungen des Naturwissenschaftlichen Vereins an der Universität Wien für das Jahr 1893/94. Wien 1894.

*Bulletin de la Société Impériale des Naturalistes de Moscou. 1894.

Geschichte.

†Mitteilungen des Vereins für die Geschichte der Stadt Meißen. Bd. 3. Heft 2 u. 3. Meißen 1893.

Volkswirtschaft.

*Edelmann, H. Denkschrift über den Einfluß der Einkommensteuererhebung auf die Verteilung der Abgabenlast in Dresden. Dresden 1889.

Programme etc. von Hochschulen, Instituten und Vereinen.

*Verzeichniß der Doctoren der philosophischen Fakultät zu Tübingen. 1893/94. Beigefügt ist Kugler, B. Die deutschen Codices Alberts von Aachen.

*Gehe-Stiftung zu Dresden. Programm der Vorlesungen 1894/95.

*Skyrsla um hin laerda skóla i Reykjavik, skóla-arid 1893/94.

†Bericht über die Senckenbergiſche naturforſchende Geſellſchaft in Frankfurt a. M. 1894.

*Schneider, P. Feſtſchrift zur Feier des 50jährigen Jubiläums des Frankfurter Liederzweigs am 3. u. 4. November 1894.

*Dreiundzwanzigſte Tagſatzung des Indiana-Turnbezirks zu Indianopolis. 1894. Evansville 1894.

*Bericht des Turnraths des Frankfurter Turnvereins für das Jahr 1894.

V. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Oktober bis 31. Dezember 1894.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Siegmund Abraham, Dr. med., Arzt, hier. (Mk. 11.—.)
2. J. Amschel, Kaufmann, hier.
3. Elias Bayer, Privatier, hier.
4. Adolf Berendes, Oberlandesgerichtsrat, hier.
5. Adolf Blumenthal, Kaufmann, hier. (Mk. 10.—.)
6. Elick Henry Blumenthal, Ingenieur, hier.
7. Rud. Bornhausen, Kaufmann, hier.
8. Ludw. Bruck, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
9. Heinr. Bußweiler, Kaufmann, hier.
10. Heinr. Derenburg, Kaufmann, hier.
11. Ernst Herm. Epstein, Kaufmann, hier.
12. Frau Auguste Eyßen, Privatiere, hier.
13. Albert Feisenberger, Gerichtsreferendar, hier.
14. Frl. Eva Fränkel, Privatiere, hier.
15. Frau Lucy Frank, Privatiere, hier.
16. Karl Frölich, Dr. phil., Chemiker, Mainkur.
17. Emanuel Fürth, Kaufmann, hier.
18. Frau A. Gehlen, Privatiere, hier.
19. Viktor Goering, Direktor des Zoologischen Gartens, hier.
20. Rich. Goldschmidt, hier.
21. Frau Anna Haas, Wwe., Privatiere, hier. (Mk. 10.—.)
22. Frau Hermine Hanauer, Privatiere, hier.
23. Frl. Emma Heerdt, Malerin, hier.

24. Frl. Elisabeth Hessenberg, Privatiere, hier.
25. Frau Frances Hirschmann, Privatiere, hier.
26. Charlie Hollander, hier.
27. Michael Homburger, Kaufmann, hier.
28. Louis Hülsen, Kaufmann, hier.
29. Frau Jean Jost, Privatiere, hier. (Mk. 12.—.)
30. Eugen J. Kahn, Privatier, hier.
31. Frl. Louise Kalb, Lehrerin, hier.
32. Ferdn. Kirchner, Landgerichtsdirektor, hier.
33. Friedr. Knatz, Dr. phil., Probekandidat am Städtischen Gymnasium, hier.
34. Ferd. Knörk, Architekt, hier.
35. Frl. Eleonore Köhnlein, Lehrerin, hier.
36. Frl. Marie Köhnlein, Privatiere, hier.
37. Erich Körner, Kunstmaler, hier.
38. Peter Kröger, Kaufmann, hier.
39. Gustav Krüger, Dr. med., Arzt, hier.
40. Frl. Käthe Kurt, Privatiere, hier.
41. Frau Bettina Landsberg, Privatiere, Offenbach a. M.
42. Frau Moritz Levy, Privatiere, hier.
43. Max Marckwald, Dr. med., Arzt, hier. (Mk. 12.—.)
44. Frl. Auguste Mertz, Privatiere, hier.
45. Frl. Harriet Naglo, hier.
46. Leop. Gust. Oberländer, Kaufmann, hier.
47. Phil. Offenheimer, Fabrikant, hier.
48. Frau Adolph Oplin, Privatiere, hier. (Mk. 10.—.)
49. G. R. F. Petersen, Hauptmann a. D., hier.
50. Frl. Minna Reichel, Privatiere, hier.
51. Frau Regina Reißner, Privatiere, hier.
52. Alfred Reitz, Buchhändler, hier.
53. Franz Reuß, Dr. phil., Königl. Seminarlehrer, Eichstätt in Mittelfranken.
54. Frau Hedwig Scherbius, Privatiere, hier.
55. Frl. Johanna Scheuer, Lehrerin, hier.
56. Frau Auguste Schiele, Privatiere, hier.
57. Frau Oberstaatsanwalt Clara Schmieden, hier.

58. Georg Schönfeld, Kaufmann, hier.
59. Theodor Schott, Dr. med., Arzt, hier.
60. Julius Sommer, Kaufmann, hier.
61. Frau Mathilde Speyer, Privatiere, hier.
62. Guſtav Starcke, Königl. Sächſ. Hofſchauſpieler, Dresden.
63. Frau Hofrat Dr. Stein, Privatiere, hier.
64. Moſes Stern, Lehrer, hier.
65. Rich. Stern, Dr. med., Arzt, hier.
66. Robert Tiedemann, Kaufmann, hier.
67. Georg Vollmer, Lehrer, Höchſt a. M.
68. Frau Georg Wunderlich, Privatiere, hier.

B. Geſtorben:

1. Wilhelm Bächle, Kaufmann, hier.
2. Ludwig Brentano, Rentier, hier.
3. Frau Florentine Fleſch, Privatiere, hier.
4. Daniel Frey, Königl. Preuß. Kommiſſionsrat, Hanau.
5. Heinr. Hoffmann, Dr. med., Geh. Sanitätsrat, hier.
6. Heinr. Hohenemſer, Bankdirektor, hier.
7. C. F. Meiſter, Privatier, hier.
8. Jacques Mouſon, Kaufmann, hier.
9. Philipp Schäffner, Privatier, hier.
10. Rudolf Springer, Architekt, Berlin.

63 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

I. Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen.

1.

Abteilung für Geschichte (G).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. Franz Reuß, Seminarlehrer, Eichstedt.

Die Sitzungen am 16. Januar und 13. Februar waren dem weiteren Studium der Lex Salica gewidmet. Herr Dr. O. Liermann hatte beidemale das Referat übernommen.

In der Sitzung vom 14. März behandelte Herr Dr. R. Schwemer

„Die Kontroverse über den Ursprung des siebenjährigen Krieges".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Die Frage über den Ursprung des siebenjährigen Krieges von Herrn Dr. R. Schwemer.

Die Frage nach dem Ursprung des siebenjährigen Krieges, welche bisher entschieden zu sein schien, ist durch eine Veröffentlichung von Max Lehmann aufs neue in Fluß gekommen.[1]) Die

[1]) Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Leipzig 1894.

*

bisher herrschende Ansicht war, daß Friedrich II. im Jahre 1756 zum Schwerte gegriffen habe, weil eine furchtbare Kriegsverschwörung die Existenz seines Staates bedrohte, und weil er in diesen Daseinskampf nicht eintreten wollte zu einem Zeitpunkte, den seine Gegner für den günstigsten zum Losschlagen ins Auge gefaßt hatten, sondern weil er es vorzog, ehe deren Rüstungen noch vollendet waren, selbst den Angriff zu eröffnen, um sich durch die Besetzung Sachsens den strategischen Aufmarsch zu sichern. Friedrich II. war nach der bisherigen Auffassung das edle Jagdtier, das, von einer blutlechzenden Meute rings umstellt und scheinbar dem sichern Tode geweiht, mit dem Mute der Verzweiflung sich auf den nächsten Gegner stürzt, nach kurzem Ringen abläßt, über den andern herfällt, der Reihe nach sich mit allen einzeln herumzaust, und ihnen allen, aus so vielen Wunden es selbst auch blutet, so übel mitspielt, daß sie endlich von ihrem Vorhaben abstehen und ihm Leben und Freiheit lassen müssen. Nach der Lehmannischen Darstellung kann die Vorstellung von einem solchen Kampfe der Verzweiflung nicht länger mehr gehegt werden.

Lehmann leugnet natürlich nicht die feindseligen Absichten Oesterreichs gegen Preußen, allein er behauptet, daß Friedrich nicht bloß der leidende Teil gewesen sei: auch er habe Vergrößerungsabsichten gehabt, und die kriegerische Bedrohung sei ihm eine schließlich nicht unwillkommene Veranlassung geworden unter dem Scheine, daß er sich verteidigen müsse, das Schwert zu ziehen. Es seien also in Wahrheit zwei Offensiven auf einander gestoßen.

Im ersten Kapitel zeigt er, daß erst im Jahre 1756 der Zustand völliger Kriegsbereitschaft erreicht war, den Friedrich sich als Ziel vorgezeichnet hatte. Der Kriegsschatz hatte nahezu die gewünschte Höhe, die Korn- und Bekleidungsvorräte waren in reicher Masse vorhanden, die Kadres nicht nur voll, sondern es waren auch schon ausgebildete Ersatzmannschaften in den Kantons in beträchtlicher Anzahl vorhanden, um auch größere Abgänge sofort decken zu können. Die Regimenter konnten in sechs Tagen nach erhaltenem Befehl marschfertig sein.

Dem gegenüber stellt Lehmann das österreichische Heer und zeigt im einzelnen, wie es Maria Theresia trotz aller Bemühungen

nicht dazu hatte bringen können, eine auch nur annähernde Kriegsbereitschaft zu erzwingen. Wenn man daher, alles andere unberücksichtigt lassend, nur nach dem Zustande der beiden Heere ein Urteil über die Wahrscheinlichkeit kriegerischer Absichten zu fällen hätte, so müßte man sie unbedingt Preußen, nicht Oesterreich zuschreiben. Es ergiebt sich auch nebenbei, daß, wenn Preußen bis 1756 thatsächlich friedliche Politik getrieben hatte, dies nicht notwendig daraus zu folgen brauchte, daß Friedrich überhaupt und unter allen Umständen den Frieden wollte, sondern daß er ihn nur gerade damals mit Rücksicht auf den noch nicht fertigen Zustand der Armee für unerläßlich gehalten haben konnte.

Lehmann wendet sich dann im 2. Kapitel zu einer kritischen Besprechung der politischen Lage und geht dabei von jener Anfrage des Wiener Hofes in Petersburg aus, die die Angriffslust Oesterreichs über allen Zweifel stellt. „Am 13. März 1756 stellte der Gesandte der Maria Theresia die Anfrage an die Zarewna, ob sie einen österreichischen Angriff auf Preußen unterstützen wolle, ob sie noch in diesem Jahre die Operationen zu beginnen im Stande sei. Sie antwortete, sie sei bereit, 80,000 Mann ins Feld zu stellen und die Waffen nicht eher niederzulegen, bis sie das Königreich Preußen, Maria Theresia Schlesien und Glatz erobert habe (Beer, Österr. Polit. i. d. J. 1755 u. 1756, Histor. Zeitschr. 27 [1872], 362 ff.). Mehr noch: auf der Stelle begann sie zu rüsten. Was konnten sich Kaunitz und seine Herrscherin Besseres wünschen? Da geschah das Unerwartete, daß sie dem Gesandten befahlen, die russischen Rüstungen zu hintertreiben, die ihnen von russischer Seite angetragenen Artikel eines Offensiv-Bündnisses ließen sie unbeantwortet.“ Der Brief des Kaunitz an den Grafen Esterhazy (Wien, 22. Mai 1756) lautete: „Der russische Hof gehet allzu geschwind und hitzig zu Werke, ehe noch die Sachen reif sind, wodurch alles verdorben werden könnte. Ew. Exzellenz können sich also nicht sorgfältig genug angelegen sein lassen, die dortigen voreiligen Schritte zu hintertreiben und begreifen zu machen, daß Rußland sich sonsten selbst schaden werde und auf uns sicher verlassen könne. Alles kommt darauf an, das Geheimnis so lang möglich verborgen zu halten.“ Dieser Brief ist

ein unwiderleglicher Beweis für das „böse Trachten" des Fürsten Kaunitz, er beweist aber auch, daß er mit der Bereitwilligkeit Rußlands noch nicht viel gewonnen zu haben glaubte: mit Rußland allein den Krieg zu wagen, schien ihm eine Unmöglichkeit; diese Macht war viel zu unsicher, sie war weit entfernt, und wer sollte die Subsidien zahlen, ohne die an ein Marschieren russischer Truppen nicht zu denken war? Rußland galt ihm nur als zweite Macht, er brauchte aber eine erste Macht, um in den Kampf mit Aussicht auf Erfolg eintreten zu können, und dies konnte nur Frankreich sein, um dessen Freundschaft Kaunitz schon während der Aachener Friedensverhandlungen, freilich vergeblich, geworben hatte. Seit dem Abschlusse des Westminstervertrages waren die Aussichten des unermüdlichen Ränkeschmiedes gestiegen: es war ihm gelungen, am 1. Mai 1756 ein Verteidigungsbündnis zum Abschluß zu bringen, in dem sich Oesterreich und Frankreich ihre Besitzungen verbürgten und sich im Angriffsfalle mit 24,000 Mann zu unterstützen versprachen.

Das war aber auch alles. So lebhaft er auch versuchte, diesem Bündnisse eine Richtung auf Angriffe zu geben, er scheiterte dauernd an der unbesiegbaren Scheu der französischen Politiker, ihre Hand zur Vernichtung einer Machtbildung zu leihen, die ihnen so lange sympathisch gewesen war. Das wurde anders, als Friedrich II. selbst den Kampf begonnen und Sachsen überrannt hatte. Am 9. September konnte Starhemberg aus Frankreich an Kaunitz schreiben: Il y a lieu de se flatter, que la levée du bouclier du roi de Prusse et tout le procédé de ce prince, dont le Roi très chrétien, le ministère et tout le public sont choqués, indignés et même offensés au possible, lèveront une grande partie des difficultés et différences, qui subsistaient encore au sujet des points à convenir .... (Lehmann S. 128.) Also selbst jetzt noch, nach dem Einfalle Friedrichs in Sachsen, waren die Schwierigkeiten, die sich einem Offensivvertrage mit Frankreich entgegenstellten, nicht überwunden, um wieviel weniger war vorher daran zu denken gewesen! Der Angriff Friedrichs schuf erst die Möglichkeit zu dem großen Angriffsbündnisse. — Dieser Angriff brachte die preußische Partei am französischen Hofe

zum Schweigen, er beraubte auch zugleich die englische Partei in Rußland ihrer besten Waffen: er brachte das System des österreichischen Staatskanzlers zum Abschluß (vgl. Lehmann, S. 56). Nachdem dann der Verfasser im 3. Kapitel den urkundlichen Beweis erbracht hat, daß die preußischen Rüstungen — veranlaßt durch russische Truppenbewegungen — thatsächlich denen der Oesterreicher vorangegangen sind, setzt er im 4. Kapitel auseinander, daß Friedrich sich stets mit Vergrößerungsplänen getragen hat, und daß er dabei stets in erster Linie Sachsen und Westpreußen im Auge gehabt hat. Sein politisches Testament vom Jahre 1752, das Lehmann teilweise zum Abdruck bringt, ist hier eine Hauptquelle und in der That, wenn man in diesen Aeußerungen die Stelle liest: „Les esprits pénétrants calculent une conduite uniforme; c'est pourquoi il faut, le plus qu'on peut, changer son jeu, le déguiser et se transformer en portée, en paraissant tantôt vif, tantôt lent, tantôt guerrier et tantôt pacifique: c'est le moyen de désorienter vos ennemis . . . . . Soyez discrets dans vos affaires, dissimulez vos desseins. . ., wenn man diese Aeußerungen liest, so ist man geneigt, Lehmann Recht zu geben, wenn er allen übrigen Auslassungen Friedrichs im Vergleich zu diesen Bekenntnissen, wo er sich unbelauscht und unbeobachtet weiß, nur einen sekundären Wert zuschreibt. Wenn wir nun sehen, daß Friedrich hier ganz unumwunden ausspricht, daß Preußen noch wachsen müsse, und daß er gerade als nächste und möglichste Erwerbungen Sachsen und Polnisch-Preußen bezeichnet, wenn wir ferner alle die weiteren Zeugnisse berücksichtigen, die Lehmann für das Vorhandensein von Eroberungsgelüsten bei Friedrich beibringt, so sieht man sich gezwungen, ihm auch zu folgen, wenn er behauptet, daß auch 1756 solche Pläne bei Friedrich bestanden haben müssen. Er findet diese allgemeine Erwägung Rußland gegenüber durch die Instruktion an Lehwaldt bestätigt (Polit. Corresp. 12, 456), die diesen Feldherrn ganz bestimmt anweist, im Falle eines Sieges, an dem Friedrich nicht zweifelt, Polnisch-Preußen zu fordern; er findet einen ferneren Beweis für seine Meinung in Friedrichs Verhalten in Sachsen, das nur zu erklären ist durch die Annahme, Friedrich habe die

Annexion vorbereiten wollen. Aus diesem Grunde vermied er einen eigentlichen Kampf, versäumte er den Zeitpunkt mit überlegenen Kräften in Böhmen einzufallen und den Gegner hier zu überrumpeln: erst wollte er sich Sachsens ganz bemächtigen, wie er es einst mit Schlesien gethan hatte, dann erst sollte Oesterreich gedemütigt werden. Lehmann faßt seine Ergebnisse in den Worten zusammen: „Ich denke, niemand wird fortan bei der Beurteilung dieser Dinge Licht und Schatten so verteilen, daß das Licht ganz auf die eine, der Schatten ganz auf die andere Seite fiele." —

Die Ansichten Lehmanns haben freudige Zustimmung gefunden bei Hans Delbrück (Preuß. Jahrb. 79, 254), sind dagegen von Koser bekämpft worden (Histor. Zeitschr. 74, 72 ff.). Lehmann hat darauf entgegnet (Gött. Gel.-Anz., Februar 1895) und, wie es scheint, mit Glück. Die Einwürfe Kosers treffen in der That nicht den Kern der Sache. Nur in einem Punkte hat er zweifellos Recht, nämlich in der Interpretation des Briefes, den Friedrich am 19. Februar 1756 an seinen Bruder, den Prinzen von Preußen, sandte. Er lehnt darin Komplimente, die der Prinz ihm über den Abschluß mit England gemacht hat, ab; er sei allerdings in einer sehr heiklen Lage gewesen und habe geglaubt, das Richtigste zu thun, allein Täuschung sei immerhin möglich. Daß man freilich in Wien so sehr verblüfft sei, das sei ein gutes Zeichen. Jetzt handele es sich nur noch darum, das Werk auszufeilen. Je vous assure, sagt er, que je m'y mets de tout mon long et que je n'épargne rien pour dissoudre une ligue formidable sous laquelle tôt ou tard l'Etat aurait succombé: c'était par la même politique que les Romains travaillaient à désunir leurs ennemis, et que, les combattant un par un, ils les vainquirent tous. (Durch den Neutralitätsvertrag mit England wurde in der That die gefährliche Koalition Österreich-Rußland-England gesprengt, vgl. Lehmann G. G. A. Febr. 1895, S. 118.) Er fährt fort: Cette année, que je compte avoir gagnée, me vaut autant que cinq des précédentes, et si, dans la suite je peux servir de médiateur aux puissances belligérantes, j'aurai fait à la Prusse le plus grand rôle qu'elle puisse représenter en temps de paix, et ne comptez-

vous pour rien le plaisir de faire enrager la reine de Hongrie, d'humilier, ou pour mieux dire, d'anéantir la Saxe, de désespérer Bestushew? Voilà quelles sont les suites qu'aura un petit coup de plume. — Er ſpricht, wie man ſieht, in dem letzten Teile dieſes Briefes von den Wirkungen ſeiner Entſchließung. Sie ſichert ihm, ſagt er, erſtens den Frieden während dieſes Jahres, ſie giebt ihm zweitens die Möglichkeit zu vermitteln und damit das Anſehen Preußens erheblich zu ſteigern. Das ſind die beiden wichtigſten Wirkungen, zu ihnen treten noch weitere Ergebniſſe, die vom Könige allerdings mit nicht minder großem Behagen regiſtriert werden: die Königin von Ungarn wird bremſen müſſen, Beſtuſchew verzweifeln, Sachſen wird gedemütigt, oder vielmehr völlig matt geſetzt ſein (anéantir = rendre stupéfait, confondu). — Und das alles, ſagt er, wird ein Federſtrich zu Wege gebracht haben. — Es wird jedem unbefangenen Leſer dieſes Briefes ſchwer ſein zu verſtehen, wie Lehmann (S. 129) zu der Behauptung kommt, durch dieſen Brief werde unwiderleglich bewieſen, daß der König 1756 Eroberungsabſichten gegen Sachſen hegte. Aus der oben gegebenen Analyſe geht hervor, daß Friedrich zuletzt von ſekundären Wirkungen ſeines Abkommens mit England ſpricht. Es macht ihm ein beſonderes Vergnügen, daß er bei dieſer Gelegenheit ſeinen Gegnern das Konzept verdirbt; in wiefern das für Sachſen in beſonderem Maße der Fall war, ergiebt ſich aus der Thatſache, daß Sachſen damals mit England um Subſidien in Verhandlung ſtand: Friedrich hatte ihm dieſe Geldquelle verſchüttet, alſo war dieſer ſtets in Geldnöten befindliche Staat für den Augenblick wirklich anéanti; es hieße nicht nur dem Ausdrucke, ſondern vor allem auch dem Geiſte des Briefes Gewalt anthun, wenn man Lehmann mit ſeiner Behauptung Recht geben wollte. Iſt es nun offenbar, daß die Lehmanniſche Erklärung der Stelle mehr als zweifelhaft iſt, ſo richtet ſich ſein Verfahren gegen Albert Naudé von ſelbſt, der in ſeinem Aufſatze: „Friedrich der Große vor dem Ausbruche des ſiebenjährigen Krieges“ (Hiſtor. Zeitſchrift, Bd. 55 u. 56) das betreffende Wort in dem zitierten Briefe mit: „zur politiſchen Null herabdrücken“ überſetzt hatte. Lehmann wirft ihm deshalb einen

Quartanerſchnitzer vor, und es kann doch gar kein Zweifel ſein, daß Lehmann ſelber es iſt, der den Sinn der Stelle verfehlt hat. Wenn Friedrich eine Eroberung Sachſens im Sinne gehabt hätte, ſo war es vollkommen unmöglich, daß ihm erſt der Ausdruck: humilier in die Feder kam. Der Ausdruck entſprach nicht völlig ſeinem Gedanken, er erſetzte ihn daher durch anéantir, dieſes Wort kann daher nur einen dem humilier verwandten Sinn haben. Der Brief Friedrichs vom Februar 1756 an ſeinen Bruder ſcheidet alſo aus dem Beweismaterial Lehmanns aus, allein an ſeinem Ergebniſſe wird dadurch nichts geändert. Beſtehen bleibt die Inſtruktion an Lehwaldt, beſtehen bleibt, daß er die von Frankreich drohende Gefahr nicht hoch in Rechnung ſetzt, da er feſt darauf rechnet, dieſe Macht werde ſich zu dem Seekriege nicht auch die Laſt eines Landkrieges aufladen, beſtehen bleibt, daß er Rußland an und für ſich nicht fürchtete (er meinte, daß Lehwaldt mit nicht mehr als 45,000 Ruſſen zu thun haben werde), und daß er auch nicht einmal glaubte, die Stellungnahme Rußlands ſei ſchon endgiltig entſchieden (er gab gerade damals eine anſehnliche Summe zur Beſtechung des ruſſiſchen Kanzlers her), das alles zuſammen mit den Erwägungen allgemeiner Natur zwingt uns anzunehmen, daß Friedrich ſeinen Entſchluß unter einem geringeren Druck gefunden hat als man bisher glaubte, daß er den Krieg im Auguſt 1756 eröffnete, weil er ihn unter günſtigen Umſtänden führen und zu Ende bringen zu können glaubte.

Doit-on entreprendre, fragt er in einer ſchriftlichen Erwägung, die er im Januar 1756 anſtellt (Ranke 30, 251), une guerre, quand on se voit à moitié plus faible que ses ennemis? Non; est-il d'un général prudent de commencer une guerre, quand il est obligé de la commencer défensive? Non, car c'est de toutes les guerres la plus onéreuse et celle qui est exposée au plus de hazards.[2])

Er ſchrieb dieſe Worte unter dem Eindrucke ſeiner Abmachungen mit England, durch die es ihm gelungen war die Verbindung dieſer Macht mit Rußland und Öſterreich zu zerſprengen.

---

[2]) Lehmann hat dieſe wichtige Stelle, ſoweit wir ſehen, nicht angeführt.

Dieſe Gruppierung hatte er in dem oben zitierten Briefe an ſeinen Bruder als eine furchtbare Koalition bezeichnet, unter deren Gewicht ſein Staat hätte unterliegen müſſen. Damals hatte er ſeine Zuflucht zu Unterhandlungen genommen, und er hatte ſein Ziel erreicht. Friedrich war jetzt der Verbündete der Macht geworden, die durch ihren Geldreichtum Oeſterreichs Widerſtand in den früheren Kriegen ermöglicht hatte, er glaubte daher jetzt den Moment gekommen, mit dem alten Gegner, deſſen unverſöhnliche Feindſchaft und unermüdliche Ränkeſpinnerei ihm zur Genüge bekannt war, gründlich abzurechnen und ſich ſelbſt im Kriege eine neue Stärkung ſeiner eigenen Macht zu erkämpfen. Mit der offenbaren Übermacht paktierte er, dem ebenbürtigen Feinde gegenüber, von dem er ſich bedroht wußte, appellierte er an das Schwert.

Ranke hatte über den Ausbruch des Krieges geſagt:

„Man ſieht ein Ungewitter ohne Gleichen ſich zuſammenziehen, das ſich über den ſoeben erſt zu ſelbſtändigem Daſein emporkommenden preußiſchen Staat zu entladen und ihn zu vernichten droht. Wenn in ſpäteren Zeiten behauptet worden iſt, ein unmotiviertes Eroberungsgelüſt habe Friedrich II. bewogen, das Schwert zu ziehen, ſo wirft die Evidenz der Thatſachen einen Schimmer von Ironie auf dieſe Vorſtellung; in der That war die Exiſtenz des Königs in Gefahr; nur nach und nach entwickelte ſich in ihm eine Ahnung von dem Umfange derſelben.“ — (Werke 30, 207.) Nach der Lehmanniſchen Darſtellung würde die Ironie in den Thatſachen ſelber liegen: um ſeinen Angriff zu rechtfertigen, übertrieb Friedrich die Bedrohlichkeit der Lage, und er war in Wirklichkeit weit mehr bedroht als er es zu ſein vorgab.

Die vorſtehende Beſprechung war geſchrieben, als dem Verfaſſer eine Kritik Bailleus zu Geſichte kam (Halbmonatshefte der Deutſchen Rundſchau 1894/95, Nr. 10), die die Ergebniſſe der Lehmanniſchen Forſchung ablehnt. Bailleu bekämpft ebenſo, wie es oben im Anſchluß an Koſer geſchehen iſt, die Interpretation des Briefes Friedrichs II. an ſeinen Bruder. Er ſucht dann den Beweis zu erſchüttern, den Lehmann dafür erbringt, daß im Jahre 1759, alſo *nach* Kunersdorf, des Königs Abſichten auf Sachſen gingen. Nun ſteht aber in dem betreffenden Briefe (Pol. Korr. 18,

592) klar und deutlich zu leſen, daß der König ſich als eine der Möglichkeiten bei den eventuellen Friedensverhandlungen den Vorſchlag denkt, jeder ſolle behalten, was er beim Frieden beſitze, d. h. alſo er ſelber Sachſen (das er bis dahin wieder zu haben dachte), Frankreich die rheiniſchen Beſitzungen, Rußland Oſtpreußen, er bezeichnet ferner als den ſchlimmſten Fall die Wiederherſtellung des Status quo ante. Dieſe ganz unzweideutigen Bemerkungen können unmöglich authentiſch interpretiert werden, wie Baillen das will, durch einen Brief Eichels, der beinahe vier Wochen ſpäter geſchrieben iſt und in dem allerdings die Vorſchläge des Königs in anderer Beleuchtung erſcheinen, der aber mit den Worten anfängt: „Soviel ich habe verſtehen können . . . .“ Aus dieſem Anfang geht hervor, daß Eichel entweder nicht alles hat verſtehen können, oder nicht hat verſtehen wollen, jedenfalls kann eine ſo verklauſulierte Information nicht den Anſpruch auf völlige Glaubwürdigkeit machen. Auch in der folgenden Beſprechung der allgemeinen Lage vermag Bailleu Entſcheidendes gegen Lehmann nicht beizubringen; er räumt ihm allerlei ein, um ſchließlich doch das Ganze abzulehnen. Er ſagt am Schluſſe: „Die „Legende“ vom Urſprung des ſiebenjährigen Krieges ſteht dennoch als lautere geſchichtliche Wahrheit noch feſt auf ihren Füßen; der Umſturzverſuch Lehmanns iſt mißlungen,“ allein unmittelbar vorher (S. 317) ſagt er: „man mag immerhin Lehmann zugeben, daß gerade erſt der Angriff des Königs das lockere Vertragsverhältnis zwiſchen Öeſterreich, Frankreich und Rußland zu einem feſtgeſchloſſenen Bunde geſtaltet hat“ und weiter: „und wenn er dann den Krieg kommen ſah, drohend und unabwendbar, wohl mochten da ſeinem feurigen Geiſte nach glänzenden Siegen auch lockende Bilder von Eroberungen erſcheinen; er hat, das iſt ſicher, die Erwerbung Weſtpreußens für möglich gehalten, an die von Sachſen vielleicht gedacht.“ Allerdings fährt er dann fort: „Nimmermehr aber, und darauf allein kommt es an, waren es dieſe Wünſche und Möglichkeiten, die ihm das Schwert in die Hand drückten“, allein damit verliert ſich die Erwägung in Subtilitäten. Wenn zugegeben wird, daß Friedrich auch an Eroberungen gedacht hat, ſo muß das genügen, denn das wird wohl ſchwerlich je auszumachen ſein, welches

Motiv in dem Augenblicke, da er den entscheidenden Entschluß faßte, in seinem Geiste das stärkere war. Es giebt doch sehr viele Fälle, wo wir auf den Antrieb mehrerer Motive hin handeln, und es entspricht gerade dem peinlich kalkulierenden Verstande Friedrichs, wenn wir annehmen, daß er mit seiner Schilderhebung Verschiedenes zu gleicher Zeit zu erreichen strebte.

Baillen spricht zum Schlusse mit warmer Anerkennung von Lehmanns Forschen im allgemeinen, bedauert nur, daß er Friedrich dem Großen gegenüber eine gewisse Animosität hege, die „schöne und sichere Ergebnisse" unmöglich mache, denn Gabriel Monod habe Recht, wenn er sage, „en présence d'hommes supérieurs la sympathie est la voie la plus sûre pour comprendre", allein er thut Lehmann Unrecht, wenn er ihm Voreingenommenheit gegen den großen König vorwirft: aus seiner Schrift läßt sich eine derartige Gesinnung wenigstens nicht beweisen, und Baillen selbst braucht Friedrich II. gegenüber viel härtere Worte, beurteilt ihn viel abfälliger, als der von ihm Getadelte; es ist ferner sehr zu bezweifeln, ob das Zitat Monods gerade geeignet ist, dem historischen Forscher als Leitstern zu dienen, denn das Auge der Liebe ist nur zu oft mit Blindheit geschlagen. Es wird sicherlich richtiger sein es mit dem taciteischen: sine ira et studio zu halten. Der Fehler der bisherigen Darstellungen des Lebens Friedrichs des Großen war es eben, daß sie von einer starken Sympathie getragen waren: es ist nur zu begrüßen, daß nun auch einmal der schneidige Kritiker sich zum Worte meldet.

2.

Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft (K).

Dieser Abteilung wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

ohne Wahlrecht:

Herr cand. phil. Moritz Werner, hier.

In dieſer Abteilung ſprach am

30. Januar Herr Dr. J. Ziehen über
„Kunſtgeſchichtliche Miszellen".

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Kunſtgeſchichtliche Miszellen von Herrn Dr. J. Ziehen.

1. Das öfters abgebildete[1]) vatikaniſche Relief DAK 62, 794, auf dem ein Kranker, von Hermes geleitet, vor dem Heilgott Asklepios niederknieet, bietet durch den Zuſatz der bekannten Gruppe der drei Grazien der Erklärung eine bisher noch nicht befriedigend gelöſte Schwierigkeit. Man pflegt auf Grund ſprachlicher Erwägungen (χάρις, gratia = Dank, Anmut) die Gruppe entweder als Ausdruck des dem Gotte dargebrachten Dankes, oder aber als Bezeichnung der Anmut und Körperkraft zu betrachten, die der Geneſene durch Asklepios' Beiſtand wieder erlangt hat. Beide Erklärungen ſcheinen mir in gleicher Weiſe mißlich; ſo ſehr wir gelegentlich die antike Kunſt mit Worten ſpielen ſehen, ſo wird hier doch in ein offenbar ſakrales Bildwerk ſchwerlich mit Recht ein derartiges Spiel hineingelegt werden dürfen. Nimmt man den Charakter des Reliefs als Weihgeſchenk zum Ausgangspunkt der Betrachtung, wie ich das für methodiſch durchaus notwendig halte, ſo beſtehen nur zwei Möglichkeiten: entweder die Grazien waren mit Asklepios irgendwo in einem Kult verbunden, was an ſich ſehr wohl möglich iſt; oder aber die drei Frauengeſtalten haben zwar die Form der drei Grazien vom Künſtler erhalten, haben aber eine ganz andere Bedeutung. Wer von den attiſchen Asklepiosreliefs aus an die Deutung des vatikaniſchen Bildes herantritt, wird der letzteren Annahme den Vorzug geben: dort ſind mit dem

[1]) Millin Gal. Myth. 33, 106. Mus. Pio-Clem. IV 12, vgl. noch Roſcher, Mythol. Lex. I, 693 f., Löwe, de Aesculapi figura, S. 74. Abgebildet und kurz beſprochen hat das Relief auch René Ménard in ſeinem ſehr glücklich konzipierten, aber leider in der Ausführung oberflächlichen und mangelhaften Buche La mythologie dans l'art ancien et moderne. Paris 1878. S. 439, Fig. 396.

Heilgott in sehr verschiedener Weise entweder Hygieia oder aber mehrere Töchter verbunden, deren Namen auf den griechischen Votivreliefs zum Teil beigeschrieben sind; Nikophanes, der Schüler des Pausias (s. Overbeck, Schriftquellen Nr. 1765; unter den Funden aus dem athenischen Asklepieion sind einige Reliefs mit der vollen Töchterzahl) hatte den Heilgott mit vier Töchtern, Hygia, Aegle, Panacea und Jaso auf einem Bilde dargestellt, das berühmt genug war noch bei Plinius registriert zu werden, doch schließen sich die drei letztgenannten Asklepiostöchter so sehr gegen Hygieia zu einer Gruppe ab, daß wir wohl berechtigt sind, auf dem vatikanischen Relief, wenn anders dessen Verfertiger Asklepiostöchter überhaupt darstellen wollte, sie zu erkennen.[2])

Die Typenübertragung, die hier für die bekannte Gruppe der drei Grazien angenommen wird, spielt bekanntlich in der Kunst, besonders der antiken, eine große Rolle; für den Typus der Grazien im besonderen hat Jahn nachgewiesen, daß er auch zur bildlichen Darstellung der Nymphen[3]) gelegentlich verwandt worden ist (s. R.ML. I, 884) und man mag in dieser einen Übertragung des Grazientypus eine willkommene Bestätigung der hier aufgestellten Vermutung erblicken. Andere Fälle von Typenübertragung aus dem Gebiet der alten Kunst sollen hier nur kurz angedeutet werden: der bekannte Typus der ruhenden Ariadne muß für die Darstellung von Quellnymphen wie für die der schlafenden Rea Silvia dienen, die Komposition der stieropfernden Nike wird auf den Mithras übertragen, die Apotheose Homers erscheint auf einem Silbergefäß aus Pompeji genau in derselben Form dargestellt, wie anderswo die Vergötterung der Kaiser, die gequälte Psyche erhält ihre Form von der vom Pfeil der Artemis verfolgten Niobide, der indische Triumph des Bacchus wird nach Maßgabe der römischen

---

[2]) Ueber Hermes als Totengott vgl. R.ML. I, 2373 ff., über ihn als Gott der Gesundheit R.ML. I, 2379.

[3]) Auch 3 der IIII sorores von dem römischen Wirtshausschild im Berliner Museum, Archäol. Zeit. 1871, 65 = Baumeister I, 237, sind im Typus der Graziengruppe dargestellt; gemeint sind sicher nicht die Chariten, sondern eher „sorelle“ im vulgäritalienischen Sinn. — Der Dichter Claudian (XXV, 8 f.,) läßt die triplex gratia sogar am Boden liegen!

Triumphalbilder dargeſtellt, und ebenſo knieen auf den ſpäten Reliefs die indiſchen Fürſten vor Bacchus gerade in demſelben Schema, wie gefangene Barbaren vor dem römiſchen Feldherrn.

Wir brauchen nicht bei der alten Kunſt ſtehen zu bleiben, um die Übertragung der Typen mit Beiſpielen zu belegen. Ferdinand Noack hat vor kurzem in einem anziehend geſchriebenen, mit reichhaltigen Belegen ausgeſtatteten Buch darauf hingewieſen, daß der Typus der Darſtellung von Chriſti Geburt, wie ihn die mittelalterliche Kunſt bis zur Renaiſſancezeit aufweiſt und ihrerſeits auf die Darſtellung der Geburt Mariä, Johannes des Täufers u. a. übertragen hat, in letzter Linie auf den antiken Typus von Bildern der Kindheitspflege des Dionyſos zurückgeht; wenn uns in der ſpaniſchen Kunſt der Heilige Bruno begegnet, der den Fuß auf die Weltkugel aufſtützt (Woerm.-Woltm. III, 1, Abbild. 440 auf S. 51), ſo iſt dieſe allegoriſche Darſtellung[4]) aus der Verwendung der Weltkugel in antiken Kunſtwerken durch Übertragung gewonnen. Die lange Reihe der Martyrienbilder bietet eine Menge von Beiſpielen der Übertragung einmal geſchaffener Kunſtformen von dem einen auf einen verwandten Bedeutungsgehalt, und wenn Manitius kürzlich (Geſch. der chriſtl. lat. Poeſie S. 395) mit Recht in dem Apoſtelgedicht des Papſtes Honorius I. eine Art ἔκφρασις eines Bildes von Chriſti Himmelfahrt erkannt hat, ſo bleibt wohl abzüglich der dichteriſchen Ausſchmückungen für dies altchriſtliche Himmelfahrtsbild eine Gruppe erſtaunter und erregter Jünger anzunehmen, die z. B. von den ſogenannten Propheten der Miniatur Ingberts in der Bibel Karls des Dicken (ſ. z. B. Knackfuß, Deutſche Kunſtgeſch. I, 55, Fig. 35) nicht ſehr verſchieden geweſen ſein mag.

2. Ein attiſches Relief des Leydener Muſeums[5]) zeigt uns einen Krieger, der mit dem Schild an der Linken, eine Schale in

---

[4]) Ihre weitere Ausgeſtaltung hat Rubens, hier wie in anderen Heiligenbildern ein Schüler der Spanier, vollzogen auf dem Bilde des Heiligen Franziskus, der die Welt errettet.

[5]) Veröffentlicht hat das Relief Janſſen, Grieksche en Romeinsche Grafreliefs uit het Museum van Oudheden te Leyden, Leyden 1851, Taf. VII, Nr. 19, S. 25, er benennt den Vorgang „Eene plenging“.

der Rechten vorſtreckend, auf eine weibliche Geſtalt zugeht, die in der geſenkten rechten Hand ein Gefäß hält, während die Linke bei dem heutigen Zuſtand des Reliefs leer zu ſein ſcheint. Die urſprüngliche Beſtimmung des Reliefs iſt weder aus ſeiner Form noch nach etwaigen Fundnotizen feſtzuſtellen; Friederichs-Wolters hat es daher mit Recht (als Nr. 1197) unter die Rubrik „Verſchiedene Reliefs“ eingereiht; auch den Inhalt und die Bedeutung der Darſtellung behandelt Friederichs-Wolters mit gerechtfertigter Zurückhaltung: „Die Ähnlichkeit mit einer auf Vaſenbildern derſelben Zeit häufigen Szene, in welcher der Auszug des Kriegers in den Kampf zu ſehen iſt, liegt auf der Hand, ohne daß ſich daraus eine ſichere Deutung für unſer Relief ergäbe.“ Die Vergleichung mit dem Vaſenbilde wird uns in der That nicht weiterbringen: die genrehafte Darſtellung dort wird jedenfalls mit der Szene des Leydener Reliefs nicht auf eine Stufe zu ſtellen ſein: wie der Reliefſtein an ſich über der Vaſe als bedeutungsvolleres Denkmal ſteht, ſo ſteht der Maſſenhaftigkeit der Kriegerauszugsdarſtellung auf Vaſen die Singularität des Reliefs mit der analogen oder ähnlichen Darſtellung gegenüber.

Sollte ſich wirklich für dieſe Darſtellung in der litterariſchen Überlieferung keine Erklärung finden laſſen? Die Seltenheit des bildlichen Typus wird uns von vornherein erwarten laſſen, daß auch in der ſchriftlichen Tradition nur eine gelegentliche Erwähnung des dargeſtellten Vorganges zu finden ſein wird. Nun erwähnt Plutarch im Leben des Phokion, Chabrias habe nach ſeinem Siege bei Naxos den Athenern jährlich am 16. Boedromion ein οἰνοχόημα gegeben (c. 6).[6]) Dieſe öffentliche Weinſpende zur Erinnerung an einen glorreichen Sieg fand jedenfalls nicht nur in dieſem einen Falle ſtatt, ſondern war nach Erfechtung bedeutungsvoller Siege in Athen üblich, auch iſt mit Beſtimmtheit anzunehmen, daß das Andenken eines ſolchen Siegesfeſtes urkundlich feſtgehalten wurde und nicht allein in der hiſtoriſchen Überlieferung fortlebte; da nun das Leydener Relief, wenn auch der inſchriftliche Teil des

[6]) Ein Erinnerungsfeſt für den Sieg bei Marathon wurde am 6. Boedromion gehalten, ſ. Hermann, Gottesdienſtl. Altert. § 56, A. 2.

Steines fehlt, doch wohl die Form der attiſchen Urkundenbekrönung hat, ſo ſcheint die Vermutung erlaubt, daß wir auf ihm die Darſtellung eines οἰνοχόημα zu ſehen haben: es wäre dann, was gewiß ebenſogut, ja eher möglich iſt, die Ankunft des ſiegreichen Kriegers und ſeine Belohnung durch eine Siegesſpende auf dem Relief zu erkennen. Leider iſt die ſpendende weibliche Geſtalt auf dem Leydener Exemplar nicht ausreichend erhalten, um ſie benennen zu können; da der Krieger ihr an Größe ungefähr gleichkommt, ſo wird ſie kein göttliches Weſen ſein, und es liegt am nächſten, an eine Prieſterin, vielleicht der Siegesgöttin, der Nike, zu denken. Auch die römiſche supplicatio wie der Triumph waren mit Speiſungen des Volkes und der Soldaten verbunden, und wenn der atheniſchen Sitte ein ſtehendes Feſt dieſer Art fehlte, ſo iſt um ſo weniger auffällig, daß man die Erinnerung der außergewöhnlichen Feier durch ein bleibendes Denkmal zu erhalten wünſchte.

3. Auf dem Titelumſchlag des illuſtrierten Kataloges der Orfèvrerie antique im Beſitz des Herrn Lemmé in Odeſſa, der in ſeinem Abbildungsteil 1884 erſchienen, aber dem der in Ausſicht geſtellte Text bis jetzt nicht gefolgt iſt, zieht die Abbildung eines kleinen Goldbleches aus der Krim, das jetzt wahrſcheinlich mit den übrigen Anticaglien der Lemméiſchen Sammlung nach Petersburg in den Beſitz der Eremitage übergegangen iſt, ſofort in höchſt eigenartiger Weiſe die Aufmerkſamkeit auf ſich. Die überraſchende Ähnlichkeit des auf dem Plättchen dargeſtellten Eroten mit dem einen Engel der Raffaeliſchen Sixtina macht das kleine Relief höchſt merkwürdig; ſie geht ſo bis ins Einzelne von Motiv und Linienführung, daß ſie für die Auffaſſung des Sachverhaltes nur zwei Möglichkeiten zuläßt: entweder iſt nämlich das Lemméiſche Relief eine moderne Fälſchung,[7]) die durch Nachahmung eines Raffaeliſchen putto ſich wertvoller zu machen glaubte, oder aber: Raffael hat für ſeinen Eroten-Engel des ſixtiniſchen Bildes eine antike Vorlage benutzt, auf Grund deren auch jenes kleine Kunſt-

[7]) Sehr ſtarkes Mißtrauen gegen einen Teil der Antikenbeſtände im Kunſthandel, in Privatſammlungen und ſelbſt im Muſeum zu Odeſſa äußert S. Reinach, Chronique d'Orient in Rev. arch. III. sér., 22. B., S. 378 f.

werk in Odessa entstanden ist. Ich habe mir viele Mühe gegeben, der letzteren Auffassung dadurch Lebensfähigkeit zu geben, daß ich nach entsprechenden Erosdarstellungen suchte; am nächsten von allen bezüglichen Darstellungen kommt wohl die Behandlung der Eroten auf einer römischen cista, die, in Pompeji gefunden und, wenn ich nicht sehr irre, jetzt im Neapler Museum ist: doch kann die Analogie dieser letzteren Darstellung meines Erachtens nicht genügen, um das Vorhandensein eines antiken Erotentypus, wie er im Altertum dem Verfertiger des Odessaer Goldbleches, in der Renaissancezeit Raffael als Vorlage hätte dienen können, zu erhärten. Und so wird denn schwerlich eine andere Annahme übrig bleiben als die, daß das Lemméische Goldblech eine Fälschung ist, bei der in auch sonst begegnender Weise[8]) ein Werk der Renaissancezeit dem modernen Fabrikanten als Vorlage diente. Wer Gelegenheit hatte, zu beobachten, mit welcher Geschicklichkeit die Antikenfälschung an den großen Ausgrabungsstätten getrieben wird, mag das Lemméische Relief eher zu den minder bedeutenden Fälscherleistungen zählen; die Verwendung antiken Goldes, wie es bei den Krimfunden eigentümlich ist, hat mir der geehrte Besitzer des kleinen Goldplättchens vor einigen Jahren ausdrücklich bezeugt.

4. Es giebt für die verhältnismäßige Einheitlichkeit der Kultur des gewaltigen römischen Reiches kaum ein bezeichnenderes Symptom, als die Verbreitung derselben bildlichen Vorlagen des Kunstgewerbes weithin vom entlegenen Osten bis nach den westlichsten Punkten des römischen Machtbereiches hin. Ein interessantes Beispiel dieser Verbreitung kunstgewerblicher Vorlagen will ich, freilich unter anderem Gesichtspunkt, hier zur Sprache bringen. In den Arch.-Epigraph. Mitt. aus Oesterr. XIII, S. 65 ff., Fig. 19, hatte ich das Bild der Schmalseite eines Sarkophages aus Waitzen im Pester Nationalmuseum veröffentlicht und auf die Wiederbegegnung des Menelaos und der Helena in Troja gedeutet. Bald nachdem ich dieses Relief

[8]) S. Reinach schreibt a. a. O. S. 353: „M. Foutrier possède à Smyrne deux Eros de Myrina, dont l'un, suivant M. Joubin, ressemblerait étonnamment à un bronze de Donatello. Faut-il admettre un original commun que Donatello aurait imité en Italie? J'en sais à qui cela ferait de la peine (Bull. de Corr. Hell. 1893, p. 182)."

besprochen hatte, gab Lanckoronski die Abbildung eines im Wesentlichen identischen Reliefs vom Nympheum in Side, dem er jedoch die Deutung auf das Zusammensein des Ares und der Aphrodite geben zu müssen glaubte, und Reinach, der die beiden Darstellungen in seiner Chronique d'Orient nebeneinander abbildete, konnte aus dem Musée Alaouih (s. Chronique d'or. Paris 1891, S. 701) ein drittes Exemplar desselben Typus zufügen. Während Reinach für dieses afrikanische Exemplar aus Bulla Regia die Deutung auf Menelaos und Helena, allerdings ohne sie für völlig gesichert zu halten, beibehielt, so hat es neuerdings Vercoutre in der Revue archéologique 1893, 3 S. Bd. 21, S. 80 ff. aufs neue besprochen und eine gänzlich neue Deutung der auf dem Spiegel von Bulla regia freilich erweiterten Darstellung gegeben: nach ihm befinden wir uns vor der Stadt des Alkinoos, Odysseus ist im Begriff, der Alkinoostochter Nausikaa Lebewohl zu sagen; die Macht Amors wird durch das Zureden der Athene besiegt, die in einen Krieger verwandelt den griechischen Helden zur Heimfahrt mahnt; unten sollen die Schiffe sichtbar sein, die den Odysseus nach Ithaka führen werden (!), hinten steht Alkinoos, und ein Zweig neben seiner Gestalt deutet nach dem neuesten Erklärer die berühmten Gärten des Königs an.

Für alle diese Annahmen des Docteur Vercoutre, die zu einer Darstellung etwa aus dem Odysseuszyklus eines Niccolo d'Abbate sehr passend sein würden, bietet nun freilich das homerische Epos wenige oder gar keine Anhaltspunkte, und ebensosehr verkennt der Verfasser des Artikels der Revue archéologique einzelne Darstellungselemente des Spiegels von Bulla regia und ihre Bedeutung und Tragweite. Zwar daß die ganze Abschiedsszene bei Homer so gar nicht vorliegt, wie sie Vercoutres Phantasie voraussetzt, wäre nicht so schlimm: die anziehende Figur der Nausikaa, deren Gestalt auch unserem Goethe auf seiner sizilischen Reise dramatische Verklärung heischend entgegentrat, ist im Altertum wiederholt auf die Bühne gebracht worden, war auch Gegenstand pantomimischer Aufführung, wie die Repertoireübersicht in Lukians Schrift über die Tanzkunst beweist; mißlich dagegen ist der Zweig, der den Garten des Königs abkürzend bezeichnen soll, aber offenbar nur

ein Symbol in der Hand des bärtigen Mannes ist, mißlicher die Göttin Athene, die, völlig unkenntlich durch lauter „negative Züge“ (s. Ber. des Hochstiftes 1891, 98), den Helden zur Abfahrt mahnen soll, und am mißlichsten die Deutung der zwei Ornamente im unteren Segmente des Spiegelrundes auf die Kiele der des Odysseus harrenden Schiffe. Es sieht also übel aus mit der Vercontrischen Deutung, und wenn ihr Urheber am Schluß sehr zuversichtlich seine Deutung neben der auf Menelaos zur Wahl stellt, so wird man bereitwilligst auf Reinachs Seite bleiben.

Sehr schade ist freilich, daß die Zuthaten des Bildes von Bulla regia gegenüber den Reliefs von Side und Waitzen der Deutung keine neue Stütze geben, soweit ich wenigstens urteilen kann.[9]) Selbst das möchte ich als fraglich bezeichnen, ob die gemeinsame Vorlage der drei bisher bekannten Exemplare der Darstellung auf die einfachere Komposition von Side und Waitzen beschränkt war oder ob Stadtmauer, Krieger und ölzweigtragender Alter sich in dem Originale bereits vorfanden. Handelte es sich bloß um die mehr landschaftliche Zuthat der Stadtmauer, so würde die Erweiterung der Darstellung von Medusas Tötung durch Perseus auf dem kampanischen Wandbilde, Helbig, Nr. 1182 (s. Löschcke, Enthauptung der Medusa, Bonn 1894, S. 8, Fig. 4), gegenüber dem durch ein Bonner Gefäßfragment bezeichneten älteren Typus der Szene ein treffliches Analogon bieten.[10]) Auch die Entstehungszeit der Originalkomposition muß vor der Hand unbestimmt bleiben: trifft die Deutung auf Paris' und Menelaos' Wiederbegegnung in Troja zu, so giebt sich die Komposition schon inhaltlich als ein Produkt weit jüngerer Zeit zu erkennen gegenüber dem älteren Bilde des Vorgangs, das uns außer auf Vasenbildern auch in den Skulpturen des Parthenon erhalten ist.

---

[9]) Den negativen Gewinn ergeben sie allerdings, daß sich die Deutuug auf Ares und Aphrodite mit den weiteren Elementen der Darstellung keinenfalls vereinigen läßt.

[10]) Ich habe im Texte angedeutet, daß ich Löschckes sehr feinsinnigen Bemerkungen über die Entwickelungsgeschichte des betr. Typus der Medusatötung nicht ganz zu folgen vermag.

3.

Abteilung für Sprachwiſſenſchaft (SpW).

b) Sektion für Neuere Sprachen (NS).

Dieſer Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

mit Wahlrecht:

Herr Dr. phil. Gottl. Kuhlmey, Oberlehrer a. D., hier.
„ cand. phil. Moritz Werner, hier.

Am 24. Januar fand ein franzöſiſcher Konverſationsabend ſtatt.

In der Sitzung vom 6. Februar berichtete Herr Dr. F. Kuhl über

„Den franzöſiſchen Ferienkurſus".

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Bericht über den franzöſiſchen Ferienkurſus in Frankfurt a. M., erſtattet vom Herrn Oberlehrer Dr. F. Kuhl.

In den Tagen vom 3. bis zum 15. Januar 1895 wurde in den Räumen der hieſigen Muſterſchule ein franzöſiſcher Ferienkurſus abgehalten, der vom Königlichen Kultusminiſterium ins Leben gerufen und vom Freien Deutſchen Hochſtift im Intereſſe der Frankfurter Lehrerſchaft mit einem reichlichen Zuſchuſſe unterſtützt worden war. Der Kurſus verfolgte den Zweck, den Teilnehmern Gelegenheit zu bieten, ihre Kenntniſſe in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen oder aufzufriſchen; ein beſonderes Gewicht ſollte dabei auf die Umgangsſprache gelegt werden. Die Mitglieder des Kurſus ſetzten ſich aus 66 Lehrern der höheren Lehranſtalten der fünf weſtlichen Provinzen Preußens und 11 Lehrerinnen hieſiger Mädchenſchulen zuſammen. Den Frankfurter Kollegen und den Damen war es durch die Freigebigkeit des Hochſtiftes, des ſtädtiſchen Kuratoriums und der Schuldeputation ſowie durch die Bereitwilligkeit des Königlichen Provinzial-Schulkollegiums, den

nötigen Urlaub zu gewähren, ermöglicht worden, sich in größerer Anzahl an der mit Freude begrüßten Veranstaltung zu beteiligen. Die Leiter des Kursus waren die Herren Direktor Walter und Professor Caumont, die beide keine Mühe scheuten, um dem Unternehmen einen möglichst großen Erfolg zu sichern. Die Geschäfte des geselligen Teiles hatte in dankenswerter Weise Herr Professor Reichard übernommen.

Am Nachmittag des 3. Januar fand in der Aula der Musterschule die feierliche Eröffnung des Kursus statt. Herr Direktor Walter teilte den Versammelten zunächst mit, daß der Königliche Provinzialschulrat, Herr Geheimrat Dr. Lahmeyer, zu seinem Bedauern durch Krankheit am Erscheinen verhindert sei, und bewillkommnete die Versammlung in seinem Namen. Dann stattete er dem Kuratorium der höheren Schulen Frankfurts, der städtischen Schuldeputation und dem Freien Deutschen Hochstifte den gebührenden Dank für die bereitwillige Unterstützung des Kursus ab. Ebenso hob er das freundliche Entgegenkommen des hiesigen Bürgervereins, der die auswärtigen Gäste zur Benutzung seiner Räume freundlichst eingeladen hatte, sowie die Thätigkeit der Frankfurter Mitarbeiter und die Freigebigkeit von etwa 50 deutschen, französischen und englischen Verlagsbuchhandlungen in Worten voll warmer Anerkennung hervor. Auch der Theaterverwaltung dankte er dafür, daß sie zu Ehren des Kursus die Aufführung von fünf Molière-Vorstellungen angesetzt hatte, zu denen die Teilnehmer zur Hälfte des gewöhnlichen Preises Zutritt erhielten.

Herr Stadtrat Grimm begrüßte den Kursus namens des Kuratoriums der höheren Schulen Frankfurts und führte aus, daß er die jüngsten Bestrebungen der Neuphilologen, das lebendige Erfassen der lebenden Sprache der grammatisch-logischen Ausbildung voraufgehen zu lassen, für höchst segensreich halte. Wenn auch der Kursus den Aufenthalt im Auslande nicht ersetzen könne, so verspreche er doch reiche Anregung.

In ähnlichem Sinne äußerte sich Herr Professor Dr. Valentin, der Vertreter des Freien Deutschen Hochstiftes. Er bedauerte, daß nur verhältnismäßig wenige Lehrer an dem Kursus teilnehmen könnten, sprach aber die feste Zuversicht aus, daß die

empfangene Anregung in tausend Funken auf die Kollegen und die Schüler überspringen würde.

Herr Direktor Dr. Kortegarn lud als Vorsitzender des Bürgervereins die Herren von auswärts in die gastlichen Räume des Vereinshauses ein.

Damit war die Begrüßungsfeier beendet, und nun hielt Herr Direktor Walter den ersten Vortrag, der den Zweck und die Ziele des Kursus betraf. Er betonte darin hauptsächlich, daß die Grundlage für das praktische Wirken des Neuphilologen neben dem wissenschaftlichen Studium ein längerer Aufenthalt im Auslande sei, und er wies darauf hin, wie von Frankreich und England, von Schweden und anderen Staaten schon seit Jahren unausgesetzt die größten Anstrengungen gemacht würden, den Unterricht in den neueren Sprachen durch Gewährung zahlreicher und bedeutender Reisestipendien zu heben. Wenn wir unser Schulwesen auf der bisherigen Höhe erhalten und uns nicht von anderen Kulturländern hierin zu unserem eigenen Nachteile überflügeln lassen wollten, so müßten wir bestrebt sein, dem Beispiele dieser Staaten zu folgen und auf eine reichliche Gewährung von Stipendien hinwirken. Man dürfe nicht glauben, daß der Kursus den Aufenthalt im Auslande unnötig mache; er diene vielmehr für solche, die im Auslande gewesen seien, zur Auffrischung und Befestigung der erworbenen Fertigkeit im Sprechen, für die, welche das Ausland noch besuchen wollten, sei er als eine geeignete Vorbereitung anzusehen. Für die einen sowohl wie für die anderen sei aber von großer Wichtigkeit die Phonetik, insoweit sie für den Unterricht in der Schule und die durch sie zu erzielende Förderung der eigenen Aussprache inbetracht komme. Die Lautkunde schaffe erst den festen Boden für das richtige Sprechen und Hören; denn nur dann, wenn das Ohr durch sie geschärft und die Sprachorgane durch phonetische Belehrung gebildet wären, könne man von einem Aufenthalt im Auslande den erwünschten Nutzen haben. Nochmals dankte Herr Direktor Walter allen denjenigen, die ihn und Herrn Professor Caumont bei den vorbereitenden Arbeiten unterstützt und sich zur Übernahme von Vorlesungen und zur Leitung der Übungszirkel bereit erklärt hatten.

Hierauf hielt Herr Professor Caumont einen Vortrag in französischer Sprache über die Einrichtung der Übungszirkel und die Art, wie die Arbeit in ihnen in nutzbringendster Weise erfolgen könnte.

Die Reihe der wissenschaftlichen Vorträge eröffnete Herr Professor Dr. Vietor (Marburg), der die Aussprache des Deutschen zum Gegenstand dreier Vorlesungen machte. Der erste Vortrag behandelte die allgemeinen Fragen der Phonetik auf Grund des Deutschen, insbesondere des Mitteldeutschen, zugleich mit Rücksicht auf das Französische. Nach Darlegung der Unterschiede zwischen Vokalen und Konsonanten, Verschlußlauten und Reibelauten, Stimmhaften und Stimmlosen wurden die typischen Vokale der Reihe nach vorgeführt und in einem Schema zusammengestellt. Als Hauptkennzeichen der Vokale trat das Vorhandensein einer „Mundöffnung" — im Gegensatz zu der „Mundenge" und dem „Mundverschluß" bei den Konsonanten — und somit das Fehlen eines den Stimmton begleitenden Geräusches hervor. Als vorzugsweise bestimmend für die Art der Mundöffnung und den Klang der einzelnen Vokale ward das Verhalten der Zunge und der Lippen näher beleuchtet. In ähnlicher Weise wurden die Konsonanten als Geräuschlaute mit einer der eben erwähnten Artikulationsformen besprochen und in eine „Lauttafel" eingefügt, die sämtliche Laute des gesprochenen Schriftdeutsch in einem Schema zeigte. Hierauf folgte das Wichtigste zur Synthese der Laute: Grundeigenschaften (Dauer, Stärke, Höhe), Silbenbildung, Sandhi u. s. w. Der Redner wies auf die mehrfache Bedeutung der Ausdrücke Ton, Akzent u. s. w. (Stärke und Höhe) hin und warnte vor der Verwechselung des Stimmtons mit dem Eigenton (der Mundresonanz) eines Vokals. In dem zweiten Vortrag ging er auf besondere Fragen der Orthoepie des Deutschen ein. Als das „beste", für den Unterricht mustergiltige Deutsch empfahl er unter Begründung im einzelnen die Bühnensprache. Auch in diesem Vortrag wurden diejenigen Punkte hervorgehoben, denen im Hinblick auf die Aneignung der französischen Aussprache eine besondere Bedeutung zukommt; so z. B. die Unterscheidung und Aneignung der stimmhaften Konsonanten, verschiedene Sandhierscheinungen (Verwandlung der Nasale vor

und nach Verſchlußlauten, Naſalierung der Vokale vor Naſalen, mundartlicher Schwund des **n**, Stimmhaft- und Stimmloswerden durch Sandhi u. ſ. w.), Quantität und Betonung (Wortakzent im einfachen und im zuſammengeſetzten Wort, „ſchwebende Betonung“, Satzakzent, Sprachtakte, Intonation). Die wichtigen Dienſte, welche die neuere Experimentalphonetik für die Gewinnung exakter Reſultate und damit für vergleichende Feſtſtellungen leiſtet, traten in den Ausführungen des Vortragenden gebührend hervor und wurden durch Beiſpiele erläutert. Der dritte Vortrag gab den Zuhörern Gelegenheit, die Hilfsmittel der zuletzt erwähnten Unterſuchungsweiſe durch den Augenſchein kennen zu lernen. Außer verſchiedenen Modellen zur Veranſchaulichung der Sprachorgane (Medianſchnitt des Kopfes; Zunge und Kehlkopf; Kehlkopf, vergrößert — die beiden letzteren zerlegbar) erklärte der Redner den Gebrauch künſtlicher Gaumen für ſtomatoſkopiſche Experimente und die Verwendung des Kymographions mit Mareyiſcher Trommel zur Unterſuchung der Intenſität, der Quantität, der Aſpiration, der **r**-Schwingungen und der Intonation. Das von ihm und vorher von Profeſſor Ph. Wagner in Reutlingen zu zahlreichen Verſuchen gebrauchte Exemplar des romaniſch-engliſchen Seminars in Marburg vom Univerſitäts-Mechaniker Albrecht in Tübingen (180 Mk.) ſowie eine Auswahl von Kurvenbildern konnten die Teilnehmer des Kurſus zu Ende des Vortrags noch genauer beſichtigen. Die kleinere Ausgabe des Apparats, die ſich durch leichte Handhabung und billigen Preis (etwa 50 Mk.) empfiehlt, möchte der Redner in den Händen recht vieler praktiſcher Neuphilologen ſehen.

Von ebenſo hoher Bedeutung wie die Vorleſungen des Herrn Profeſſor Vietor waren die am 4. Januar begonnenen, mit vielen humorvollen Bemerkungen gewürzten Darlegungen des Herrn Profeſſor Dr. Förſter (Bonn), der die franzöſiſche Elementarphonetik behandelte. In der Einleitung bemühte er ſich, die Wichtigkeit der Phonetik auch für Fernerſtehende darzulegen. Nach der Anſicht des Vortragenden iſt ohne die Hilfe der Phonetik eine wirklich richtige Ausſprache irgend eines fremden Idioms in einem ſpäteren als dem erſten Kindesalter kaum zu erlangen. Eine gute Ausſprache iſt aber für unſere Schulen un-

bedingt nötig. Um dieſe zu lehren, braucht man — vom allererſten Anfangsunterricht abgeſehen — genau dieſelbe Zeit und Mühe, wie um eine ſchlechte beizubringen. Nach einer kurzen Darlegung der Geſchichte dieſes Zweiges der Sprachwiſſenſchaft erging ſich der Vortragende des weiteren über den ſo wichtigen und viel umſtrittenen Punkt der Anwendung der Phonetik in der Schule. Daß es überhaupt heute noch nach den großen, unleugbaren Erfolgen jemand geben kann, der daran zu zweifeln wagt, daß der neuen Wiſſenſchaft ein Platz im fremdſprachlichen Unterricht einzuräumen ſei, kommt nach der Anſicht des Herrn Profeſſor Förſter daher, daß ſie eben in dieſen Kreiſen noch völlig unbekannt iſt und verwechſelt wird mit der phyſikaliſch-anatomiſchen Lautphyſiologie, die ſich vor einigen zehn Jahren breit machte und als Wiſſenſchaft für ſich auftrat, aber mit der Schule gar nichts zu ſchaffen hat. Die Elementarphonetik dagegen, die unbedingt nötig iſt, verwertet von ihr nur das in der Schule allgemein Anwendbare, nie als Selbſtzweck, ſondern einzig als Magd, als helfende Dienerin der Schulpraxis. Erſt ſeit die praktiſchen Schulmänner ſich der Phonetik angenommen, feiert ſie ihre erſtaunlichen Erfolge in dem ſprachlichen Anfangsunterricht. Die Lehrerwelt darf aber nicht ruhen, bis, entſprechend der erſten Karlsruher Theſe, der Anfangsunterricht in unſerer deutſchen Mutterſprache auf dieſe elementare, dem ſechsjährigen Kinde ohne jede Schwierigkeit beizubringende Phonetik aufgebaut ſein wird. Man bedenke doch, was der Taubſtummenunterricht ohne die Hilfe des Ohres in der Sprache erreicht![1]) Der Vortragende betonte ausdrücklich, daß die Kenntnis der aus der Phonetik

[1]) Nach dem übereinſtimmenden Urteil aller Herren, die dem Unterricht in der hieſigen Taubſtummen-Anſtalt beiwohnten, waren die von Herrn Oberlehrer Vatter daſelbſt erzielten Leiſtungen in jeder Hinſicht bewundernswert. Es wird hier durch eine ſtreng phonetiſche Unterweiſung erreicht, daß die Taubſtummen inſtandgeſetzt werden, nicht nur anderen das, was ſie ſagen, vom Mund abzuleſen, ſondern auch ihre eigenen Gedanken in leicht verſtändlicher Sprache auszudrücken. In einer vorgerückteren Klaſſe ſtanden die Leiſtungen im Sprechen ſo hoch, daß die Schüler Goethes „Erlkönig“ in ſinngemäßer und klar artikulierter Deklamation zu Gehör brachten.

gewonnenen Lautſchrift, die für jeden Laut nur ein ihm entſprechendes Zeichen giebt, für den Lehrer unbedingt nötig und für den Schüler nach dem einmütigen Zeugnis aller, die ſie bis jetzt angewandt haben, eine große Erleichterung zur raſchen Aneignung einer guten Ausſprache iſt, ohne, wie man anfangs gefürchtet hatte, die Sicherheit in der gewöhnlichen Orthographie im geringſten zu beeinträchtigen. Es folgte ſodann nach Angabe der einſchlägigen, insbeſondere der für das Selbſtſtudium geeigneten Litteratur die Beſprechung der einzelnen franzöſiſchen Laute. Beſonders ausführlich wurden die Vokale ihrer Bildung nach erklärt und vorlautiert, wobei ſtets der Unterſchied zwiſchen der deutſchen und der franzöſiſchen Art des Artikulierens hervorgehoben wurde. Das allergrößte Gewicht legte der Vortragende auf die Aneignung der nationalen Artikulationsbaſis, d. h. die Angewöhnung derjenigen Mundſtellung, wie ſie jedem einzelnen Volke eigentümlich iſt, ſo daß ſich bei deren Einſtellung die jede Fremdſprache von dem Deutſchen unterſcheidenden Merkmale ſofort von ſelbſt ergeben. Es folgten ſodann Bemerkungen über die Dauer der Laute, über Silbentrennung, über die ſo wichtige und bei uns nicht immer richtig verſtandene Betonung, über Angleichung, und ſchließlich mit beſonderem Intereſſe aufgenommene Ausführungen über die Bindung der Wörter im Satze (liaison). Abgeſehen von allen dieſen Einzelheiten hob Herr Profeſſor Förſter mit großem Nachdruck hervor, daß die früher allgemein gehegte Befürchtung, es könnte durch die Phonetik die Erlernung der Fremdſprache erſchwert werden, durchaus unbegründet iſt. Vielmehr wird nach graphiſcher Feſtſtellung der Laute durch die vorhandenen guten lautlichen Apparate die Sache bedeutend erleichtert, indem ſich dadurch eine große Anzahl bisher heilig gehaltener Regeln, mit denen unſere Jugend geplagt wurde, als überflüſſig herausſtellt. Den Schluß des Vortrags bildete eine praktiſche Anleitung, phonetiſche Texte zu leſen, wonach drei Nummern ſolcher Texte aus Paſſy, Sons du Français, vorgenommen und phonetiſch erklärt wurden. Der Vortragende ſchloß mit der Aufforderung an die Zuhörer, die Übung des phonetiſchen Textleſens zu Hauſe nie zu unterbrechen, da dies der einzige irgend ausgiebige Erſatz iſt für den

Mangel an französischer Konversation und das einzige Mittel, die einmal erworbene gute Aussprache sich auch später noch zu erhalten.[2])

Montag, den 7. Januar, wurde von Herrn Professor Dr. König im Hörsaale des Physikalischen Vereins ein Vortrag über die physikalische Untersuchung der menschlichen Stimme gehalten. Nachdem Herr Oberlehrer Dr. Bode als zweiter Vorsitzender des physikalischen Vereins die Versammlung willkommen geheißen hatte, setzte der Vortragende auseinander, daß die eigentliche Aufgabe der Physik auf dem Gebiete der Phonetik die genaue Feststellung der Vorgänge sei, die sich in der Luft bei der Übertragung der Laute vom Munde des Sprechenden zum Ohre des Hörenden abspielen. Wie dabei auf der einen Seite die Laute vom Sprachorgan erzeugt, auf der anderen Seite im Ohre in Gehörempfindungen umgesetzt werden, das sind die weiteren Fragen, die sich an das eigentliche physikalische Problem anschließen. Die Laute sind Lufterschütterungen: unregelmäßige Erschütterungen — Geräusche; regelmäßige, periodisch sich wiederholende Erschütterungen — Töne. Charakteristika des Tones sind seine Höhe, seine Stärke, seine Klangfarbe. Versuche erläuterten dies, im besonderen die Verschiedenheit der Klangfarbe desselben Tones auf verschiedenen Instrumenten. Physikalisch ist die Tonhöhe durch die Dauer der Periode, die Tonstärke durch die Stärke der Erschütterungen, die Klangfarbe durch die Art des Verlaufes der Erschütterungen innerhalb jeder Periode, durch das Gesetz der Schwingung bestimmt. Versuche zeigten, wie dieses Schwingungsgesetz durch eine Kurve, die sogenannte Schwingungskurve dargestellt werden kann. Der

---

[2]) Im Anschluß an den Bericht über die mit großem Beifall aufgenommenen Vorlesungen des Herrn Professor Förster wies der Referent darauf hin, daß ihm beim Hospitieren im städtischen Gymnasium die gute französische Aussprache der Schüler aufgefallen sei. Diesen Erfolg habe man ohne die Hilfe der Phonetik erzielt. Wolle man aber daraus schließen, daß die Phonetik im Unterricht überflüssig sei, so mache man doch wohl einen Fehlschluß; denn in dem vorliegenden Falle komme neben dem unbestrittenen Verdienste der betr. Fachlehrer auch das weit über dem Durchschnitt stehende Schülermaterial jener Anstalt inbetracht.

Mathematiker Fourier hat bewiesen, daß eine solche periodische Kurve immer in eine Summe solcher einfacher Sinuskurven zerlegt werden kann, deren Perioden in der gegebenen Periode enthalten sind. Dieser mathematischen Zerlegung entspricht physikalisch die von Helmholtz gefundene Thatsache, daß ein Ton von bestimmter Klangfarbe in eine Reihe einfacher Töne zerlegt werden kann (Teiltöne, Grundton mit Obertönen). Wandtafeln und Versuche über Resonanz und Resonatoren erläuterten diese Ausführungen. Die Analyse eines Klanges besteht demnach in der Ermittelung der Teiltöne, die ihn bilden, und ihres Stärkeverhältnisses. Eine Analyse dieser Art kann ausgeführt werden: 1. an dem den Ton erzeugenden Körper — die akustische Wirksamkeit der Stimmbänder als membranöser Zungen und die Beeinflussung ihres Klanges durch die Resonanz der Mundhöhle wurde in diesem Zusammenhange besprochen und durch Versuche erläutert; 2. an der Tonwahrnehmung des Ohres selbst, durch Heraushören der Obertöne entweder mit dem Ohre allein oder mit Zuhilfenahme von Resonatoren; 3. durch direkte Untersuchungen der Schallschwingungen der Luft. Die einzige, völlig einwandfreie Methode zur direkten Untersuchung der Luftschwingungen ist die vor kurzem von Dr. Raps angewandte optische Methode. Alle übrigen Methoden beruhen auf der Verwendung einer Membran, gegen die der Schall geleitet wird, und deren Erschütterungen sichtbar gemacht oder graphisch registriert werden. Die Apparate, die zur Untersuchung der Sprachlaute, besonders der Vokale, benutzt werden, wurden erwähnt. Die Königischen Flammenkapseln und die Hermannische Spiegelmethode wurden vorgeführt, und aus den Resultaten der Untersuchung der Vokale das Wichtigste mitgeteilt. Die Ergebnisse der Analyse können schließlich auf synthetischem Wege auf ihre Richtigkeit erprobt werden. Es wurden die älteren Versuche von Willis zur Nachahmung der Vokalklänge und einige Versuche über Zusammensetzung einfacher Töne zu Vokalklängen vorgeführt, der Helmholtzische Vokalapparat wurde besprochen, und zum Schluß die Bedeutung des Phonographen für Untersuchungen dieser Art kurz erörtert.

Herr Professor Caumont hielt zwei Vorträge in französischer Sprache, von denen der erste den Titel „La Versification française

moderne“ trug. Es wurden der Reihe nach der Rhythmus, die Cäſur, der Reim, der Hiatus und die ſogenannten genres à forme fixe behandelt. Derſelbe natürliche Rhythmus, der ſich in der Proſa dadurch geltend macht, daß unter den einzelnen Sprachtakten die einen mehr, die anderen weniger betont ſind, iſt auch in der Poeſie vorhanden; nur wird er hier durch die Einteilung in Verſe noch künſtlich geregelt. Die Betonung wird durch den logiſchen oder den grammatiſchen Wert der Silbe beſtimmt. In längeren Verſen wird der Rhythmus beſonders durch die Zäſur gewahrt, die einen Ruhepunkt im Versganzen bildet. Sie ſteht im Zehnſilbner gewöhnlich nach der vierten, im Alexandriner immer nach der ſechſten Silbe, kann aber nur nach einer betonten Silbe eintreten. Ebenſo wichtig wie der Rhythmus und die Zäſur iſt der Reim. Man unterſcheidet die „rime suffisante“, die im Gleichklang zweier Wörter von dem betonten Vokal ab beſteht (prudence: défense), von der „rime riche“, bei welcher auch der dem betonten Vokal voraufgehende Konſonant in den Reimwörtern der gleiche ſein muß (primitif: plaintif). Die „rime riche“ findet ſich bei Viktor Hugo häufig, Theodore de Banville fordert ſie geradezu. Eine weitere Unterſcheidung iſt die zwiſchen „männlichen“ und „weiblichen“ Reimen; jene endigen mit einer betonten, dieſe mit einer tonloſen Silbe. Ein altes, zuerſt von Ronſard aufgeſtelltes Geſetz verlangt, daß in einem Gedichte ſtets männliche und weibliche Reime mit einander wechſeln, und zwar ſo, daß einem Verſe weder ein anderer mit derſelben Art (Genus) des Reimes folgen noch voraufgehen darf, es ſei denn, daß die gleichartigen Versſchlüſſe mit einander reimen. In unſerer Zeit hat Verlaine dieſe Regel durchbrochen, indem er Gedichte machte, die durchweg nur männliche oder auch nur weibliche Reime aufweiſen. Derſelbe Dichter behandelt überhaupt den Reim in auffallend freier Weiſe, ja er verzichtet manchmal ganz darauf. Im allgemeinen kann man ſagen, daß die Klaſſiker ſich mit der „rime suffisante“ begnügt haben, die Romantiker, mit Ausnahme von Viktor Hugo und Alfred de Vigny, nachläſſig, die Parnaſſiens hingegen mit größter Sorgfalt gereimt haben. Der Hiatus, d. h. die Aufeinanderfolge zweier Vokale, wird des Wohlklangs wegen möglichſt gemieden. Er iſt

innerhalb eines Wortes zuläſſig, darf auch beim Übergang von Vers zu Vers vorkommen, iſt aber bei zwei auf einander folgenden Wörtern innerhalb des Verſes ſtreng unterſagt. So ſind Formen wie „tu es“ oder „tu as“ in der Poeſie nicht zu verwenden. Banville bedauert dies; Viktor Hugo hat gegen das alte Geſetz nicht verſtoßen. Unter der Bezeichnung „genres à forme fixe“ verſteht man Dichtungsformen, bei denen ſowohl der Bau als auch die Anzahl der Strophen feſt beſtimmt iſt. Hierher gehören u. a. das Sonett, das Rondeau und die Ballade. Die älteren Gattungen wie das Rondeau werden hauptſächlich von Banville gepflegt. Das Sonett iſt häufiger verwandt worden, beſonders von den die ſtrengere Form liebenden Parnaſſiens (Sully Prudhomme und de Heredia) im Gegenſatz zu den Romantikern, die ſich in dieſer Hinſicht mehr gehen laſſen. — An den Vortrag über die moderne franzöſiſche Metrik ſchloſſen ſich einige Bemerkungen über das Leſen der Verſe an. Das ſtumme e ſpielt dabei nach der Anſicht des Redners nicht die große Rolle, die ihm oft zugewieſen wird; denn es entſteht durch die der gewöhnlichen Ausſprache entſprechende Auslaſſung dieſes Buchſtabens eine natürliche Pauſe, mit deren Hilfe der beabſichtigte Rhythmus doch gewahrt bleibt. Tonloſes e zwiſchen zwei Konſonanten gleicher Art (etwa zwei Dentalen) muß geſprochen werden (oisive vertu; garde ta candeur), und beſonders lautet es auch da, wo durch ſein Dazwiſchentreten das Zuſammentreffen dreier Konſonanten vermieden wird. Man kann wohl alle Ratſchläge über das Leſen franzöſiſcher Verſe in die Anweiſung zuſammenfaſſen: man leſe poetiſche Stücke wie man gehobene Proſa leſen würde.

Der zweite Vortrag des Herrn Profeſſor Caumont behandelte die franzöſiſche Poeſie des 19. Jahrhunderts. Zunächſt charakteriſierte der Redner die klaſſiſche Schule und illuſtrierte ſeine Ausführungen dadurch, daß er eine Ode von Le Brun vortrug. Darauf wandte er ſich dem vielgefeierten Jacques Delille zu, der die Gabe hatte, das Triviale in kunſtvoller Form darzuſtellen. Ohne irgendwie von dichteriſcher Begeiſterung getragen zu ſein, hatte Delille ſich eine hervorragende Stellung in der Litteratur

errungen. Eine Wiedergeburt der Dichtkunſt war nötig; und ſie ließ in der That nicht lange auf ſich warten. Eingeleitet wurde ſie durch Mme de Stael und Chateaubriand, bewerkſtelligt von den Romantikern, die ſich hauptſächlich von deutſchen und engliſchen Dichtern beeinfluſſen ließen. Die hervorragenden Vertreter dieſer Schule wurden einzeln beſprochen. Bei ihnen allen herrſcht die ſubjektiv-lyriſche Stimmung, das Ich, vor. Eine Gegenſtrömung bilden die ſogenannten Parnaſſiens, deren Ideal die Objektivität iſt. Daneben ſind ſie beſonders darauf bedacht, der von den Romantikern häufig vernachläſſigten Form wieder zu ihrem Rechte zu verhelfen. Theophile Gautier war der Anführer dieſer Bewegung, und ſeine Gedichtſammlung „Emaux et Camées“ ſcharte eine Anzahl von Gleichgeſinnten unter ſeinem Banner zuſammen. Kurze, ſehr ſorgfältig ausgefeilte Gedichte in tadelloſer Form, aber mit unbedeutendem Inhalt ſind die Erzeugniſſe ſeiner Muſe. Die bedeutendſten Anhänger dieſer Richtung ſind: Theodore de Banville, Leconte de Lisle, Coppee und Sully Prudhomme. In Leconte de Lisle beſonders ſind alle Kennzeichen der Parnaſſiens ſcharf ausgeprägt. Er beſingt mit Vorliebe das Altertum und den Orient und begeiſtert ſich ebenſoſehr für mythologiſche Stoffe wie für die Natur. Ein pantheiſtiſcher Zug iſt ihm eigen. Sicherlich verfügt er über ein außergewöhnliches Talent, und er wird von vielen für den größten franzöſiſchen Dichter unſeres Jahrhunderts gehalten. Der beliebteſte und volkstümlichſte von allen iſt François Coppee. An Baudelaire ſchloſſen ſich die „Decadents“ an, zu denen auch Richepin zählt. Sie zeichnen ſich dadurch aus, daß ſie neuerungsſüchtig im Versbau ſind und durchweg eine auffallende Hinneigung zur Darſtellung des Häßlichen bekunden. Die „Symboliſtes“ Verlaine und Mallarmé wollen mit ihrer Kunſt mehr durch bloßes Andeuten als durch Ausführen ihrer Gedanken Eindrücke wecken. Äußerlich kennzeichnen ſich dieſe eigentümlichen Beſtrebungen durch mangelhaft gebaute, häufig ganz unerwartet abgebrochene Sätze. Mit einer Würdigung des Dichters Alfred de Vigny, der in ſeiner Perſon einiges aus allen erwähnten Schulen zu vereinigen ſcheint, wurde die Betrachtung über die Entwickelung der franzöſiſchen Dichtkunſt des 19. Jahrhunderts beſchloſſen.

Leider ist es mir unmöglich, über die acht litteraturgeschichtlichen und die vier Deklamationsvorträge des Herrn Gauthey-Des Gouttes, Lektors an der Kieler Universität, auch nur einigermaßen ausreichend zu berichten. Ich kann hier nur einen kurzen Überblick über seine ebenso inhaltreichen als formvollendeten Darbietungen geben, die sich alle des lebhaftesten Beifalls erfreuten.

Der Redner hatte sich vorgenommen, in diesen zwölf Vorträgen vor seinen Zuhörern eine Art litterarischer und geschichtlicher Heerschau Frankreichs von Ludwig XIV. bis zu unserer Zeit abzuhalten. Natürlich war die ihm zu Gebote stehende Zeit zu knapp bemessen, als daß er ausführlich hätte sein können. In richtiger Erkenntnis der Wünsche und der Bedürfnisse seiner Zuhörerschaft trug Herr Gauthey-Des Gouttes als Rezitator hauptsächlich Dichtungen oder auch Prosastücke moderner Schriftsteller vor. Dennoch kamen auch die Vertreter der wichtigsten älteren Schulen zu Worte. So wurde von Racine „Songe d'Athalie“ (Athalie, Akt II, Szene 4 u. 5) und die Szene zwischen Nero und Agrippina im Britannicus (IV, 2) vorgelesen. Die Sprache des großen Corneille hielt der Vortragende für zu schwerfällig und zu veraltet, um sie in die Dienste eines Kursus zu stellen, der sich vornehmlich mit dem modernen französischen Idiom befaßte. Molière hingegen gehört allen Zeiten an, und deshalb wurde ihm ein hervorragender Platz in dem Programm eingeräumt, indem einige Szenen aus dem Tartufe (I, 5 u. 6), sowie die sechste Szene des zweiten Aktes des Bourgeois gentilhomme zu Gehör gebracht wurden. La Fontaine spielt in der für die Jugend bestimmten Poesie eine große Rolle: nach der Ansicht des Herrn Gauthey-Des Gouttes mit Unrecht, weil in seinen Fabeln — um diese handelt es sich nur — eine Menge von Feinheiten, Gedankensprüngen und Ideen sind, die über den Gesichtskreis des Kindes weit hinausgehen. Dazu kommt, daß es keinen Dichter giebt, der größere Anforderungen an die Deklamationskunst stellt als La Fontaine. Der Rezitator erfreute seine Zuhörer durch den fein abgetönten Vortrag von sechs der bekanntesten Fabeln des beliebten Dichters. Mit den Proclamations de Napoléon Ier wurde der Übergang zu der kurzen und bündigen Ausdrucksweise der neuen Zeit gemacht. An

Napoleon schloß sich dann in natürlicher Reihenfolge Beranger als derjenige Dichter an, der ihn am besten besungen hat. Es wurden les Souvenirs du Peuple und Adieux de Marie Stuart vorgelesen. Beranger hat das seltsame Schicksal, in Frankreich vollständig vergessen zu sein, während er sich in Deutschland der größten Beachtung erfreut. Es giebt keine auf deutschem Boden gedruckte Sammlung französischer Gedichte, in der nicht Beranger einen Ehrenplatz einnähme; in Frankreich dagegen ist er ganz aus der Mode gekommen, wie überhaupt das französische Lied gegenwärtig sehr in Verfall geraten ist. Auch die Marseillaise wurde vorgetragen. La Nuit de Mai, das bekannte Fragment von Alfred de Musset, charakterisierte die Lyrik der romantischen Schule durch eines ihrer glänzendsten poetischen Erzeugnisse. Zwei Namen endlich, Alphonse Daudet mit La Chévre de M. Seguin, La Mule du Pape, Les Vieux, Le Curé de Cucugnan und François Coppee mit La Veillée und La Bénédiction mögen die Aufzählung der führenden Geister der französischen Litteratur beschließen, die vermöge der großen deklamatorischen Begabung des Herrn Gauthey-Des Gouttes seinen dankbaren Zuhörern in seltener Vollendung vorgeführt wurden. Außerdem wies das reichhaltige Programm noch einige hübsche Stücke aus Kühns Chrestomathie auf.

Wir gehen nunmehr zu den litterarhistorischen Vorlesungen des Herrn Gauthey-Des Gouttes über, in denen er die Personen und die geistigen Strömungen behandelte, die für die Entwickelung der französischen Litteratur von besonderer Wichtigkeit sind. Der Redner suchte in seinem Vortrage La Cour de Louis XIV ein möglichst getreues Bild von dem Leben des gefeierten Königs und von der strengen Etikette zu geben, welcher der „roi-soleil“ sich selbst und seine ganze Umgebung unterwarf. Als Führer dienten dem Vortragenden bei seiner Darstellung die Memoiren des Herzogs von Saint-Simon, die trotz ihres gehässigen Charakters stets die Hauptquelle der Belehrung sein werden, wenn man den Hof Ludwigs XIV. kennen lernen will. Es wurde gezeigt, wie die in Versailles vorgeschriebene Etikette auch auf die Litteratur ihren Einfluß ausübte, und wie die Trauerspiele Racines und auch

*

einige Luſtſpiele Molieres mit den prunkhaften und allzu gekünſtelt angelegten Gartenanlagen des Verſailler Schloſſes eine gewiſſe Ähnlichkeit haben. — Der zweite Vortrag beſchäftigte ſich mit La Femme de Molière. Darin beleuchtete Herr Gauthey-Des Gouttes nicht nur die Kuliſſen des Theaters, ſondern auch diejenigen des königlichen Hofes. Wieder wurde Saint-Simon als Hauptgewährsmann herangezogen; denn der ariſtokratiſche Schriftſteller legt gerade auf die Einzelheiten ein großes Gewicht und führt uns ſeine Fürſten und Fürſtinnen in ihrer wahren Geſtalt und ganz ungeſchminkt vor. Die Abhandlungen Souliés, Eduard Fourniers und die ſo wertvollen Unterſuchungen Guſtave Larroumets in der „Revue des Deux Mondes“ erlauben uns nach der Anſicht des Redners, ein abſchließendes Urteil über das Familienleben des großen Dichters zu fällen. Danach ſei zur Genüge dargethan, daß Armande Bejart, Molieres Frau, ihrem Gatten durchaus nicht ſo großes Leid zugefügt habe, wie die Sage es wolle, und daß der Dichter keineswegs alle die ehelichen Stürme durchgemacht habe, die ihm Georges Sand in ihrem Drama „Moliere“ zuſchreibe; ja, er habe ſogar verhältnismäßig gut mit ſeiner Frau gelebt. Auch über die trübſeligen Wanderjahre des Dichters, die erſt mit der definitiven Anſtellung ſeiner Schauſpieltruppe als „troupe de Monsieur“ in Paris ihren Abſchluß fanden, wurde ausführlich berichtet. — In dem Vortrage Adrienne Lecouvreur führte uns Herr Gauthey-Des Gouttes wieder hinter die Kuliſſen. Er ſchlug hier denſelben Weg ein wie bei der vorhergehenden Vorleſung, indem er um eine bedeutende Künſtlerin alle Schöngeiſter der Zeit verſammelte, die zu der berühmten Dame Beziehungen hatten, oder bei denen man ſolche vermuten kann. Gleichzeitig zeigte er uns, wie das „Théâtre-Français“ ein nationales Inſtitut geworden iſt. Das Thema gab dem Vortragenden auch Gelegenheit zu einigen wichtigen Ausführungen über die franzöſiſche Schauſpielkunſt und Deklamation; denn man darf nicht vergeſſen, daß Adrienne Lecouvreur eine vollſtändige Umwälzung in der Kunſt, Verſe zu ſprechen, bewirkt hat. Sie brach mit der durch die Tradition geheiligten ſingenden Vortragsweiſe, um ihrer künſtleriſchen Sprache den Stempel der vollkommenſten Natürlichkeit

aufzudrücken. Zum Schluß wurden einige Szenen aus „Adrienne Lecouvreur“, dem bekannten Luſtſpiele von Legouvé, zu Gehör gebracht. — Herr Gauthey-Des Gouttes hatte urſprünglich „La Cour de Napoléon Ier“ als ſeine vierte Vorleſung angekündigt. Er erſetzte ſie jedoch durch eine andere über Rachel. Zu dieſer Änderung veranlaßte ihn die Erwägung, daß der Kaiſer kaum irgendwelches litterariſche Intereſſe hatte und an ſeinem Hof noch weniger davon zu ſpüren war. Durch Rachel hingegen werden wir mitten in den Streit zwiſchen den Klaſſikern und den Romantikern hineingeführt; denn ſie war es, die den Kampf der Meinungen dadurch beendete, daß ſie die ihr aus den beiden feindlichen Schulen zufallenden Rollen gleich gut ſpielte. Mit Hilfe der Kunſt dieſer genialen Schauſpielerin erwachte das klaſſiſche Trauerſpiel aus ſeiner Erſtarrung und ſtand verjüngt und lebenskräftiger als je da; daneben wußte ſich Rachel aber auch des Peplons zu entledigen und die romantiſchen Heldinnen Victor Hugos mit derſelben Meiſterſchaft zu ſpielen. Mochte ſie in „Phedre“ oder in „Hernani“ auftreten, immer feierte „l'art de bien dire“, jene in Frankreich ſo gefeierte und weit vorgeſchrittene Kunſt, einen neuen Triumph. — Bis dahin hatte der Redner in ſeinen Darlegungen dem Theater den erſten Platz eingeräumt. Von nun an mußte er auch demjenigen Zweige der franzöſiſchen Litteratur gerecht werden, der ſich in unſerem Jahrhundert ganz in den Vordergund gedrängt hat: dem Romane; droht dieſer doch heutzutage in Frankreich alle anderen litterariſchen Gattungen zu verſchlingen. Zwei Vorleſungen wurden dem wichtigen Gegenſtande gewidmet. In der erſten, Georges Sand betitelt, machte uns Herr Gauthey-Des Gouttes zunächſt mit dem Programm des idealiſtiſchen Romans bekannt, verſchaffte uns einen Einblick in das Seelenleben der Frau, welche die bedeutendſte Vertreterin dieſer Litteraturgattung war, und charakteriſierte zugleich ihre Nachfolger, wie Octave Feuillet, Victor Cherbuliez u. a. Die Erzeugniſſe der Sturm- und Drangperiode der Dichterin wurden außer acht gelaſſen, um Georges Sand als Verfaſſerin der reizendſten Idyllen im rechten Lichte zu zeigen. Zur Illuſtration des Geſagten las der Vortragende mehrere Seiten aus „La Mare au Diable“ vor. — In der zweiten, dem Roman ge-

widmeten Vorlesung, „Le Roman Naturaliste“, eröffnete der Redner einen Feldzug gegen die Bestrebungen Zolas, Maupassants, Huysmanns' und deren Anhänger, nahm aber ausdrücklich die ihnen verwandten Schriftsteller Honoré de Balzac und Flaubert bei der scharfen Beurteilung jener aus. Herr Gauthey-Des Gouttes glaubte seiner aus Nichtfranzosen bestehenden Zuhörerschaft die Erklärung schuldig zu sein, daß man sich vor der Annahme hüten müsse, die bürgerliche Gesellschaft Frankreichs sei so verdorben, wie sie in den naturalistischen Romanen erscheine. Der Ausländer sei im allgemeinen zu sehr geneigt, ein Land nach seinen extremen litterarischen Erzeugnissen zu beurteilen; ebensowenig aber, wie man Deutschland nach dem Maßstabe der Stücke Sudermanns und Gerhard Hauptmanns messen könne, dürfe man Frankreich nach der „Nana“ und dem „Pot-Bouille“ Zolas oder nach „A rebours“ Huysmanns' beurteilen. — Einen scharfen Gegensatz zu diesen Darlegungen bildete die Vorführung der enthusiastischen Schriftstellergeneration von 1830, die in der Vorlesung „La Première de Hernani“ zum Gegenstande der Betrachtung gemacht wurde. Der Redner schilderte die erste Aufführung des Victor-Hugoischen Stückes mit einer gewissen dramatischen Belebtheit. In der That steht jene Vorstellung vereinzelt in der Geschichte der Litteratur da, denn sie hat dem französischen Theater, das damals in kalten Nachahmungen der Tragödien Racines und Corneilles zu erstarren drohte, neue Bahnen eröffnet. Die Beschreibung der litterarischen Fehde, die mit dem Namen „Hernani“ verknüpft ist, hat etwas außerordentlich Seltsames an sich, wenn man die Gepflogenheiten der heutigen Dichter und Romanschriftsteller zum Vergleiche heranzieht. Wo fände man bei der modernen Generation jene Leidenschaftlichkeit und edle Selbstverleugnung eines führenden Geistes wie Theophile Gautier, der alles opferte, seine Feder und seine ganze Persönlichkeit einsetzte zur Verteidigung des Meisterwerkes eines anderen? Wie weit von jener warmen Begeisterung der Romantiker von 1830 war die kalte und prunkhafte Verehrung entfernt, die man dem achtzigjährigen Victor Hugo entgegenbrachte, und wie hat diese Verehrung seit seinem Tode noch abgenommen! Der Name des größten französischen Dichters unseres Jahrhunderts

fängt an, nicht etwa vergessen, sondern, was noch schlimmer ist, mit Gleichgiltigkeit ausgesprochen zu werden. — In seinem letzten Vortrag behandelte Herr Gauthey-Des Gouttes „Les Femmes de France“. Er besprach darin die hervorragenden Schriftstellerinnen Frankreichs von Marie de France und Christine de Pisan ab bis zu Gyp und Mme A. Daudet. Das wäre Stoff genug für eine ganze Reihe von Vorlesungen gewesen, und daher beschränkte sich der Redner darauf, aus der großen Anzahl dichterisch begabter Frauen die allerbedeutendsten herauszunehmen und deren Bild in wenigen, aber scharfen Umrißlinien zu zeichnen.

Wie ich bereits erwähnt, habe ich in meinem Bericht den Inhalt der interessanten Ausführungen des Herrn Universitätslektors nur ganz oberflächlich andeuten können. Es kam mir hauptsächlich darauf an, die Gesichtspunkte hervorzuheben, von denen aus Herr Gauthey-Des Gouttes seine Themata betrachtete; und daß die Art und Weise, wie er uns die Hauptepochen der französischen Litteraturgeschichte vorführte, durchaus richtig war, bewies die über eine Bethätigung des bloßen Pflichtgefühls weit hinausgehende Teilnahme und dankbare Anerkennung der Zuhörer.

Herr Cointot sprach über das Thema „Le Paysan dans le Sud-Ouest de la France“. Der Bauer ist in der modernen Romanlitteratur meistens in einem recht ungünstigen Lichte gezeigt worden. Seine Sparsamkeit wird als schmutziger Geiz geschildert; er erscheint als ein Mensch, der, um sich einige Thaler zu erwerben, jeglicher Unredlichkeit fähig ist; sein derber gesunder Menschenverstand wird als Verschlagenheit ausgelegt; seine Manieren, seine Sprache, seine Scherze verwandeln sich in der Feder des Schriftstellers ungerechterweise in Plumpheit und in Grobheit. Der Landmann des Romans „La Terre“ ist nirgends zu finden. — Die Geburt des kleinen Bauern wird mit allgemeiner Freude begrüßt; denn von dem rein menschlichen Elternstolz abgesehen, kommt hier noch inbetracht, daß die Kinder den Reichtum des Landmannes ausmachen. In einem Alter, in dem die anderen Kleinen nur ans Spielen denken, hilft der junge Landbewohner bereits seinen Eltern bei der Arbeit. Er besucht vom sechsten Lebensjahre an die Gemeindeschule und nimmt, wenn diese von der elterlichen Wohnung

weit abgelegen ist, sein Essen für den Tag mit. Wenn er zwölf Jahre alt ist, wird er aus der Volksschule entlassen und erhält sein Abgangszeugnis (certificat d'études primaires), das an einem Ehrenplatz in der großen Stube aufgehängt wird. Daneben findet später noch das Zeugnis über gute Führung im Militärdienst seine Stelle. Beim Austritt aus der Schule ergreift der Knabe gewöhnlich den Beruf seines Vaters, wenn nicht etwa die Eltern aus thörichtem Ehrgeiz das Kind zu seiner weiteren Erziehung in die Stadt schicken, wo es dann meistens die Zahl der Enterbten vergrößern hilft. Will der Sohn aber Landmann werden, so läßt man ihn, wenn die Verhältnisse es erlauben, die landwirtschaftliche Schule (Ferme-Ecole) des Departements besuchen. Dort lernt er die Fortschritte kennen, die mit Hilfe der Wissenschaft in der Bebauung des Landes gemacht werden, und man muß anerkennen, daß der Bauer, selbst wenn er schon in vorgerücktem Lebensalter steht, sich die Kenntnis dieser Fortschritte wohl zu nutze macht. Drei Jahre bringt der junge Mann gewöhnlich in der Fachschule zu. Wenn er sie nach Verlauf dieser Zeit verläßt, so fällt es ihm leicht, auf einem größeren Gut eine Verwalterstelle zu erhalten. Ist sein Vater selbst Gutsbesitzer, so hilft der Sohn ihm nun bei der Bebauung des Feldes und zeichnet sich in seiner Stellung durch nichts vor dem gewöhnlichen Knechte aus. Nur die Sonn- und Feiertage unterbrechen die Arbeit. Vergnügungen sind selten; der Bauer kennt deren nur zwei: den Besuch des „Café" und den Tanz. Da er aber gewöhnlich zu sparsam und zu nüchtern ist, um das sauer erworbene Geld im Café auszugeben, so bleibt ihm als Hauptbelustigung nur das Tanzen übrig, dem er leidenschaftlich ergeben ist. In einem großen getünchten, bei festlichen Gelegenheiten mit Kränzen und Zweigen geschmückten Saale versammeln sich die Mädchen und Burschen zum Ball. Alle sind festtäglich gekleidet; bei den Damen fällt ein Taschentuch auf, das um die Taille geschlungen ist, um das Kleid vor Beschmutzung durch die Hände der Tänzer zu schützen. Diese nehmen nicht den geringsten Anstoß an einer Sitte, die immerhin dem Mangel an Vertrauen auf ihre Reinlichkeit entspringt. Bei solchen Tanzgelegenheiten lernen die jungen Leute einander kennen, und sobald der Bursche

seinen Militärdienst abgeleistet hat, verheiratet er sich. Die Hochzeit wird auf die großartigste Weise gefeiert. Tanz und reichliche Mahlzeiten, bei denen der Wein in Strömen fließt, bilden die Hauptanziehungspunkte des vier- bis fünftägigen Festes. Sobald diese Zeit der Lustbarkeiten vorüber ist, fängt für die Neuvermählten die Arbeit wieder an. Sie gründen sich jetzt ihr Heim in dem kleinen Besitztum, das die Eltern ihnen nach langem Feilschen abgetreten haben; denn der Bauer entäußert sich nur ungern seiner Ländereien, und es bedarf erst ausgedehnter Unterhandlungen, bis er dem Sohne auch nur einen Teil des geliebten Besitzes überläßt. Am meisten liegen ihm die Weinberge, die Quelle seines Wohlstandes, am Herzen. Sie lassen ihm stets die Zukunft in rosigem Lichte erscheinen. Es war daher ein schwerer Schlag, der die ländliche Bevölkerung traf, als die Phylloxera ihre Verwüstungen in den Weinbergen anrichtete. Da verzagte der Bauer; er verließ das platte Land und wanderte nach der Stadt aus. Glücklicherweise dauerte die Zeit der allgemeinen Entmutigung nicht lange. Gelehrte Gesellschaften bildeten sich alsbald, um, von der Regierung mit Mitteln unterstützt, das schädliche Insekt auszurotten. Ihre Bemühungen waren von Erfolg begleitet. Darauf entstanden andere Vereinigungen, „Sociétés d'encouragement à la reconstitution du vignoble“. Auch sie haben vortreffliche Resultate erzielt; denn die zerstörten Weinberge sind zum großen Teil wieder angebaut. So hat der Bauer schon jetzt die schlimme Zeit vergessen, welche die Phylloxera ihm verursacht hat, jene Tage, da er am Rande des wirtschaftlichen Untergangs stand, und er hat sein altes Vertrauen auf die Zukunft wiedererlangt.

Herr Tissot behandelte das Thema „L'Enseignement Secondaire en France“. Das öffentliche Unterrichtswesen Frankreichs liegt in den Händen einer großen Körperschaft, die den Namen „Université de France“ führt. Sie besteht aus dem jeweiligen Unterrichtsminister, den „inspecteurs généraux“, den Akademie-Rektoren und Inspektoren, den Professoren der „facultés“ der „lycées“ und der „collèges“, den „instituteurs“ u. s. w. und wurde von Napoleon I. gegründet. Noch jetzt sind viele von den damals verfügten Bestimmungen in Kraft. „Niemand,“ heißt es

in dem wichtigen Dekret vom 17. März 1808, „darf öffentlichen Unterricht erteilen, der nicht Mitglied der Université ist.“ Diese Monopolisierung des Unterrichts wurde von der katholischen Kirche heftig angegriffen, bis endlich im Jahre 1850 durch ein Gesetz der Volksschulunterricht (enseignement primaire) und der Mittelschulunterricht (enseignement secondaire), im Jahre 1875 die Vorlesungen an den Hochschulen (enseignement supérieur) freigegeben wurden, indem der Staat erlaubte, daß nach dem Muster seiner Anstalten andere, nicht von ihm selbst geleitete eingerichtet würden. Napoleon I. kümmerte sich wenig um das Volksschulwesen; er richtete seine ganze Aufmerksamkeit auf die Einrichtungen der Mittel- und Hochschulen. Man stellte damals Lehrpläne auf, die bis in das einzelnste vorschrieben, was in jeder Schulstunde vorgenommen werden mußte, so daß der Vorsitzende der Unterrichtsverwaltung (le grand maître de l'Unisersité) M. de Fontanes, als er eines Tages auf die Uhr blickte, sagen konnte: „Jetzt fängt man in allen Lyceen des Kaiserreiches an, ein lateinisches Exercitium zu diktieren.“ Heutzutage giebt es keinen „grand maître de l'Université“ mehr; an der Spitze der „Université de France“ steht der „ministre de l'instruction publique“, der in der Erledigung der Geschäfte von dem „Conseil supérieur de l'instruction publique“ unterstützt wird. Daneben entfalten dann als höhere Aufsichtsbeamten die „inspecteurs généraux“ ihre Thätigkeit; es gab deren im Jahre 1878 vier für die Volksschulen, acht für die Mittelschulen und sieben für die Hochschulen. Im Jahre 1854 setzte man die Zahl der „académies“ auf 16 fest. Die Anzahl dieser Hochschulen ist heute dieselbe, da an die Stelle derjenigen von Straßburg eine neue zu Chambery trat. An der Spitze der Akademie steht ein Rektor, dem alle Schulen des Bezirks unterstellt sind. Der Unterrichtsminister ist der Rektor der Pariser Akademie; ihm zur Seite steht ein Vice-Rektor. Dem Rektor ist der „Conseil académique“ beigeordnet. In allen Departements-Hauptstädten giebt es einen „inspecteur d'académie“, der sich mit den Volksschulen und den collèges zu befassen hat; er ist Vicepräsident des „Conseil départemental de l'enseignement primaire“. Den Vorsitz führt der Präfekt. Den Elementarunterricht

(enseignement primaire) erteilen die „instituteurs“ und die „institutrices“ in den „écoles maternelles“, „écoles communales“, „cours complémentaires“ und in den „écoles primaires supérieures“. Das Lehrerperſonal wird in den „écoles normales d'instituteurs (d'institutrices)“ vorgebildet, und die „professeurs“ dieſer Schulen gehen ſelbſt zum großen Teil aus der „école normale supérieure d'instituteurs de St.-Cloud“ oder aus der dieſer entſprechenden Anſtalt für Lehrerinnen zu Fontenay-aux-Roſes hervor. Die höchſte Stufe des öffentlichen Unterrichts nimmt das „enseignement supérieur“ ein, das ſeine Stätte in den „facultés“ und in einer großen Anzahl von Fachſchulen hat. Solche „écoles spéciales“ ſind z. B. „L'Ecole normale supérieure“, „l'Ecole polytechnique“, die unter dem Kriegsminiſter ſteht, „le Collège de France“, „l'Ecole des hautes études“, „l'Ecole du Louvre“, „les Cours de l'Hôtel de Ville de Paris“, „l'Institut agronomique“ u. ſ. w. An der Spitze der Akademieen ſteht diejenige von Paris, welche eine proteſtantiſch-theologiſche, eine juriſtiſche, eine mediziniſche, eine mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche (faculté des sciences), und eine hiſtoriſch-ſprachwiſſenſchaftliche Fakultät (faculté des lettres) ſowie eine „Ecole supérieure de pharmacie“ umfaßt. Es giebt im ganzen in Frankreich 13 juriſtiſche, 7 mediziniſche, 15 mathematiſch-naturwiſſenſchaftliche und 15 ſprachwiſſenſchaftliche Fakultäten. Jede Akademie — mit Ausnahme derjenigen von Chambery — hat eine „faculté des sciences“ und eine „faculté des lettres“. Die Profeſſoren ſind entweder „professeurs titulaires“ oder „professeurs chargés de cours“ oder „maîtres de conférences“. Zwiſchen dem „enseignement primaire“ und dem „enseignement supérieur“ ſteht das „enseignement secondaire“ in der Mitte. Der Mittelſchulunterricht wird in den „lycées“ und in den „collèges“ erteilt. Daran ſchließen ſich noch die Anſtalten des ſogenannten enseignement libre an, wie die „petits séminaires“, die von katholiſchen Prieſtern geleitet werden und unter der Aufſicht des Biſchofs ſtehen. Natürlich ſind auch dieſe der Kontrolle des Staates unterworfen. Die „collèges“ ſind ſtädtiſche, die „lycées“ Staatsſchulen. Jene beſtehen beſonders in kleineren Städten und verfügen meiſt nur über geringfügige

Mittel, dieſe ſind beſſer dotiert und erfreuen ſich durchweg eines größeren Anſehens. Beide ſind Internate. Alle wirtſchaftlichen Angelegenheiten leitet der „économe“, der jedes Jahr vor der „Cour des comptes“ Rechnung abzulegen hat. Die wiſſenſchaftlichen Direktoren heißen „proviseurs“, ihre Stellvertreter „censeurs“. Die Zenſoren verwalten die wiſſenſchaftlichen Sammlungen, die Bibliothek, ſie wachen über die Disziplin und beaufſichtigen die Schüler beim Zubettgehen und Aufſtehen. In einigen wenigen kleinen Lyzeen der Provinz giebt es keinen Zenſor. In dieſem Fall wird er durch den „surveillant général“ erſetzt. Die großen Lyzeen haben neben dem „censeur“ mehrere „surveillants généraux“. Die „collèges“ ſind im allgemeinen nach dem Muſter der ſtaatlichen Schweſtern eingerichtet; ihr Direktor heißt „principal“. Die bedeutenderen unter ſtädtiſcher Verwaltung ſtehenden collèges haben auch ihren „économe“, die anderen hingegen werden ausſchließlich von den „principaux“ geleitet, welche dann die Schule auf eigene Rechnung und Gefahr übernehmen. Man wirft ihnen häufig vor, daß ſie die reinen Geſchäftsleute ſeien, und nennt ſie oft „marchands de soupe“. Um die vorhandenen Mißſtände zu beſeitigen, wandelt der Staat die größeren „collèges“ nach und nach in Lyzeen um und fügt ſie ſo in die Reihen ſeiner eignen Anſtalten ein. Unter den Schülern der Lyzeen und der collèges unterſcheidet man Interne oder Penſionäre, Dreiviertel-Penſionäre, Halbpenſionäre, beaufſichtigte Externe und freie Externe. Die Internen wohnen in der Schule und dürfen dieſe nur am Sonntag, manchmal auch am Donnerstag verlaſſen; bei ihren Spaziergängen tragen ſie eine beſondere Uniform. Die Dreiviertel-Penſionäre ſchlafen nicht in der Anſtalt, nehmen aber alle ihre Mahlzeiten daſelbſt ein, während die Halbpenſionäre vom gemeinſchaftlichen Abendeſſen entbunden ſind. Die „externes surveillés“ ſpeiſen überhaupt zu Hauſe, werden aber bei der Anfertigung ihrer Aufgaben überwacht, und die „externes libres“ endlich beteiligen ſich nur an den eigentlichen Unterrichtsſtunden. Die Schüler der Lyzeen und der collèges werden eingeteilt in „petits“, „moyens“ und „grands“. Gewöhnlich hat jede dieſer Abteilungen einen Hof, einen Arbeits- und einen Schlafſaal für ſich. Die „Kleinen“ und die

„Mittleren“ müſſen ſpäteſtens um 6½ Uhr aufſtehen, die „Großen“ im Winter um 6 Uhr und im Sommer um 5½ Uhr. Die Schüler haben eine halbe Stunde Zeit zum Ankleiden; der Unterricht beginnt um 8 oder um 8½ Uhr. Für die zwei Hauptmahlzeiten wird je eine halbe Stunde gebraucht; das Mittageſſen findet um 11½ oder um 12 Uhr ſtatt. Des Abends gehen die Schüler bereits um 8 oder um 8½ Uhr zu Bett. Der Anfang und das Ende der einzelnen Stunden werden in den „collèges“ durch die Glocke, in den Lyzeen durch Trommelwirbel angezeigt. Die Lyzeen haben ihren beſonderen Arzt ſowie auch ein Krankenhaus, die „infirmerie“. Ein Geiſtlicher (manchmal auch mehrere), der „aumônier“, trägt für die religiöſe Ausbildung der Schüler Sorge. In den höheren Anſtalten ſowohl als in den Elementarſchulen iſt es verboten, ſich in der Klaſſe mit Religion zu befaſſen oder die Schüler beten zu laſſen. Die Penſionäre der Lyzeen und „collèges“ beten des Morgens und des Abends in der Kapelle oder in den Arbeitsſälen. Die Eltern haben ſich, wenn ihre Kinder in die Schule eintreten, zu erklären, ob ihre Söhne an dem Religionsunterricht teilnehmen ſollen oder nicht. Die Koſten für den Unterricht und die Unterhaltung der Schüler ſind ſehr verſchieden; ſie belaufen ſich im Durchſchnitt für die Internen der Lyzeen auf 687 fr., die Ausgaben für Wäſche u. ſ. w. eingeſchloſſen, und auf höchſtens 653 fr. in den „collèges“. Die Externen bezahlen durchſchnittlich 130 fr. in den Lyzeen, 78 fr. in den „collèges“. Aber die Ausgaben dieſer Schulen überſteigen die Einnahmen um ein Beträchtliches; den „collèges“ beſonders geben die Gemeinden, die Departements und der Staat reichliche Zuſchüſſe.

Ich muß mich in meinem Bericht über den Vortrag des Herrn Tiſſot auf dieſe zum größten Teil ſtatiſtiſchen Angaben über das geſamte franzöſiſche Unterrichtsweſen beſchränken und kann auf die weiteren, gerade in ihren Einzelheiten intereſſanten Ausführungen des Redners nicht eingehen. Was ich hier mitteile, bildete eigentlich nur die Einleitung des Vortrags, der ſich hauptſächlich mit dem „enseignement secondaire“ beſchäftigte und einen vollſtändigen Einblick in dieſen Zweig des Unterrichtsweſens bis auf die Lehrpläne und die Behandlung der einzelnen Fächer in

der Klasse gewährte. Das in meinem Referat Fehlende wird man in der Vietorischen Zeitschrift „Die Neueren Sprachen", welche die Arbeit demnächst veröffentlichen wird, nachlesen können.

Wohl die wichtigsten aller Veranstaltungen des Ferienkursus waren die sogenannten Übungszirkel; denn in ihnen sollte den Teilnehmern Gelegenheit geboten werden, sich durch den Verkehr mit gebildeten Franzosen im Gebrauche der fremden Sprache zu vervollkommnen. Es ist darüber folgendes zu berichten: Die 66 angemeldeten Herren und 11 Damen wurden durch das Los in 9 Zirkel eingeteilt, jedoch so, daß die Frankfurter Herren in drei besonderen Zirkeln, die Damen in einem Zirkel vereinigt waren. Die Anzahl der Teilnehmer betrug im Durchschnitt in jeder Abteilung acht, der Zirkel der Damen zählte elf Teilnehmerinnen. Die Leitung der Übungen übernahmen die Herren Professor Caumont, Cointot, Deschamps, Ducotterd, Foulon, Gauthey-Des Gouttes, Pic, Tissot und Madame Mauß. Neben dem Leiter gab es in jedem Zirkel einen Vertrauensmann, der über die Arbeiten Protokoll führte. Für die Übungen war die Zeit von 11½—1 Uhr festgesetzt. In der ersten viertel- oder halben Stunde wurde von allen Zirkelmitgliedern gemeinsam in der Aula der Vortrag des Sandeauischen Lustspiels „Mademoiselle de la Seiglière", das von französischen Herren und Damen mit verteilten Rollen vorgelesen wurde, angehört. Die übrige Zeit war praktischen Übungen innerhalb der einzelnen Zirkel gewidmet. Der Gang, der in diesen Übungen eingehalten wurde, war ungefähr folgender: Es wurde in jeder Stunde von den einzelnen Teilnehmern ein Stück in Prosa oder in Versen aus den vorgeschriebenen Büchern (Kühn, Lesebuch; Daudet, Belle-Nivernaise; Gropp und Hausknecht, Französische Gedichte) vorgelesen und das Lesen sowohl inbezug auf genaue Aussprache der Laute als auch auf den richtigen Tonfall von dem Leiter verbessert. Infolge der von den Professoren Dr. Förster und Dr. Vietor gegebenen Anregung wurden in der zweiten Kurshälfte in allen Zirkeln Passyische Texte in phonetischer Transskription gelesen und besprochen, was den Leitern Gelegenheit gab, Unterschiede ihrer eigenen Aussprache von der von Passy auf-

gezeichneten festzustellen und näher zu erörtern. Nach dem Lesen hielten die Mitglieder der Zirkel abwechselnd einen kleinen Vortrag. Die behandelten Themata waren Reisebeschreibungen, Erzählungen von Erlebtem, Theatereindrücke, Beurteilungen von gelesenen Werken, Schilderungen ausländischer Schulverhältnisse u. s. w. Wiederholt wurden an Hölzelische und Ducotterd'sche Anschauungsbilder Sprechübungen angeknüpft, so daß das betreffende Bild zusammenhängend beschrieben oder durch Frage und Antwort erläutert wurde. An alle diese Vorträge und Besprechungen knüpften sich Unterhaltungen an. Außerdem hatten die Leiter oft Fragen zu beantworten, die sich auf die vorher gehörten Vorträge und Rezitationen bezogen. Besonders häufig handelte es sich dabei um Abweichungen, die bei den verschiedenen Franzosen, welche vorgelesen hatten, in der Aussprache einzelner Laute oder Wörter beobachtet worden waren. Um die Zweifel, die in manchen Fällen geblieben waren, womöglich zu beseitigen, ließ sich Herr Professor Caumont von allen Vertrauenspersonen eine Liste der noch offenen Fragen einhändigen, und diese wurden dann am Ende des Kursus in einer besonderen Abendsitzung von ihm unter Mitwirkung der übrigen Zirkelleiter besprochen.

Herr Oberlehrer Hauschild berichtete über die von ihm veranstaltete Ausstellung von Schulbüchern. Diese umfaßte 666 Einzelnummern, die auf folgende 22 Einzelgebiete entfielen:

1. Enzyklopädisches und Allgemeinsprachliches mit 5 Nummern (1)[3])
2. Wörterbücher . . . . . „ 7 „ (4)
3. Pädagogische und Fachzeitschriften . . „ 43 „ (41)
4. Phonetik, Lautphysiologie u. Aussprache „ 47 „ (13)
5. Methodologisches . . . . . „ 44 „ (17)
6. Reformschriften . . . . . „ 50 „ (11)
7. Grammatiken ohne Übungsstoff, bezw. mit selbständig erschienenem Übungsstoff „ 31 „ (14)
8. Monographien zur Grammatik . . . „ 18 „ (5)

[3]) Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl derjenigen Bücher an, die dem Ferienkursus von den betr. Verlagsfirmen zum Geschenke gemacht worden sind.

9.	Lehrgänge, eingerichtet nach der Anschauung:			
	a) im Bilde	mit 79	Nummern	(62)
	b) aus der Umgebung	„ 20	„	(3)
	c) von inhaltlich entsprechend zusammenhängenden Einzelsätzen ausgehend und zu Lesestücken übergehend, oder von zusammenhängenden Lesestücken ausgehend	„ 89	„	(41)
10.	Lehrbücher des Auslandes	„ 16	„	(6)
11.	Bücher zum Übersetzen ins Französische	„ 30	„	(9)
12.	Bücher zur Stilistik	„ 5	„	(2)
13.	Bücher zur Komposition	„ 7	„	(1)
14.	Bücher zur Korrespondenz	„ 8	„	(1)
15.	Bücher zur Konversation	„ 29	„	(6)
16.	Bücher zur Synonymik	„ 4	„	(1)
17.	Bücher zur Phraseologie	„ 5	„	—
18.	Vokabularien	„ 14	„	—
19.	Lesebücher	„ 57	„	(26)
20.	Anthologien	„ 37	„	(12)
21.	Bücher zur Verslehre	„ 7	„	—
22.	Bücher zur Litteraturgeschichte . . .	„ 9	„	(2)

Die Auswahl war im wesentlichen auf die letzten 15 Jahre beschränkt worden und ging nur in den Einzelgebieten 1 sowie 3—6 noch etwas über diese hinaus. Im großen und ganzen ward aber damit eine fast erschöpfende Übersicht über die verschiedenen Abhandlungen und Versuche zu einer Reform des neusprachlichen, bezw. des französischen Schulunterrichts gegeben. Die etwa 30 von den 80 darum angegangenen Buchhandlungen, die Werke eingesandt hatten, haben diese mit dankens- und anerkennenswerter Bereitwilligkeit dem Ferienkursus zum Eigentum überlassen. Die übrigen, nicht von Buchhändlern eingeschickten und überwiesenen Bücher stammten zum weitaus größten Teile aus der Bibliothek des Herrn Oberlehrers Hauschild, dem als Referenten für die französische und die englische Schulbuchlitteratur seit 1875 ein reichliches Material zu Gebote stand. Einige Werke waren von den Herren

Direktor Walter und Direktor Dörr zur Vervollständigung der Ausstellung freundlichst zur Verfügung gestellt worden.

Herr Direktor Dörr (Bockenheim) hatte die Ausstellung von Schulausgaben französischer Autoren geleitet und führte über die Art, wie die Bücher ausgewählt und geordnet waren, ungefähr folgendes aus: Die Anregung zu dem Unternehmen war von dem auf dem Karlsruher Neuphilologentage gefaßten Beschluß ausgegangen, daß ein Kanon für die französische Schullektüre aufzustellen sei. Die Sammlung sollte nach dem ursprünglichen Plane auf die Zeit nach 1815 beschränkt werden, enthielt aber schließlich doch 122 Werke, die sich auf die Zeit vor 1815 bezogen; 205 Bücher standen innerhalb der von vornherein festgesteckten Grenzen. Die zuletzt erwähnten Werke waren nach vier Hauptgesichtspunkten in 10 Unterabteilungen geordnet, und zwar kamen auf die poetischen Schriften 58 Bücher (in vier Unterabteilungen), auf die erzählende Prosa 90 Bücher (in drei Unterabteilungen), auf die wissenschaftliche Prosa 14 Bücher (in zwei Unterabteilungen) und auf französische Schulbücher 43 Werke. Am meisten war Souvestre vertreten (15 mal), ihm folgte A. Daudet (11 mal), dann Theuriet (4 mal). Es zeigte sich, daß noch vielfach Unklarheit und Unselbständigkeit in der Auswahl und in der Behandlung der zur Schullektüre bearbeiteten Schriften herrscht, und es fielen auch entschiedene Mißgriffe auf, besonders in dem Bestreben, den neuen Lehrplänen gerecht zu werden. Deshalb erscheint es unbedingt notwendig, einen Kanon festzusetzen, bei dem zugleich eine Verteilung des Lesestoffs auf Unter-, Mittel- und Oberstufe zur Richtschnur genommen werden müßte.

Herr Oberlehrer Dr. Banner orientierte die Teilnehmer des Kursus in einer kurzen Ansprache über die Ausstellung von Anschauungsmitteln, deren Anordnung er übernommen hatte. Er hob besonders das Verdienst des Herrn Professor Scheffler in Dresden um das Zustandekommen der reichhaltigen Sammlung hervor. Wie dieser vorzügliche Kenner alles Einschlägigen es sich allzeit angelegen sein läßt, durch Mitteilung seiner Schätze der Sache des Anschauungsunterrichtes neue Freunde zu gewinnen, so hat er auch auf die Bitte des Vortragenden hin ohne Säumen

einen Teil der Ausstellung, die er bei Gelegenheit des Karlsruher Neuphilologentages veranstaltet hatte, für uns neu zusammengesetzt und der umfangreichen Sendung noch einen ausführlichen Kommentar beigegeben. Herr Professor Scheffler teilte das zur Verfügung gestellte Material, welches auch eine Anzahl von illustrierten Büchern umfaßte, in folgende Gruppen ein: Jugendschriften, Militärisches für die Jugend, Geschichte Frankreichs („Moliere und seine Zeit", und die „französische Revolution" bildeten zwei besondere Abteilungen), Französische Münzen, Paris. Daneben waren dann die bekannten Hölzelischen, sowie die Ducotterd-Mardnerischen Tafeln und zahlreiche andere Anschauungsmittel für die Unterstufe ausgestellt. Der Redner erklärte u. a., daß er für den Anfangsunterricht kein zu großes Gewicht auf die Authentizität des Bildes gelegt haben möchte; in den Oberklassen aber sollten zur Unterstützung der Lektüre nur authentische Darstellungen verwandt werden. Zum Schluß wies der Vortragende auf einen den Karlsruher Neuphilologentag behandelnden Aufsatz des Herrn Dr. Michel in den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes im ersten Hefte des gegenwärtigen Jahrgangs hin sowie auf die Abhandlung „Bild und Lektüre" der Vietorischen Zeitschrift „Die Neueren Sprachen", Bd. II, Heft 3, Juli 1894. Es ist das jener Vortrag, der den letzten Neuphilologentag zur Annahme der von Herrn Professor Scheffler und Herrn Direktor Walter aufgestellten These veranlaßt hat: „Der sechste allgemeine deutsche Neuphilologentag erklärt es für äußerst wünschenswert, daß sämtlichen höheren Schulen die Mittel zur Anschaffung von authentischen Bildern und anderen Anschauungsstoffen zur Verfügung gestellt werden behufs Einführung der Schüler in Kultur, Kunst und modernes Leben der fremden Völker."

Der methodische Teil war in dem Programm des Ferienkursus durch einen dreistündigen Vortrag des Herrn Direktor Walter über „Die Verwertung der Phonetik im Unterricht" vertreten. In letzter Stunde noch entschloß sich der erste Leiter des Kursus, an die Stelle theoretischer Auseinandersetzungen die Vorführung seiner französischen Anfängerklasse, der Sexta der Musterschule, treten zu lassen und so die Frage der Praxis durch die Praxis selbst zu beantworten. Er hat sich durch diese Maßnahme

den größten Dank aller derjenigen verdient, die seinen vortrefflichen Lektionen beiwohnen durften.

Der Gang des drei Stunden umfassenden Unterrichts war ungefähr folgender: Die Einzellaute wurden nach der Vietorischen Lauttafel durchgenommen und zu Wörtern zusammengesetzt, beziehungsweise die Wörter in die Einzellaute zerlegt. Der Unterschied zwischen stimmhaften und stimmlosen Lauten, die Kennzeichen für diese Unterschiede, der Übergang von den Grundvokalen zu den Nasalvokalen, die Rundung der Laute u. a. m. wurden eingehend besprochen und praktisch geübt. Die Schüler trugen Gedichte, Dialoge, Erzählungen vor; der Lehrer knüpfte hieran und an das Gelesene Fragen, welche die Schüler zu beantworten hatten, und ließ die in der Aussprache vorkommenden Fehler von den Schülern auffinden, verbessern und, wenn nötig, die Fehlerquelle unter Benützung der Lauttafel nachweisen. In eingehender Weise zeigte Herr Direktor Walter neben der Betonung der Anschauung im Unterricht die Wichtigkeit der Verwertung der Handlung, sei es, daß die Schüler Handlungen, die er selbst ausführte, in Worte umsetzten, oder daß sie Handlungen, die sie auf Geheiß oder selbständig vornahmen, zugleich sprachlich zum Ausdruck brachten. Diese Übungen wurden gleichzeitig zur Befestigung der Konjugation verwertet; der die Handlung ausführende Schüler sprach von sich z. B.: „Je déchire le papier", ein anderer sprach zu ihm: „Tu déchires le papier", ein dritter sprach von ihm: „Il déchire le papier". Auch die verschiedenen Zeiten kamen hierbei zur Anwendung, z. B. der Lehrer sagt: „Tu prendras la craie". Der Schüler kam der Aufforderung nach, indem er der Handlung gemäß folgende Sätze aussprach: „Je prendrai la craie; je prends la craie, j'ai pris la craie". Eine Reihe grammatischer Übungen wurde teils an dem durchgearbeiteten Sprachstoff angestellt, teils mit der Anschauung und der Handlung verbunden. Die Kenntnis der Orthographie ließ Herr Direktor Walter durch gelegentliches Buchstabieren sowie Anschreiben an die Tafel nachweisen. Zur Einübung eines Gedichtes diente das Kinderlied: „Enfin nous te tenons", dessen Melodie gleichzeitig den Schülern gelehrt wurde. Die Knaben hatten den Sinn, soweit sie ihn aus dem schon bekannten Wort-

Digitized by Google

ſchatz erſchließen konnten, feſtzuſtellen und hierbei nachzuweiſen, wo die einzelnen Wörter vorgekommen waren, während die neuen Ausdrücke erklärt und gleich im Zuſammenhang eingeübt wurden. Dabei zeigte der Lehrer, wie die Schüler durch eine genaue Zerlegung der Wörter an der Lauttafel zugleich in den meiſten Fällen die Orthographie aufzufinden vermochten, wie alſo eine ſachgemäße Benützung der Lauttafel nicht nur für die lautliche Schulung von großem Werte iſt, ſondern auch weſentliche Stützpunkte für die Orthographie bietet. In der dritten Stunde veranlaßte Herr Direktor Walter die Leiter der Übungszirkel, mit den Schülern in ihrer Mutterſprache Geſprächübungen anzuſtellen. Aus den in der Klaſſe behandelten Geſprächſtoffen wurden verſchiedene ausgewählt, die zur Grundlage der Sprechübungen dienten. So wurden von den ſieben Herren folgende Themata behandelt: Einteilung des Jahres, die Uhr, Rechenaufgaben, Kleidung, Wohnung, Leben in der Familie und in der Schule, Anſchauungsbild (bekannter Stoff und unbekannter Stoff). Die Schüler gewöhnten ſich bald an die Frageſtellung der Ausländer und zeigten, daß ſie auch Franzöſiſch aus dem Munde der Franzoſen — ſoweit es in ihrem Anſchauungskreiſe lag — verſtanden und auf die geſtellten Fragen Antwort geben konnten. Über die ſchriftlichen Arbeiten, die Herr Direktor Walter im Unterricht nach der neuen Methode anfertigen läßt, fanden in einer beſonderen Sitzung Erörterungen ſtatt.

Durch die dankenswerte Bereitwilligkeit der Direktoren ſämtlicher ſtädtiſchen höheren Lehranſtalten Frankfurts ſowie der Realſchule zu Bockenheim war den Teilnehmern des Kurſus Gelegenheit geboten, den Unterricht nach der Reformmethode an Schulen aller Gattungen und bei Zugrundlegung verſchiedener Lehrbücher kennen zu lernen. Wenn ich hier trotz der außerordentlichen Wichtigkeit des Gegenſtandes nicht auf die bei dem Hoſpitieren an den verſchiedenen Anſtalten gemachten Erfahrungen eingehe, ſo veranlaſſen mich dazu zwei Gründe: erſtens glaube ich nicht dazu berechtigt zu ſein, an der Berufsarbeit meiner hieſigen Kollegen Kritik zu üben — auch dann nicht, wenn, wie es thatſächlich der Fall iſt, das abſchließende Urteil ein günſtiges wäre — und zweitens liegen die Interna der Schule den Zielen, die das Freie Deutſche Hochſtift

verfolgt, so fern, daß ich Bedenken tragen müßte, in seinen Berichten der Behandlung methodischer Fragen einen größeren Raum zu gewähren. Es sei mir nur gestattet hinzuzufügen, daß sich die Mitglieder des Kursus durchweg in anerkennendster Weise über die reiche Anregung aussprachen, die ihnen auch inbezug auf die Praxis des Unterrichts geboten wurde. Ein ausführliches Referat über die Art, wie sich die Erfolge der neuen Methode an den Frankfurter höheren Schulen zeigten, hat R. Wähmer (Düren) in der Vietorischen Zeitschrift „Die Neueren Sprachen" (III. Bd., 1. Heft, April 1895) veröffentlicht.

Schon gleich in den ersten Tagen hatte sich unter den Teilnehmern des Kursus ein schönes kollegiales Verhältnis herausgebildet, das durch die in den Übungszirkeln erfolgte gegenseitige Annäherung angeregt sein mochte und besonders in den am Abend stattfindenden geselligen Vereinigungen gefördert wurde. Selbst in diesen Stunden vergnügten Zusammenseins wurde das Ziel, das alle verfolgten, nicht außer acht gelassen: man bediente sich auch hier bei der Unterhaltung fast ausschließlich der französischen Sprache. Reichliche und nutzbringende Gelegenheit dazu bot das regelmäßige und dankenswerte Erscheinen der französischen Damen und Herren.

Im Anschluß an das Hospitieren in den Schulen und an die Übungen im Gebrauche der fremden Sprache fand an dem vorletzten Abend des Zusammenseins eine mehrstündige Besprechung statt. Herr Professor Caumont übernahm die Erörterung über die Aussprachefragen, während Herr Direktor Walter den methodischen Teil behandelte. Es entstand ein lebhafter Meinungsaustausch, der hinsichtlich des Anfangsunterrichts zu der Einigung führte, daß vor allem eine gründliche lautliche Schulung stattzufinden habe. Die hierauf bezügliche, nahezu einstimmig angenommene These lautete: „Das erste Jahr im neusprachlichen Unterricht ist ein propädeutisches Jahr, in dem lautliche Schulung die Hauptsache bildet, während die Grammatik auf ein Minimum zu beschränken ist. Der Stoff zu den lautlichen Übungen wird am besten so gewählt, daß er dem Alter der Schüler entspricht und sie möglichst viel mit dem Leben und den Sitten der betreffenden Völker bekannt macht." Inbetreff

der freien Arbeiten, die als Ersatz für die Übersetzungen einzutreten haben, waren die Anschauungen geteilt, zumal da auf die große Arbeit hingewiesen wurde, die derartige Korrekturen dem Lehrer bei der ohnehin starken Belastung und der großen Stundenzahl verursachen. Allgemeine Übereinstimmung herrschte über die Notwendigkeit, auf dem Gebiete der französischen und englischen Lektüre eine sorgfältige Auswahl für die einzelnen Klassen zu treffen. Die sich hierauf beziehenden Ausführungen des Herrn Professor Dr. Kühn (Wiesbaden) wurden mit Beifall aufgenommen. Es erklärten sich auch mehrere Herren bereit, Herrn Professor Dr. Müller (Heidelberg), der auf dem Neuphilologentage in Karlsruhe diese Frage behandelt hatte, bei der Feststellung eines solchen Kanons für die verschiedenen Schulanstalten zu unterstützen.

Am Schlusse des Referats über den französischen Ferienkursus hob der Vortragende in einem kurzen Rückblick auf die Tage gemeinsamer Arbeit hervor, daß über die Durchführung des Unternehmens nur eine Stimme geherrscht habe: man sei allerseits von der Überzeugung erfüllt gewesen — und habe sie auch laut ausgesprochen —, daß der Kursus selbst die weitestgehenden Erwartungen übertroffen habe. Das sei vor allem der unermüdlichen Thätigkeit der Herren Direktor Walter und Professor Caumont zuzuschreiben, die deshalb auch bei jeder Gelegenheit Worte uneingeschränkter Anerkennung ihrer Verdienste gehört hätten. Hauptsächlich aber seien ihnen die Frankfurter Teilnehmer des Kursus dankbar, da diese besser als die auswärtigen beurteilen könnten, welcher großen Mühe sich die beiden Herren, ganz besonders Herr Direktor Walter, im Interesse der Neuphilologen und der Förderung des Unterrichts in den neueren Sprachen unterzogen hätten.

4.

Abteilung für Deutſche Sprache und Litteratur (DL).

Dieſer Abteilung wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewieſen

ohne Wahlrecht:

Herr Moritz Werner, cand. phil., hier
„ Franz Reuß, Dr. phil., Seminarlehrer, Eichſtedt.

In dieſer Abteilung ſprachen am

23. Januar Herr Profeſſor Dr. V. Valentin über „Die Lektüre der deutſchen Klaſſiker in den oberen Klaſſen der höheren Schulen“;

27. Februar Herr Dr. F. Rehorn über „Die Weber von G. Hauptmann“.

* * *

Der eingeſandte Bericht lautet:

Über die Lektüre der deutſchen Klaſſiker in den oberen Klaſſen der höheren Schulen von Herrn Profeſſor V. Valentin.

Der Vortragende wies zunächſt darauf hin, wie im Anſchluß an die Bilder, die aus der deutſchen Litteratur gegeben werden ſollen, ein Leſebuch unbedingt notwendig ſei: aus dieſem müſſen dem Schüler Beiſpiele zu Gebote ſtehen, an denen er ſelbſt die Geſichtspunkte wieder finden kann, auf die er bei der Charakteriſtik der einzelnen Dichter und Schriftſteller hingewieſen worden iſt. Allein eine ſolche Sammlung einzelner Beiſpiele genügt nicht mehr da, wo eine eingehende Kenntnis der Werke ſelbſt notwendig wird. Wenn aus umfaſſenderen Werken unſerer großen Dichter einzelne Stücke, einzelne Szenen aus Dramen, einzelne Abſchnitte aus zuſammenhängenden größeren Schriften, etwa aus Leſſings Laokoon, gegeben werden, ſo kann das in keiner Weiſe dem Zwecke genügen. Hier thut das Leſebuch beſſer, den Verſuch, den Schriftſteller und ſein Werk zur Vertretung zu bringen, ganz aufzugeben, und die Kennt-

nis ſolcher Werke dem Leſen der ganzen Dichtungen und Schriften zu überlaſſen. Es fragt ſich dabei nur, von welchem Standpunkt aus ſolche Werke zu behandeln ſind. Die neuen Lehrpläne geben dafür einen ganz beſtimmten Anhalt.

Eine der charakteriſtiſchten und dem Unterricht einen gedeihlichen Weg angebenden Forderungen der neuen Lehrpläne iſt der Hinweis, daß bei dem Leſen von dichteriſchen Kunſtwerken ſtets das ſorgfältigſte Augenmerk auf die künſtleriſche Seite der Dichtung gelegt werden ſoll: die Gliederung des Werkes ſoll deutlich ins Bewußtſein treten, die einzelnen Glieder ſollen als kleine Ganze lebendig werden, durch Erkenntnis ihrer Stellung innerhalb des Ganzen und ihrer Bedeutung für deſſen Geſtaltung ſoll ſich dem Verſtändnis des Schülers die klare Einſicht in den künſtleriſchen Aufbau und den einheitlichen Charakter des Geſamtwerkes erſchließen.

Dieſer Hinweis hat ſeine große Bedeutung für Dichtwerke in jeder Sprache: zu ſeiner vollendeten Durchführung beim Unterricht kann und wird er naturgemäß jedoch erſt da gelangen, wo nicht zugleich die Sprache als ſolche Schwierigkeiten in den Weg legt, wo die fremde Sprache, die raſche Aneignung größerer Stücke erſchwerend, der äſthetiſchen Erfaſſung ſich nicht als Hemmnis entgegenſtellt.

Es wird alſo für uns Deutſche die Ausführung jenes Hinweiſes in erſter Linie bei Dichtwerken in deutſcher Sprache möglich ſein, ſei es, daß die deutſche Sprache die urſprüngliche Sprache des Dichters iſt, ſei es, daß das fremde Werk erſt durch Übertragung den deutſchen Ausdruck erhalten hat: in dieſem letzteren Falle iſt allerdings die unerläßliche Bedingung die, daß die Überſetzung inhaltlich und ſprachlich eine gute iſt, damit das überſetzte Werk ſprachlich wie ein urſprünglich in deutſcher Sprache geſchriebenes geleſen werden kann.

Es iſt natürlich, daß die Durchführung dieſer Vorſchrift der neuen Lehrpläne dem geſchickten Lehrer überlaſſen werden kann.

Allein es iſt keine Frage, daß in dieſem Falle die Arbeit in der Klaſſe eine ſehr zeitraubende iſt und daß infolge davon der Umfang des Leſeſtoffes ein eng begrenzter bleiben muß.

Anders ist es, wenn die Mitarbeit des Schülers, auf die die Lehrpläne mit großem Rechte hohen Wert legen, durch eine Vorbereitung gefördert wird, die gerade auf diesen maßgebenden Gesichtspunkt das Hauptgewicht legt.

Erhält der Schüler eine in knapper Darstellung gehaltene Anweisung, die es ihm ermöglicht, im voraus die Gliederung und den künstlerischen Aufbau zu überblicken, so daß sein Lesen sofort den Charakter des größeren Verständnisses und der Prüfung der gegebenen Gesichtspunkte erhält, so kann er vorbereitet zum Unterricht kommen, der nun in seiner Klärung und Vertiefung des vom Schüler bereits Versuchten nicht nur fruchtbarer wird, weil er sofort sich den Hauptsachen zuwenden kann: er wird auch rascher zu seinem Ziele kommen, und es wird dadurch möglich sein das Gebiet des Lesestoffes wesentlich zu erweitern.

Zugleich aber wird eine solche Anregung zur Vorbereitung dem Schüler die Möglichkeit und die Aufforderung zu privatem Lesen und zu den besonders aus solchem Lesen hervorgehenden Vorträgen in der Klasse geben.

Bei den jetzt üblichen Bearbeitungen der dichterischen Kunstwerke für die Schule, besonders der geschichtliche Persönlichkeiten einführenden Dramen, tritt als der herrschende Gesichtspunkt die historische Erläuterung hervor. Es möchte jedoch ohne weiteres klar sein, daß eine solche Erläuterung die Dichtung als solche in keiner Weise zum Verständnis bringen kann. Eine eingehende Schilderung der thatsächlichen Verhältnisse, an die der Dichter bei Schaffung seines Werkes angeknüpft hat, stellt neben die Schöpfung des Dichters eine von ihr unabhängige Darstellung, die den gerade in unserer Zeit besonders geschätzten, dem Werte der Dichtung gegenüber aber auch vielfach überschätzten Vorzug der größeren äußeren Wahrheit für sich hat.

Durch diese Gegenüberstellung wird nun der Schüler leicht dazu gebracht, die größere oder geringere Übereinstimmung der Dichtung mit der Geschichte zum Wertmesser der Dichtung zu machen, während es vielmehr darauf ankommt, dem Lernenden den der Dichtung als solcher eigentümlichen Wert zum Bewußtsein zu bringen.

Je weniger der Schüler zunächst imstande ist, die der dichterischen Schöpfung zukommende größere innere Wahrheit zu empfinden, um so mehr wird ihn das Geschichtsbild verwirren, und von einer Förderung des künstlerischen Verständnisses der Dichtung kann keine Rede sein. Soll dieses nicht beeinträchtigt werden, so genügt es vollständig, wenn der Lehrer in kurzen Worten auf die Hauptunterschiede des geschichtlichen Verlaufes von dem durch die Dichtung geschaffenen hinweist: eine genauere Darstellung der geschichtlichen Wahrheit bleibt dem Geschichtsunterricht und dem hier durch die Einführung des Einzelereignisses in den großen Zusammenhang der menschlichen Entwickelung bewirkten Verständnis des Kulturfortschrittes zu überlassen.

Um so entschiedener ist darauf hinzuweisen, daß das Kunstwerk eine Welt für sich ist, deren Wert nicht in der Übereinstimmung mit der wirklichen Welt in der Weise liegt, daß die in beiden dargestellten Einzelthatsachen sich decken müßten. Der die Geistes- und Herzensbildung der Schüler fördernde Einfluß des Kunstwerkes kann vielmehr erst dann gewonnen werden, wenn der Schüler es in der seine Eigenart erfassenden Weise betrachten lernt.

Diese Eigenart hat vor allem einen hervorstechenden Charakterzug, der die künstlerische Schöpfung in Gegensatz zu der natürlichen Wirklichkeit setzt und ihren bildenden Einfluß in hohem Grade begünstigt.

Das Kunstwerk hat vor der Wirklichkeit den Vorteil voraus, daß die seinen Inhalt feststellenden Faktoren leicht übersehbar sind: auf die Entwickelung der in ihm sich gestaltenden Handlung und den Charakter der handelnden Persönlichkeiten wirken nur die Momente mit ein, die in dem Kunstwerk selbst als lebendige Kräfte eingeführt werden.

In der Wirklichkeit dagegen ist die Einwirkung von mitentscheidenden Momenten überhaupt nicht abzugrenzen, sodaß dem wirklichen Ereignis in Bezug auf die es gestaltenden Faktoren die volle Übersichtlichkeit fehlt. Da diese nun doch erreicht werden soll, so muß die Abgrenzung von uns selbst vorgenommen werden und hat daher, mag sie in der Unzugänglichkeit der Erkenntnis der

mitwirkenden Faktoren, mag sie in dem menschlichen Urteil begründet sein, immer etwas Zufälliges oder Willkürliches.

Daher bleibt jedes Geschichtsbild ein Bruchstück; jedes Kunstwerk aber ist ein abgeschlossenes Ganzes von mehr oder weniger leicht übersehbarer Gestaltung.

Es lassen sich daher die sämtlichen Faktoren dieser Gestaltung, die Gesetze und der Verlauf ihrer Entwickelung erkennen und weben sich vor unseren Augen zu einem in seinen Teilen und in seiner Gesamtheit durchsichtigen Ganzen.

Hierdurch kommt es unserem Drange nach Erkenntnis der Gründe eines Geschehnisses entgegen und gewährt durch diese Erkenntnis eine erhöhte Befriedigung. Bei dem Kunstwerk ist diese Erkenntnis zu erreichen, der Natur gegenüber ist sie niemals vollständig möglich.

Zugleich aber wird die ungestörte Gewinnung einer beherrschenden Empfindung ermöglicht, da der Künstler alles, was diese stören könnte, ausgeschieden hat und nur das diese Empfindung Fördernde mit voller Kraft, als ob sonst nichts auf der Welt wäre, auf uns wirken läßt.

Liegt der Wert der geschichtlichen Betrachtung in dem Erkennen eines unablässig sich vollziehenden Fortganges der Entwickelung der Ereignisse, die den Blick auf große weltbeherrschende Gesichtspunkte lenkt, so befriedigt das Kunstwerk das nicht minder berechtigte Bedürfnis des Menschen, ein Ganzes, ein Abgeschlossenes vor sich zu sehen, es zu überblicken und sich an seiner einheitlichen Wirkung ungestört von allem, was sonst noch geschehen ist oder geschehen könnte, zu erfreuen.

Hieraus ergiebt sich der maßgebende Gesichtspunkt für die das Verständnis der künstlerischen Bedeutung dichterischer Schöpfungen erstrebende Behandlungsweise. Sie soll für die „Deutschen Schulausgaben“ maßgebend sein, die seit kurzem bei L. Ehlermann erscheinen und von Geheimrat Dr. H. Schiller, Direktor des Gymnasiums in Gießen, und Professor V. Valentin, an der Wöhlerschule zu Frankfurt a. M., herausgegeben werden.

Sie beabsichtigen demgemäß eine Bearbeitung der hervorragendsten, für den Gebrauch an den höheren Schulen bestimmten

dichterischen Kunstwerke in der Weise, daß die Darstellung der geschichtlichen Verhältnisse nur in soweit Behandlung findet, als sie zum Verständnis des der Dichtung zu Grunde liegenden Inhaltes unbedingt notwendig sind, und zwar möglichst in die Vorbereitung mitverwoben, daß dagegen die ästhetische Seite des Kunstwerkes volle Beachtung findet. Die Aufgabe wird sein, die Gliederung des Aufbaues, den Wert und die Bedeutung der einzelnen Glieder für das Ganze und den Zusammenhang des Ganzen in knapper, eine Vorbereitung von Seiten des Schülers ermöglichender Weise darzulegen.

In erster Linie wird es sich hierbei um deutsche Dichtwerke handeln, soweit sie für die höheren Schulen in Betracht kommen, sowohl aus der mittelalterlichen wie aus der neueren Litteratur. Es sollen aber auch solche fremde Dichtungen herangezogen werden, die durch gute Übersetzungen Eigentum des deutschen Volkes geworden sind und zum festen Bestande seiner Bildung gehören.

Selbst für das humanistische Gymnasium erkennen die Lehrpläne den Wert guter Übersetzungen durch die Bestimmung an, daß, soweit Ilias und Odyssee nicht in der Ursprache gelesen werden können, zur Ergänzung vom Lehrer gute Übersetzungen heranzuziehen sind. Ebenso förderlich, ja vielleicht noch notwendiger wird es sein, neben den wenigen in der Ursprache gelesenen antiken Dramen auch andere in Übersetzung heranzuziehen, um in raschem Überblick und unter Gewinnung des ästhetischen Eindruckes des ganzen Werkes auch die künstlerische und dichterische Bedeutung von Werken des Äschylos und des Euripides, sowie der nicht griechisch gelesenen Dramen des Sophokles durch eigene Erfahrung zu gewinnen.

Für das Realgymnasium ist das Lesen von Sophokles in der Übersetzung vorgeschrieben, ebenso ist, besonders für das Gymnasium, auf Shakespeare hingewiesen.

Eine zweite Reihe wird die wichtigsten ästhetischen Schriften selbst umfassen, in denen unsere großen Dichter die Ergebnisse ihrer forschenden Betrachtungen niedergelegt haben.

Ihnen werden sich solche prosaische Werke anreihen, die historischen Inhalt haben, aber durch die zugleich vollendet künst-

lerische Darstellung treffliche Muster für die Behandlung geschichtlicher Stoffe abzugeben vermögen.

Auch hier soll das Hauptaugenmerk auf die Einführung in den kunstvollen Aufbau des Ganzen gelegt werden.

Hiernach wird sich die Sammlung in drei Gruppen teilen, die je nach ihrem Inhalt eine verschiedene Art der Bearbeitung voraussetzt. Zunächst würde es sich um die ästhetisch-praktische Gruppe, die Gruppe der Dichtungen selbst, handeln.

Für den allmählichen Fortgang der Sammlung ist der Gesichtspunkt fest zu halten, daß, da die Sammlung in erster Linie den Anforderungen der neuen Lehrpläne fördernd entgegenkommen will, mit der Bearbeitung der Dichtungen begonnen wird, die ausdrücklich vorgeschrieben sind und für die sich daher das Bedürfnis, sie in einer den Anforderungen der neuen Lehrpläne entsprechenden Bearbeitung zur Verfügung zu haben, in erster Linie herausstellt. Demgemäß sind zunächst zu bearbeiten:

Für III$^{a.}$ Wilhelm Tell (Gymnasium), Homer in Übersetzung (und Auswahl) (Realgymnasium).

Für II$^{b.}$ Jungfrau von Orleans (Gymnasium), Wilhelm Tell (Realgymnasium, zusammenfallend mit III$^{a.}$ Gymnasium), Minna von Barnhelm, Hermann und Dorothea.

Für II$^{a.}$ sind zu bearbeiten: Götz, Egmont, Wallenstein, Nibelungenlied (hie und da Auswahl) mit Textproben, nordische Sagen, germanische Sagenkreise: beides selbständig erzählt, soweit möglich mit Einmischung von Proben. Höfische Epik: selbständige Erzählung mit Proben in mittelhochdeutscher und neuhochdeutscher Sprache. Höfische Lyrik: mit Einleitung über den Charakter der höfischen Lyrik, kurze Notizen über die Dichter selbst, Einführung in die Formen der Lyrik.

Als besonderes Bändchen ist ein Abriß der Poetik überhaupt rätlich.

I$^{b.}$ Ein Odenbuch mit Klopstock als Zentrum: eingeführt durch Mitteilung einiger antiker Oden und Hymnen, fortgeleitet zu Proben späterer Odendichter bis in die neuere Zeit.

Ein Bändchen Gedankenlyrik von Schiller und Goethe, durch neuere Dichtungen erweitert.

Iphigenie (Goethe), Braut von Meſſina, Antigone, Philoktet (Sophokles, ſpäter auch die anderen fünf Dramen), Iphigenie (Euripides), Oreſtie (Äſchylos) u. a.

I^{a}. Shakeſpeare, zunächſt einige Hiſtorien: Richard II., Richard III.

In die zweite Gruppe fallen die äſthetiſch-theoretiſchen Werke. Von dieſer ſind für I^{b}. Leſſings Laokoon, für I^{a}. Hamburgiſche Dramaturgie zu bearbeiten, wozu als Ergänzung, ſei es in Verbindung mit der Hamburgiſchen Dramaturgie oder als beſonderes Bändchen ein Auszug aus Schiller-Goethes Briefwechſel in Ausſicht zu nehmen iſt. Hierzu kommen Schillers äſthetiſche Aufſätze, ſowie Goethes Aufſätze zur Kunſtgeſchichte.

Die dritte Gruppe umfaßt hiſtoriſche Werke. Hier ſind in erſter Linie Goethes Dichtung und Wahrheit im Auszug, Schillers hiſtoriſche Aufſätze in Ausſicht zu nehmen. Anzureihen iſt ein Auszug aus Herodot und Thukydides als Leſebuch im Anſchluß an die Behandlung der griechiſchen Geſchichte und aus Livius u. a. im Anſchluß an die Behandlung der römiſchen Geſchichte in II^{a}. Aber auch Auszüge aus anderen Werken, wie z. B. aus Archenholtz, Geſchichte des ſiebenjährigen Kriegs, oder eine Zuſammenſtellung von Muſteraufſätzen aus neueren Geſchichtſchreibern, welche den geſchichtlichen Unterricht für Altertum, Mittelalter und Neuzeit begleiten und die Selbſtthätigkeit des Schülers erhöhen können, ſind nicht ausgeſchloſſen.

An dieſe in erſter Linie in Ausſicht genommenen Bearbeitungen werden ſich je nach Bedürfnis allmählich andere Werke anſchließen, ſo daß der Rahmen ſich nach und nach erweitert und der Schulunterricht die Mannigfaltigkeit gewinnen kann, die zur Erlangung einer auf Selbſtkenntnis beruhenden äſthetiſchen Bildung unbedingt erforderlich iſt. Es wird hierbei beſonderes Augenmerk auf die Vervollſtändigung der zur Weltlitteratur gehörigen Werke in guter Überſetzung gerichtet werden. So wird die Sammlung mit ihrem eigenartigen Charakter einem immer mehr ſich aus-

breitenden Bedürfnisse nach ästhetischer Bildung entgegenkommen. Hierzu wird die gute Ausstattung und der billige Preis der einzelnen Bändchen diese Sammlung ganz besonders geeignet machen.

5.

Abteilung für Soziale Wissenschaften (SzW).

a) Sektion für Jurisprudenz (J).

Dieser Sektion wurde in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 auf seinen Antrag als Mitglied zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Albert Feisenberger, Referendar hier.

In dieser Sektion sprachen am

11. Februar Herr Dr. Zirndorffer über
„Steuerrecht der Stadt Frankfurt. Geschichtliche Einleitung, Gemeindeverfassung und Kommunalsteuergesetz";

25. März Herr Dr. P. Neumann über
„Neuere Rechtsprechung in Sachen der Differenzgeschäfte".

---

b) Sektion für Volkswirtschaft (V).

Dieser Sektion wurden in dem Zeitraume vom 1. Januar bis zum 30. April 1895 folgende Herren auf ihren Antrag als Mitglieder zugewiesen

mit Wahlrecht:

Herr Alfred Koßmann, Bankdirektor, hier,

ohne Wahlrecht:

Herr Ernst Epstein, Kaufmann, hier
„ Albert Feisenberger, Referendar, hier.

In dieser Sektion sprachen am

14. Januar Herr Stadtrat Dr. Flesch über
„Die Zwangsvollstreckung juristisch und wirtschaftlich betrachtet";

4. Februar Herr S. Spier über
„Die Frankfurter Kommunalsteuer-Reform";

18. Februar Herr Bankdirektor Koßmann über
„Ein neuer Vorschlag zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit",
und Herr J. H. Epstein über
„Die Mansion House Conference";

25. Februar Herr Pfarrer Naumann über
„Die Beziehungen zwischen Religion und Volkswirtschaft";

14. März Herr C. Hecht über
„Die sinkende Geldproduktion und der Bimetallismus";

3. April Herr Stadtrat Dr. Flesch über
„Die Schriften von Jastrow und Gneist, das Drei-Klassen-Wahlsystem betreffend";

24. April Herr Dr. Stein über
„Die Verarbeitung des Materials aus der Schuhmacher-Enquete".

* * *

Der eingesandte Bericht lautet:

Die Arbeitslosigkeit und ein neuer Vorschlag zu ihrer Bekämpfung,
von Herrn Bankdirektor A. Koßmann.

Die große Anzahl derjenigen, welche ihr Interesse den sozialen Fragen zuwenden und bei den Aufgaben der Praxis oft Schulter an Schulter arbeiten, spaltet sich in den theoretischen Grundanschauungen in zwei ganz getrennte Lager.

Die Einen, die Sozialisten, wollen die heutige Wirtschaftsordnung und damit auch den heutigen Staat abschaffen. Sie

werfen dieser Wirtschaftsordnung, die sich auf dem freien Wettbewerbe aufbaut, vor, daß sie die Menschheit in zwei Klassen geteilt habe, in Ausnutzende und Ausgenutzte, in Lohnherren und Lohnsklaven, und sie behaupten, daß der herrschende Kapitalismus dahin führe diese Kluft immer mehr zu erweitern. Dieser Kapitalismus, verbunden mit der freien Konkurrenz, lastet, ihrer Meinung nach, auf den Völkern und bedrückt sie schlimmer als es je politische Reaktion gethan hat. Denn was nützt die politische Freiheit, wenn die ganze Existenz des wirtschaftlich Schwachen jeden Augenblick vom wirtschaftlich Starken vernichtet werden kann, und wenn die gewonnenen Reichtümer des Starken in unwirtschaftlicher Weise wieder vergeudet werden? Wie viel wirtschaftlicher und vernünftiger nach jeder Richtung wäre es, wenn man von Staatswegen und durch Verstaatlichung der Arbeitsmittel eine Regelung der Produktion im Verhältnisse zur Konsumtion durchführen könnte. Der Sozialismus, welcher an Stelle des Individuums die Gesellschaft auf das Piedestal erhebt, verspricht eine Organisation zu schaffen, welche eine gleichmäßige Verteilung der irdischen Güter und Freuden verbürgt. Diesen Staat herbeizuführen, ist die Lebensaufgabe der Sozialisten; sie sind aber der Ansicht, daß er auch ohne ihr Zuthun durch die Macht der Verhältnisse entstehen wird, wenn auch erst in späterer Zeit; beschleunigt wird seine Verwirklichung durch das Aufgesaugtwerden des Mittelstandes und durch das unaufhörliche Wachsen des Besitzes in den Händen von Einzelnen, von Korporationen oder in denen des Staates.

Im zweiten Lager aber will man von diesem Sozialstaate absolut nichts wissen. Man wirft ihm vor, daß er, ohne die versprochene Gleichheit den Völkern zu bringen, auch nur bei dem Versuche seine Aufgabe zu lösen, die persönliche Freiheit in einer Weise unterdrücken müsse, daß der Kulturfortschritt gehemmt werde, und das Leben alle seine Reize verliere.

Man ist auch in diesem Lager nicht der Ansicht, daß die glücklichen Besitzenden und die unglücklichen Besitzlosen durch einen tiefen Graben getrennt seien, und auch nicht, daß die ersteren eine schrankenlose Macht besitzen. Man findet vielmehr, daß vielfach ein Ausgleich stattfindet, und ist der Ansicht, daß durch die Natur

ſelbſt, durch unſer ſoziales Leben und durch den Staat dafür geſorgt iſt, daß auch in unſerer heutigen Geſellſchaftsordnung die Bäume nicht in den Himmel wachſen. Und man glaubt auch nicht, daß wir auf dem Wege zu jenem Sozialſtaate ſeien, denn die Statiſtik lehrt, daß, trotz der ungeheuren Vermögensanſammlungen, der ſchon ſo oft totgeſagte Mittelſtand kräftig weiter lebt, und daß der allgemeine Wohlſtand und die mittlere Konſumtionsfähigkeit in den Kulturländern in unaufhörlichem Wachstum begriffen ſind.

So gehen in beiden Lagern die meiſten theoretiſchen Grundanſchauungen weit auseinander, und nur darin befindet man ſich im Einklang, daß man beiderſeits findet, daß das heutige Geſellſchaftsleben ſchlimme Auswüchſe zeigt, daß dieſe Auswüchſe um ſo größer werden, je größer die Bewegungsfreiheit und Machtäußerung des Einzelnen und der Korporationen werden, und daß das mächtigſte Organ der menſchlichen Geſellſchaft, der Staat, hier Wandel ſchaffen muß.

Aber gerade dieſe gemeinſame Erkenntnis iſt es, welche, unbeſchadet der Träume des Einzelnen, die Brücke bildet, und noch viel mehr bilden ſollte, zu gemeinſamer ſozialpolitiſcher Thätigkeit. Die Einen, die den Sozialſtaat herbeiſehnen, ſuchen einſtweilen das Los ihrer Anhänger, der produzierenden Arbeiter, zu verbeſſern und rufen hierbei den Staat zu Hilfe, und die Andern, welche den Boden des Eigentums und der individuellen Freiheit nicht verlaſſen wollen, verlangen vom Staate, daß er mit kräftiger Hand das auf dieſem Boden wachſende Unkraut ausjäte.

Hier liegt ein gemeinſames großes Arbeitsfeld, und an Einladungen zur Arbeit fehlt es wahrhaftig nicht.

Unter allen Aufgaben aber, die an unſere Thüre pochen, pocht kaum eine lauter als die Aufgabe, ſich mit den Schickſalen der Arbeitsloſen zu beſchäftigen: denn die großen Umwälzungen auf techniſchem Gebiete, die mit rieſigen Mitteln geführten Kämpfe auf wirtſchaftlichem, die Veränderungen in der Zollpolitik der großen Staaten, unterbrechen in immer kürzeren Zwiſchenräumen die Thätigkeit einer Menge von Menſchen und werfen ſie auf die Straße. Was ſoll aber aus all dieſen Menſchen werden? Wenn

sie sich nicht durch frühere Ersparnisse oder durch den Beistand ihrer Freunde oder Verwandten oder der Vereine, denen sie angehören, die nötige Zeit über Wasser halten können, sollen sie dann untergehen in dem Strome der Arbeitslosen, die wie ein Nomadenvolk in ewiger Wanderschaft begriffen sind, ein Schrecken des flachen Landes, oder die sich in die großen Städte ergießen, um sie in schlimmster Weise zu infizieren, — beide Kategorien, die Arbeitskraft der Behörden und die Mildthätigkeit der Einwohner mißbrauchend und sie von einer rationellen Wirksamkeit ablenkend?

So dringend aber diese Fragen gerade jetzt auf eine Antwort drängen, so sind sie doch nicht neu, sondern sind schon — obgleich damals lange nicht von der heutigen Bedeutung — in ganz ähnlicher Weise vor einem halben Jahrtausend in England gestellt worden. Und die praktischen Engländer haben sich nicht darauf beschränkt, von Fall zu Fall einzugreifen, sondern sie haben ihr ganzes Armen- und Unterstützungswesen einheitlich geordnet und, obgleich man ursprünglich nur von polizeilichen Gesichtspunkten ausging, es großen, theoretischen Grundanschauungen untergeordnet, die noch heute mustergiltig sind.

Schon vor der Zeit der Königin Elisabeth, vor allem aber in den von ihr 1601 erlassenen Gesetzen sind als maßgebende Gesichtspunkte aufgestellt, daß es Pflicht des Staates ist, nicht nur für die armen Kinder und für die Arbeitsunfähigen zu sorgen, sondern auch Maßregeln zu treffen, daß die arbeitsfähigen Armen zur Arbeit gesetzt und auf diese Weise vor Mangel geschützt werden. Aber nur derjenige, der arbeitet, und seit Ende des 17. Jahrhunderts hat er dieses im eigens hierfür errichteten Workhouse zu thun, wird unterstützt: der Arbeitsscheue wird bestraft.

Mit der gesetzlichen Festlegung dieser Grundsätze, also seit 1601, ist die englische Gesetzgebung auf diesem Gebiete beinahe eine ununterbrochene gewesen. An die Stelle der Kirchspiele, denen ursprünglich alle Armenaufgaben unterstellt waren, sind allmählich immer größer werdende Armenverbände getreten. Die Zentralisierung und die Dezentralisierung der Armenpflege hat sich immer weiter entwickelt, immer neue Aufgaben hat sie in ihren Kreis gezogen, der Unterstützungswohnsitz ist geschaffen, und die Gesetzgebung über

Digitized by Google

ihn ist immer von neuem revidiert worden. Im Jahre 1864 hat man in jedem Armenverband Häuser errichtet, in welchen jeder Obdachlose Raum für eine Nacht finden sollte. Oft hat man sich auch von den Grundsätzen der Armengesetzgebung von 1601 entfernt, aber nur um immer wieder zu ihnen zurückzukehren. Am Anfang dieses Jahrhunderts z. B. hatten humane Rücksichten eine Zeit lang dahin geführt, die Arbeitsfähigen aus dem Arbeitshause zu entfernen, ihnen auf dem privaten Arbeitsmarkt, wenn auch zu ganz geringfügigem Lohne, Arbeit zu verschaffen, und diesen Lohn aus öffentlichen Mitteln zu ergänzen. Das Resultat war ein überaus trauriges. Das Armenbudget schnellte in die Höhe, die Selbständigkeit der arbeitenden Klasse wurde untergraben, und die Löhne im freien Wettbewerbe gerieten ins Sinken.

Man sah bald ein, daß demjenigen, der an die Unterstützung aus öffentlichen Mitteln appelliert, nie auch nur so viel gewährt werden dürfe, als der Minimalgewinn beträgt, den sich auch der schlecht gestellte selbständige Arbeiter erringt: es soll die Selbständigkeit stets das Ziel des Arbeitenden verbleiben.

Die englische Armengesetzgebung wird von den Sozialpolitikern aller Staaten und hauptsächlich wegen der von ihr getroffenen Organisation als Muster hingestellt, und niemand wird ihre großen Leistungen verkennen: aber gerade in der Frage, die uns hier interessiert, also in der Behandlung des arbeitslosen Arbeitsfähigen hat sie trotz ihrer gesunden Prinzipien und trotz Allem, was geleistet worden ist, nur sehr geringe Erfolge aufzuweisen, gar nicht zu vergleichen mit denjenigen der freiwilligen Gewerkvereine. Den besten Beweis hierfür bringt die Zusammensetzung der Insassen eines englischen Workhouse, also eines der Hauptorgane der Armenpflege. Nach den Veröffentlichungen des Amtsrichters Dr. Aschrott dürfte auf 100 Insassen nur ein einziger kommen, von welchem anzunehmen ist, daß er sich wieder frisch in den Lebenskampf hineinwagen werde: die übrigen 99 bestehen aus Greisen, Kindern, Kranken und moralisch Verkommenen, so daß das Workhouse immer mehr zum Armenhaus und zur Strafanstalt wird. Es läßt sich das leicht erklären. Man hat eben, um dem Appellieren an die öffentlichen Mittel jeden Anreiz zu nehmen,

ihre Austeilung in eine solche Form gehüllt, daß jeder Arbeitsfähige vor dem Eintritt in das Workhouse zurückschreckt. Um es mit einem Worte zu sagen, das Leben in diesem erinnert beinahe in allem an das Gefängnisleben, und die zu verrichtende Arbeit bestand wenigstens bis noch vor kurzem hauptsächlich in der entwürdigenden Arbeit des Werggupfens.

Und wie die ehrliebenden Arbeitslustigen dem Workhouse fern blieben, so thaten es auch die vagabundierenden Arbeitsunlustigen, welche hier zur strengen Arbeit erzogen werden sollten, und als man, um diese zu gewinnen, Verpflegungsstationen errichtete, in denen jeder Reisende einmaliges Nachtquartier und einmalige Mahlzeit erhielt, da hatte man den gewünschten Besuch nur so lange, als die Gaben ohne Entgelt geboten wurden. Als man aber drei- bis vierstündige Arbeit dagegen verlangte, da kehrten nur noch die an Arbeit Gewöhnten ein, die Vagabunden bettelten sich wie früher den Tag durch, um ihre Nächte in mehr oder weniger verrufenen Bettlerherbergen zuzubringen.

Man sieht, die englische Armenpflege hat bei der Behandlung der gesunden Arbeitsfähigen deswegen Schiffbruch gelitten, weil sie nicht imstande war in ihren Arbeitshäusern eine Arbeitsgelegenheit zu gewähren, die nicht anrüchig war, und weil sie auch nicht imstande war die große Masse derjenigen, die nicht arbeiten wollen, zur Arbeit zu zwingen.

In das entgegengesetzte Extrem verfiel man 1848 in Paris, als nach Anerkennung des Rechtes auf Arbeit die Republik die Nationalwerkstätten eröffnete und sich verpflichtete, einem jeden ehrliche Arbeit und für deren Leistung zwei Franken per Tag zu geben. Die Konsequenzen dieses Schrittes sind von welthistorischer Bedeutung geworden. Man hat ins Blaue hinein geschneidert, geschustert, Erdarbeiten ausgeführt und sie wieder zerstört, man hat eine Unmasse von Arbeitern nach Paris gelockt und ein Proletariat groß gezogen, welches der Urheber einer blutigen Revolution wurde und wohl am meisten zum baldigen Sturze der Republik beigetragen hat. Das Recht auf Arbeit wurde natürlich schleunigst wieder abgeschafft, und die Nationalwerkstätten wurden ebenso schleunig wieder geschlossen.

**

In Deutschland hatte man schon infolge der politischen Zerrissenheit diese Fragen weniger von einem höheren sozialen Gesichtspunkte in Angriff nehmen können, und erst seit der Konsolidierung unserer politischen Verhältnisse, speziell seit dem Gesetze vom 6. Juli 1870 über den Unterstützungswohnsitz hat man, soweit es sich um staatliche Maßnahmen, aber auch soweit es sich um eine feste Basis für die kommunalen und privaten Unterstützungen handelte, einen einigermaßen sicheren Boden für weitere Arbeit gefunden. Das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz, sich anlehnend an die bisherigen preußischen Bestimmungen, war die Folge und zwar die notwendige Folge des Gesetzes über die Freizügigkeit von 1867. Es schuf die kleinen Ortsarmenverbände und die großen Landarmenverbände, legte ihnen die Verpflichtung auf, diejenigen zu ernähren, die nicht imstande waren, es selbst zu thun, und ordnete zwischen den Verbänden die Frage der Kostenverteilung. Man wird wohl kaum zu weit gehen mit der Behauptung, daß dieses Gesetz über den Unterstützungswohnsitz mit seinen Wirkungen nur sehr langsam hinter dem Gesetze über die Freizügigkeit und dessen Wirkungen einher gehinkt und jetzt weit zurückgeblieben ist. Neben den Schwierigkeiten, welche die Sonderstellung von Bayern und Elsaß-Lothringen bereitet, und den Grausamkeiten, welche eine Folge dieser Sonderstellungen sind, liegen seine Nachteile hauptsächlich in dem ungeheueren Aufwande von Zeit und Arbeit für die Regelung der gegenseitigen Ansprüche der Verbände und in den von fiskalischen Gründen diktierten Präventivmaßregeln dieser Verbände, Dinge, welche die Wirksamkeit des Gesetzes in konkreten Fällen häufig ganz untergraben, und zwar in einer Weise, daß die öffentliche Moral darunter Schiffbruch leidet. Man hat nicht ganz mit Unrecht gespottet: „Das Heimatsrecht des deutschen Arbeiters ist gleichbedeutend mit dem Hinauswerfungsrechte in den Händen seines Bürgermeisters.“

An Vorschlägen zur Reform des Gesetzes hat es nicht gefehlt, und auch unser jetziger Herr Oberbürgermeister hat sich hierüber ausgelassen: aber alle Vorschläge, welche die bisherige Basis beibehielten, sind so tastender Natur und so voll von Bedenken und die Schwierigkeiten so sehr betonend, daß man unwillkürlich zur

Ansicht kommt, daß man das Beil an die Wurzel legen muß. Wie aber dem auch sein mag: daß das Gesetz für den durch unverschuldete Arbeitslosigkeit ins Elend Geratenen beinahe ganz wirkungslos ist, geht aus der Thatsache hervor, daß dieser Klasse der Bevölkerung, laut der Armenstatistik des Deutschen Reiches von 1885, an öffentlichen Unterstützungen während des ganzen Jahres nur ungefähr 4 Millionen Mark zu gute gekommen sind.

Und dem steht gegenüber, daß in England schon einzelne Gewerkvereine beinahe die gleiche Summe an ihre stellenlosen Verbandsangehörigen jährlich gezahlt haben, trotzdem durchschnittlich nur 5% ihrer Mitglieder stellenlos sind. Dem steht gegenüber, daß innerhalb der deutschen Gewerkschaften dieser durchschnittliche Prozentsatz etwa 15% betragen dürfte, und daß der Prozentsatz der Arbeitslosen unter den nicht organisierten Arbeitern ein noch weit größerer ist. Und dem steht schließlich gegenüber, daß der Betrag der Almosen, die, man kann sagen, ins Blaue hinein gegeben werden, jährlich auf einige Hundert Millionen Mark taxiert wird.

Und daß mit dem Wachstum der wirtschaftlichen Stellung Deutschlands auch die Bedeutung der Frage der Arbeitslosen wachsen muß und die größten Gefahren in ihrem Schoße birgt, darüber herrscht wohl kein Zweifel mehr. Für manche ist dieses sogar der springende Punkt in der ganzen sozialen Frage. So schreibt Herkner:

„Die ganze Reichsversicherung verliert für denjenigen ihre Wirksamkeit, der infolge von Arbeitslosigkeit außer stande ist, Beiträge zu entrichten. Ohne die Sicherung im Falle der Arbeitslosigkeit entbehrt die Arbeiterversicherung ihres Schlußsteins, der allein dem Baue eine unbedingte Festigkeit verleihen kann. Man kann nicht erwarten, daß unsre Arbeiter mit der gegenwärtigen Wirtschaftsordnung aufrichtigen Frieden schließen, solange sie ihnen keine ausreichende Schutzwehr gegen den Abgrund der Arbeitslosigkeit errichtet."

„Erst dann, wenn die Gewißheit besteht, daß die öffentliche Armenpflege ihre Pflichten durchaus erfüllt, wird es möglich sein, die private, durch ihre Planlosigkeit oft mehr Schaden als Nutzen stiftende, Wohlthätigkeit der öffentlichen Armenpflege anzugliedern

und alle dem Unterstützungswesen zufließenden persönlichen und materiellen Hilfskräfte einheitlich wirken zu lassen. Erst dann, wenn die Überzeugung gewonnen werden kann, daß die öffentliche Armenverwaltung überall auf der Höhe ihres Berufes steht, werden sich die Meisten entschließen können, den Hilfe suchenden Armen von ihrer Thüre weg an die organisierte Armenpflege zu weisen."

Wie aber helfen? Zwei Wege bieten sich. Der eine liegt uns nach der Entwicklung unserer sozialen Gesetzgebung und unserer wirtschaftlichen Verhältnisse sehr nahe: die Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit, und in der That wird sie nicht nur von politischen Parteien, zuletzt auf dem neulichen Zentrums-Parteitage in Köln, gefordert, sondern Kommunen — die Schweiz befindet sich im Vorsprung —, Großbetriebe und Arbeiterverbände haben begonnen sie einzuführen. Läßt sie sich aber auf das Reich übertragen? Aus den Kommunen, aus den Großbetrieben und aus den Arbeiterverbänden können und werden die Unwürdigen ausgestoßen. Wohin aber soll das Deutsche Reich die Unwürdigen ausstoßen? In den Kommunen, den Großbetrieben und den Arbeiterverbänden existiert ein Unterbau für diese Versicherung, das ist die nach kurzer Unterbrechung wieder erfolgende Zuweisung von Arbeit, so daß die Versicherung nur eine subsidiäre Rolle spielt. Hier ist das Kriterium gegeben, ob jemand freiwillig oder gezwungen nicht arbeitet. Wenn aber das Deutsche Reich die allgemeine Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit, — diese würde aber, nebenbei bemerkt, mit allen ihren Schäden bestehen bleiben —, einführen wollte, so wäre ein Fiasko schwer zu vermeiden, denn das Deutsche Reich verfügt über kein derartiges Kriterium, weil der Unterbau fehlt. Gerade aber diesen Unterbau gilt es zu schaffen, und dieses ist der zweite Weg. Um ihn zu beschreiten, muß man zurückgehen zu dem gesunden Kerngedanken der englischen Armengesetzgebung und weiter arbeiten auf den Vorschlägen und Einrichtungen derjenigen, welche die Arbeit selbst als Bedingung der Unterstützung ansehen.

Hier mögen einige Zitate folgen.

Nach einer Broschüre von Lammers über Armenbeschäftigung sagt 1882 Dr. Julius Post: „Die Durchdringung der Armenpflege

mit dem Beschäftigungsgedanken bedeutet geradezu einen Kulturfortschritt der Gesellschaft."

Aschrott schreibt bei einer Besprechung des englischen Arbeitshauses:

„Die Behandlung der Bettler, Müssiggänger und in Armut Geratenen erscheint somit als das schwächste und am meisten der Verbesserung bedürftige Gebiet des englischen Armenwesens. Bei Verbesserungen sollte man vor allem im Auge haben, durch strenge, aber durchführbare und wirklich ausgeführte Strafvorschriften den gewerbsmäßigen Müssiggänger zu strafen, und weiter darauf Rücksicht nehmen, durch die Art der Arbeit und die Gewöhnung an sie auf die Unterstützten erzieherisch einzuwirken. Endlich sollte man den Leuten so viel wie möglich den Weg ebnen, damit sie nach ihrer Entlassung zu einer regelmäßigen Beschäftigung kommen können. Wenn man anstatt der nutzlosen und den Sinn für Arbeit geradezu tötenden Beschäftigung mit Wergzupfen eine nützliche, Gewinn abwerfende Arbeit einführte, und den Leuten je nach dem Resultate der Arbeit eine, wenn auch noch so kleine Vergütung bei der Entlassung auszahlte, so würde schon hiermit ein großer Fortschritt erreicht sein."

Georg Adler gelangt in seiner akademischen Antrittsrede zu dem Schluß, daß nur die auf systematische soziale Reformarbeit hinzielenden Pläne etwas Positives in der Arbeitslosenfrage zu leisten vermögen: er stellt als Grundsatz auf, daß dem Arbeitslosen nur über eine gewisse Spanne Zeit hinweggeholfen werden solle, damit er bei passender Gelegenheit seinem früheren Beruf nachzugehen vermag, und er verlangt, daß die Arbeitslosen damit beschäftigt werden, gewisse Bedarfsartikel für sich selbst herzustellen, wie Kleider, Schuhe u. dgl. m.

Adolph Grumprecht verlangt, daß das Heer der Arbeitslosen dazu verwandt werde, um Heidekulturen vorzunehmen und Wälder zu schaffen.

Dr. Brückner plädirt aufs eindringlichste dafür, daß die Stadtverwaltungen von kaufmännischen Gesichtspunkten absehen und durch die Art der Verteilung ihrer Arbeiten den Arbeitslosen dauernd zu Hilfe kommen.

Schon vor über einem halben Jahrhunderte ſagte der engliſche Nationalökonom Owen: „Man muß die Arbeitsloſen, die durch ihren Wettbewerb den Lohn und damit die Konſumkraft der Arbeiter ſo tief herabdrücken, von ſtaatswegen beſchäftigen. Die Arbeitsloſen ſind in Kolonien von etwa 1500 Perſonen zu vereinigen, ſie haben durch ihre eigene Arbeit ihre Bedürfniſſe zu decken. Überſchüſſe über den eigenen Bedarf hinaus ſind zur Rückzahlung und Verzinſung der aufgewendeten Kapitalien zu verwenden.“ — Und Herkner ſchreibt: „Warum ſoll eine Stadt z. B. arbeitsloſe Schuhmacher nicht Schuhe herſtellen laſſen, mit denen die von der Stadt zu unterſtützenden Armen ausgeſtattet werden können; warum nicht für denſelben Zweck Brot backen, Kleider und Wäſche nähen, Tiſche, Stühle und Betten anfertigen?“

Eine Reihe von Vereinen und Stadtverwaltungen knüpfen ihre Unterſtützungen an die Bedingung der Arbeitsleiſtung.

Die berühmte Wilhelmsdorfer Kolonie des Paſtors von Bodelſchwingh und alle die andern Arbeiterkolonien, die nach ihrem Muſter gegründet worden ſind, machten die landwirtſchaftliche Arbeit zur feſten Baſis der ganzen Unterſtützungsthätigkeit, und in den Berliner Wärmehallen hatte man damit begonnen, einen Teil der Beſucher in der Weiſe zu beſchäftigen, daß der arbeitsloſe Schuhmacher das Schuhwerk des arbeitsloſen Schneiders in Ordnung brachte, und der arbeitsloſe Schneider die Kleidung des Schuhmachers.

Der Vorſchlag, den ich machen möchte, knüpft an dieſe Beſtrebungen aufs engſte an. Er geht dahin, in jeder Provinz eine Reihe von großen Werkſtätten zu errichten, die man Unterſtützungswerkſtätten nennen könnte, an dem einen Orte eine für Schuhmacher, an dem andern eine für Schneider u. ſ. w. Die Produkte der hier geleiſteten Arbeit kämen allen denjenigen zu gute, welche in derartigen Werkſtätten arbeiten. Es würde ſich alſo in erſter Linie darum handeln, den Arbeitsloſen Gelegenheit zur Arbeit zu geben, dann einen Austauſch der Produkte der Arbeitswerkſtätten herbeizuführen und den Arbeiter mit den ausgetauſchten Produkten zu bezahlen. Die Arbeitswerkſtätten ſelbſt könnten von beſchäftigungsloſen Maurern errichtet, und jeder Werkſtätte könnte eine Bäckerei

beigefügt werden. Barzahlungen würden nicht ganz zu vermeiden sein, sie dürften aber bei dieser Einrichtung nur eine ganz geringe Rolle spielen. Als Basis der Arbeitswertbemessung könnte der ortsübliche Tagelohn dienen: ich würde aber vorschlagen, ihn nur zur Hälfte in Anrechnung zu bringen, um dadurch den ihm gegenüberstehenden Wert der Rohstoffe zu erhöhen. Diese Rohstoffe müßten freilich durch öffentliche Mittel, vereinigt mit privaten, aufgebracht werden; dieser Ausgabe aber würde andererseits manche Entlastung gegenüberstehen.

Als Ergänzung dieser Unterstützungswerkstätten müßten in der Art der heutigen Arbeiterkolonien größere, ländliche Unterstützungskolonien in jeder Provinz errichtet werden.

Der ganze Plan ginge also darauf hinaus, die gesamte bisherige Unterstützungsthätigkeit, zum mindesten soweit es sich um Arbeitsfähige handelt, umzuändern und ihr äußerlich und innerlich neue Normen zu geben: äußerlich, indem alle Unterstützungen sich in den Unterstützungs-Werkstätten und in den Unterstützungs-Kolonien konzentrierten, und indem man die schon bestehenden oder erst geplanten Verpflegungsstationen für die Passanten organisch mit ihnen verknüpfte; innerlich aber, indem die von allen Seiten aus praktischen und ethischen Gründen aufgestellte Forderung verwirklicht würde, daß jede Unterstützung an eine Arbeitsleistung geknüpft werden müsse. Diese Arbeit aber, so geringfügig auch ihr Ertrag sein müßte, wäre keine schimpfliche, und ebensowenig eine unwirtschaftliche oder nutzlose: sie käme dem Arbeitenden selbst zum großen Teile zu gute, und der weitere Teil könnte verwandt werden zum Besten der Arbeitsunfähigen, was wiederum große Entlastungen der bisherigen Armenpflege zur Folge hätte.

Von den Bedenken, die sich diesem Plane entgegenstellen, muß eines sofort beseitigt werden. Es handelt sich hier um ein neutrales Gebiet, welches nicht als Stützpunkt für Lohnkämpfe benutzt werden dürfte: Streikende dürften deshalb während einer bestimmten Zeitdauer hier keine Aufnahme finden. Wichtiger sind aber die Bedenken, die sich anknüpfen an das Funktionieren dieses Unterstützungsapparates und an die Frage, ob die hergestellten

Produkte nicht ſchwer auf den Arbeitsmarkt laſten werden. Man wird ſich freilich ſagen, daß die außerordentlich niedrige Bemeſſung des Lohnes wohl den gewünſchten Zweck erreichen und den Arbeiter nur in dringenden Fällen der Not zum Betreten der Unterſtützungswerkſtätten veranlaſſen würde: aber man wird ſich fragen, ob nicht bei dem vorgeſchlagenen Verhältniſſe zwiſchen Rohſtoff und Lohn ſich eine Unmaſſe von Fabrikaten anſammeln müßte. Nehmen wir z. B. an, daß ein Schneider in einer ſolchen Werkſtätte ſich ein beſtimmtes Kleidungsſtück erarbeiten will. Der Stoff ſoll 6 Mark koſten und ſein in Anrechnung gebrachter Lohn beträgt 80 Pfennig pro Tag, von denen er 50 Pfennig für ſeinen Lebensunterhalt braucht, ſo daß nur 30 Pfennig pro Tag für den genannten Zweck disponibel wären. Er müßte alſo, da 20 mal 30 Pfennig = 6 Mark iſt, 20 Tage arbeiten, um in den Beſitz des Kleidungsſtückes zu gelangen; in der gleichen Zeit hat er aber vielleicht zehn derartige Kleidungsſtücke hergeſtellt; was wird alſo aus den übrigen?

Darauf wäre dreierlei zu erwidern:

1. Der Leiter der Schneider-Unterſtützungswerkſtätte hätte es in der Hand, ſobald er erführe, daß in den andern gleichartigen Werkſtätten auch großer Produktionsüberſchuß herrſcht, dieſem Überſchuſſe entgegenzuarbeiten. Er könnte es thun durch Verkürzung der Arbeitszeit und ſchließlich dadurch, daß er zeitweiſe die Anzahl der aufzunehmenden Schneider beſchränkte und die Zurückgewieſenen veranlaßte, ſich bei andern Betrieben, bzw. bei den ländlichen Unterſtützungskolonien zu melden;

2. aber darf nicht vergeſſen werden, daß die Schneider ſowie die anderen Handwerker nicht nur für ſich und ihre Berufsgenoſſen, ſondern auch für die Notleidenden in allen übrigen Berufen zu arbeiten hätten und

3. wäre es durchaus in der Ordnung, wenn größere Warenniederlagen entſtünden; ſie wären vom höchſten Nutzen in den Zeiten eines allgemeinen Notſtandes, ſie wären aber auch notwendig im Hinblick auf die Eventualität, daß die Kategorie der betreffenden Berufsarbeiter, alſo beiſpielsweiſe der Schneider, infolge günſtiger Verhältniſſe auf dem freien Arbeitsmarkt, ein zu ſchwaches Kon-

tingent zu den Unterstützungswerkstätten stellte, so daß, ohne größere Niederlagen, die Ansprüche der übrigen notleidenden Handwerker nicht befriedigt werden könnten. Schließlich sollen aber diese Niederlagen auch dazu dienen, die Arbeitsunfähigen, die bisher von direkten Almosen gelebt haben, zu versorgen.

Man müßte in der That ängstlich bemüht sein dafür zu sorgen, daß die in diesen Werkstätten hergestellten Waren nicht auf den Warenmarkt gelangen und hier die Preise drücken, womöglich auch nicht indirekt. Als Prinzip soll aufgestellt werden, daß die bisher Arbeitslosen in der für sie zu schaffenden und für sie organisierten Arbeit sich gegenseitig unterstützen und sich gegenseitig, wenn man so sagen darf, bereichern: es sollen also nur bisherige wirtschaftliche Blößen bedeckt werden. Dieses Prinzip läßt sich leider nicht auf die vorgeschlagenen ländlichen Unterstützungskolonien anwenden: hier wird man vorzugsweise Arbeiten im Auge halten müssen, welche im allgemeinen Landesinteresse sind und für welche sich bis jetzt keine Unternehmer gefunden haben, wie Amelierationen, Heidekulturen, Schaffung neuer Wälder u. s. w. Daß daneben in Land und Stadt auch die Arbeiten für Straßenreinigungen u. s. w. u. s. w. von Stellenlosen ausgeführt werden könnten, ist selbstverständlich.

Was die Qualität der geleisteten Arbeit betrifft, so würde sie voraussichtlich hinter der in den bisherigen Betrieben erreichten zurückbleiben, auch schon deswegen, weil es im Interesse der Sache liegt, daß jeder Arbeiter ohne gesetzliche Kündigungsfrist diesen Werkstätten wieder den Rücken kehren kann; doch würde es voraussichtlich nötig sein, daß, je nach der Art des Betriebes, eine ein- oder mehrtägige Kündigung vorgeschrieben wird, bei deren Nichteinhaltung der Lohn zurückgehalten würde.

Nun wird man vielleicht sagen: das ist alles recht gut und schön, sobald Schuhmacher und Schneider inbetracht kommen, also Handwerker, welche Arbeiten verfertigen, die jeder Mensch braucht. Wie sieht es aber mit den andern Berufen aus, mit denen, welche nur Luxusgegenstände oder teure Gegenstände herstellen? Kann z. B. der stellenlose Uhrmacher in diesen Unterstützungswerkstätten in seinem eignen Berufe beschäftigt werden? Nein, das kann er

nicht! Aber wenn auch nicht der Uhrmacher, so hoffe ich doch, daß eine ganze Reihe von Berufen ihre Unterstützungswerkstätten haben könnten, und vielleicht kann selbst die Kunst des Uhrmachers in der einen oder der andern zur Geltung kommen. Geht dieses nicht, so könnte man ihn bei den kommunalen Aushilfsarbeiten verwenden, oder er könnte sich bei den ländlichen Unterstützungskolonien melden. Man darf auch nicht vergessen, daß der vorgeschlagene Apparat, um zu funktionieren, vieler Hände bedarf, auch schreibender, und daß manche von diesen Händen Stellenlosen gehören dürfen. Jedenfalls darf meiner Ansicht nach aus dem Umstande, daß ein Beruf sich mehr als der andre für diesen Plan eignet, kein Schluß auf seine Ausführbarkeit oder Unausführbarkeit gezogen werden.

Nach einer Richtung würde er jedenfalls von weittragender Bedeutung sein — inbezug auf das Bettler- und Vagabundentum. Die Summen, welche jährlich von mildthätiger Hand diesem geopfert werden, sind, wenn man einigen erschienenen Taxationen trauen darf, wie schon angedeutet, geradezu erschreckend hohe, und, was das traurigste ist, diese Gaben wirken nicht das Elend bekämpfend, sondern das Elend großziehend. Glücklicherweise gehen viele Städte und Vereine dem Übel energisch zu Leibe, mit am kräftigsten die Bodelschwinghischen Kolonien, und beinahe überall hat man die ermutigende Erfahrung gemacht, daß die geschaffenen Organisationen nicht Geld kosten, sondern Geld ersparen und eine starke Abnahme des Bettlertums in der betreffenden Gegend zur Folge hatten.

So erfreulich aber auch diese Einzelerfolge sind, sie verlieren an Wert, wenn man bedenkt, daß Bettler und Vagabunden sich um so mehr anderen Gegenden zuwenden, und daß man den Verschwendungen durch Almosengeben erst dann ein Ziel setzen kann, wenn man dem Wohlthätigen die Ueberzeugung beibringt, daß jeder, der arbeiten will, auch Arbeit findet: erst dann wird der Wohlthäter sicher sein, daß seine Gabe, der Zentralstelle gegeben, gut, bei dem trotz Arbeitsgelegenheit Bettelnden aber schlecht angebracht ist.

Allein die Organisation und die Leitung dieser Werkstätten und Kolonien, und der Weg, den man zu ihrer Kreierung und zur Beschaffung der notwendigen Geldmittel einschlagen müßte?

Hierüber für heute nur einige Bemerkungen!

Ich bin der Anſicht, daß es unumgänglich notwendig wäre, daß ſich bei jeder Unterſtützungswerkſtätte und Unterſtützungskolonie, wie ſchon geſagt, eine Bäckerei befände, und daß es ſehr wünſchenswert wäre, wenn hier auch nach andrer Richtung für die Beköſtigung — in beſcheidenen Grenzen wohl auch für die Wohnung — geſorgt würde. Ich würde vorſchlagen, die Unterſtützungswerkſtätten möglichſt nicht in die großen Städte zu legen; die Verwaltung könnte Sache jeder Provinz oder jedes Landarmen-Verbandes und die Leitung der Verwaltung gleichzeitig ſtaatlicher und privatlicher Natur ſein. Ebenſo müßten es die Mittel ſein, und es iſt vielleicht nach den bisherigen Erfahrungen auf dieſem Gebiete nicht zu gewagt anzunehmen, daß die Gelder, die bisher in Deutſchland zu derartigen Unterſtützungen teils praktiſch ausgegeben, teils nutzlos oder ſchädigend verſchwendet werden, vielleicht ſchon genügen würden, um den Plan durchzuführen. Sollten aber weſentlich höhere Mittel erforderlich ſein, ſo dürfte man, meiner Anſicht nach, im Intereſſe des großen und guten Zieles vor ihrer Bewilligung nicht zurückſchrecken.

Man vergeſſe nicht, daß auch ſchon heute die große Anzahl von Arbeitsloſen — Arbeitſuchenden ſowohl als Arbeitſcheuen — von der Geſamtheit in der einen oder der andern Form unterhalten wird, und daß man die Verpflichtung hierzu anerkennt. Über die allernotwendigſte Lebensfriſtung iſt dieſe Unterſtützung an die Unbeſchäftigten ſelten hinausgegangen. Gelänge es aber durch die Organiſierung der Arbeitsloſen nicht nur dieſe ſelbſt durch gegenſeitige Arbeit gewiſſermaßen zu bereichern, ſondern auch im Intereſſe des Staates wünſchenswerte Arbeiten auszuführen, ſo würde daneben noch ein ethiſcher und wirtſchaftlicher Nutzen von ganz gewaltiger Bedeutung erzielt werden.

Freilich müßte man hierbei wahrſcheinlich das jetzige Unterſtützungswohnſitzgeſetz, unter welchem das Bettler- und Vagabundentum geradezu fortwuchern muß, abſchaffen. An Stelle dieſes Geſetzes könnten neue Normen treten, durch welche in jeder Provinz Unterſtützungskolonien und Unterſtützungswerkſtätten ins Leben gerufen würden, die dann mit denjenigen der andern Provinzen in engſter Verbindung ſtehen müßten. Von dieſen Stellen aus würde Stadt und Land mit Arbeitskräften (für Straßenreinigungen ꝛc.) und mit Waren (für die Arbeitsunfähigen) verſorgt werden. Hier

würde der naturgemäße Sitz des Arbeitsnachweises sein, hier könnte, falls nicht genügende Arbeitsgelegenheit geboten werden kann, eine Versicherung gegen die Arbeitslosigkeit angegliedert werden. Die heutigen juristischen Bestimmungen betreffs Arbeitszwang, Bettelei u. s. w. würden keine Änderung erfahren, sie würden aber durchgeführt werden können, was jetzt nur in der unvollkommensten Weise geschieht.

Merkwürdig, daß Autoritäten auf dem Gebiete des Armenwesens als ernstliches, diesem Plane entgegenstehendes Hindernis, weder die Geldfrage noch die etwaige Produktionsansammlung, wohl aber, um es kurz auszudrücken, die „gesetzgeberische" Seite der Sache betrachten. Bei dem Geiste, der in unserer Beamtenwelt, in unserer Gesetzgebung und in unserer Verwaltung herrsche, sei es kaum denkbar, daß das Gesetz über den Unterstützungswohnsitz einfach abgeschafft und durch ein anderes ersetzt werde. An ganz neue Materien wage man sich freilich mit großem Eifer heran, aber das, was einmal bestehe, könne nur durch langsame Umbildung eine Veränderung erfahren. Es sei eher möglich, daß unser ganzes wirtschaftliches Gebäude umgestoßen und an seiner Stelle ein neues errichtet werde, als daß in dem vorhandenen Gebäude einige Bausteine durch ganz andersartige ersetzt würden.

Es ist mir unmöglich die Berechtigung dieser Anschauung anzuerkennen, da auf den verschiedensten Gebieten des öffentlichen Lebens derartige an einem bestimmten Tage sich vollziehende, vollständige Veränderungen, die freilich von langer Hand vorbereitet sein müssen, gar nicht zu vermeiden sind. Dieser Einwand kann mich nicht abhalten den Vorschlag, den ich in die folgenden Sätze zusammenfasse, der Kritik zu unterbreiten:

Es ist aus Gründen der Humanität, der Volkserziehung, des wirtschaftlichen Wohlstandes und der wirtschaftlichen Zweckmäßigkeit zu wünschen, daß Unterstützungswerkstätten und Unterstützungskolonien für Arbeitslose errichtet werden, und daß diese Werkstätten und Kolonien zum Mittelpunkte staatlicher, kommunaler und privater Unterstützungsthätigkeit, soweit es sich dabei um Arbeitsfähige handelt, gemacht werden.

Jeder Arbeitsfähige, welcher eine Unterstützung beansprucht, muß diesen Werkstätten oder Kolonien zur Arbeitsleistung überwiesen werden. Der in ihnen zu erringende Verdienst muß zwar hinreichend zur Lebensführung sein, darf aber immer nur so knapp bemessen werden, daß das baldige Verlassen derselben das Ziel und der dringende Wunsch des hier Beschäftigten sein muß.

Der Lohn ist, wenigstens zum größten Teile, in den nötigen Lebensmitteln und in den in den Werkstätten hergestellten Produkten zu entrichten. Der Überschuß der Produkte soll, soweit er nicht im Interesse der arbeitenden Klasse zurückgehalten wird, den Arbeitsunfähigen zu gute kommen.

Es sollen möglichst vielerlei Fachwerkstätten errichtet werden, um, soweit es geht, den Arbeiter in seinem bisherigen Berufe zu beschäftigen.

Durch die Arbeiterkolonien sollen, wenn andere Arbeiten fehlen, größere Ameliorationen ausgeführt werden, welche im Interesse des Landes liegen.

Sollten diese Ideen sich verwirklichen lassen, so würde eine Anzahl von deutschen Händen, die, heute zur Unthätigkeit verdammt, wie ein totes Kapital ruhen, sich in Bewegung setzen, und unter ihrer Arbeit würde unfruchtbares Land fruchtbar werden. Eine Armee von Arbeitsscheuen würde zur Arbeit zurückgeführt, und eine weitere Armee von Arbeitsuchenden, die jetzt kaum etwas anderes als das nackte Leben ihr eigen nennen, würden in den Stand gesetzt werden sich in ehrlicher Arbeit mit Kleidungsstücken und manchem anderen zu versehen. Daneben würde durch die wirtschaftliche Hebung so großer Volksschichten der Absatz an Rohmaterialien, Halb- und Ganzfabrikaten in einer Weise wachsen, daß selbst ein indirekter Druck auf den Arbeitsmarkt durch die neu hergestellten Arbeitsprodukte leicht verschmerzt werden könnte.

Neben den Schwierigkeiten der Praxis, die sich der Verwirklichung dieser Ideen entgegenstellen, kommen auch die theoretischen Erwägungen inbetracht. Mancher wird denken: wenn man die

Arbeit der Stellenloſen nach Geſichtspunkten der Zweckmäßigkeit organiſieren will, wie lange wird es da noch dauern, bis man die geſamte Produktion von ſtaatswegen in die Hand nehmen wird, und je nach ſeinem Standpunkte würde dem einen dieſer Gedanke Freude, dem andern Unbehagen bereiten. Aber genau mit der gleichen Berechtigung oder Nichtberechtigung könnte ſich der eingefleiſchteſte Individualiſt darüber freuen, daß man auf dieſem Wege einen der ſchlimmſten und berechtigteſten Vorwürfe, die man der heutigen Wirtſchaftsordnung macht, aus der Welt zu ſchaffen ſucht, ohne das Spiel der geſunden Kräfte im Staate auch nur im mindeſten zu ſtören.

In Wirklichkeit aber handelt es ſich um ein ganz neutrales Gebiet, auf welchem ſich die verſchiedenartigſten Grundanſchauungen zur gemeinſamen Thätigkeit vereinigen können.

Das Plateau, auf welchem das Ringen der wirtſchaftlichen Kräfte ſich abſpielt, iſt mit einem Graben umgeben, in welchen diejenigen, die geſtoßen werden oder zu ſchwach auf den Beinen ſind, hinabſtürzen, und es iſt ſehr ſchwer ſich aus dieſem Graben wieder heraus zu ringen. Die menſchliche Geſellſchaft, die ihre Brüder nicht umkommen laſſen darf, hat den im Graben Befindlichen Speiſe und Trank und Kleidungsſtücke nachgeworfen: der eine hat viel, der andere wenig erhaſchen können, aber alle ſchreien ſie nach mehr und bleiben meiſtens bis an ihr Ende unthätig im Graben liegen. Es gilt die Gaben richtig zu verteilen, dem Hinabgeſtoßenen auch in der Tiefe Arbeit zu verſchaffen und ihn moraliſch und phyſiſch auszurüſten — zu neuem Lebenskampfe oben auf dem Plateau.

6.

Abteilung für Mathematik und Naturwiſſenſchaften (N).

In dieſer Abteilung ſprach am

22. März Herr E. Hartmann über

„Elektrizitätszähler, insbeſondere ſolche für Wechſelſtrom".

II. Litterarische Mitteilungen.

1.

Neuere Goethe- und Schillerlitteratur XI.

Von Professor Dr. Max Koch zu Breslau.

Mein Bericht im vorangehenden Hefte ist zu meinem eignen Schrecken so umfangreich geworden, daß ich billig Scheu tragen muß, den Hochstiftsmitgliedern schon wieder mit einer Fortsetzung zu kommen. Allein so sehr ich selbst dieses Anschwellen der Litteratur für ein Übel halte, so bin ich doch in einer Not- und Zwangslage, wenn ich nicht den Vorwurf, allzu empfindliche Lücken — irgend welche Vollständigkeit war ja niemals beabsichtigt — entstehen zu lassen, als begründet hinnehmen soll. Nicht zu meiner Entschuldigung, sondern nur zur Erklärung des zu großen Umfanges möchte ich darauf hinweisen, daß auch die das ganze Gebiet der neueren Litteratur umfassenden „Jahresberichte" in ihrem dritten Bande genötigt waren, von 71 auf 86 Bogen sich auszudehnen. Wenn bei ihnen der Leitung, bei meinen engbegrenzten Berichten mir selbst ein Teil der Schuld für das unerfreuliche Anwachsen zufällt, so ist die größere Hälfte der Schuld doch den am litterarischen Himmel auftauchenden Gestirnen, nicht dem Berichterstatter zuzuwälzen. Dem neuen, so unheimlich umfangreich gewordenen Bande der „Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte" [1]) gegenüber habe ich nur die im Vorjahr ausgesprochene Anerkennung für die im allgemeinen sorgfältige und vorzüglich orientierende Art der Berichterstattung zu wiederholen. Das Aufgeben der Seitenzählung, das dem selbständigen Erscheinen der einzelnen Berichte zu Liebe erfolgte, macht sich bei Anführungen doch sehr

[1]) Stuttgart 1894 (G. J. Göschensche Verlagshandlung).

*

ſtörend bemerkbar. Die Verteilung der Referate iſt die gleiche geblieben: Köſter für Schiller, Valentin für das Allgemeine bei Goethe, Pniower für die Lyrik, Witkowski, der vielleicht beſondere Anerkennung verdient, für das Drama Goethes. Geiger hat das Referat über Goethes Leben und Epos diesmal noch geliefert; an ſeiner Stelle wird künftig über Goethes Leben Karl Heinemann berichten, der ſchon ſeit einiger Zeit in den „Blättern für litterariſche Unterhaltung“ ausgezeichnete kritiſche Überſichten der „Neuen Goethe-Schriften“ [2]) veröffentlicht. Geiger meint, man habe bisher Eckermanns Aufzeichnungen zu viel, den Falkiſchen zu wenig Vertrauen geſchenkt. Ich gehöre zu denen, die Falk Mißtrauen entgegenbringen, geſtehe jedoch Geiger gerne zu, daß dem dritten Teil von Eckermanns Geſprächen nicht gleiche Zuverläſſigkeit wie den beiden erſten zukommt. Geigers Verteidigung von Brandes' Aufſätzen über Goethes Romane iſt wohlberechtigt. Pniower iſt durch eine ungenaue Notiz im Goethejahrbuch veranlaßt zu berichten, ich hätte eine Einwirkung von Brentanos Lied: „Ich wollt ein' Sträußlein binden“ auf Goethes „Gefunden“ behauptet. Ich habe jedoch in meiner Ausgabe Arnims und Brentanos (Kürſchners Nat. Litt. Bd. 146 S. 148) nicht von einer Einwirkung, ſondern blos von einer Ähnlichkeit geſprochen.

Wenn Köſter hervorhebt, daß dieſe Überſichten in den Hochſtiftsberichten ſich weit mehr mit Goethe als mit Schiller beſchäftigen, ſo iſt dies eben nur eine Folge des ſtarken Überwiegens der Goetheforſchung gegenüber der Schillerforſchung. Als einen für beide Dichter in gleicher Weiſe wichtigen und erfreulichen Beitrag haben wir die neue Auflage und zugleich Neubearbeitung der beiden letzten Bände von Hermann Hettners „Litteraturgeſchichte des achtzehnten Jahrhunderts“ [3]) zu begrüßen. Fünfundzwanzig Jahre ſind verſtrichen, ſeit Hettner ſelbſt ſein großes ſelbſtändiges Werk

[2]) Leipzig (Verlag von F. A. Brockhaus) 1894: Nr. 45 und 46; 1895 Nr. 3, 18 u. f.

[3]) Drittes Buch. Das klaſſiſche Zeitalter der deutſchen Litteratur: Erſter Abſchnitt, die Sturm- und Drangperiode. Zweiter Abſchnitt, das Ideal der Humanität. Vierte verbeſſerte Auflage. Braunſchweig 1894 (Druck und Verlag von Fr. Vieweg & Sohn).

abgeschlossen, ein Zeitraum, während dessen gerade auf dem Felde der deutschen Litteraturgeschichte die regste Thätigkeit entwickelt wurde. Um so glänzender erscheint Hettners Leistung. Nach verhältnismäßig doch geringfügigen Änderungen tritt uns sein Werk so anregend und lebensfrisch wie vor Jahren entgegen; selbst in Fällen, für deren Entscheidung jetzt reicheres, neues Material zu Gebote steht, müssen wir die Reife seines Urteils rühmen: für manche neuerdings umstrittene Frage finden wir schon bei ihm eine überlegene sachgemäße Erörterung. Wenn ich die notwendig gewordenen Weglassungen und Zusätze im Verhältnis zur Ausdehnung des Werkes auf Philosophie, Geschichtschreibung, Kunst- und Musikgeschichte geringfügig nannte, so sollen damit selbstverständlich die mühevolle Sorgfalt und der feine Takt des trefflichen Bearbeiters, Otto Harnacks, nicht um die wohlverdiente Anerkennung gekürzt werden. In selbstloser und glücklicher Arbeit hat er die schwierige Aufgabe gelöst, neue Forschungsergebnisse der älteren Darstellung einzuverleiben, unhaltbar gewordene Behauptungen leise zu ändern, ohne der Überzeugung Hettners gewaltsam eigene Ansichten unterzuschieben. Die vielen kleinen Einschiebsel, oft nur durch ein paar Worte bewirkte Verwertung der neueren Forschung (wobei VI, 481 irrtümlich „Jakob“ statt „Michael“ Bernays genannt wird), machen sich auch dem Kundigen nur bei genauester Vergleichung bemerkbar. Nur selten, wie bei der Behandlung von Schillers dramatischen Entwürfen, der Goethischen Sprüche und des nun an vier getrennten Stellen behandelten Faust wird die Verschiebung schon äußerlich erkennbar. Allein auch in den neuen Abschnitten wußte Harnack sich harmonisch der Auffassung und dem Stile Hettners anzupassen. Je größer heute die Gefahr ist, daß über der Fülle philologischer Einzelheiten und parteiisch verteidigter Spitzfindigkeiten der große kulturgeschichtliche Zug in unserer Litteratur und damit das entscheidende Bildungsmittel in der Litteraturgeschichte zurückgedrängt wird, desto wohlthätiger werden wir den großen Zug und die geschlossene Gesamtauffassung in Hettners Meisterwerk bewundern. Gerade für Goethe und Schiller giebt erst die Zusammenstellung der deutschen mit der englisch-französischen Litteraturgeschichte den vollen geschichtlichen

Hintergrund. Richardſon, Goldſmith, Macpherſon, Percy ſind für Goethes, wie Rouſſeau, Pope, Gibbon, Voltaire für Schillers richtige Würdigung nicht zu miſſen. Die internationale Geiſtesbewegung des 18. Jahrhunderts erreicht in der deutſchen Litteratur und Philoſophie ihren dichteriſchen und ſpekulativen Höhepunkt. Von Goethe geht dann eine deutſche Rückwirkung nach Frankreich und England aus. So dürfen und müſſen wir Hettners Litteraturgeſchichte des 18. Jahrhunderts als ein wertvollſtes Hilfsmittel zur Einführung in die Erkenntnis der allgemein geſchichtlichen Stellung Goethe-Schillers hochſtellen. Wie weit unſer Urteil in Einzelheiten auch von dem Hettners abweichen mag, wer ſeine Bände in die Hand nimmt, ſei es zum erſten Male, ſei es nach alter Bekanntſchaft und langer Pauſe, um die neue Bearbeitung kennen zu lernen, der wird beim Überblick dieſer Darſtellung deutſcher Litteraturentwickelung von Herders erſtem Auftreten bis zu Goethes Tode lebhaft ergriffen werden von den Vorzügen des vornehm und groß angelegten wie durchgeführten Werkes.

Die große Auffaſſung Goethes, wie ſie durch Harnacks Einfluß nun noch entſchiedener überall hervortritt, bringt das beſte und gehaltvollſte Buch der ganzen Goethelitteratur (vgl. V, 231 f.) in Erinnerung, Viktor Hehns „Gedanken über Goethe“. Erſt nach einer für den unvergleichlichen Wert des Buches viel zu langen Pauſe von ſieben Jahren iſt endlich die dritte Auflage nötig geworden.[4]) Sie iſt um die beiden Studien „Einiges über Goethes Vers“ und „Goethe und die Sprache der Bibel“ (Jahrbuch VI, 176 u. VIII, 187) vermehrt. Aus Hehns ungedrucktem Nachlaſſe dagegen bringt der neueſte Band des Goethejahrbuchs[5]) ſeine Fauſtvorleſung über Zueignung und beide Vorſpiele und die Szenen bis zum Spaziergang. Daß dieſe Arbeit nicht für den Druck beſtimmt war, merkt man ihr wohl an. Ich meine, durch ihre Veröffentlichung geſchieht weder Goethe noch Hehn ein Dienſt. Dem Fauſt ſind auch noch zwei weitere von den vier Abhandlungen des Jahr-

[4]) Dritte vermehrte Auflage. Berlin 1895 (Gebrüder Bornträger).

[5]) Herausgegeben von Ludwig Geiger. 16. Band. Mit dem zehnten Jahresbericht der Goethegeſellſchaft. Frankfurt a. M. 1895 (Literariſche Anſtalt Rütten & Löning).

buchs gewidmet. O. Pniower bringt manches bei, um die Abfassungszeit der einzelnen Teile der Szene „vor dem Thor“ näher zu bestimmen. Seine Annahme, daß wir eine dem Urfaust angehörende ältere Schichte von der späteren Überarbeitung hier zu scheiden haben, läßt sich recht gut hören. Wenn er die Parallele mit der Kerkerszene zieht, aus deren jetziger Fassung keine philologische Scheidekunst die ältere Grundlage auslösen könnte, so hat er sich freilich gegen den Schluß seiner Untersuchung doch zu solchen Scheidekünsten verleiten lassen. Die Anreden Fausts Du, Ihr, Er entscheiden nichts; übrigens bedient sich Faust nicht nur Wagner, sondern auch Mephisto gegenüber der letzteren Anrede. Der Versuch, aus Goethes Lektüre ganz sichere Anhaltspunkte zu gewinnen, erwies sich für diese Szene nicht so fruchtbar wie für die Walpurgisnacht. Pniower führt zur Verteidigung seiner früher vorgebrachten Entlehnungshypothesen bekannte Goethische Aussprüche an. Ja, litterarische Einwirkungen von außen bei der Frage nach Entstehung von Dichterwerken aufzusuchen, das hat wohl niemand getadelt. „Absurd“, um Pniowers Ausdruck beizubehalten, ist manchen und auch mir nur die überspannte Anwendung einer an und für sich nutzbringenden Methode am unrichtigen Platze erschienen. Wie wenig das litterarische Vorkommen verwandter Ausdrücke ohne weiteres als Entlehnung gelten darf, hat aufs neue wieder Alexander Tille gezeigt, indem er in einem schottischen Kinderreime Ähnlichkeit mit dem Hexen-Einmaleins nachwies.[6]) Wie übel angebracht aber manche Vergleichungen sind, bei denen es sich keineswegs um Entlehnungsnachweise handelt, davon hat R. Sevenig in einem Luxemburgischen Schulprogramm[7]) ein übles Beispiel geliefert, indem er „die verwandten Hauptpersonen in R. Hamerlings ‚Ahasver in Rom‘ und Goethes ‚Faust‘“ miteinander verglich. Aus den umständlichen Inhaltsangaben beider Dichtungen und der Charakterisierung der Hauptpersonen soll sich die Ähnlichkeit zwischen Nero und Faust, Ahasver und Mephisto ergeben. Ich kann mir nicht denken, daß die Ausführungen Sevenigs irgend jemanden über-

[6]) A scottish Nursery Rhyme and Goethes Faust. Sonderabdruck aus Scots Lore. Glasgow 1895 (William Hodge & Comp.).

[7]) Diekirch 1891 (Programm des großherzoglichen Gymnasiums).

zeugen sollten. Wenn er aber behauptet (S. 30), alle Litterarhistoriker bezeichneten mit Einhelligkeit den zweiten Teil des Faust „als eine Reihenfolge toter Allegorien", bei denen der Dichter fast gänzlich von der Phantasie verlassen worden sei, so muß er die neuere Faustlitteratur doch wenig beachtet haben. Ich möchte ihn da nur auf Valentins „ästhetische Untersuchung": „Homunkulus und Helena" im neuesten Bande des Goethejahrbuches verweisen, die genügen würde, ihn eines besseren zu belehren. Von Allegorien will Valentin hier überhaupt nichts wissen. Das Symbolische hinter der Realität des historischen Faust und der sich als die historische Helena gebenden scharf individualisierten Gestalt gesteht er natürlich zu. Ihm gilt es aber die Frage zu beantworten: wie läßt sich die Verbindung zwischen Faust und Helena realistisch verstehen? (S. 128.) Nicht was die rätselhaften Gestalten bedeuten sollen, sondern was sie in dem Gange des Dramas sind (S. 144), haben wir als Ausgangspunkt aller Interpretation festzustellen. In geistvoll scharfsinniger, vielleicht hie und da etwas zu scharfsinniger Weise entwickelt Valentin seine Ansicht der Beziehungen des Homunkulus zu Helena. Wie kann das Idol zu erneutem Leben gebracht werden? Homunkulus, die von Mephisto und Wagner künstlich geschaffene Lebensenergie, habe diese „für den Stoff herzugeben, mit dem die der Unterwelt entsteigenden Schattenbilder sich zeitweilig künstlich verbinden". Die Zersprengung des Glases am Muschelwagen Galatheas sage in dichterischer Wendung verständlich genug, „daß sein Ziel die Verkörperung in höchster weiblicher Schönheit ist". Man wird Valentins fesselnder Untersuchung freilich nicht gerecht, wenn man diese Ergebnisse von ihr gesondert schroff hinstellt, denn langsam Schritt vor Schritt strebt er das Gebäude seines Beweises aufzuführen. Mit der geplanten Hadesszene hat Valentin sich nicht eingelassen. Man kann sie aber keineswegs als frühere Planskizze, die der Dichter dann selbst habe fallen lassen, abfertigen. Wurde Fausts Rede vor Proserpina auch nicht ausgearbeitet, die letzten Verse Mantos beweisen, daß Goethe sich auch in der vollendeten Dichtung den Vorgang in gleicher Weise dachte: Valentin hat über diesen Punkt indessen schon früher sich ausgesprochen (vergl. sein Buch „Goethes Faustdichtung" S. 175 f.). Ich will damit

nicht behaupten, daß zwischen Fausts Losbittung Helenas und Valentins Annahme ihrer Belebung durch Homunkulus ein unlösbarer Widerspruch klaffe. Aber Valentin neigt überhaupt dazu, die Paralipomena gering zu schätzen, sonst hätte er bei seinen schönen Bemerkungen über Euphorion auch hier seines Zusammenhangs mit dem Knaben Wagenlenker (Gespräche Nr. 1236) gedacht: freilich hatte er schon früher in „Goethes Faustdichtung" S. 222 f. diesen Punkt ausführlich behandelt. Den Zusammenhang zwischen Laboratorium, Walpurgisnacht und dem 3. Akte hat er unwiderleglich bewiesen und durch seine ganze Darlegung eine Schwierigkeit aufgeklärt, die auch Wilbrandt in der Vorrede seiner Theaterausgabe scharf betont. Daß es aber nur einer „geringen Kraftleistung von Phantasie" bedürfe, um die Brücke zwischen dem Verschwinden des Homunkulus und dem Auftreten der Helena zu schlagen, kann ich nicht zugeben. Ich meine, der Dichter hätte der Phantasie des Lesers und des Zuschauers schon ein wenig mehr zu Hilfe kommen dürfen. Zur Anfangsszene des 2. Aktes sucht eine Miszelle Sievekings Erläuterungen beizubringen. Nach ihm soll im Baccalaureus nicht Fichte und sein Anhang, sondern Schopenhauer getroffen sein, aus dessen bekannten Beziehungen zu Goethe dabei einiges wiederholt wird. Dem Fauterklärer Karl Köstlin und dem Schöpfer der vielleicht doch bedeutendsten Bühnenbearbeitung des Faust, Otto Devrient, sind unter der Totenschau des Jahrbuchs, die noch Rudolf Hildebrands, Franz Kerns, Wilhelm Arndts, Hermann Hagers gedenkt, die ersten Stellen eingeräumt. In seinem Nekrologe Devrients streift Erich Schmidt die Geschichte der Aufführungsversuche des ganzen Faust und spricht sich als entschiedener Anhänger der Aufführungen auch des II. Teiles aus.

Als de Lagarde[8]) 1853 auf einer seiner ergebnisreichen Studienreisen in London weilte, wurden dort eben deutsche Klassikerdramen gespielt. Großen Genuß bereitete ihm der „Fiesko". Das Stück zeige den, wie er ungerecht herbe sich aussprach, „sonst so

[8]) Paul de Lagarde. Erinnerungen aus seinem Leben zusammengestellt von Anna de Lagarde. Göttingen 1894 (Dieterichsche Universitäts-Buchhandlung).

viel mit hohlen Phraſen arbeitenden Schiller als Kenner menſchlichen Herzens und unmenſchlich-menſchlicher Politik.“ Tieferen Eindruck jedoch machte ihm eine ausgezeichnet gute Fauſtaufführung. Als er das Theater verließ, füllte das Brauſen dieſes Ozeans von Poeſie ſeine Seele. Den gewaltigen Ozean dieſer dramatiſchen Poeſie in dem engbegrenzten Baſſin der Bühne derart einzudämmen, daß wir das Mißverhältnis zwiſchen ſeinem endloſen Wogenſchlage und der Kuliſſennot nicht allzu ſtark empfinden, bleibt eine mißliche, aber doch nicht zu umgehende Aufgabe. Einen flüchtigen Überblick der „Bühnengeſchichte des Goethiſchen Fauſt“ hat W. Creizenach ſchon 1881 ſeiner Geſchichte des alten Volksſchauſpiels folgen laſſen. In dieſem Sommer hat die Bühnengeſchichte des Fauſt eine wichtige Bereicherung erfahren durch die Münchner Aufführungen beider Teile. Aus den Zeitungsberichten ſich ein ſicheres Urteil über dieſe Aufführungen zu gewinnen, iſt um ſo ſchwieriger, als der neue Münchner Bühnengewaltige die Kunſt der Reklame und der Beeinfluſſung der Preſſe mit einer in München bisher unbekannten Virtuoſität auszuüben weiß. Einen anſchaulichen und durchaus Vertrauen erweckenden Bericht hat Walter Bormann im 9. Hefte der „Deutſchen Dramaturgie“ geliefert. Aber auch Ernſt Poſſart ſelber hat in einem Vortrage „über die Geſamtaufführung des Goethiſchen Fauſt an der Münchener Hofbühne“ [9]) ſeine Inſzenierung den Bearbeitungen von Otto Devrient und Adolf Wilbrandt gegenüber als die pietätvollere gerühmt. Vielleicht iſt Wilbrandt dadurch mitbeſtimmt worden, nun nach zwölf Jahren ſeine Bearbeitung auch durch den Druck zu veröffentlichen.[10]) Wenn wir ſie aber auch gerne kennen lernen, ſo giebt ſich Wilbrandt doch einer ſtarken Selbſttäuſchung hin mit der Behauptung: „nur in ſolcher Geſtalt iſt es möglich, die ganze Fauſtdichtung rein und wahrhaft zu genießen; ſelbſt ſie zu verſtehen iſt nicht anders möglich.“ Nicht einmal Schröer, der unter dem erſten Eindruck der „Aufführung des ganzen Fauſt auf dem Wiener Hofburgtheater“ ein eigenes begeiſtertes Büchlein gewidmet hat (Heilbronn 1883),

[9]) Dritte Auflage. München 1895 (A. Bruckmanns Verlag).

[10]) Fauſt. Tragödie von Goethe. Für die Bühne in drei „Abenden“ eingerichtet. Wien 1895 (Verlag der Literariſchen Geſellſchaft).

vermochte Wilbrandts Dreiteilung in Schutz zu nehmen. Ihr gegenüber ist Possarts Tadel vollständig berechtigt. Gewinnt man es jedoch über sich, den ersten Teil zu zerreißen, so darf der erste Abend nicht mit der Hexenküche schließen, sondern mit der Ausfahrt „zum neuen Lebenslauf“ (V. 2072). Durch ein Feuerwerk, in dem der ganze magische Hausrat der Zelle in Flammen aufgeht, dürfte man „die Intention des Poeten“ freilich auch zum Abschluß nicht erweitern, wie dies Dingelstedt in unglaublicher Nichtachtung der Reden Mephistos und des Famulus (V. 6570 und 6663) in der dramaturgischen Studie seiner Fausttrilogie (1876) vorgeschlagen hat. Gegenüber einer Vergewaltigung, wie Dingelstedt sie plante, verdienen Possart und Wilbrandt freilich hohes Lob. Possarts Polemik gegen die Isolierung des ersten Teiles ist jedenfalls besonders von Seiten eines Bühnenleiters wertvoll. Durch die landesübliche Darstellung des ersten Teiles werde das Verständnis des Gesamtdramas geradezu erschwert. Possart will dem Gesamtdrama, das bis jetzt überall nur als seltenes Experiment auftauchte, eine dauernde Stelle im Spielplan sichern. Leider hat er das gerade in München bereits vorhandene treffliche Hilfsmittel, die Reform-(Shakspeare)-Bühne, mittelst derer sein Vorgänger v. Perfall eine treuere Aufführung des Götz von Berlichingen, als je zuvor stattfand, verwirklichen konnte (vgl. VII, 168), und die eben für den Faust die größten Vorteile bieten würde, verschmäht. Die Inhaltsangabe, in welche der zweite Teil seines Vortrages ausläuft, giebt kein Bild der Bühnenbearbeitung selbst, und über die von musikalischem Ballaste viel zu sehr beschwerte Aufführung kann nur der berichten, der sie gesehen hat. Dagegen muß ich in Wilbrandts gedruckt vorliegender Bearbeitung doch ein paar thatsächliche Irrtümer hervorheben. Daß Gretchen einen Hut trägt (S. 121), will nicht recht zu ihrem Kostüme passen. Den Tod ihrer Mutter läßt der Dichter absichtlich im Dunkeln, und der Bearbeiter verletzt seinen Willen, wenn er Mephisto durch Zauberzeichen das von Faust überreichte Fläschchen vergiften läßt. Der Elfenchor bezeichnet auch ohne die durch Eberwein überlieferten Überschriften so genau die vier „Pausen nächtlicher Weile“, daß es kaum begreiflich ist, wie man die „Dämmerung“ beim Beginn des zweiten Teiles als Morgen-

dämmerung bezeichnen und dann die Elfen von hereinbrechender Dämmerung und Nacht ſingen laſſen mag. Am Schluſſe ſtatt der mater gloriosa den Herrn ſprechen zu laſſen um den Zuſammenhang mit dem Prolog deutlicher zu machen, zeigt eine überkluge Verbeſſerung des Dichters, die man einem Bearbeiter der ſelbſt Dichter iſt, nicht zutrauen ſollte. Nicht minder anfechtbar iſt Wilbrandts Änderung, durch die Mephiſto an der Belebung Helenas Anteil gewinnt trotz ſeines früheren Geſtändniſſes der Ohnmacht gegenüber Heroinen (V. 6209). Die eigene Thätigkeit, zu der Fauſt dadurch gezwungen wird, iſt ja, wie Valentin ſo hübſch dargelegt hat, ein weſentliches Moment zur Befreiung Fauſts von ſeinem hölliſchen Gefährten. Von Zueignung und Vorſpiel auf dem Theater, auf die Wilbrandt beſonderen Wert legt, ſagt Hehn eigens, ſie ſtünden mit dem Drama ſelbſt, zu deſſen integrierenden Teilen ſie nicht gehörten, in keinem organiſchen Zuſammenhange. Der Dichter im Vorſpiele darf übrigens auch nicht mit Goethe identifiziert werden, wenigſtens nicht mit dem gereiften Fauſtdichter. Goethe war zu jener Zeit ſelber ein die praktiſchen Forderungen berückſichtigender Theaterdirektor. Mit Recht ſagt C. Schmidt in ſeinem warm empfundenen Buche „Fauſt ein Menſchenleben“ [11]), die luſtige Perſon mache den Genius des Dichters auf die ſanfteſte Weiſe von der letzten Feſſel frei.

Schmidt, der den Fauſt als Ganzes und Lebendiges aus der Dichtung ſelbſt heraus erklären will, hat eine bis auf wenige Punkte klare und treffende Analyſe des erſten Teiles geliefert, die in ihrer Einfachheit und lebhaften Teilnehmung einen erfreulichen Eindruck macht und ganz geeignet wäre, die durch die ſpitzfindige Interpretationskunſt zurückgeſcheuchten Leſer zu verſöhnen. Inſoweit war er wohl berechtigt, von der ganzen bisherigen Fauſtlitteratur abzuſehen. Daß er ihren Ergebniſſen etwas Neues beigefügt habe, läßt ſich aber nicht behaupten. Seine Auslegung der Walpurgisnacht, deren Schlüſſel er in Vers 4076—91 gefunden zu haben glaubt, iſt ſo anfechtbar wie irgend einer der früheren Auslegungsverſuche, und nicht viel beſſer ſteht es um die ſymboliſche Erklärung der

[11]) Verſuch einer harmoniſchen Analyſe des Goethiſchen Fauſt. Berlin 1895 (Kommiſſions-Verlag von Roſenbaum & Hart).

Hexenküche. Den Walpurgisnachtstraum will auch Schmidt, wie vor kurzem Baumgart und Valentin, nicht als störendes Einschiebsel angesehen, sondern dem Ganzen sinnvoll eingegliedert wissen, ein Rehabilitationsversuch für den Dichter, der seinem eigenen Geständnisse gegenüber mich nicht überzeugen kann. Noch viel weniger kann ich aber die Annahme, daß der Geisterchor von himmlischen Gestalten ausgehe, gelten lassen. Bei den Versen nach Fausts Fluch liegt es ja nahe an den warnenden guten Engel der älteren Faustspiele zu denken; aber diese Geister sind doch keine anderen als die schon während Mephistos Gefangenschaft Thätigen, und die sprechen V. 1259 f. ihr Wesen als „Geister seines Schlages" doch mit unzweifelhafter Deutlichkeit aus.

Außer dem Faust ist in den Abhandlungen und Miszellen des Jahrbuchs von Goethes Dramen nur noch der Epimenides berücksichtigt. Morsch giebt in etwas gereiztem Tone Nachträge zu seiner verdienstlichen Abhandlung über ältere Epimenidesdramen (vgl. IX, 357; X, 253). Er ist entrüstet, daß man die Annahme, Goethe habe sich selbst zum Mittelpunkt des Festspiels gemacht, geschmacklos gefunden habe, da er in doch vielen Dramen und Romanen Ähnliches gethan habe. Mit dieser Verteidigung wird Morsch nicht viel Glück haben. Es ist doch ganz etwas Anderes, ob der Dichter in frei begonnenen Werken wie Werther, Tasso,[12]) Wilhelm Meister im Helden sich selbst teilweise widerspiegelt, oder ob er aufgefordert ein Festspiel zur Siegesfeier für die Bühne der preußischen Hauptstadt zu schreiben, sich selbst darin zur Hauptperson, die Befreiung Deutschlands zur Nebenhandlung macht. Die Polemik gegen Ottokar Lorenz, die Morsch damit verbindet, ist von Düntzer in einem eigenen Buche[13]) in heftigster Weise weiter ausgesponnen worden. Ich habe erst im vorigen Bande S. 214 bekannt, daß

---

[12]) Die Heidelberger Dissertation von P. Toews „über das Verbum in Goethes Tasso" (1894) ist kaum als ein Beitrag zur Feststellung von Goethes Sprache anzusehen, da der Verfasser für seine grammatische Frage nur fast zufällig alle Beispiele aus Tasso wählt ohne auf Goethes Sprachgebrauch selbst irgendwie einzugehen.

[13]) Goethe, Karl August und Ottokar Lorenz. Ein Denkmal. Dresden 1895 (Dresdener Verlagsanstalt, V. W. Esche).

ich im Gegenſatze der Anſichten zwiſchen Lorenz und Suphan dem letzteren beiſtimmen muß. Aber Düntzers Widerſpruch erſcheint mir nach Form wie Inhalt ſchlecht am Platze. Natürlich iſt Düntzer in der Kenntnis aller der unzähligen Einzelheiten von Goethes und Karl Auguſts Leben dem Jenenſer Hiſtoriker überlegen, und andererſeits hat Lorenz in liebenswürdiger Offenheit gar kein Hehl daraus gemacht, daß er mit ſeinem Goethevortrage ein ihm nicht in allen Beſonderheiten vertrautes Gebiet betreten habe. Als vor einigen Jahren die Angriffe gegen Düntzer zum guten Tone gehörten, habe ich bei jeder Gelegenheit ſeine großen Verdienſte um die Goetheforſchung dankbar gerühmt. Das vorliegende Buch hat ſeine Verdienſte nicht vermehrt. Mit ſtarker Voreingenommenheit gab er ſich gar nicht die Mühe um das richtige Verſtändnis des von Lorenz Geſagten. Lorenz macht ſich z. B. über Kompendienſchreiber luſtig, die in Vergröberung ſeiner Nachweiſe über Goethes Stellung nun ſchreiben würden: „Im Jahre 1778 gab Goethe den Anſtoß zur Gründung eines Fürſtenbundes“, und Düntzer wirft daraufhin Lorenz vor, er träume von ſolchen Folgen ſeiner angeblichen Entdeckung. Auf Goethes politiſche Anſichten iſt Düntzer überhaupt nicht eingegangen, ſondern hat nur das Verhältnis zu Karl Auguſt aus ſeinem früheren dickleibigen Buche „Goethe und Karl Auguſt“ (vgl. V, 244) auszugsweiſe wiederholt. Mir erſcheint trotz aller Einwendungen Lorenz' friſcher, anregender Vortrag nach wie vor einer der erfreulichſten und, wie auch ſeine Verwertung in Heinemanns Goethebiographie bereits zeigt, wirklich fördernden Beiträge zur Goethelitteratur der letzten Jahre. Dagegen kann ich dem diesjährigen Weimarer Feſtvortrage, der einen, auch an dieſer Stelle öfters vorgetragenen Wunſch erfüllend, nun zum erſtenmale im Jahrbuch ſelbſt Aufnahme fand, kaum eine Anregung für beſſeres Verſtändnis Goethes und ſeiner Werke entnehmen. Selbſtverſtändlich hört man Spielhagen ſtets mit geſpannter Teilnahme über die Theorie und Technik des Romans ſprechen, zu der er nicht nur durch ſeine eigenen Dichtungen, ſondern auch in einem beſonderen, lehrreichen Buche wertvolle Beiträge geliefert hat. Und wenn ſein Feſtvortrag über „die epiſche Poeſie und Goethe“ geiſtvolle Aperçüs giebt, ſo erinnern wir uns,

daß auch bereits ein Zeit- und Kunstgenosse Spielhagens, daß Berthold Auerbach schon im Jahre 1861 einen Vortrag über „Goethe und die Erzählungskunst" veröffentlicht hat. Die verschiedenartige Behandlung des gleichen Themas durch die beiden nachgoethischen Dichter ist lehrreicher für ihre eigene als für Goethes Charakterisierung. Das Jahrbuch bringt außer der Festrede von Spielhagen noch eine zweite, freilich bereits ziemlich abgelagerte von Georg Thudichum: „Goethe und unsere Zeit". Sie ward im September 1849 als Schulrede gehalten und erörtert die Gründe der Feindseligkeit, welche eine allgemeine Feier von Goethes hundertstem Geburtstag verhinderten. Die warme und vornehme Haltung der Rede rechtfertigt völlig den Abdruck im Jahrbuch. Zur Geschichte Goethes im Urteil übel- und wohlwollender Zeitgenossen bringen Schlossars Notizen über „Goethe und Graf Anton Prokesch-Osten" bemerkenswerte Nachträge. Der später berühmte Orientschilderer hatte im August 1820 bei Goethe in Jena freundliche Aufnahme gefunden, von der ein begeisterter Brief Kunde giebt. Als Köchys Schmähschrift gegen Goethe erschien, richtete Prokesch in der Stuttgarter Zeitschrift „Hesperus" ein „Freundschaftliches Schreiben an den Grafen J. Paar" (1823 Nr. 28 u. 29), in dem er ritterlich für den verehrten Dichter in die Schranken trat.

Zu Goethes übelwollenden Zeitgenossen gehörte unter andern Böttiger, zu seinen eifrigen Bewunderern Hegel. Für das Verhältnis zu beiden bringt das Jahrbuch neue Mitteilungen. Otto Francke fand in den auf das Weimarische Gymnasium bezüglichen Akten des Staatsarchivs drei Briefe Goethes an Voigt, die eine angebliche Berufung „unseres loyalen Mannes" nach Kopenhagen und die Böttcheriade seiner Abgangsrede ironisch behandeln. Von den acht Briefen Hegels an Goethe stammen die ersteren aus seiner bedrängten Jenenser Amtszeit an den Kurator der Universität, die späteren aus Berlin mit Zustimmungen zur Farbenlehre. In den zehn Briefen Fräulein v. Klettenbergs an Lavater, denen die Miszellen noch einen Brief der Branconi beifügen, ist nicht die wiederholte Erwähnung Goethes wichtig, sondern der ganze Ton, in dem dieser Briefverkehr gehalten ist. Die Briefe sind zugleich Dokumente zum 6. Buche des „Wilhelm Meister". Für die Text-

geſchichte der Cottaſchen Ausgaben hat Freſenius im „Bericht der Redaktoren“ die Ergebniſſe mühſeliger Forſchung mitgeteilt. Die Bemühungen italieniſcher Überſetzer, deren ich im vorangehenden Berichte (S. 213) erwähnte, ſind jetzt durch C. Faſolas Bibliographie „Goethes Werke in italieniſcher Überſetzung“ zum erſtenmale vollſtändig überſichtlich geworden.

Die Mitteilungen aus dem Archive ſind diesmal auf weniger, aber meiſt höchſt bedeutende Schriftſtücke, die Mehrzahl von B. Suphan ſorgſam erläutert, beſchränkt. Aus dem Frühjahre 1789 ſtammt die für Reichardt unternommene Überſetzung der Chöre aus Racines „Athalie“. Dem Jahr 1795 angehörig und an Gentz gerichtet iſt nach Suphans Annahme ein Schreiben, in dem Goethe die Aufforderung ablehnt, „als Organ des thätigen anführenden rettenden Teils der Nation“ den gefährlichen Schwingungen des Parteigeiſtes entgegenzutreten. Bei dem Mangel an Zutrauen der gebietenden Klaſſe Deutſchlands gegen ihre Schriftſteller würde er nur eine Kaſſandrarolle ſpielen. Wenn er hier Ausſichtsloſes zu thun ablehnte, ſo war er um ſo eifriger, wenn er wirklich großen Ideen dienen zu können hoffte. Wir vernehmen von den Plänen der W. K. F. für ein Lutherdenkmal in Berlin, die gerade nach ſeiner endlichen Enthüllung beſonderes geſchichtliches Intereſſe wecken, und dem noch wichtigeren (1817 gemachten) Vorſchlag, das Reformationsfeſt auf den 18. Oktober zu verlegen, damit es ein Feſt aller Deutſchen werde. Die Feier des 31. Oktober ſolle nicht an „Zwieſpalt und Unfrieden, ein ungeheures Unglück einiger Jahrhunderte“ erinnern, nachdem die des 18. „die Freude einer liebevollen Eintracht“ gezeigt hat. Vereinige man beide Feſte, ſo werde auch die Reformationszeit aus einem Parteifeſte ein ſolches der allgemeinen reinſten Humanität. „Niemand fragt, von welcher Konfeſſion der Mann des Landſturms ſei, alle ziehen vereiniget zur Kirche; alle bilden einen Kreis ums Feuer und werden von einer Flamme erleuchtet.“ Wenn hier Goethe in großem Sinne die einigende Nationalität über das konfeſſionell Trennende ſtellt, ſo zeigt eine Miszelle auch im kleinen ſeine patriotiſche Teilnahme. Aus den Akten der Berliner Liedertafel konnte Steig die urſprüngliche Faſſung von „Ergo bibamus“

mitteilen, deſſen Titel dort den Zuſatz aufweiſt: „Ein Spätling zum 10. März“ (1810). Es iſt der Geburtstag der Königin Luiſe, auf deren Feſt ſich alſo das „zum heutigen Tage“ bezieht; die früh Verklärte iſt unter dem göttlichen Bildchen aus glänzender Wolke gemeint. Von den unzählig Vielen, die ſeit dem erſten Drucke in den Geſängen der „Liedertafel“ (1811) das Lied geſungen haben, hat wohl keiner bisher dieſe patriotiſche Beziehung geahnt.

Nur den düſtern Hintergrund für bittere perſönliche Empfindungen bilden die Zeitereigniſſe in dem Beſchwerdebriefe an Cotta vom 24. Dezember 1806. Die damals in Ulm erſcheinende Allgemeine Zeitung hatte in hämiſcher Weiſe Goethes „unter dem Kanonendonner der Schlacht“ erfolgte Trauung „mit ſeiner vieljährigen Haushälterin“ erwähnt und andere Weimaraner wie Falk und Vulpius mit Hohn überſchüttet, wie Goethe klagt, mitgewirkt, „einen kleinen bisher leuchtenden Punkt Deutſchlands zu verfinſtern und zu vernichten“. Heute, da die Erwähnung privater Vorgänge in den öffentlichen Blättern gang und gebe geworden iſt, mögen die Zornworte Goethes manche Betrachtung wachrufen. „Ich bin nicht vornehm genug, daß meine häuslichen Verhältniſſe einen Zeitungsartikel verdienten; ſoll aber was davon erwähnt werden, ſo glaube ich, daß mein Vaterland mir ſchuldig iſt, die Schritte, die ich thue, ernſthaft zu nehmen: denn ich habe ein ernſtes Leben geführt und führ' es noch.“ Goethe verbat ſich die fernere Zuſendung des Blattes, dem er zur Zeit der Wallenſteinaufführung ſelbſt Beiträge geſpendet hatte. Da der Biograph Joh. Fr. Cottas faſt in jedem Kapitel den energiſchen Brief, in dem Cotta ſich bei der Verhandlung über den Verlag des Goethe-Schilleriſchen Briefwechſels 1828 über Goethe beſchwerte, als einen moraliſchen Sieg des Buchhändlers über den Dichter feiert, ſo wird dieſe Abfuhr Cottas durch Goethe als wirkſameres Seitenſtück gerade rechtzeitig bekannt. Albert Schäffles Buchausgabe der auf Beſtellung der Firma ſchon 1887 in der Allgemeinen Zeitung veröffentlichten Aufſätze über Cotta[14]) iſt eine ganz einſeitige Verherrlichung des be-

[14]) Cotta. Geiſteshelden (Führende Geiſter). Eine Sammlung von Biographien, herausgegeben von Anton Bettelheim. 18. Band. Berlin 1895 (Ernſt Hofmann & Comp.).

rühmten Sosias. Niemand wird die Verdienste des „königlichen Kaufmanns", dem Schiller teilnehmende Freundschaft widmete, verkleinern wollen. Aber das hier gezeichnete Idealbild entspricht nicht der geschichtlichen Wahrheit. Schillers Erben hegten über Cottas angeblichen Edelmut ganz andere Ansichten (vgl. X, 430) als Schäffle. Es ist ein sonderbares Verfahren, als Maßstab der Honorarhöhe von 1801 immer gerade Wielands „Musarion" von 1768 zu wählen, die Wielands bis dahin zweifelhafte Erfolge erst entschied. Neues Material über „Cotta als Verleger und als Freund der großen Dichter" hat Schäffles einseitige Arbeit nicht gebracht. Wie wenig sie aber für Cotta selbst genügend ist, zeigt ein Vergleich mit R. Prölß' „jungem Deutschland". Wie den Brief Goethes an Cotta hat Suphan auch zwei für Schiller bestimmte Schriftstücke, Harnack zwei Briefe an Karoline v. Humboldt von 1809 und Bruchstücke ihrer Antwort herausgegeben, Steiner einen von Goethe redigierten Bericht über die Berliner Naturforscherversammlung von 1828 bekannt gemacht. Das für Schiller bestimmte unvollendete Konzept ist ziemlich zweifellos identisch mit den im Briefe vom 18. Oktober 1794 erwähnten Blättern, von denen Goethe dort meldet: „Schon habe ich sie diktirt, muß aber einiges umschreiben. Ich komme mir gar wunderlich vor, wenn ich theoretisiren soll." Dieses von Skulptur und Malerei ausgehende Theoretisieren, was habe der Künstler zu thun, um den Zuschauer das Ganze als schön empfinden zu lassen, haben wir in dem neuentdeckten Konzepte. Nicht minder interessant ist das eine Zeitlang dem Finder problematisch erschienene Schriftstück: nach Suphans geistvoll gründlicher Kombination eine Selbstcharakteristik, die Goethe im August 1797 zu Frankfurt diktierte. Die Psychographie sollte als eine „Confession" dem Freunde zugehen, der in der ersten Zeit ihres Briefwechsels seinen eigenen und Goethes Entwickelungsgang in so hohem Sinne in zwei Briefen gezeichnet hatte. So hat der „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe", dessen vollständigste Ausgabe gegenwärtig die von Franz Muncker herausgegebene vierbändige in der Cottaischen Bibliothek der Weltlitteratur ist,[15]) eine unerwartete wirklich bedeutende Bereicherung

[15]) Stuttgart 1894 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

erfahren. Die Einleitungen, die Muncker sowohl diesem Briefwechsel als dem zwischen Schiller und Wilhelm v. Humboldt[16]) beigab, verdienen ob ihrer anspruchslosen Gediegenheit und sachlichen Fülle uneingeschränktes Lob. Bekannte Dinge wie die ganze Entwickelung des Verhältnisses zwischen Schiller und Goethe auf gedrängtem Raume in eigenartiger Fassung zu bringen, ist ganz außerordentlich schwierig, und Muncker ist hier wirklich ein kleines Kabinetsstück gelungen. Die Anerkennung der menschlichen Größe und Reinheit des einzigen Verhältnisses ist mit der Klarlegung seiner ästhetisch-litterarhistorischen Wichtigkeit ausgezeichnet verbunden. Gerade den vielen Mißverständnissen gegenüber, die wohl die Größe des Dichters, nicht zugleich die des Menschen anerkennen wollen, bietet der vermehrte Neudruck von Heinrich Voß' Briefen, in denen er verschiedenen seiner Freunde (Boie, Niemeyer, Griesbachs, Solger, Iden, Jean Paul) aus seinem Weimarer Leben vertraulichst erzählt,[17]) eine willkommene nützliche Belehrung. Der junge Voß, den Goethe als Lehrer ans Weimarer Gymnasium gezogen hatte, verkehrte in den Jahren 1804/5 bei Schiller und Goethe wie ein Sohn des Hauses. Bei beiden leistete er treue Krankenpflegerdienste und hatte Gelegenheit, sie aufs genaueste kennen zu lernen. Und wie ein Leitmotiv zieht sich durch seine sämtlichen Briefe das Bekenntnis, daß beide als Menschen noch unendlich größer und liebenswürdiger seien wie als Schriftsteller. Diese anschaulichen Schilderungen eines warmherzig begeisterten, doch keineswegs kritiklosen Jünglings gewähren uns Einblick in die Häuslichkeit, den harmlos heiteren und doch stets bildenden Verkehr Schillers und Goethes, sie führen die Thatsachen in einer Weise vor, denen gegenüber alle Vorurteile sich in ihr Nichts auflösen müssen. Der rein menschlichen Größe und Güte der beiden Dichter ist hier ein unangreifbares leuchtendes Denkmal gesetzt.

---

[16]) Stuttgart 1895 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

[17]) Goethe und Schiller in persönlichem Verkehre. Nach brieflichen Mitteilungen von Heinrich Voß. Mit Einleitung und Erläuterungen neu herausgegeben von Georg Berlit. Stuttgart 1895 (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger).

*

Wir wissen dem sorgsamen Herausgeber der Briefe Dank, daß er sie der Vergessenheit, in die ihre erste Ausgabe (von 1834) geraten war, entrissen hat. In seinen Erläuterungen hat er bei Zuweisung eines anonymen Brieffragmentes an Boie geirrt (S. 36). Boie, der am 15. Oktober 1774 mit Goethe in Frankfurt begeisterte Stunden verlebt hatte (Weinhold, H. Chr. Boie S. 70 u. 187), konnte nicht seinem Neffen schreiben: „Nie sah und sprach ich Göthe." Auch er hatte, wie dreißig Jahre später sein Neffe, von Goethe den Eindruck empfangen, sein Herz sei so groß und edel wie sein Geist.

Wie manches die genauere Durchforschung der mit Goethe und Schiller in Berührung kommenden Personen auch immer wieder für die Goethe-Schillerlitteratur ergiebt, zeigt neuerdings Rudolf Schlössers mit liebevoller Umsicht durchgeführte Monographie über Fr. W. Gotters Leben und Schriften.[18]) Die 1773 zwischen Gotter und Goethe ausgetauschten Episteln pflegen in der Entstehungsgeschichte des Götz und Faust ebenso angeführt zu werden, wie in der Geschichte der Xenien Schillers spöttische Äußerung, mit der er zur Füllung einiger Horenbogen Gotters nachgelassenes Singspiel „die Geisterinsel" aufnahm, die „kraftlos dünne Speise eines so klassischen Schriftstellers, der das Genie- und Xenienwesen vor seinem Tode so bitter beklagt hat". In Wetzlar hatte derselbe Gotter einstens im Wetteifer mit Goethe Goldsmiths „deserted village" übersetzt, und die Arbeit soll ihm, dessen ganze schriftstellerische Thätigkeit im Bearbeiten fremder Vorbilder gipfelte, besser geglückt sein als dem Dichter des „Götz von Berlichingen". Das in einem Gespräche in Gonés „Masuren" ausgeprägte Verhältnis zwischen beiden Dichtern war damals ein freundschaftliches. Gotter war es, der die Bekanntschaft zwischen seinem alten Freunde Kestner und seinem neuen, Goethe vermittelte. Er fand denn auch in Frankfurt freundliche Aufnahme auf dem Hirschgraben. Später ergaben sich bei Goethes Besuchen in Gotha und Gotters Reisen nach Weimar nur mehr flüchtige Berührungen zwischen ihnen. Schon am

[18]) Ein Beitrag zur Geschichte der Bühne und Bühnendichtung im 18. Jahrhundert. Theatergeschichtliche Forschungen herausgegeben von Berthold Litzmann. X. Band. Hamburg und Leipzig 1894 (Verlag von Leopold Voß).

2. Januar 1776 hatte Gotter in wenig freundlicher Stimmung an Lenz berichtet: „Goethe war vorige Woche hier; aber wie kurz! Er kam nach Mitternacht auf der Redoute an, brachte den folgenden Tag bei Hofe zu und reiſte ſodann mit der Weimariſchen Herrſchaft wieder zurück. Ich hab' ihn in allem kaum eine Viertelſtunde geſprochen. Er weiß noch nicht, wie lang er in Weimar bleiben wird, wo er den Günſtling in beſter Form und Ordnung ſpielt und den ihm eigenen vertraulichen, nachläſſigen hingeworfenen Ton überall eingeführt hat. Ich muß eheſtens hinüber, um mich ſelbſt von dem Fuß zu überzeugen, auf welchem er mit Wieland ſteht. Was man davon hier erzählt, iſt nicht zum Vorteil des letzteren." Prinz Auguſt von Gotha, der ſpäter ſich eng an Herder und Goethe anſchloß, richtete zwei Monate nach dieſem erſten Beſuche eigens eine Epiſtel an den Gothaiſchen Hofdichter Gotter, um den beſcheidenen ſanften Freund dem wilddreiſten Stolz und Mißgeſchmack Goethes entgegenzuſtellen, als einem Wiederaufrichter

Des Tempels des Geſchmacks, den Goethens Hand zerſtört,
Indem er wider ſich Verſtand und Herz empört.

So hartnäckig Gotter an der franzöſiſchen Kunſtrichtung feſthielt, in der er mit Eckhof das einzige Heil der deutſchen Schauſpielkunſt erblickte, wie ſpäter Goethe bei ſeinen Überſetzungen und Schiller bei ſeinem Prolog zu Goethes Mahometübertragung ſie als eines ihrer Förderungsmittel anerkannten, ſo freute er ſich 1784 doch über die Aufführung des Götz in Mannheim. Nach dem „kühnen Unternehmen" die Räuber auf die Bühne zu bringen, wünſchte er dem Intendanten v. Dalberg Glück zu ſolchen Schauſpielern, fügte jedoch den weiteren Wunſch bei, der Himmel möge uns vor mehr Stücken dieſer Gattung, die im Schrecklichen den Preis behalten, bewahren. Der große Einfluß, den Gotter auf Dalberg und Iffland ausübte, iſt jedenfalls Schiller nicht zu gute gekommen. Die alte ſchwere Beſchuldigung, daß er mit der Poſſe „der ſchwarze Mann" (1784) eine Verſpottung Schillers beabſichtigt habe, erfährt durch Schlöſſers Unterſuchung wenigſtens eine Einſchränkung. Wie jede dramatiſche Arbeit Gotters beruht auch dieſe Poſſe nicht auf ſelbſtändiger Erfindung, ſondern iſt nur die freie Bearbeitung einer

französischen Vorlage von Gernevaldes „l'homme noir ou le Spleen“ (Haag 1778). Diese selbst aufzufinden ist zwar auch Schlösser nicht gelungen: dafür konnte er indessen eine holländische Übersetzung von 1779 mit Gotters Machwerk vergleichen. Die Mehrzahl der auf Schiller gedeuteten Angriffe sind allerdings schon bei Gernevalde vorhanden. Aber in den Worten des Dichters Flickwort (Schlösser S. 265) erblicke ich doch eine zweifellose Verspottung von Fiesko und Don Karlos. Es ist kein Entlastungsbeweis, wie Schlösser vorschützt, wenn die Anspielung nicht genau mit dem Gange der Handlung bei Schiller übereinstimmt. Der Ausruf, „ich lasse die Tugend unterliegen, je unmoralischer desto schrecklicher!“ variiert ja Gotters Urteil über das Schreckliche der Räuber. Die Hauptschuld trägt freilich Iffland, der im „schwarzen Mann“ den Dichter Flickwort in Schillers Maske spielte, nicht Gotter. Wurde das Stück doch noch im März 1805, unterm 18. verzeichnet es Schillers Kalender, unbedenklich in Weimar aufgeführt. Den Einfluß von Gotters „Mariane“ auf „Kabale und Liebe“, der „Medea“ auf Goethes „Proserpina“ hat Schlösser (S. 214 und 222) überzeugend dargelegt. Das Monodram „Medea“ gehörte zu den Gotterischen Stücken, die im Spielplane von Goethes Bühne Aufnahme fanden. Die zwischen Gotters „Merope“ und dem „Elpenor“ entdeckten Ähnlichkeiten finden alle auch auf Voltaires „Merope“ Anwendung, die Goethe schon von früherher kannte. Die Einwirkung von Gotters „Orest und Elektra“ auf „Iphigenie“ erscheint mir nicht so ausgemacht wie Schlösser (S. 200) und Morsch annehmen. Dagegen hat Schlösser zweifellos recht, wenn er in Gotters Singspiel „der Jahrmarkt“ (1775) das bunte Jahrmarktstreiben von Plundersweilen (1774) wiederfindet und Goethes Umarbeitung seines satirischen Jahrmarktsdramas von Esther (1789) als Vorbild zu Gotters parodistischen Dramen „die stolze Vasthi“ und „Esther“ (1789) bezeichnet. Die Aufführung der „Vasthi“ in Masken vor der Herzogin Anna Amalia am 24. Oktober 1800, zu der Goethe drei Stanzen als Epilog schrieb, veranlaßte ihrerseits wieder die Weimarischen Maskenstücke. Ob Goethes „von derbstem Witz und sonnigstem Humor durchsprühtes Puppenspiel“ von Haman und Esther geeignet ist, einem Estherdrama unserer Zeit die Bahnen zu weisen,

wie Rudolf Schwartz am Schluſſe ſeiner Überſicht der älteren Eſtherdramen[19]) meint, möchte ich doch ſtark bezweifeln. Dagegen iſt auf den Stammbaum zweier Goethiſcher Poſſen aufmerkſam zu machen. Unter den Singſpielen der engliſchen Komödianten, die Johannes Bolte mit ſeinem bekannten Forſcherglück und -geſchick aufgefunden und verzeichnet hat,[20]) findet ſich auch das zuerſt für 1694 nachweisbare Singſpiel „Harlequins Hochzeit“ in ſeinen verſchiedenen Faſſungen (vgl. Braunes Halleſche Neudrucke Nr. 90/91), deren einer Goethe die Anregung zu ſeinem mikrokosmiſchen Drama „Hanswurſts Hochzeit“ ſchuldet. Die berühmteſte unter Goethes dramatiſchen Jugendſatiren, „Götter, Helden und Wieland“ hat Johannes Rentſch in ſeiner Studie „das Totengeſpräch in der Litteratur“[21]) in die geſchichtliche Entwickelung dieſer von Lukian ausgehenden Unterweltsdialoge eingereiht, unter deren letzten Nachzüglern er die „dramatiſchen Geſpräche im Reiche der Toten zwiſchen Schiller, Wieland, Iffland, Kotzebue und Goethe“ (Quedlinburg 1833) anzuführen hatte. Die Hadesgeſpräche, die Schiller für die Xenien dichtete, hat Rentſch erwähnt, dagegen das Zwiegeſpräch zwiſchen Cäſar und Brutus aus den Räubern überſehen. Der junge Schiller hat dieſem Totengeſpräch ſolche Bedeutung beigelegt, daß die Schlußvignette der erſten Auflage der Räuber uns Charon in ſeinem Boote zeigt, dem Brutus eben entſteigt, während Cäſar fragend dem Ausſteigenden entgegeneilt.

Die Vignette iſt zwar nicht bei Könneke[22]), deſſen letzte Lieferungen als Beilagen einen prächtigen Holzſchnitt von Graffs

---

[19]) Eſther im deutſchen und neulateiniſchen Drama des Reformationszeitalters. Eine litterarhiſtoriſche Unterſuchung. Oldenburg 1894 (Schulzeſche Hofbuchhandlung).

[20]) Die Singſpiele der engliſchen Komödianten und ihrer Nachfolger in Deutſchland, Holland und Skandinavien. Theatergeſchichtliche Forſchungen herausgegeben von B. Litzmann. VII. Band. Hamburg und Leipzig 1893 Verlag von Leopold Voß).

[21]) Lukianſtudien. Plauen i. V. 1895 (Programm des kgl. Gymnaſiums).

[22]) Bilderatlas zur Geſchichte der deutſchen Nationallitteratur. Eine Ergänzung zu jeder deutſchen Litteraturgeſchichte. Nach den Quellen bearbeitet. Zweite verbeſſerte und vermehrte Auflage. Marburg i. H. 1895 (N. G. Elwertſche Verlagsbuchhandlung).

Schillerporträt und weitere Illustrationen zu Schillers Leben und Werken (vgl. S. 293) gebracht haben, wohl aber in dem eben abgeschlossenen Prachtwerke J. Wychgrams „Schiller dem deutschen Volke dargestellt“ [23]) enthalten. Die reiche, an Faksimiles wohl überreiche Ausstattung der neuesten Schillerbiographie, der nun in Karl Heinemanns „Goethe“ [24]) ein gleich stattliches Werk zur Seite gesetzt wird, legt jedenfalls einen thatsächlichen erfreulichen Beweis dafür ab, daß in weitesten Kreisen der Wunsch nach genauer Kenntnis von Schillers und Goethes Leben vorhanden ist. Die Verlagshandlungen würden ohne diese Voraussetzung nicht die mit solcher Ausstattung verbundenen Kosten wagen. Beide Biographien wenden sich an weiteste Kreise, „die Gebildeten aller Stände“, wie Wychgram sagt. Gelehrte Zwecke sind nicht beabsichtigt, eine umfassende ästhetische Würdigung der Dichtungen liegt außerhalb der Grenzen dieser Schillerbiographie (S. 171), die jedoch „aus den Quellen gearbeitet auf durchaus wissenschaftlicher Grundlage ruht“. Und das Lob gewissenhafter selbständiger Durcharbeitung aller Quellen darf man als einen Vorzug der überall geschmackvollen, von warmer Empfindung belebten Darstellung Wychgrams rühmen, wenn sie andererseits auch der stark ausgeprägten Individualität und des Begeisterung weckenden Schwunges entbehrt, die in Johannes Scherrs illustriertem Schillerbuche (1859) über manche Flüchtigkeit hinwegheben. Die drei Schillerbiographien von Weltrich, Minor, Brahm sind ja sämtlich ins Stocken geraten, so daß Wychgrams gründlicher und vollständiger Darstellung von Schillers Leben, die natürlich Minors und Weltrichs Forschung verwertet, erhöhte Bedeutung zukommt und die weiteste Verbreitung zu wünschen ist. Ob nicht der populären Bestimmung des Buches unbeschadet auch bei den Jugenddramen etwas mehr litterarhistorische Gesichtspunkte zu berücksichtigen gewesen wären, wie bei den späteren Dramen ja geschehen ist?

---

[23]) Mit 48 Lichtdrucken und autotypischen Beilagen, sowie 206 Abbildungen im Text. Bielefeld und Leipzig 1895 (Verlag von Velhagen & Klasing).

[24]) Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. Erster Band. Leipzig 1895 (Verlag von E. A. Seemann).

Das Verhältnis Schillers zu Kant gelegentlich der (von Wychgram faſt völlig übergangenen) Abhandlung „über Anmut und Würde“ gemeinverſtändlich darzulegen, wäre gerade für dieſes Werk eine dankbare und durchführbare Aufgabe geweſen. Der veralteten und irreführenden Bezeichnung der Wallenſteindichtung als einer Trilogie (S. 406) hätte nach Werders unüberlegter Polemik nicht wieder Vorſchub geleiſtet werden dürfen. Für die Behauptung, daß Schiller ſelbſt die Tellhandlung bereits im Sinne der neueren hiſtoriſchen Kritik für ein Märchen gehalten habe (S. 473), iſt der Brief an Körner vom 9. September 1802 doch kein genügender Beweis. Daß Schiller keineswegs länger als üblich in der Akademie zurückgehalten wurde (S. 178), hat Weltrich überzeugend dargelegt (S. 278). Die Thatſache, daß die erſten Ideen zur „Luiſe Millerin“ während des Arreſtes auf der Stuttgarter Hauptwache aufkeimten, iſt nicht nur ſo anmutend, ſondern auch ſo gut bezeugt, daß Wychgrams Schweigen (S. 82) überraſcht. In viel zu günſtigem Lichte ſtellt er Schillers Aufnahme bei ſeiner letzten Überſiedlung nach Weimar (S. 424) dar. Mit Schillers Klagen über die Vernachläſſigung ſeitens des Hofes (an Frau v. Stein und Körner 2. Februar und 19. November 1802) iſt dieſe Schönfärberei, von der ſich Wychgram ſonſt auch überall freigehalten hat, völlig unvereinbar. Schillers Mutter und ihre Briefe (vgl. X, 427) wird jeder Einſichtige in ihrer einfachen Herzlichkeit zu ſchätzen wiſſen; Wychgrams Lob dagegen, ſie ſeien köſtlicher als jene der Frau Rat mit ihrer nicht ungeſuchten Plaiſanterie, muß nur den Widerſpruch herausfordern. Was bei einer andern geſucht herauskäme, iſt bei Frau Rat wirklich ungeſchminktes Naturell. Dem Verfaſſer von Frau Ajas Lebensbild, Heinemann, iſt es doppelt anzurechnen, daß er nun in ſeiner Goethebiographie auch dem lange verkannten Vater liebevolle Gerechtigkeit zu teil werden läßt. Von den vier Halbbänden, welche dieſe neueſte bilderreiche Goethebiographie bilden ſollen, liegen die beiden erſten bereits vor. Das erſte Buch „der junge Goethe“ enthält die Darſtellung der Kindheit, die Lehrjahre in Leipzig, Frankfurt, Straßburg, Wetzlar und die als Advokat und Dichter verlebte letzte Frankfurter Zeit; das zweite Buch „Auf der Höhe“ behandelt die erſten zehn weimariſchen Jahre,

„im Staatsdienſt“, und die italieniſche Reiſe, die ich lieber unter ſelbſtändiger Überſchrift als dem Kapitel „Frau v. Stein“ eingeordnet geſehen hätte. Wenn man dem Kleinkram der Goethephilologie gegenüber oft die Geduld verlieren möchte, ſo muß man beim Studium des Heinemanniſchen Werkes doch erfreut anerkennen, wie erſt durch alle dieſe Einzelunterſuchungen es ermöglicht iſt, nun Goethes Lebensgang in einer früher unerreichbaren Vollſtändigkeit und Richtigkeit darzuſtellen. Dem mit der Litteratur Vertrauten muß es ein beſonderes Vergnügen bereiten, zu ſehen, mit welcher Sorgfalt und Umſicht Heinemann wie Wychgram auch die kleinſten Steinchen, die der Kärrnerfleiß zuſammengetragen hat, geſchickt benutzten, um das große Moſaikbild wahrheitsgetreu zuſammenzufügen, ohne dabei die in feſtumriſſenen klaren Linien fortſchreitende Schilderung irgendwie zu beeinträchtigen. Aber nicht nur die Richtigkeit des Details, auch die geiſtige Geſamtauffaſſung, welche die Hauptſache bleiben muß, iſt in den letzten Jahrzehnten weſentlich vertieft und berichtigt worden. Ich ſelbſt würde allerdings den Einfluß Frau v. Steins auf die Iphigenie nicht in ſolcher Stärke betonen: in allen Hauptſachen kann ich nur meine volle Zuſtimmung zu Heinemanns Darſtellung, ihre Beſtimmung für weitere Leſerkreiſe vorausgeſetzt, ausſprechen. Des Verfaſſers Abſicht iſt: „die Darſtellung der Entwickelung des Goethiſchen Weſens an der Hand der Schriftquellen und ein Bilderwerk, das uns ſowohl die äußere Geſtalt des Dichters und ſeine Umgebung als auch die Perſonen, die ihm nahe ſtanden, vergegenwärtigen, die Einwirkung, die die Zeit und Umgebung auf Goethes Entwickelung ausübte, und zugleich, wie ſeine geniale Kraft auf die Umgebung zurückwirkte, ſchildern ſoll.“ Die große Schwierigkeit, welche für die biographiſche Darſtellung der Jugendzeit aus dem Verhältniſſe zu „Dichtung und Wahrheit“ ſich ergiebt, die benutzt werden ſoll ohne die eigene Selbſtändigkeit einzuſchränken, hat der Verfaſſer mit gutem Geſchicke gelöſt. Beſondere Sorgfalt iſt der Charakteriſierung der einzelnen Goethe nähertretenden Perſonen wie Öſer, der bei Beſprechung der in Italien gewonnenen Kunſtanſichten nochmals in den Vordergrund tritt, Behriſch, Herder, Merck, Knebel gewidmet. Bei Goethes Leipziger Aufenthalt, für deſſen dichteriſche Erzeugniſſe inzwiſchen durch B.

Suphan eine neue Quelle erschlossen worden ist[25]), wäre es meiner Ansicht nach besser gewesen, das Leben und die Studien im Zusammenhange darzustellen, statt ersteres bis zur Katastrophe, die ihn krank ins Elternhaus zurückführte, zu verfolgen und dann wieder zu den Anfängen der Leipziger Zeit zurückzukehren. Von Einzelheiten möchte ich nur ein paar herausgreifen. Die Annahme, daß Goethe mit dem „Heidenröslein" eine scherzhafte Täuschung Herders beabsichtigt habe, ist nach Redlichs Ausführungen in der Suphanischen Herderausgabe (XXV, 680) unhaltbar. Die Widersprüche in den beiden Berichten der Frau Rat über die erste Beschäftigung mit Götzens Autobiographie (Weißenfels I, 294) sucht Heinemann zu beseitigen, indem er Goethe schon vor der Abreise nach Straßburg auf der Frankfurter Bibliothek damit bekannt werden läßt. Eine sichere Entscheidung ist in dieser Frage nicht zu gewinnen. Dagegen glaube ich, daß sich aus den fertigen Szenen des „Prometheus" der tragische Konflikt und nicht eine Versöhnung zwischen Zeus und Prometheus (S. 306) deutlich erkennen läßt. Ein leidenschaftlicher Umsturzmann (S. 343) ist übrigens Goethe auch als Dichter des Götz und Prometheus nicht gewesen; hier hat sich der sonst so sorgfältig wägende Verfasser doch durch die Lust an Ausmalung der Gegensätze etwas hinreißen lassen. Ebenso anfechtbar ist der Satz: der Dichter des Götz (S. 250) habe erkannt, daß die klassische Antike und die Formenpracht des französischen Dramas nicht Natur seien. Heinemann selbst hat bei Betrachtung des Ergebnisses der italienischen Reise hervorgehoben, daß schon auf der Heimreise von Straßburg die Mannheimer Antikensammlung den Glauben an die nordische Baukunst bei dem Verehrer Erwins zum Wanken gebracht habe (S. 471). Die Antike und das Drama Racines und Voltaires hat der Schüler Herders niemals zusammengestellt, zwischen der Antike und der Natur auch in den Sturm- und Drangjahren keinen Gegensatz gefunden. Die Auffassung und Verteidigung des antiken Dramas gegen Wieland und seine Alkeste giebt dafür einen drastischen Beleg.

---

[25]) Das Buch Annette. Berlin 1895 (Sonderabdruck aus dem 21. Bande der „Deutschen Rundschau").

Ein Verſehen Heinemanns iſt es, wenn er Goethes längſt widerlegte Anſchuldigung gegen Zimmermann als grauſamen Vater (vgl. X, 439) wiederholt (S. 298) und Karl Auguſt die Geheimnisthuerei und Flucht hochherzig verzeihen läßt (S. 436). Der Herzog war ja von Anfang an in das Geheimnis der italieniſchen Reiſe eingeweiht und hatte nicht zu verzeihen, was mit ſeiner Billigung geſchehen war. Für die Maskenzüge des erſten weimariſchen Jahrzehnts glaube ich nicht an den Einfluß italieniſcher Feſtſpiele des 15. und 16. Jahrhunderts (S. 381). Wenn bei Weißenfels und Meyer das Biographiſche hinter dem Litterarhiſtoriſchen faſt verſchwand, ſo muß es in Heinemanns Buch nach ſeiner ganzen Anlage die erſte Stelle einnehmen. Zwar hat Heinemann auch das Litterargeſchichtliche z. B. beim Götz und Werther genügend berückſichtigt, aber das formale Element hätte z. B. bei Beſprechung der Iphigenie, über deren Entwickelung von der Proſa durch die freien Rhythmen zum Blankverſe wir faſt nichts hören, doch mehr gewürdigt werden können. Aus dem reichen Bilderſchmucke des Werkes will ich wenigſtens die Städteanſichten von Frankfurt, Leipzig, Wetzlar, Weimar erwähnen. Die Karte von Italien iſt in zu kleinem Maßſtabe gegeben. Von dem Beſtreben das Neueſte zu bringen zeigt die Aufnahme des erſt ſoeben im Goethejahrbuch veröffentlichten Bildes von der Umgebung der Villa Borgheſe, das Goethe ſelbſt mit Blei und Feder entworfen, dann in Aquarellfarben ausgetuſcht hat. Von Perſonenbildern, die nicht alle gleich gut ausgefallen ſind, verdienen beſonders hervorgehoben zu werden das prächtige Porträt des Frankfurter Malers Seekatz, die Silhouetten der ſechzehn Teilnehmer der Schönkopfiſchen Tafelrunde, die 1774 für Jacobi gezeichnete Silhouette Goethes und ein bisher unbekanntes Bild von Frau v. Stein, das ſie jugendlicher als das oft nachgebildete Selbſtporträt zeigt.

Wenn Wychgram und Heinemann Wort und Bild zur Belebung der Biographie Schillers und Goethes vereinen, ſo ſtrebt die diesjährige Ausſtellung des Hochſtiftes darnach „in Bild und Handſchrift, den treuſten Zeugen der Vergangenheit," die Vergangenheit wieder aufleben zu laſſen, „Goethe in ſeinen Beziehungen zu

Frankfurt“ [26]) dem ſinnigen Beſchauer vorzuführen. Und wie bei den Werther- und Fauſtausſtellungen der Vorjahre hat Otto Heuer auch diesmal durch einen vorzüglich gearbeiteten, mit prächtigem Bilderſchmuck verſehenen Katalog der vorübergehenden Schauſtellung ein bleibendes litterariſches Ehrengedächtnis geſtiftet. An den 21 Tafeln dieſes Kataloges, die ebenſoviele Bilder zum erſtenmale veröffentlichen, können ſich auch die erfreuen, denen der Beſuch der Ausſtellung verſagt bleibt. Zwei neue Silhouetten von Frau Rat, je eine des Vaters und Goethes ſelbſt, Goethes Frankfurter Giebelzimmer von ihm ſelbſt, Jeruſalems Sterbezimmer von Chodowiecki gezeichnet, ein Bild Maximiliane Brentanos, an Marianne Willemer gerichtete Begleitverſe zu einem Myrten- und Lorbeerſträußchen finden wir auf den Tafeln abgebildet. Und wie vieles unter den 666 Nummern erweckt auch in der Beſchreibung ſchon unſer Intereſſe. Die erſte Hälfte (457 Nummern) führt uns Goethes Frankfurter Lebensjahre vor, die Familienglieder, Freunde und Beſucher, die Zeit der franzöſiſchen Okkupation und das Theater, die Stadt ſelbſt, wie ſie in „Dichtung und Wahrheit“ geſchildert iſt, und auf Lili Bezügliches. Der zweite Abſchnitt bringt die Belege für die ſpäteren Beziehungen zur Vaterſtadt, die Beſucher und Freunde der Frau Rat einerſeits, die Familie Willemer andererſeits, Theaterzettel der erſten Aufführungen Goethiſcher Werke auf der Frankfurter Bühne. Für den Kundigen belebt ſich das Verzeichnis ſelbſt in prächtiger Weiſe, alte liebe Schatten ſteigen auf, und wir danken allen denen, die ſo treulich mitgeholfen haben, ſie zu beſchwören.

Wenn wir von dieſen großen Verſuchen, die Illuſtration zur Belebung der Geſchichte zu verwerten, uns zu beſcheideneren Arbeiten wenden, ſo darf Armin Steins Verſuch, uns „Schillers Jugendleben“ [27]) bis zur Flucht aus Stuttgart in halb novelliſtiſcher Form zu ſchildern, als ein anſpruchslos gefälliger Beitrag zur Schiller-

[26]) Ausſtellung von Autographen, Bildern, Schattenriſſen, Druckwerken und Erinnerungsgegenſtänden zur Veranſchaulichung von Goethes Beziehungen zu ſeiner Vaterſtadt. Veranſtaltet vom Freien Deutſchen Hochſtift. Frankfurt a. M. 1895.

[27]) Deutſche Geſchichts- und Lebensbilder. Band XXI. Halle a. S. 1893 (Verlag der Buchhandlung des Waiſenhauſes).

litteratur gerühmt werden. An die überlegene Kunst, mit welcher Hermann Kurz, er selbst ein prächtiger schwäbischer Kerndichter, „Schillers Heimatjahre“ im historischen Romane geschichtlich treu geschildert hat, darf man sich dabei freilich nicht erinnern. Einzelne störende Verstöße gegen den wirklichen Lebenslauf des Dichters hätte Stein leicht vermeiden können und sollen. Allein im ganzen liest sich sein warmherziges Büchlein recht anmutend, so daß es als Volks- und Jugendbuch seinen Zweck erfüllt und Lob verdient. Bedenkt man die Masse der bereits vorhandenen Goethe- und Schillerbiographien, so wird man es dem Verfasser immer nicht gering anrechnen, wenn er noch eigenartig und anziehend das so oft Gesagte neu zu erzählen weiß. Daß noch immer trotz aller Biographien und der Sammlungen, wie Rollet und Zarncke sie unternommen haben, neue Lebensbeschreibungen und neu entdeckte Bilder auftauchen, ist wirklich erstaunlich. Wychgram, Heinemann und die Hochstiftsausstellung haben nun die Bilderzahl wieder um ein Beträchtliches vermehrt. Wie Wurzbach von Tannenberg schon 1859 in seinem Schillerbuche auch die auf Schillers Leben und Werke bezüglichen Bildwerke verzeichnete, so werden wir nach Zarnckes und Rollets Zusammenstellung der bei Goethes Lebzeiten entstandenen Porträte bei weiterem Anwachsen der Goethelitteratur auch wohl noch Verzeichnisse der frei geschaffenen Kompositionen erhalten, in denen die nachlebenden Künstler Vorgänge aus Goethes Leben und Werken sich zum Vorwurfe wählten. Eine Geschichte der Illustrationen deutscher Klassiker von Chodowiecki bis zu den modernen Prachtausgaben, die den künstlerischen und litterargeschichtlichen Fragen in gleicher Weise Rechnung tragen müßte, würde zugleich ein wichtiger Beitrag zur Kulturgeschichte und zur Geschichte des Fortlebens und der Einwirkung unserer Klassiker sein. Da verdienen nun auch von Seiten der Goethe-Schillerlitteratur die „Lebenserinnerungen“ eines vielerfahrenen Mannes wie Friedrich Pecht[28]) besondere Beachtung, der als Künstler und Kunstkritiker auf dem Übergangsgebiete von bildender

[28]) Aus meiner Zeit. Lebenserinnerungen. München 1894 (Verlagsanstalt für Kunst und Wissenschaft vormals Fr. Bruckmann).

Kunſt und Litteratur ſteht. Aus dem was Goethe über bildende Kunſt ſagt, wußte er ſich wenigſtens in ſeiner Jugend nichts zu machen, er erwähnt auch bei Erzählung ſeiner wiederholten Fahrten durch Italien nirgends Goethes italieniſche Reiſe. Er macht es Goethe und Schiller zum Vorwurf, daß ſie gemeinſam die Nachahmung der Antike aus allen Kräften gefördert hätten (II, 217), und liefert ſo ein weiteres Zeugnis für die Strömung gegen den Weimariſchen Klaſſizismus, auf den ich im vorangehenden Berichte (S. 234) aufmerkſam gemacht habe. Der junge Lithograph Pecht hatte noch in ſeiner Vaterſtadt Konſtanz Goethes Werke kennen gelernt und ſich am Fauſt ſo begeiſtert, daß er ihn „bei der erſten Begegnung gleich fünfmal in einer Woche las“. Als er nun 1833 nach München kam, vermochte er bei aller ſchulgemäßen Bewunderung für Cornelius' Fresken kein inneres Verhältnis zu der herrſchenden Romantik zu finden. Erſt als Foltz und Lindenſchmit den Königsbau der Münchner Reſidenz mit Szenen aus Schillers und Goethes Gedichten bunt und roſig ausmalten, fanden er und ſeine Genoſſen „endlich die Geſtalten verkörpert, die unſere Phantaſie unaufhörlich beſchäftigten. Was eine wahrhaft nationale Kunſt uns ſein könnte, das empfanden wir da zuerſt mit Lebhaftigkeit. Denn noch waren dieſe Dichter (Schiller, Bürger, Wieland, Klopſtock, Goethe) uns unendlich viel wichtiger, erregten unſere Phantaſie ungleich mehr, als dies bei der heutigen Jugend der Fall iſt.“ Recht bezeichnend verbindet ſich in der Erinnerung des Malers der Eindruck jener Bilder mit der Bühnenwirkung von Schillers Dramen. „Der Tell Eßlairs ſteht mir auch heute noch vor Augen.“ Dieſe Münchner Eindrücke ſetzten ſich ein Jahrzehnt ſpäter in eigene künſtleriſche Pläne um. Gerade ein längerer Aufenthalt in Paris feſtigte Pecht ſeine Überzeugung, unſere Malerei müſſe „mehr zu Hauſe bleiben, d. h. ihren Stoff in unſerem eigenen nationalen Leben ſuchen, wenn ſie auf einen geſunderen Standpunkt kommen ſolle.“ Es ſchien ihm unbegreiflich, daß noch kein Künſtler aus dem durch „Wahrheit und Dichtung“ und dem Schiller-Goethiſchen Briefwechſel geläufigen Stoffkreiſe der Nation ihre Lieblinge würdig vorgeführt habe. Ihn reizte „die bisher (1845) von der Malerei noch nie verſuchte Geſchichte unſerer großen Litteraturperiode, wo

Goethe in seiner idealen Schönheit ja eine für den Maler wie gemachte Figur schien, neben der sich Schiller, Wieland, Herder, Karl August wunderbar gruppierten, samt dem Blütenkranz der durch sie unsterblich gemachten Frauen". Begeistert für diese Aufgabe fuhr Pecht zum Studienzeichnen nach Weimar, wo sein Freund Neher eben im Auftrage der Großfürstin das Goethe-, Schiller- und Wielandzimmer im Schloße ausmalte und „Goethes Zögling" Preller wie ein Löwe im Käfig an der kleinen Kunstschule eine mißmutige Existenz führte. Die Eindrücke Weimars selbst fand Pecht nicht besonders günstig. In der Gegenwart des damaligen Großherzogs durften — so wurde wenigstens Pecht erzählt — die Klassiker nie erwähnt werden, da es ihn ärgerte, daß Weimar seine Bedeutung von ihnen borgen sollte. Die Männer, welche Goethe noch nahegestanden waren, hatten in komischer Weise die Manieren des alten Geheimrats angenommen, nur der Kanzler v. Müller hatte seine Frische erhalten. Frau v. Pogwisch, die Mutter Ottiliens, erklärte frischweg, „daß sie Goethe als Dichter wohl gelten lassen müsse, aber als Menschen verabscheue, da es gewiß keinen zweiten „Egoisten" wie ihn gegeben habe". So hat auch das Verhalten Weimars zu seinen großen Erinnerungen verschiedenartige Wandlungen durchgemacht. Wenn Pecht damals von Weimar mit dem Gefühle schied, daß das Verbleiben unserer Heroen in diesen engen und kleinlichen Verhältnissen ein Märtyrertum gewesen sei, so entspricht dies nicht den Thatsachen; recht aber hat er, die Lage Shakspeares, der den großen Aufschwung seiner Nation mit erleben durfte, als die glücklichere zu preisen. Pecht ließ seinem ersten Goethebilde, das gleich dem späteren Kaulbachischen die erste Aufführung der Iphigenie zum Vorwurf hatte und großes Aufsehen erregte, noch zwei weitere litterargeschichtliche Bilder folgen: Schiller mit Frau v. Wolzogen und Laura nach der Mannheimer Aufführung der Räuber (1865), und als „prächtigen Stoff" nach „Dichtung und Wahrheit" Goethes Zusammentreffen mit Klopstock am Karlsruher Hofe (1860). So wurde ein Irrtum Goethes auch durch ein Bildwerk festgehalten. Der Maler, der für das vom Großherzog von Baden bestellte Bild so sorgfältig geschichtliche Studien machte, ist durch seine Hauptquelle irre geführt worden.

Die Goetheforſchung hat ſeit langem feſtgeſtellt, daß Goethe in Karlsruhe nicht Klopſtock Fauſtſzenen vorleſen konnte, da der Patriarch der deutſchen Dichtung ſchon wieder nach Hamburg zurückgekehrt war, als die Grafen Stolberg mit Goethe den markgräflichen Hof beſuchten. Zwiſchen Skizze und Ausführung des pſeudohiſtoriſchen Goethebildes fällt die Herausgabe der „Schillergalerie“ (1859), welche für eine Reihe ähnlicher Unternehmungen wie z. B. „Goethes Frauengeſtalten“ von Kaulbach das Vorbild gab und einen neuen Abſchnitt in der Klaſſikerilluſtrierung eröffnete. Pecht hatte für die „Schillergalerie“ nicht nur einen Teil der Bilder, ſondern auch die Herſtellung des begleitenden Textes übernommen. Als ſeinen Mitarbeiter wählte er Ramberg und veranlaßte dieſen dadurch zuerſt zu einer Thätigkeit, der wir in der Folge die herrlichen Bilderreihen zu Goethes „Dorothea“ und Voſſens „Luiſe“ zu verdanken hatten.

Weniger als in den Lebenserinnerungen des Kunſtkritikers Pecht macht ſich ein Verhältnis zu Goethe und Schiller in den Tagebüchern Eduard v. Bauernfelds[29]) und den freilich nur auf die Kinderjahre beſchränkten Erinnerungen Fontanes[30]) bemerkbar. Mit dem Auswendiglernen aller Schilleriſchen Balladen wurde Fontane allerdings als Knabe geplagt. Und als ihm das Eleuſiſche Feſt gar nicht in den Kopf wollte, mahnte ſein halbgebildeter Vater, damit müſſe er Ernſt machen, denn Schiller ſei der Erſte: ob ſeine Gedichte lang oder kurz wären, der müſſe gelernt werden. „Schiller! Gang nach dem Eiſenhammer, Bürgſchaft, Kraniche des Ibykus, da kann man mit, das kann jeder verſtehen.“ Jedenfalls konnten die Knaben nicht mit, wenn ihr erſter Hauslehrer (1829/30) ihnen aus Goethes Divan vorlas. Eindruck aber machte es ihnen doch, wenn Dr. Lau ſich zu rühmen pflegte: „Ich bin ein Schüler von Schleiermacher und beſitze nicht nur den weſtöſtlichen Divan, ſondern kann ihn ſogar auswendig!“ Die Wiener Lehrer Bauernfelds hatten von Goethe eine weniger gute Meinung. Wie Pro-

[29]) Jahrbuch der Grillparzergeſellſchaft. Redigiert von Karl Glossy. Fünfter Jahrgang. Wien 1895 (Verlag von K. Konegen).

[30]) Meine Kinderjahre. Zweite Auflage. Berlin 1894 (Verlag von F. Fontane & Komp.).

ſeſſor Weintridt trotz ſeiner äſthetiſchen Bildung 1821 in pfäffiſch-ſittlicher Anwandlung auf Goethe ſchimpfte, ſo fand noch 1830 der Philoſoph Reichel Goethe als ſchlechten Menſchen ebenſo verwerflich wie ſeine Werke. Allein Bauernfeld ließ ſich weder durch dieſe gelehrten Urteile noch durch den Durchfall der „Laune des Verliebten“ im Kärnthnerthor-Theater (April 1821) vom anhaltenden Studium „Wilhelm Meiſters“ zurückſcheuchen. Schreyvogel fand in ſeinen Gedichten ſogar zu ſtarke Nachahmung Goethes. Bauernfeld plante nach dem Vorgange Grillparzers eine Reiſe nach Weimar und rief Ende März 1832: „Goethe iſt tot! Es läßt ſich nicht ausdenken.“ Wenn er unter dem erſten rieſigen Eindrucke Byrons „Manfred“ ſeinem Vorbild „Fauſt“ für ebenbürtig hielt, ſo widerrief er ſpäter ausdrücklich „dieſe jugendliche Kritik“. Als Goethe in Briefen an Deinhardſtein den Herausgeber der Wiener Jahrbücher und die Litteraturfreundlichkeit der öſterreichiſchen Regierung allzu hoch einſchätzte, ſo erregte das bei Bauernfeld wie bei den andern Wiener Dichtern Spott. Die öſterreichiſchen Schriftſteller, hinter deren jedem ein Polizeimann ſtehe, ſeien „arme Haſcher. Aber was wär' denn aus Goethe und Schiller geworden, wenn ſie als Öſterreicher geboren wären?“ Als im Februar 1848 die Gegenwart ihm das dichteriſche Schaffen verleidete, meinte Bauernfeld, „Goethe hat vollkommen Recht, daß er ſich als Poet um die Politik nicht bekümmerte.“ Und ähnlich geſinnt hatte er ſchon 1832, als er mit höchſtem Anteil Goethes und Schillers Briefwechſel las, ihre politiſche Zurückhaltung gegen Börnes leidenſchaftliche Angriffe verteidigt. „Alles hat ſeine Zeit. Börne wäre vielleicht, wenn er in Goethes Jugendtagen gelebt hätte, ein obſkurer Magiſter geblieben. Die Zeit trägt viele Menſchen, aber nur die großen Menſchen helfen eine neue Zeit ſchaffen. Wir müſſen noch immer auf den Wegen gehen, die uns Goethe vorgezeichnet.“

Wie weit Goethe ſeiner eigenen Zeit voraus ein Bahnbrecher der neueren Lebens- und Weltauffaſſung geweſen iſt, das zeigen auch jenen allzu modernen Menſchen, für die Poeſie und Äſthetik unbrauchbarer Urväterhausrat geworden iſt, ſeine naturwiſſenſchaftlichen Arbeiten. Ihre ungerechte Verkennung, die dem Dichter bei Lebzeiten ſo bittere Kränkung verurſacht hat, weicht nun mit dem

Fortſchreiten der zweiten Abteilung der Weimarer Ausgabe und der Erſchließung der Sammlungen des Goethehauſes immer mehr einer ſtaunenden Bewunderung für den Ernſt, mit dem Goethe dieſe Studien betrieben, für die Größe und Freiheit ſeiner Naturanſchauung. Die berufenen Vertreter der einzelnen naturwiſſenſchaftlichen Disziplinen weiſen jeder auf ſeinem Fachgebiete die Bedeutung und Eigenart der Goethiſchen Forſchung nach. So ließ Ferdinand Cohn ſeinen bereits vor vierzehn Jahren in der Rundſchau veröffentlichten Vortrag über „Goethe als Botaniker“ nun in einer zweiten Bearbeitung[31]) weſentlich bereichert und umgeſtaltet erſcheinen. Wenn der „Verſuch die Metamorphoſe der Pflanzen zu erklären“, deſſen Inhalt und Bedeutung Cohn mit meiſterhafter Klarheit zu entwickeln weiß, auch nach wie vor im Mittelpunkte jeder Erörterung von Goethes botaniſchen Studien ſtehen muß, ſo iſt der Umfang von Goethes Experimenten doch erſt jetzt zu überſehen. Von einer kleineren und größeren Anſtalt, mit der er die Metamorphoſenlehre, die „rechts und links in die Dornen und die Steine fiel“, durchführen wollte, wird ſchon in den Briefen an Schultz (19. Juli 1816) geſprochen, aber bekannt wurde der zweite Verſuch ſelbſt doch erſt in der Weimariſchen Ausgabe. Ebenſo iſt erſt durch die neu veröffentlichten Beobachtungen Goethes über Inſekten der Zuſammenhang ſeiner botaniſchen Forſchungen mit denen über Organiſation und Entwickelung der Tiere anſchaulich geworden. Cohn hebt hervor, wie wir nun Goethes botaniſchen Entwickelungsgang Jahr für Jahr genau verfolgen können. Dem Briefwechſel mit Ernſt Meyer im fünften Bande des Jahrbuchs hat Cohn, der ſich in der Goethelitteratur wohl bewandert zeigt, nichts entnommen, dafür aber noch unbenützte handſchriftliche Aufzeichnungen von Goethes botaniſchem Famulus F. G. Dietrich verwertet. Die Handſchrift würde auch für den geplanten Ergänzungsband der Biedermanniſchen Geſprächſammlung noch Ausbeute liefern. Der moderne Naturforſcher rühmt Goethe als den erſten, der erkannt habe, daß zu einer humanen Bildung

[31]) Sonderabdruck aus: Die Pflanze. Vorträge aus dem Gebiete der Botanik. Zweite, vermehrte Auflage. Breslau 1895 (J. U. Kerns Verlag, Max Müller).

auch die Naturwiſſenſchaften gehörten, wie er ihn als den erſten nach Alexander v. Humboldt rühmt, der durch Experimente die Kenntnis der Phyſiologie der Pflanzen zu fördern ſuchte. Goethe war ſeiner Zeit ſo weit voraus, daß man nach ſeinem Tode in Jena die botaniſchen Inſtitute und Sammlungen, die er, „ein Univerſitätskurator, wie es keinen zweiten gegeben", gegründet hatte, eingehen ließ (S. 146), um ſie dann erſt in neuerer Zeit aufs neue herzuſtellen. Gegenüber der mechaniſchen Pflanzenbeſchreibung und falſchen Naturphiloſophie hob ſich Goethes „geſunde Beobachtung und einheitliche Naturauffaſſung ab als eine Schöpfung von echt wiſſenſchaftlichem Geiſte und unabſehbarer Wirkung". Zwar findet ſich bei Goethe nicht der „Kernpunkt der Darwiniſchen Lehre, daß die äußeren Lebensbedingungen erſt im Laufe vieler Generationen durch natürliche Ausleſe die Umwandlung der Arten herbeiführen". Allein im Gegenſatz zu Linné ſtellte er ſich bereits auf den ſpäter von Darwin ſiegreich verfochtenen Standpunkt, indem er „die unzähligen Geſtalten der Gewächſe nicht als etwas Urſprüngliches, von Anbeginn unveränderlich Geſchaffenes anſah, ſondern als Abwandlungen einer und derſelben Ur- und Samenpflanze, hervorgegangen durch Anpaſſung an die äußeren Lebensbedingungen". Goethes Intereſſe für einzelne Pflanzen wird auch in der Dichtung, vor allen im „Divan" bemerkbar, und Cohn geht auch dieſen Spuren, mit regem poetiſchem Sinne nach. Iſt doch ſeine ganze Studie, deren Leſung man nicht warm genug empfehlen kann, aus Bewunderung und vollem Verſtändnis für Goethes Perſönlichkeit hervorgegangen. Als Naturforſcher kann er ihn nicht höher ehren, als indem er ihn wiederholt mit Alexander v. Humboldt zuſammenſtellt. Das Titelbild der Goethe 1807 von Humboldt gewidmeten „Ideen zur Geographie der Pflanzen" hat Cohn in ſeiner Schrift wiedergegeben. Kein Geringerer als Thorwaldſen hatte es in Rom gezeichnet: der Muſengott, welcher die Diana von Epheſus entſchleiert; zu Füßen der Naturgöttin liegt eine Tafel mit der Aufſchrift: Metamor. der Pflanzen. Welche Vereinigung zeigt dieſes Titelbild, mit dem der gewaltigſte Bildhauer und umfaſſendſte Naturforſcher der neueren Zeit dem größten Dichter ihre Huldigung darbringen!

Für die Klarstellung von Goethes naturwissenschaftlichen Ansichten und Arbeiten bleibt noch immer manches zu thun übrig, so viel auch bereits darüber vorhanden ist. Für Goethes Verhältnis zur Religion dagegen konnte wohl eine Untersuchung wie die Baumgarts bisher vernachlässigte Gesichtspunkte zur Geltung bringen, die gewöhnlichen Zusammenstellungen, wie der freisinnige und kenntnisreiche Vortrag von Adolf Wilhelm Ernst[32]) wieder eine bietet, wiederholen doch nur längst Gesagtes. Der Verfasser des trefflichen Buches „Goethe in der Epoche seiner Vollendung" ist übrigens nicht der berühmte Kirchenhistoriker Adolf Harnack, wie Ernst meint, sondern sein Bruder Otto Harnack. Ein dankbareres Thema als die Untersuchung der christlichen Gesinnung Goethes und Schillers ist ihr sprachliches Verhalten zur Bibel. Leider ist es auch dem neuesten Versuche von Johannes Schlurick nicht gelungen „Schiller und die Bibel"[33]) so übersichtlich und erschöpfend darzustellen, wie dies Hermann Henkel in seinem Büchlein „Goethe und die Bibel" so erfreulich geleistet hat. Auffallend bleibt, daß auch Schlurick so wenig wie im vorigen Jahre Schneidermann (vgl. X, 426) Boxbergers Arbeit „die Sprache der Bibel in Schillers Räubern" erwähnt. Während Henkel im Anschluß an die Reihenfolge der biblischen Bücher eine leichte Übersicht bietet, ist bei Schlurick die Anordnung sehr mangelhaft. Indem er mit dem Nachweis ganz allgemeiner Begriffe wie Hölle, Teufel, Eden, Engel, Tod, Auferstehung sich abmüht, verwirrt er seine eigentliche Aufgabe, deren Lösung er auch durch gelegentliche Versuche, Schillers christliche Gesinnung nachzuweisen, nicht fördert. Da die Prosaschriften Schillers sonst nicht mit herangezogen sind, war es eine unglückliche Wahl, gerade eine Stelle aus der „Geschichte der französischen Unruhen" anzuführen, an der Schiller doch höchstens als Übersetzer beteiligt war (Gödeke Bd. 9 S. XIV). Wie wichtig die Berücksichtigung der Briefe für die Frage nach dem Einfluß der Bibel auf Schillers Dichtung wäre, zeigt schon der eine Brief an Dalberg, in dem er seine Umarbeitung der Räuber als das Drama

[32]) Goethes Religion. Eine Studie. Hamburg 1895 (Verlag von Conrad Kloß).

[33]) Leipzig 1895 (Jahresbericht des kgl. Gymnasiums).

**

vom verlornen Sohn bezeichnet. Gut gemeint, aber völlig inhaltsleer ist die Studie, die Otto Niedergesäß Schillers Briefen gewidmet hat.[34]) Es sind nur Auszüge und Umschreibungen von Briefen im Anschluß an Jonas' Sammlung, in dem vorliegenden ersten Teile von dem Bruche mit Scharffenstein bis zur Abreise aus Dresden reichend. Nur als Zeichen der Teilnahme, die Jonas' treffliche Sammlung erregt, ist diese Programmarbeit erwähnenswert.

Besonders rege Teilnahme ist neuerdings der Frage über Schillers philosophische Anschauungen und sein Verhältnis zu Kant zugewendet worden. Kuno Fischer, Montargis, Liebrecht, Berger, Gneiße (X, 248) haben die schon von Tomaschek und Überweg vermeintlich abgeschlossenen Untersuchungen wieder aufgenommen. Eugen Kühnemann hat vor einigen Jahren (vgl. VI, 99) Schillers Kantische Studien in ihrem Zusammenhange mit der Komposition des Wallenstein zum Gegenstande eines eignen umfangreichen Buches gemacht, und Georg Geil in zwei Schriften gegen Kühnemann Stellung genommen (VI, 559). Kühnemann hat nun das Thema von neuem behandelt in seiner Habilitationsschrift „Kants und Schillers Begründung der Ästhetik".[35]) Wie er schon in den Anmerkungen seines Herderbuches hervorhob (XI, 231), kommt es ihm vor allem darauf an, die festgewurzelte Ansicht über Schillers Verhältnis und Gegensatz zu Kant zu widerlegen. Auf den ersten 71 Seiten erörtert er das Problem, wie Kant es in der Kritik der Urteilskraft gestellt und gelöst habe. Auch bei Grundlegung der Ästhetik handelte es sich für Kant um ein Erkenntnisprinzip, um mit seiner Hilfe die ganze eigentümliche Welt des ästhetischen Gefühls zu fassen. Nicht dem Schaffenden will Kant Vorschriften geben, sondern das ästhetische Verhalten des Geistes erkennen. Den Gegenständen gesteht Kant Erhabenheit überhaupt nicht zu, sondern verlegt sie ausschließlich ins menschliche Gemüt. Während aber Kant nur in der inneren Bewegung des Subjekts die Gesetzlichkeit des ästhetischen Verhaltens sucht und ein objektives Prinzip des Geschmacks für unmöglich erklärt, will Schiller „einen Begriff der Schönheit

[34]) Schiller in seinen Briefen. Erster Teil. Gotha 1895 (Jahresbericht der städtischen Realschule).

[35]) München 1895 (C. H. Beckſche Verlagsbuchhandlung. Oskar Beck).

objektiv aufstellen und ihn aus der Natur der Vernunft a priori legitimieren. Dieser Begriff der Schönheit aber war kein anderer als dieser der Freiheit in der Erscheinung". Den Ausgangspunkt für das Verständnis von Schillers Absichten sieht Kühnemann in den großen Briefen an Körner aus dem Anfange des Jahres 1793. Die Begriffe, zwischen denen Schillers philosophisches Schaffen mit praktischer Energie sich bewegt, Natur und Freiheit, hatte Kant aufgestellt. Er habe der Schönheit ihren Platz zwischen der Natur und der Sittlichkeit gegeben und so den ästhetischen Gegenstand an die Gesetzgebung der Sittenwelt herangerückt. Kant gehe auf die Begründung des Gesetzes, Schiller auf die Deutung der Erscheinungen, so daß es zwischen ihnen nur um eine Richtung des Denkens nach zwei verschiedenen Seiten hin sich handle. Daß Schillers Streben nach einem objektiven Prinzipe des Schönen sich als Irrtum herausstellte, ist ja ohne weiteres zuzugeben. Daß Schiller aber überzeugt war, den harten Rigorismus Kants überwunden zu haben (S. 98), steht mir fest trotz aller philosophischen Darlegungen Kühnemanns. Die berühmte Stelle in „Anmut und Würde": „Womit hatten es die Kinder des Hauses verschuldet, daß er (Kant) nur für die Knechte sorgte?" mit dem vorangehenden Tadel der Kantischen Moralphilosophie (Hist.-krit. Ausgabe X, 100) läßt für mich gar keine andere Auslegung zu. Und daß Schiller auch einige Jahre später noch dieselbe Anschauung für richtig hielt, wird durch „Ideal und Leben" und die beiden antikantischen Xenien „Gewissensskrupel" und „Decisum" (Nr. 388/9) bewiesen. Die Grundfrage der Ethik hatte Kant freilich auch für Schiller entschieden. Schiller glaubte aber die Kantische Lehre glücklich weiterzubilden, indem er die Schönheit als Vermittlerin von Pflicht und Neigung, Form- und Stofftrieb annahm. Die „Briefe über ästhetische Erziehung", für die Kühnemann im kritischen Anhang wertvolle Erörterungen gegeben hat, und die Abhandlung über die naive und sentimentalische Dichtung gehen alle von demselben, nur verschieden bezeichneten Gegensatze aus und suchen ihn nach dem gleichen Grundsatze durch die Schönheit, die Kunst, zu versöhnen. Kühnemann selbst betont, daß dem Schönen das Naive, dem Erhabenen das Sentimentale entspreche, und stellt so den Zusammenhang

zwiſchen der erſten und der letzten von Schillers philoſophiſchen Abhandlungen feſt. Er ſchreibt nur den ſpäteren den Vorzug zu, daß in ihnen geſchloſſener die notwendige Form des Schilleriſchen Geiſtes hervortrete. Aus den Briefen an den Auguſtenburger ſucht er „die Grundbegriffe der vollendeten Äſthetik Schillers“, aus der Abhandlung über naiv und ſentimentaliſch die Anwendung dieſer Begriffe auf die Poeſie klarzulegen. Im kritiſchen Anhange erhalten wir neben einer Beſprechung einzelner Arbeiten über Schillers Philoſophie auch eine Erörterung über Schillers Verhältnis zu Fichte. Wenn ich auch an der von Kühnemann verworfenen älteren Anſicht von Schillers Gegenſatz zu Kants ethiſchem Rigorismus feſthalten muß (wie dies neuerdings auch Harnack in ſeiner Neubearbeitung Hettners V, 12 u. VI, 151 gethan hat), ſo erkenne ich doch freudig die Bedeutung und das Verdienſt der ſcharfſinnigen Arbeit an, die klar und ſicher ſchwierige Probleme nicht nur behandelt, ſondern auch wirklich gefördert hat. Kühnemanns ausgezeichnete Darlegung des Gedankenganges der Kritik der Urteilskraft wird für jeden, der ſich mit Schillers Philoſophie befaßt, ein wertvolles Hilfsmittel bilden. Dagegen bringt Gerhard Heines Leipziger Diſſertation „Das Verhältnis der Äſthetik zur Ethik Schillers“ [36]) nur eine Wiederholung von oft und bereits bedeutend beſſer Vorgetragenem. Ob Schiller in den äſthetiſchen Briefen die Schönheitstheorie des Kallias geändert habe, wie Heine meint, iſt ja in der That ein ſtrittiger Punkt. Zurückzuweiſen aber iſt Heines Behauptung, Schiller konnte in „Anmut und Würde“ zu keiner feſten Durchführung ſeiner Gedanken kommen, weil er auf dem Boden der angenommenen Kantiſchen Grundſätze mit dem Geiſte Kants rang. Die Briefe an Körner ſind nicht genügend ausgenützt, und überhaupt iſt überall nur auf der Oberfläche hingehuſcht. Die längſt und einſtimmig als unecht nachgewieſene Rede „Ob Freundſchaft eines Fürſten dieſelbe ſei wie die eines Privatmannes“ (Minor I, 227) wird von Heine als Schilleriſch angeſehen. Schiller auf Grundlage der äſthetiſchen Briefe als einen Erzieher zum Chriſtentum zu feiern, entſpricht ſehr wenig Schillers eigener Meinung.

[36]) Cöthen 1894 (Druck von P. Schettlers Erben).

Emil Groſſes „Überſicht über Leſſings Laokoon und Schillers Abhandlung über das Erhabene“ [37]) beſchäftigt ſich nicht, wie man nach dem Titel vermuten möchte, mit einer Unterſuchung des Verhältniſſes von Schillers Kunſtlehre zu der Leſſings, ſondern giebt nur ein Inhaltsſchema, dem dann in den Anmerkungen Parallelſtellen zu einzelnen Ausdrücken der Schilleriſchen Abhandlung aus Schiller ſelbſt, Goethe, Kant, Luther, Shakſpeare, Rückert, Plato beigefügt ſind. Den Einfluß Alexander Popes auf Schillers philoſophiſche Gedichte hat R. Mack in ſeiner intereſſanten und reichhaltigen Studie [38]) nur an einem Beiſpiele gezeigt, das allerdings genügt, um eine eingehendere Unterſuchung über Schillers Verhältnis zu Pope wünſchenswert zu machen. Die bekannten Verſe in den Künſtlern

Im Fleiß kann dich die Biene meiſtern,
In der Geſchicklichkeit ein Wurm dein Lehrer ſein

erſcheinen als Überſetzung eines Verspaares aus dem vielverbreiteten Essay on Man:

Thy arts of building from the bee receive;
Learn of the mole to plow, the worm to weave!

Die kritiſche Ausgabe von Schillers dramatiſchem Nachlaſſe, auf die Kettner durch ſeine Vorarbeiten und ſeine Demetriusausgabe vorbereitet hat, iſt noch nicht erſchienen; dagegen wurde in die neueſte Cottaiſche Ausgabe von „Schillers ſämtlichen Werken“ [39]) der ganze dramatiſche Nachlaß aufgenommen. Noch die Ausgabe der ſämtlichen Werke in der Cottaiſchen Bibliothek der Weltlitteratur hatte nur Warbeck, die Malteſer, die Kinder des Hauſes und Demetrius enthalten. Jetzt iſt unter Benutzung der Unterſuchungen Kettners über die Prinzeſſin von Celle, Malteſer und Demetrius der ganze Nachlaß, wie ihn zuerſt die beiden Schlußbände der

---

[37]) Zum Schulgebrauch. Königsberg i. Pr. 1895 (Beilage zum Jahresbericht über das Kgl. Wilhelmsgymnaſium).

[38]) Über Popes Einfluß auf die Idylle und das Lehrgedicht in Deutſchland. Ein Beitrag zur vergleichenden Litteraturgeſchichte. Hamburg 1895 (Beilage zum Bericht der Realſchule am Eilbeckerweg).

[39]) In 16 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke. Stuttgart 1894 (Verlag der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung Nachfolger).

hiſtoriſch-kritiſchen Ausgabe, dann die Hempeliſche Ausgabe und Kürſchners Nationallitteratur gebracht hatten, endlich auch den Cottaiſchen Handausgaben einverleibt worden und wird bei der den Cottaiſchen Klaſſikerausgaben entgegengebrachten Vorliebe nun hoffentlich auch weiteren Kreiſen nicht mehr ein ungehobener Schatz verbleiben. Gegenüber der Textgeſtaltung der hiſtoriſch-kritiſchen Ausgabe iſt ein entſchiedener Fortſchritt feſtzuſtellen. Die Maſſe der Niederſchriften iſt neu geordnet, ſo daß das Heranreifen der einzelnen Pläne deutlicher hervortritt und der Abdruck „der authentiſchen Geſtalt dieſer lange verabſäumten unvergleichlichen Reliquien ſo nahe kommt, als das bei dem heutigen Stand unſerer Kenntnis möglich iſt“. Die genauere Kenntnis der Schilleriſchen Entwürfe wird uns die neueren Bearbeitungen der gleichen Stoffe freilich nicht in beſſerem Lichte erſcheinen laſſen, obwohl wir andererſeits bei wachſender Einſicht in Schillers Schaffen um ſo weniger den Maßſtab ſeiner einzigen Größe an die Leiſtungen ſeiner Epigonen anlegen werden. Mehr an John Fords History of Perkin Warbeck als an Schillers Schauſpiel, aus deſſen Plan nur einzelne Motive anklingen, erinnert Guſtav Wenngs „Warbek“ [40]). Die Muſterung der Demetriusdichtungen hat A. Popek in einem zweiten Programme (vgl. X, 269) fortgeführt.[41]) Er beſpricht die Demetriusdramen von Bodenſtedt, Hebbel, Hardt, Wilhelmi, Moſenthal, des Czechen Mikovec und eine lange Reihe von Demetriusromanen. Bei Bodenſtedt[42]) findet er den Aufbau im weſentlichen wie bei Schiller; wo er im Aufbau und in der Charakteriſtik der einzelnen Perſonen von Schiller abweiche, ſei es nicht zum Vorteil. Hardt nimmt wohl einen gewaltigen Anlauf zur Selbſtändigkeit, kann aber Schillers Einfluß nicht verleugnen.

---

[40]) Tragödie in vier Akten und einem Vorſpiel. Bremen 1894 (Verlag von Karl Behrens, Buchhandlung).

[41]) Der falſche Demetrius in der Dichtung. Linz 1895 (Verlag des k. k. Staatsgymnaſiums).

[42]) Über Bodenſtedts mangelnde dramatiſche Begabung und ſeinen Demetrius handelt auch Adolf Stern in ſeinen friſchen und anregenden „Studien zur Litteratur der Gegenwart“ S. 71. Dresden 1895 (Verlag von V. W. Eſche).

Wilhelmi dagegen hat überhaupt nur den von Schiller beabsichtigten fünften Akt in ein handlungsarmes Drama umgeschrieben. Mikovec spricht von nur teilweiser Benutzung der Fragmente Schillers, während er in Wirklichkeit Schillers Verse ganz wörtlich in Prosa übersetzt habe, in Aufbau, Durchführung, Charakteristik durchaus Schiller folge. Es ist wohl nicht der einzige Fall, in dem deutsche Arbeit von Czechen als ihr Eigentum ausgegeben wird. Nach Popek haben alle Dramatiker und sogar einige Romanbearbeiter nicht nur die Anregung für den Demetrius von Schiller empfangen, sondern auch seine Aufzeichnungen, soweit sie bereits Körner und Hoffmeister mitgeteilt hatten, ausgenützt. Popek selbst hat aber Schillers Äußerungen mißverstanden, wenn er meint, Schiller habe seine Dichtung mit Rücksicht auf das Haus Romanow begonnen (S. 21); nicht einmal eine leicht anzubringende Anspielung auf das Haus Romanow wollte er dulden, um seine Dichtung ganz rein zu halten; vgl. auch Schriften der Goethegesellschaft 9, LXIV.

Der Behandlung von Schillers Dramen in der Schule wollen Walther Böhme mit seinem Tellkommentar[43]) und Friedrich Frädrich mit den „Untersuchungen über Schillers Wallenstein“[44]) dienen. Die Zusammenstellung der wichtigsten Briefstellen Schillers, die sich auf den Tell beziehen, ist ganz nützlich, nur müßte Goethes epischer Plan dabei doch irgendwie erwähnt werden. Die „Stimmen über den Tell“ sind zu ungleichartig ausgewählt (Goethe, Iffland, Scherer), und in den Erläuterungen selbst erregt manches Bedenken. Bedarf es wirklich für den Schüler der Anführung einer Strophe des Nibelungenliedes, um den Zusammenhang von Reise und Reisigen zu erläutern? In die Tage Kaiser Friedrichs II. hat auch die Sage keine Drachenkämpfe mehr verlegt; der Drachenkämpfer Winkelried ist nicht identisch mit dem vor Favenz zum Ritter geschlagenen. Als „große Frau von Zürich“ wurde das Frauenkloster selbst, nicht die Äbtissin bezeichnet. Bei Tells Beschreibung der Schächenstraße mußte des „Berglieds“ ge-

[43]) Erläuterungen zu den Meisterwerken der deutschen Dichtkunst für die häusliche Vorbereitung der Schüler. IV. Bändchen. Berlin 1891 (Weidmannsche Buchhandlung).

[44]) Berlin 1895 (R. Gärtners Verlagsbuchhandlung).

dacht werden. Erläuterungbedürftiges wie Stauffachers „Nach Uri fahr' ich ſtehenden Fußes gleich" iſt übergangen. Das Verhältnis der Dichtung zur Geſchichte hat Böhme nur kurz berührt, für Frädrich handelt es ſich um die Frage, ob die Erklärung hiſtoriſcher Dramen mit dem Geſchichtsunterricht verbunden werden ſoll oder nicht. Ich ſtimme völlig ſeiner Forderung bei, daß alles im Drama ſelbſt Gegebene, wie die ganze Vorgeſchichte Wallenſteins aus ihm heraus erklärt, nicht aus einem Geſchichtsbuche hinein doziert werde. Die Schüler mit Jahreszahlen wie Illos Geburtsjahr und ähnlichem zu beſchweren, halte ich mit dem Verfaſſer für Unfug. Aber mit der Ablehnung jedes aus der Geſchichte genommenen Vergleiches ſcheint er mir doch die Sache zu ſchädigen. Ich glaube mit Frick, daß es für den Litteratur- wie für den Geſchichtsunterricht nur vorteilhaft ſein kann, wenn bei Dichtungen wie Götz, Wallenſtein, Maria Stuart, der Schüler auf ihre Übereinſtimmung wie Abweichung von dem geſchichtlichen Verlaufe aufmerkſam gemacht wird. Die Art und Weiſe muß dem Takte des Lehrers überlaſſen bleiben, grundſätzlich, wie Frädrich will, iſt die geſchichtliche Erläuterung aber durchaus nicht zurückzuweiſen. Ein durchaus rühmenswertes Beiſpiel der Verbindung litterargeſchichtlicher und hiſtoriſcher Erläuterungen hat C. A. Buchheim in ſeiner deutſchen Textausgabe von „Schillers Maria Stuart"[45]) gegeben. Iſt doch dies Stück für Engländer gerade des geſchichtlichen Inhaltes wegen von beſonderem Intereſſe und hat wegen der Auffaſſung des Dichters vom Charakter der good queen Bess in England faſt mehr Tadel als Lob gefunden. Mit gründlicher Kenntnis und viel Geſchick ſucht Buchheim ſeine engliſchen Leſer auf den richtigen Standpunkt zur Beurteilung der Dichtung und von Schillers Abſichten zu leiten. Nur irrt ſich Buchheim ſelber, wenn er ſich bemüht, die Maria als „frei phantaſierten, nicht hiſtoriſchen, bloß leidenſchaftlichen und menſchlichen Stoff", nach dem ſich Schiller ſehnte, hinzuſtellen. Als Schiller am 19. März 1799 dies an Goethe ſchrieb, war er eben noch nicht zur Maria

[45]) With an historical and critical introduction, a complete commentary, Volume XIII of the German Classics edited with English Notes. Oxford 1895 (At the Clarendon Press).

entschlossen; erst am 26. April verzeichnet der Kalender „Maria Stuarts Geschichte angefangen zu studieren.“ Die Lebensgeschichte der unglücklichen Königin hat Buchheim mit Rücksicht auf Schillers Drama in den entscheidenden Thatsachen vorgeführt, in S. Jebb's Vita Mariae (Londinii 1725), das die Jenaische Bibliothek besaß, eine bisher übersehene Quelle nachgewiesen. Für die Schilderung des Ritterspiels hat Buchheim wohl die Übereinstimmung mit Holinshed festgestellt, dessen Chronik aus dem Besitze der Familie Gore in die Weimarische Bibliothek überging, also Schiller zugänglich gewesen wäre. Schillers eigene englische Kenntnisse reichten aber zur Lesung Holinsheds gewiß nicht aus. Man müßte also Miß Gore oder Lotte Schiller als Vermittlerinnen annehmen. Buchheims Nachweisungen sind jedenfalls dankenswert, seine ganze, mit größter Sorgfalt trefflich durchgeführte Ausgabe, der schon vor zwei Jahren eine ähnliche von K. Breul (vgl. IX, 378) vorausgegangen ist, erscheint mit ihrer Einleitung und ihren umfangreichen Anmerkungen als ein erfreuliches und rühmliches Zeugnis von dem Fortschreiten deutscher Sprache und Dichtung in Shakespeares Vaterlande.

2.

Bruder Martin in Goethes Götz und Martin Luther.

Auf der vom Freien Deutschen Hochstift veranstalteten Goetheausstellung, die soeben im Goethehause selbst stattfindet und noch bis in den November dieses Jahres dauert, befindet sich unter No. 334 ein von Merck herrührendes Stammbuchblatt. Die im Kataloge[1]) gegebene Erläuterung „Eintragung in das Stammbuch eines ungenannten Gießener Studenten der Theologie“ kann jetzt nach weiteren freundlichen Mitteilungen des Ausstellers, Herrn Pfarrer

[1]) Goethe in seinen Beziehungen zu Frankfurt. Ausstellung von Autographen, Bildern, Schattenrissen, Druckwerken und Erinnerungsgegenständen zur Veranschaulichung von Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt. Veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Juli-November 1895. Frankfurt a. M., Gebrüder Knauer.

Heß in Oberurſel, in folgender Weiſe genau ergänzt werden. Der Beſitzer des Stammbuches war Johann Jacob Heß, geb. den 26. September 1752 zu Eberſtadt an der Bergſtraße. Er beſuchte ſechs Jahre lang das Gymnaſium zu Darmſtadt, ſtudierte dann in Gießen Philoſophie und Theologie und wurde nach beſtandenem Examen im Jahre 1784 zum erſten Pfarrer nach Zwingenberg an der Bergſtraße berufen. Im Jahre 1802 wurde er nach Breckenheim bei Wiesbaden verſetzt und ſtarb dort am 23. April 1823. In ſein Stammbuch trugen ſich am 26. April 1773 in Darmſtadt Goethe und Merck ein. Von dem Eintrage Mercks ſoll hier Mitteilung gemacht werden. Die Eintragung Goethes wird in meiner Abhandlung: „Goethe, Gotik und Knittelvers. Eine Studie zur Poetik“ mitgeteilt werden, die im nächſten Hefte der „Zeitſchrift für vergleichende Litteraturgeſchichte, herausgegeben von Max Koch“ zur Veröffentlichung gelangt.

Die Eintragung Mercks lautet:

„Was iſt nicht beſchwerlich auf dieſer Welt, und mir kommt nichts beſchwerlicher vor, als nicht Menſch ſeyn dürfen.“

Martin Luther in dem Schauſpiel Göz von Berlichingen mit der eiſernen Hand. p. 14.

Hierbey empfiehlt ſich dem Herrn Beſizer dieſes Buchs zum geneigten Andenken

Darmſtadt, den 26ten Apr. 1773. J. G. Merck.

Der umgearbeitete Götz von Berlichingen erſchien im Juni 1773; er wurde in Mercks Druckerei hergeſtellt und war am 26. April ſchon ſo weit, daß das Zitat mit Angabe der Seitenzahl gegeben werden konnte. Die immerhin vertrauliche Mitteilung aus einem im Druck noch nicht erſchienenen Werke läßt auf einen näheren Verkehr des Studenten Heß mit Goethe und Merck ſchließen. Weit intereſſanter jedoch iſt die Angabe Mercks, durch die er den Bruder Martin geradezu als „Martin Luther“ bezeichnet.

Es war wohl nie ein Zweifel darüber, daß Bruder Auguſtin, der ſich lieber Bruder Martin nennen hört, dieſe Namen nach Martin Luther erhalten hat und ebenſowenig darüber, daß gerade

das Hervorbrechen des menſchlichen Empfindens gegenüber den engherzigen Vorſchriften des Mönchsſtandes der Seelenſtimmung Luthers gemäß war. Daß aber Goethe in der That ſo unmittelbar an Martin Luther gedacht hat, wie es nach dieſer Bezeichnung Mercks der Fall geweſen ſein muß, erſcheint hier wohl zum erſtenmale authentiſch belegt. Merck war mit der Geſtaltung und Umgeſtaltung der Dichtung aufs innigſte vertraut; wenn er alſo den Bruder Martin geradezu als „Martin Luther“ bezeichnet, ſo muß dieſe Perſönlichkeit als das Urbild des Bruder Martin unter den Freunden, dem Dichter und dem Kritiker, durchaus feſtgeſtanden haben.

Dieſe Bezeichnung iſt ſicherlich intereſſant: aber ſie vermehrt das Verſtändnis der Dichtung an ſich nicht ſonderlich. Wohl aber vermehrt ſie die Kenntnis des echt dichteriſchen Schaffens Goethes. Er verſtand es meiſterhaft die Motive, die ihm Erlebtes und Studium boten, jedesmal ſo umzugeſtalten, wie es der beſondere Fall in der einzelnen Dichtung verlangte. Und eben dies macht den Dichter. Es iſt daher ein recht geringen Erfolg verſprechendes Beſtreben, in die dichteriſchen Schöpfungen Goethes eine Einſicht gewinnen zu wollen, indem man nach den Motiven ſpürt, die er verwendet hat, zumal die bei weitem größere Mehrzahl der wirklich verwendeten Anregungen ſich ſicherlich gar nicht aufſpüren läßt, weil ſie ohne litterariſche Zwiſchenſtation dem unmittelbaren Leben und Empfinden entnommen ſind. Es würde zudem zu der gänzlich falſchen Annahme führen, der Dichter habe in ſeiner Dichtung ein Moſaikwerk aus lauter einzelnen, kleinen, für ſich ſchon fertigen Steinchen geſchaffen. Viel bedeutſamer iſt die Betrachtung, die darauf hinausgeht, da, wo die Verwendung eines Motives zweifellos iſt, nachzuweiſen, worin das Neue liegt, wodurch das Motiv ſeine eigenartige Geſtaltung innerhalb der Neudichtung erhalten hat: auf dieſem Wege läßt ſich in die Art des künſtleriſchen Schaffens eindringen und deſſen Charakter für einen beſonderen einzelnen Künſtler feſtſtellen. So zeigt ſich des Dichters Eigenart hier nicht darin, daß er Martin Luther verwendet, ſondern darin, wie er, ohne ſich durch die gewaltige Geſtalt des Reformators fortreißen zu laſſen, eine Seite, wie er ſie gerade hier braucht, herausgreift und ſie ſo geſtaltet, daß das Urbild zu dem Nachbild nicht mehr ſtimmt.

Hundertmal höher als die kleinliche Nachgeſtaltung einer beſtimmten Wirklichkeit ſteht dem Dichter, weil er ein echter Dichter iſt, die Ausgeſtaltung eines Keimes zu einer Schöpfung, wie ſie dem großen Zweck ſeiner Dichtung allein gemäß iſt. Gerade dieſe Freiheit des Künſtlers dem durch die Wirklichkeit gebotenen Motiv gegenüber iſt das Große, deſſen Erkenntnis eine wirkliche Erkenntnis für das Weſen des Dichters und ſeines Schaffens bietet. Nur inſoweit hat der Nachweis des urſprünglichen, der Wirklichkeit angehörigen Motivs Wichtigkeit. Für die Dichtung ſelbſt bleibt es ziemlich gleichgiltig; denn thatſächlich hat der Dichter ſo wenig von der hiſtoriſchen Perſönlichkeit ſelbſt beibehalten, daß er das Motiv, ſo weit es ſich um die Übereinſtimmung mit dem Vorbilde handelt, ebenſogut von einer anderen Perſönlichkeit hätte hernehmen können. So hat Heinemann (Goethe. Leipzig, E. A. Seemann 1895, S. 228) ganz recht, wenn er, von dem Zeitbilde ſprechend, das Goethe in dieſer Dichtung gegeben hat, ſagt: „die gewaltige Geſtalt Luthers mußte freilich dieſem Bilde genommen werden, weil ſie jede andere und auch ſo den Helden unterdrückt hätte; aber doch konnte einfacher, ſchlichter und wahrer das, was in der Seele des Mönches Luther lebte, nicht geſagt werden, als es der Bruder Martin thut“ — aber freilich nur *eine* Seite, wie ſie in Luther lebte, die zugleich eine ſolche war, die die Wirkung ſeines Auftretens gekräftigt, nicht aber ſein Auftreten veranlaßt hat und die auch für die damalige Zeit nicht das Entſcheidende war. *Wir* freilich finden uns gerade durch das Humane in der Anſchauungsweiſe des Bruders Martin beſonders ſympathiſch berührt. Aber gerade das Humane iſt nur zum geringen Teile lutheriſch, zu weit größerem Teile vielmehr goethiſch.

Veit Valentin.

III. Einsendungen.

Vom 1. Januar bis 30. April 1895 wurden nachstehende Schriften unserer Bibliothek eingesendet. Allen Herren Einsendern sei an dieser Stelle der beste Dank ausgesprochen.

Die mit † bezeichneten Schriften werden im Austausche gegen die Hochstiftsberichte geliefert, die mit * bezeichneten sind Geschenke; ist der Geber nicht besonders angeführt, so ist es der Verfasser, beziehungsweise Verein, Hochschule u. s. w.

Geschichte.

*Schneider, J. Die alten Heer- und Handelswege der Germanen, Römer und Franken im deutschen Reiche. Nach örtlichen Untersuchungen dargestellt. Heft 10. 1894.

†Inventare des Frankfurter Stadtarchivs. Mit Unterstützung der Stadt Frankfurt a. M. herausgegeben vom Verein für Geschichte und Alterthumskunde zu Frankfurt a. M. Bd. IV. eingeleitet von Dr. R. Jung. 1894.

*Fastenrath, Johannes. Christoph Columbus. Studien zur spanischen vierten Centenarfeier der Entdeckung Americas. 1895.

*Nippold, Friedr. Die jesuitischen Schriftsteller der Gegenwart in Deutschland. Leipzig, 1895.

*Wehrmann, C. Die Lübeckischen Landgüter. I. 1895.

*Hasselmann, Fr. Neuburg a. D. und seine Umgebung mit seinen Mineralien in Bezug auf Abbau von Kalk, Dolomit und Kreide, nebst einem historischen Rückblick auf seine Vergangenheit. 1895.

*Rollet, Herm. Neue Beiträge zur Chronik der Stadt Baden bei Wien. VII. Teil. 1894.

*Conférence Bibliographique internationale. Bruxelles 1893. Documents. Bruxelles 1895.

*May, Martin. Der Anteil der Keltgermanen an der europäischen Bildung im Alterthum. 1895.

†Neuburger Kollektaneen-Blatt. 57. Jahrgang 1893. Herausgegeben von dem historischen Verein Neuburg a. D.

†Mitteilungen des Vereins für Geſchichte der Stadt Meiſſen. Bd. 3. Heft 4.

†Zeitſchrift des Vereins für Hennebergiſche Geſchichte und Landeskunde in Schmalkalden. Heft XII. 1894.

Litteratur.

*Devrient, Hans. Johann Friedrich Schönemann und ſeine Schauſpielergeſellſchaft. Ein Beitrag zur Theatergeſchichte des 18. Jahrhunderts. Theatergeſch. Forſch. XI. Hamburg. L. Voß. 1895.

*German Classics editet with english notes etc. by C. A. Buchheim. Vol. XIII. Schillers Maria Stuart, with an historical and critical introduction, a complete commentary, etc. Oxford 1895. Clarendon Press Series.

*Thorsteinson, Steingrim. Nal og Damajanti. Fornindversk saga. I islenzkri pydingu. Reykjavik 1895.

*Thienen-Adlerflycht. Galla Placidia. Geſchichtliches Schauſpiel in 5 Aufzügen. Wien 1895.

*Koch, Max. Geſchichte der Deutſchen Litteratur. Zweite, neubearbeitete Auflage. 1895.

*Borinski, Karl. Deutſche Poetik. 1895.

*Thorkelsson, Jon. Supplement til islandske Ordboger. Tredje Samling. Ottende og nienve Hefte. Reykjavik 1894.

* — Tiende og elleote Hefte. Reykjavik 1895.

*Hanſchmann, A. Br. Uriel und Gabriel oder das Glück von Haldenſtein. Romantiſches Schauſpiel. 2. Aufl. 1895.

Volkswirtſchaft.

*Fiſcher, J. Ein Fideikommiß der Arbeiter. Die Baarzahlung im Kleinverkehr. Eine kritiſche Analyſe des Flürſcheimſchen Vorſchlages: Die Verſtaatlichung von Grund und Boden betreffend. o. J.

*Bleicher, H. Statiſtiſche Beſchreibung der Stadt Frankfurt a. M. und ihrer Bevölkerung. II. Teil. Die innere Gliederung der Bevölkerung. Mit 9 graphiſchen Beilagen ꝛc. Im Auftrage des Magiſtrats herausgegeben durch das Statiſtiſche Amt. 1895.

*Fiſcher, Johannes. Ein Fideikommiß der Arbeiter. Zweiter Teil: Das Exiſtenzminimum nach amtlichen Quellen bearbeitet. Eine ſtatiſtiſche Beweisführung. 1895.

*Handelskammer zu Frankfurt a. M. Jahresbericht für 1894. Frankfurt a. M. 1895.

*Buchner, A. Le Privatdocent. Caen. 1895.

*Fiſcher, J. Wie ſichern wir die Zukunft unſerer Kinder? Ein Beitrag zur friedlichen Löſung der ſocialen Fragen. 1892.

Kunſt und Archäologie.

*Wolff, G., und Cumont, F. Das dritte Mithräum von Heddernheim und ſeine Sculpturen. Mit 1 Tafel und 1 Textabbildung. S. A.

Philoſophie.

*Schwarz, Herm. Die Umwälzung der Wahrnehmungshypotheſen durch die mechaniſche Methode. Nebſt einem Beitrage über die Grenzen der phyſiologiſchen Pſychologie. Leipzig. 1895.

Medizin.

*Leyden, E. Die Bekämpfung der Schwindſucht. Vortrag. Denkſchrift herausgegeben vom Nationalverein zur Hebung der Volksgeſundheit. 1895.

Programme etc. von Hochſchulen, Vereinen, Schulen etc.

*Göttingen. Chronik der Georg-Auguſts-Univerſität ſ. 1892/93 u. 1893/94.

*Leipzig. Perſonal-Verzeichniß der Univerſität. W.-S. 1894/95.

* — Vorleſungsverzeichnis. S.-S. 1895.

*Heidelberg. Vorleſungsverzeichnis der Univerſität. S.-S. 1895.

*Freiburg. Perſonalverzeichnis der Univerſität. W.-S. 1894/95.

*Prag. Perſonalſtand der Deutſchen Carl-Ferdinands-Univerſität. 1894/95.

*Jena. Perſonal-Verzeichnis der Univerſität. W.-S. 1894/95.

* — Vorleſungsverzeichnis. S.-S. 1895.

* — 15. Jahresbericht des Naturwiſſenſchaftl. Vereins Studierender. 1894/95.

*Freih. von Rothſchildſche öffentliche Bibliothek zu Frankfurt a. M. Zugangsverzeichniß. 1894.

*Geſellſchaft zur Förderung Deutſcher Wiſſenſchaft, Kunſt und Litteratur in Böhmen. Rechenſchaftsbericht ſ. 1894. Prag 1895.

*Deutſcher Verein zur Förderung des Wohles und der Bildung der Frauen. Zweiter Jahresbericht über 1894. Prag, 1895.

*Taunus-Club Frankfurt a. M. Jahresbericht ſ. 1894.

*Verein für jüdiſche Krankenpflegerinnen zu Frankfurt a. M. Jahresbericht ſ. 1894.

*

IV. Veränderungen im Mitgliederbestande

in der Zeit vom 1. Januar bis 30. April 1895.

A. Neu eingetreten:

(Beitrag, wenn nicht besonders bemerkt, Mk. 8.—, bei Auswärtigen Mk. 6.—, Mehrbeträge werden dankend besonders verzeichnet.)

1. Franz Baerwindt, Dr. med., Arzt, hier.
2. Frl. Sophie Bansa, hier.
3. Ernst Brandis, Dr., Chemiker, Griesheim a. M.
4. Frau Cnyrim, Wwe. des Justizrats Dr. Cnyrim, hier.
5. Jakob Cramer, Kaufmann, hier.
6. Josef Eberheimer, Kaufmann, hier.
7. Georg Ehrhardt, K. S. Oberkontroll.-Assistent, Plauen i. V.
8. Frl. Hedwig Feist, hier.
9. Frl. Bertha Ficus, hier.
10. Frl. Johanna Ficus, hier.
11. Frau Louise Fikentscher, hier.
12. Curt Frank, Dr. jur., Rechtsanwalt, hier.
13. Ernst Freyse, Oberlandesgerichtsrat, hier.
14. Friedrich Fries, cand. phil., hier.
15. Adolf Grunelius, Bankier, hier. (Mk. 20.—.)
16. Eduard Grunelius, Bankier, hier. (Mk. 20.—.)
17. Herm. Hanau, Dr., Referendar, Wiesbaden.
18. Frau Anna Hauck, hier.
19. Ludwig Heilbrunn, Dr. jur., Referendar, hier.
20. Alex. Heine, Rechtsanwalt, hier.
21. H. Herkner, Dr. Professor, Karlsruhe.
22. Ludwig Hirzel, Dr. Professor, Bern.
23. Frau Sophie Jay, hier.
24. Frl. Helene Klees, Pensionsinhaberin, hier.
25. Jos. Kowarzik, Bildhauer und Ciseleur, hier.

26. Gottlieb Kuhlmey, Dr. phil., Oberlehrer a. D., hier.
27. Franz Phil. Lindheimer, Kaufmann, hier.
28. Frau Ottmar Loewi, hier.
29. Frl. Bertha Lütgens, hier.
30. Albert Metzler, Bankier, Stadtrat, hier.
31. Carl Metzler, Bankier, hier.
32. Eduard Meyer-Petsch, Direktor, hier.
33. Rud. Meyer von Schauensee, Kgl. Telegraphenexpeditor, München.
34. Eduard Morel, Kaufmann, hier.
35. Otto von Neufville, Generalkonsul, hier.
36. Rud. de Neufville, Dr., Chemiker, hier.
37. Carl von Noorden, Professor, Oberarzt am städtischen Krankenhaus, hier.
38. Baronesse Elisabeth v. d. Pahlen, hier.
39. Baronesse Helene v. d. Pahlen, hier.
40. Oskar Pfaff, Kaufmann, hier.
41. Gottfried von Reden, Erster Staatsanwalt, hier.
42. E. Ph. Fr. K. Reichert, Kgl. Domänen-Rentmeister, Weilburg.
43. Frl. A. Risse, hier.
44. Josef Rosengart, Dr. med., prakt. Arzt, hier.
45. Freifrau Wilh. von Rothschild, hier. (Mk. 12.—.)
46. Jul. Eug. Schmidt-Scharff, Kaufmann, hier.
47. Frau Helene Scholte, hier.
48. Marie Gräfin zu Solms-Rödelheim, hier.
49. Frl. Anna Spicharz, hier.
50. Baronin C. von Stein, Pröpstin des v. Cronstettischen Damen-Stifts, hier.
51. Emil Thormählen, Akademielehrer, Hanau.
52. Ernst Emil Tittmann, Architekt, Stadtbauführer, Bockenheim.
53. Eduard Triesch, Zahnarzt, hier.
54. Bernhard Türk, Kaufmann, hier.
55. Friedr. Vogl, Stabsauditeur, München.
56. Henry von de Vos, Rittergutsbesitzer, Travenort (Holstein).
57. Moritz Werner, cand. phil., hier.
58. Jean Doré Wunderly, Rentier, hier.

**

B. Gestorben:

1. Paul Barfus, Kupferstecher, München.
2. August Becker, Rechtsanwalt, hier.
3. Gustav Carsch, Kaufmann, hier.
4. Freiherr Otto von und zu Gilsa, Völkershausen.
5. Henriette Höchberg, Wwe., hier.
6. Rudolf Kühl, Ingenieur, hier.
7. Fräulein Marie Noack, Privatiere, hier.
8. Michael Schober, Inspektor, Kempten.
9. Georg Thaulow, Seekapitän, Wiesbaden.
10. Felix Vulpius, Dr. med., Sanitätsrat, Weimar.
11. Werner Zitelmann, Dr. jur., Stadtrat, hier.

11 Mitglieder haben ihren Austritt erklärt.

Während des Druckes dieser Nachrichten trifft die Trauerbotschaft von dem Ableben unseres hochverehrten Mitgliedes, des Oberhofmeisters Freiherrn Hugo von Donop ein. Am 6. September ist er in St. Blasien, wo er Heilung suchte, sanft entschlummert. Wie die Trauer um den Dahingeschiedenen in den weiten Kreisen seiner Familie, seiner Freunde und Bekannten eine allgemeine und aufrichtige ist, so hat auch das Hochstift in ihm ein durch reiche Begabung, ausgebreitetes Wissen und die liebenswürdigsten Charaktereigenschaften ausgezeichnetes Mitglied verloren, dessen stets bereiter Güte es vielfache Förderung verdankt.

Beredtes Zeugnis davon legt wiederum die jetzige Ausstellung im Goethehause ab, an der der Verewigte auch auf dem Krankenlager den regsten Anteil nahm, und zu der er aus dem reichen Schatze seiner Sammlungen die wertvollsten Beiträge lieferte. Noch die letzten Zeilen, die er vor wenigen Wochen an das Hochstift richtete, galten der freundlichsten Erfüllung eines in dieser Hinsicht geäußerten Wunsches.

Ein dankbares und ehrenvolles Andenken wird ihm das Hochstift allzeit bewahren.

Register.

About, Edmond, Voyage à travers l'exposition des beaux-arts 181.
Abraham, S. 302
Abteilung für Bildkunst und Kunstwissenschaft 42, 133 ff., 315 ff.
— für Geschichte 128 ff., 305 ff.
— für Mathematik und Naturwissenschaften 63 ff., 145 ff., 384.
— für deutsche Sprache und Litteratur 71, 89 ff., 357 ff.
— für Sprachwissenschaft 1 ff., 165 ff., 324 ff.
— für Soziale Wissenschaften 70 ff, 183 ff., 365 ff.
Akademischer Gesamt-Ausschuß, Bericht 1893/94 73 ff.
Alemannia, Zeitschrift 22.
Alte Sprachen, Sektion für 1 ff., 165.
Altorf, Isenbart v. 105
Amschel, J. 302.
André, Karl 87.
Annales Tiliani 128.
Anschauungsmittel-Ausstellung 351.
Anthes, Dr. E. 83.
Anthologie, lateinische 1 ff.
Appuns Jungen-Sonometer 67.
Arbeitslosigkeit 366 ff.
Armenpflege, englische 369 ff.
Arndt, E. M., an Johanna Motherby 247.
Arnim, Achim v. 46 f., 275.
Arnim, Bettina v. 42, 244 f.
Aronstein, Dr. Th. 11, 87.
Aschrott, Dr. 370.
Asklepios 316.
Augustus 8.
Aussprache des Deutschen 327 f.

Badische Volkskunde 22.
Bächle, W. 304.
Baerwindt, Dr. Fr. 434.
Baier, Prof. Dr. 165.
Bailleu, P. 313 ff.
Banner, Dr. 11, 33, 166, 351.
Bansa, Frl. S. 434.
Barfus, Paul 78, 436.
Bauer, der französische 341 ff.
Bauernfeld, F. v., Tagebücher 415 f.
Baumgart, Herm., Goethes Geheimnisse 287 ff.
Bayer, E. 302.
Beatrix 103 ff.
Becker, A. 436.
Becker, Consul 77.
Becker, Herm., Goethe als Geograph 204 f.
Beethoven, Judas Makkabäus 18*.
Behaghel, Prof. Dr. O. 73.
Bender, Herm., Schiller im Gymnasium 266.
Benkard, Dr. E. 184.
Berendes, Ad. 302.
Bericht des Akad. Gesamt-Ausschusses für 1893/94 73 ff.
Bericht der Goethehaus-Kommission für 1893/94 81 f.
Berichte 80.
Berichte aus den Akademischen Fachabteilungen 1 ff., 89 ff., 305 ff.
Berlit, Gg., Goethe u. Schiller 401.
Bern, Naturforschende Gesellschaft 84.
Bertuch, Frdr. J. 19*.
Bernays, Michael 299.
— Schriften zur Kritik ꝛc. 258 f.
Beyer, Prof. 24, 33.
Beyers, Prof. 24.
Biedermann, W. v. 299.
— Goethe und Napoleon 261.
Bild und Lektüre 23.
Bildkunst und Kunstwissenschaft, Abt. für 42, 133 ff., 315 ff.
Biré, Edm., Viktor Hugo 21.

Blanc, Charles 177.
— Histoire des peintres 171.
Blanck, Leonh. 13*.
Bleicher, Dr. H. 432.
Blumenthal, Ad. 302.
Blumenthal, E. H. 302.
Bode, Dr. 331.
Böcker, Dr. E. 89.
Böhme, W., Teilkommentar 425.
Boetticher, Fr. v. 300.
Bolte, Joh., Singspiele der englischen Komödianten ꝛc. 405.
Bonafous, Raym. 232.
Borinski, Karl 432.
Bormann, W. 392.
Bornhausen, Rud. 302.
Brambach, Hofr. 13.
Brandenburg, Albrecht Alcibiades Markgraf von 19*
Brandes, Gg., Nationalgefühl 230.
Brandis, Dr. E. 434.
Braunschweig, Techn. Hochschule 85
Brentano, L. 304.
Breul, Karl, 299.
— Teilausgabe 219.
Brion, Friederike 195 f.
Browning, Oskar, Goethe 281.
Brückner, Dr. N. 71, 184.
Bruck, Dr. L. 302.
Brunn, die pergamenische Gigantomachie 141.
Buchheim, C. A. 217, 298, 432.
— German Classics 193 f.
— Schillers Maria Stuart 426 f.
Buchner, A. 432.
Büchner, Al. 84.
Bürger 11*, 19*, 29* ff., 209.
Bulwer, Falkland 206.
Bußweiler, H. 302.
Byron und Goethe 206 ff.

Cahiers d'enseignement 23.
Calderon 212 f.
— Anbetung zum Kreuz 200
Calpurnius 1.
Carlyle und Goethe 208.
Carmen de figuris 4.
Carsch, G. 436.
Caumont, Prof. A. 166, 325 ff.
Cherbuliez, Viktor 170.
Chevelere Assigne 106.
Chlodwig 130.
Chronik des Wiener Goethevereins 290 f.
Cicero 3.
Cichorius, E. 2*.
Claudius, M. 30*.
Cnyrim, Dr. E. 88.
Cnyrim, Frau Dr. 434.
Cointot 341.
Collin, Dr. J. 87.
Conservatenr Littéraire 21.
Constant, Benj., Wallenstein 221.
Cornelius Severus 3.
Cornill, Prof. Dr. C. 73.
Cornisch, Goethes views on education 211.
Cotta 399 f.
Courbet 181.
Cousin, Viktor 167 ff.
Cramer 32*.
Cramer J. 434.
Cumont, F. 432.
Cyclopedian Dictionary 19.

Darcel, Alfred, Excursions artistiques etc. 177.
Darmstadt, Techn. Hochschule 85.
Dassel, A. 88.
Decamp 174.
Deinhardstein, Hans Sachs 20*, 227.
Delbrück, Hans 310.
Delecluze 175.
Demetriusdramen 424 f.
Denner, Balth. 169.
Denzinger, Fr. J. v. 88.
Derenburg, H. 302.
Deschamps 348.
Deutsche Sprache und Litteratur, Abteilung für 71, 89 ff., 357 ff.
Devrient, Hans 432.
Dietrich, F. G. 417.
Diez, Friedr. 11.
Diez-Ausstellung 11.
Differenz-Töne 66.
Dobriner, Dr. 145.
Dörr, Direktor 351.
Dörr, Rektor 41.
Dolopathos 99.
Donner-v. Richter 133.
Donop, Frhr. H. v. 49, 436.
Doré, Gust. 182.
Dove, H. Lgr 183.
Dresden, Gese-Stiftung 300.
— Kupferstichkabinet 1*.
— Statistisches Amt 84.

Ducotterd 348.
Düntzer, H. 15*.
— Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit 241.
— Goethe, Karl August und Ottokar Lorentz 395 f.
— Goethes Stammbäume 197.
— Wahrheit u. Dichtung 194 f.
Dürer, Albr. 6*.

Edelmann, H. 300.
Eberheimer, J. 434.
Ehrhardt, Gg. 434.
Einsendungen 83 ff., 298 ff., 431 ff.
Elementarphonetik, französische 328 ff.
Elioge 100 ff.
Ellinger, Gg. 85.
— E. T. A. Hoffmann 256.
Emden, Naturforschende Gesellschaft 84.
Engel, Lorenz Stark 27*.
Epstein, E. H. 302, 365.
Epstein, J. H. 184, 366.
Erlangen, Bibliothek 92.
Erlanger, Baron L. v. 77.
Ernst, Ad. Wilh., Litterarische Charakterbilder 266.
Eschenbach, W. v. 13*.
Euphorbius 4.
Evander 6.
Evers, M., Schillers Glocke 251.
Exkursionsklub, Nordböhmischer 83.
Eyßen, Frau A. 302.

Fachabteilungen, Berichte aus den 1 ff., 89 ff., 305 ff.
Farinelli 213.
Fasola, C., Goethes Werke in italienischer Uebersetzung 398.
Fastenrath, J. 431.
Faust 217 f.
Faust, Bühnengeschichte des 392.
Faustkatalog 76 f.
Faustübersetzungen, englische 210.
Feisenberger, A. 302, 365.
Feist, Frl. H. 434.
Feist, W. 88.
Fels, Prof. 20.
Ferienkurs, französischer 324 ff.
Fetter, Direktor 40.
Ficus, Frl. B. 434.
Ficus, Frl. J. 434.
Fikentscher, Frau L. 434.
Fischer, J. 432 f.
Flesch, Frau Fl. 304.
Flesch, Dr. K. 184 f, 366.
Flügel, Universal Dictionary 19.
Förster, Prof. Dr. 328 ff.
Förster, Richard, Iphigenie 192 f.
Fontane, Th., Meine Kinderjahre 415.
Forster, Georg, 33* ff.
Foulon 348
Fouqué, Friedr. v. 256.
Frädrich, Fr., über Schillers Wallenstein 425 ff.
Fränkel, Frl. E. 302.
Francke, Otto 397.
Frank, Dr. C. 434.
Frank, Hektor, Plaudereien 213.
Frank, Frau L. 302.
Frankfurt a. M., Handelskammer 84, 432.
— Mitteldeutscher Kunstgewerbeverein 86.
— Rothschildsche Bibliothek 433.
— Sängerchor des Lehrervereins 86.
— Senckenberg. nat. Gesellsch. 301.
— Stadtarchiv 431.
— Städelsches Institut 3*.
— Taunusklub 86, 433.
— Turnverein 301.
Frankfurter Recht 75.
Frankl, A. v. 88, 295 ff.
Französische Kunstschriftstellerei 166 ff.
Freiburg, Universität 85, 433.
Fresenius 398.
Frey, D. 304.
Freyse, E. 434.
Friedensbestrebungen, internationale 185 ff.
Friedrich I., Kaiser 56.
Fries, Fr. 434.
Fritsch, C. 88.
Frölich, Dr. K. 302.
Fromentin, Eug., Maitres d'autrefois 177 f
Führich 6*.
Fürth, E. 302.
Fuld, Ad. 71.

Garve 27*.
Gauthey-Des Gouttes 336 ff.

Gautier, Theaphile, Beaux-arts en Europe 180 f.
— Portraits contemporains 174
Gehlen, Frau A. 302.
Geiger, L. 386.
— Karal. v. Günderade u. ihre Freunde 244 f.
Gemmingen, Frhr. v. 30*.
Gearsfahne 59 f.
Gerstenberg 30*.
Gesamtsitzungen mit Vorträgen 1* ff., 23* ff., 79.
Geschichte, Abteilung für, 128 ff., 305 ff.
Gesellschaft, Naturforschende zu Emden 84.
— — in Bern 84.
— zur Förderung Deutscher Wissensch. in Böhmen 433.
Gesetz, Salisches 128 ff.
Gießen, Universität 85.
Gigoux, Jean, Causeries sur les artistes de mon temps 175.
Gilsa, Frhr. O. v. u. zu 436.
Glapthorne, Henry, Tragedy of Albertus Wallenstein 220.
Gleim 13*, 26*.
Glauser, Christ., Le Wallenstein de Benjam. Constant 221.
Göllheim, Schlacht bei 58.
Goering, V. 302.
Gaethe, Ahasver 14*.
— Annette 409.
— Auf Miedings Tod 17*.
— Briefe 6*, 199 f.
— Claudine 257.
— Dichtung und Wahrheit 191 ff.
— Divan 272.
— Epimenides Erwachen 200, 225 f., 274, 395.
— Ergo bibamus 398 f.
— Farbenlehre 203
— Faust 14*, 20*, 207, 210, 214 ff., 275 ff., 388 ff.
— Frühling 243.
— Geheimnisse 287 ff.
— Götter, Helden und Wieland 405.
— Götz 6*, 8*, 11*, 254, 281 ff., 409, 427 ff.
— Gott und Bajadere 289 f.
— Graßkaphta 225.
— Hans Sachsens poetische Sendung 15*.
— Hanswursts Hachzeit 405.
Gaethe, Heidenröslein 409.
— Hermann und Darothea 20*, 200 f.
— Iphigenie 191 ff., 210 f.
— Kantate zum Reformationsjubiläum 224.
— Klaggesang der edlen Frauen Asan Agas 8*, 11*.
— Künstlers Vergötterung 225.
— Laune des Verliebten 284.
— Lieder 285.
— Mahamet 201, 260 ff.
— Maskenzüge 225 f.
— Meine Götter 190.
— Mitschuldigen 284.
— Pandora 212 f.
— Pantamimisches Ballet 225.
— Paria 289 f.
— Prametheus 409.
— Propyläen 201.
— Schillers Tatenfeier 224.
— Tagebücher 198 f.
— Tages- und Jahreshefte 199.
— Tankred 201.
— Tasso 272.
— Tatentanz 272.
— Vögel 225.
— Wahlverwandtschaften 190.
— Was wir bringen 200.
— Werther 206, 274.
— Wilhelm Meister 27*, 205 f., 265, 289 f.
Goethe an Bitaubé 200.
— an Graf Brühl 200.
— an Cotta 399.
— an Gentz 398.
— an Prinz August von Gatha 198.
— an Halcroft 200.
— an W. v. Humbaldt 201.
— an Kestner 6*.
— an Kirms 200.
— an Knebel 198.
— an Ernst Meyer 417.
— an Maler Müller 201.
— an Schiller 202.
— an Steffens 203.
— an Voigt 397.
Gaethe und Arndt 248.
— und Bürger 209.
— und Bulwer 206.
— und Byran 206 ff.
— und Calderan 213.
— und Catta 399 f.
— und Darwin 418.
— und Frankfurt 410 f.

Goethe und die Frauen 241 ff.
— und Gotter 402 ff.
— und Hans Sachs 6* ff, 226 f.
— und Herder 230 f.
— und Jean Paul 238 f.
— und Italien 213 f.
— und Karl August 395 f.
— und Heinrich v. Kleist 232 ff.
— und Klopstock 414 f.
— und Luden 273 f.
— und Mellisch 209 f.
— und J. Möser 285 f.
— und Müllner 209.
— und Napoleon 259 f.
— und Graf Prokesch 397.
— und Schiller 23* ff., 264 f, 400 ff.,
— und Schubart 272.
— und Walter Scott 258 f.
Goethes Geburtstagsfeier 6*.
— Geographische Beobachtungen 204 f.
— Kunstanschauungen 235 f.
— Metamorphosenlehre 417 f.
— Mineralogische Studien 204.
— Naturstudien 203 f.
— pädagogische Anschauungen 211.
— religiöse Anschauungen 287 ff.
— Theaterleitung 200.
Goetheausgabe, Weimarer 224 ff.
Goethe-Ausstellung des Hochstifts 410 f., 427.
Goethebibliothek 77.
Goethedenkmal, Wiener 291 f.
Goethefamilienbild 42 ff.
Goethehauskommission, Bericht der, für 1893/94 81 f.
Goethe-Jahrbuch 1895 388 ff.
Goetheporträts 294.
Goethe-Society, the English 208.
Goethe-Society, the Manchester, Transactions 208 ff.
Goetheverein, Wiener 290 f.
Goethe- und Schillerlitteratur, neuere 189 ff., 385 ff.
Goethe, Christiane v. 202.
Göthe, Joachim 197.
Goethe, Joh. Casp. 43 ff., 197 f., 407.
Göttingen, Universität 85, 433.
Goetze, Prof. Dr. E. 6*, 79.
— Goethe und Hans Sachs 226.
Goldhans, A. H., Egmont 205 f.
Goldschmidt, R. 302.
Golther, W. 85.
Goppelsroeder, Fr. 84.
Gotha, Prinz August von 403.
Gotter, Fr. W. 6*, 402 ff.
— Der schwarze Mann 403 f.
Gratianopolis 10.
Grazien, die 316 f.
Grillparzer 416.
Grimm, G. v. 44 ff.
Grimm, Stadtrat 325.
Grimm, Herman 44 ff.
Grimmelshausen 7*.
Grosse, Emil 423.
Grunelius, Ad. 434.
Grunelius, Ed. 434.
Guaita, Melina v. 46 f.
Günderode, Karol. v. 244 f.
Guglia, Eug., Maria Ludovika 226.
Guizot 179.

Haas, Frau A. 302.
Haehnel, K. 84.
Hamann 30*.
Hamerling, Rob. 291.
— Ahasver 389.
Hanau, Dr. Herm. 434.
Hanauer, Frau H. 302.
Hannover, Techn. Hochschule 85.
Hanschmann, A. Br. 432.
Harnack, Otto 387.
Hartleben, O. E., Goethebrevier 249 f.
Hartmann, E. 384.
Hasselmann, Friedr. 431.
Hauck, Frau A. 434
Hauschild 349.
Haushalter, Dr. Fr. 87.
Hayward, Abr., The first part of Goethes Faust 217.
Hebbel, Friedr. 79.
Hecht, C. 366.
Hecht, Hugo 87.
Heerdt, Frl. E 302.
Hehn, Vikt., Gedanken über Goethe 388.
Hegner, Beiträge zur Kenntnis Lavaters 267 f.
Heidelberg, Universität 85, 433.
Heidenheimer, J. 299.
Heilbrunn, Dr. L. 434.
Heine, Alex. 434.
Heine, Gerh., Ästhetik und Ethik Schillers 422.
Heinemann, Dr. K. 47, 386.
— Goethe 406 ff.

Heinrich IV., Kaiser 56.
Heinrich VI., Kaiser 57.
Heinrich VII, Kaiser 62.
Heinse 209.
— Hildegard v. Hohenthal 32*.
Heitmüller, F. 199.
Helias, knight of the swan 105.
Henke, W., Bewegungsmotive des Laokoon 142.
Hennebergischer Geschichtsverein 432.
Herder 6*, 9*, 19*, 32* ff., 228 ff., 283 ff.
Herford, Hermann und Dorothea 210.
Herkner, Prof. Dr. H. 434.
Hermenjat, Les frères de Werther 206.
Hernani 340.
Herold, Lg. R. 128.
Herzheimer, Dr. S. 77.
Heß, Jakob, Stammbuch 428.
Heß, Pfarrer 428.
Hessels, Prof 129.
Hessenberg, Frl. E. 303.
Hettner, Herm., Litteraturgeschichte 386 f.
Heuer, Dr. O. 2*, 79, 80, 411.
Hilariusgedicht 10.
Hippel, v. 32*.
Hirschmann, Frau Fr. 303.
Hirzel, Prof. Dr. L. 434.
Hochstiftsberichte 197.
Höchberg, Frau H. 436.
Höchster Farbwerke 77.
Höfer, H. 84.
Hölderlin 37*.
Hölty 30*.
Hoffmann, E. T. A. 256.
Hoffmann, Dr. H. 304.
Hoffmann, J. G. H. 299.
Hohenemser, H. 304.
Holcroft 200.
Hollander, Th. 303.
Homburg, Henry 83.
Homburger, M. 303.
Hoppe, Supplement-Lexikon 19.
Hülsen, L. 303.
Huet, Paul 173.
Hugo, Viktor 20 f.
Humboldt, Al. von 36*, 418.
Humboldt, W. von 25*, 201.
Hutten, Ulrich von 19*.
Jacobi, Fr. H. 31*
Jacobi, J. G. 31*.
Jacquemin, Iconographie générale et méthodique du costume du IVe au XIXe siècle 23.
Jahresberichte für Neuere Dtsche. Littg. 385 ff.
Jay, Frau S. 434.
Ibsen 109 ff.
— Brand 112 ff.
— Catilina 111.
— Fest auf Solhaug 111.
— Nora 115 ff.
Jean Paul 37*, 238 ff.
Jena, Universität 85, 433.
Iffland 32*.
Indianopolis, Turnbezirk 301.
Innsbruck, Universität 85.
Johannot, Tony 179.
John, Al. 300.
Jonas, Fritz, Schillers Briefe 265 f.
Joos, Geheimr. 14.
Jordan, Max 2*.
Jost, Frau J. 303.
Jouffroy, 168.
Irmentrud 105.
Jung, Dr. R. 431.
Jung-Stilling 30*.
Junker, A. 88.
Junker, H. 42, 81.
Jurisprudenz, Sektion für 70 f. 183 f., 365.
Justi, Winckelmann 135.

Kahn, E. 303.
Kalb, Frl. L. 303.
Kant 26* ff.
Kant und Schiller 420 f.
Karl IV., Kaiser 59.
Karlsruhe, Neuphilologentag 11 ff.
Karpathenverein, siebenbürgischer 83.
Kassel, Verein für Naturkunde 84.
Katalog der Goethe-Ausstellung des Hochstifts 410 f.
— der Schnorr-Ausstellung 2*.
Kaufmann, Chr. 31*.
Kaulbach, Goethes Frauengestalten 415.
Kaunitz, Fürst 307 ff.
Kegelschnitte 145 ff.
Kekulé 135 ff.

Keller, H. 87.
Kettner, Guſt., Schillers Demetrius 223 f.
Kindergärtnerinnen-Verein 84.
Kirchner, F. 303.
Kirms 200.
Klaſſikerlektüre 357 ff.
Klees, Frl. H. 435.
Kleiſt, Heinrich von 232 ff.
Klenze, Camillo von, deutſche Gedichte 248.
Klettenberg, S. C. von, an Lavater 397.
Klinger, M. 31*.
Klopſtock, 20*, 26* ff, 414 f.
Kluge, Prof. 22.
Knatz, Dr. Fr. 303.
Kniess, Dr. 145.
Knigge, Frhr. v. 31*.
Knittelvers 7*.
Knörk, F. 42, 54, 133, 303.
Koch, Prof. Dr. M. 189, 300, 432.
Köhnlein, Frl. E. 303.
Köhnlein, Frl. M. 303.
König, Prof. Dr. 331.
Könnecke, G., Bilderatlas ꝛc. 293.
Körner, Chr. G. 36*.
Körner, E. 303.
Kongreß, Volkswirtſchaftlicher 75.
Kortegarn. Direkt. Dr. 326.
Koſer, Prof. Dr. R. 73, 310.
Koßmann, A. 365 f.
Kotzebue 32*.
Kowarzik, J. 435.
Kreuzfahne 56 ff.
Kreuzzüge 57.
Krieg, ſiebenjähriger 305 ff.
Kröger, P. 303.
Krüger, Dr. A. 89 f.
Krüger, Dr. G. 303.
Kühl, R. 436.
Kühnemann, E. 84, 299.
— Herders Leben 228 ff.
— Kants und Schillers Begründung der Aeſthetik 420 f.
Kuhl, Dr. F. 324.
Kuhlmey, Dr. G. 324, 435.
Kunſtgeſchichte, franzöſiſche 171, 316 ff.
Kunſtgewerbe 321 f.
Kunſtſchriftſtellerei, franzöſiſche 166 ff.
Kurt, Frl. K. 303.
Kurz, Herm., Schillers Heimatjahre 412.
Kymographion 328.

Lacroix, Dix-septième siècle 23.
Lafontaine 32*.
Lagarde, P. de, Erinnerungen 391 f.
Lahmeyer, Dr. 325.
Landsberg, Frau B. 303.
Langguth, Adolf 211.
Lanze, die heilige 55 f.
Laokoongruppe 133 ff.
Lautſchrift 25, 330 f.
Lautſchulung 24 ff.
Lavater 31*, 267 f.
Lecouvreur, Adrienne 338 f.
Legeris 130 f.
Legnano, Schlacht bei 56 f.
Lehmann, M., Friedrich d. Gr. und d. Urſprung d. 7jähr. Krieges 305 ff.
Lehrgänge 1893/94 73 f.
Leipzig, Muſeum 1*.
— Univerſität 85, 433.
Leiſewitz 30*.
Lemmé 320.
Lemmermeyer, Fr. 79.
Lenz 30*.
Leſezimmer 78 f.
Leſſing, G. E. 26*.
— Emilia Galotti 118.
— Laokoon 192, 432.
Leſſingbibliothek 77.
Leſſing, Landgerichtsdirektor 77.
Levy, Frau M. 303.
Lewes, Louis, Goethes Frauengeſtalten 242 ff.
Lexikographie, engliſche 17 f.
Lex Salica 128 ff.
Leyden, E. 433.
Lichtenberg 31*.
Liermann, Dr. O. 305.
Lindheimer, Fr. 299, 435.
Litteraturzeitung, Jenaer 202.
Litzmann, Prof. Dr. B. 73.
Loeper, G. von 6*, 18*, 195.
Loewi, Frau O. 435.
Lorenz, Ottokar 395 f.
Lucina 1 ff.
Ludwig XIV. 337.
Lütgens, Frl. B. 435.
Lütkeſchwager, Joh. 220.
Lunglmayr, Adalb. 87.
Luther, Martin 427 ff.

Mack, R., Popes Einfluß ꝛc. 423.
Maître Phonétique, le 26.
Malberg 132.
Manet, Edouard 182 f.
Mann, Gg. 300.
Marchfeld, Schlacht 57 f.
Marckwald, M. 303.
Marcus 9 f.
Marhalm, Laura, Wir Frauen und unsere Dichter 242.
Mathemathik u. Naturwissenschaften, Abteilung für 63 ff., 145 ff., 384.
Mattabruna 93 ff.
Mauß, Frau 348.
Maxwell, P., Schillers William Tell 219.
May, Mart. 431.
Mayer, H. 88.
Mayer, Prof. 22.
Meduſa 7 f.
Meißen, Verein für Geſchichte 300, 432.
Meißner 32*.
Meiſter, C. F. 304.
Meiſter, W. 77.
Melber, Dr. 198.
Melde, Schwingungskurven 67.
Melliſh 209 f.
Memnanſäule 5 f.
Mendelsſahn, M. 26.
Mentzel, Frau E. 80.
Menzbier, Praf. Dr. M. 84.
Merck 30*, 427 ff.
Mertz, Frl A. 303.
Meſſius Aruſianus 4 f.
Metz, Ad. 299.
Metzler, Alb. 435.
Metzler, Carl 435.
Meyer, Richard M., Gaethe 269 ff.
Meyer-Petſch, Ed. 435.
Meyer-van Schauenſee, Rud. 435.
Michaelsbanner 55.
Michel, Dr. F. 11.
Michelangelo 135.
Micrälius, Wallenſteindramen 220.
Middendarf, A. v. 88.
Milchſack, G. 92.
Miller, J. M. 30*.
Miniaturen 16 f.
Möſer, Juſtus 26* ff., 285 f.
Möſſinger, V. 77.
Moleſchatt, Jac., Lebenserinnerungen 245.
Molière 23, 338.
Malière-Darſtellungen 325.
Manachard 64 f.
Montarſoli 135.
Monumenta Germaniae 129.
Maor, E. v. 88.
Moare, R. W. 300.
Moare, Thomas 100.
Marel, E. 435.
Marſch 395.
Maskau, Société des Naturalistes 84, 300.
Mauſon, J 304.
Mühldarf, Schlacht bei 58 f.
Müller, Dr. C. H. 63, 69.
Müller, Friedr. 30*.
Müller, G. A., Urkundliche Forſchungen ꝛc. 195 f.
— Nachtigall von Seſenheim 196.
Müller, Frau Hedwig 82.
Müller, J. 298.
Müller, Joſef, Jean Paul u. ſeine Bedeutung für die Gegenwart 238.
Müller, Laur., Litteratur- u. kunſtkritiſche Studien 268.
Müller, Wilhelm, Schiller in Zeugniſſen ꝛc. 250 f.
Müller, Praf. 11 ff.
Müller-Fraureuth, Karl, Ritter- und Räuberramane 255 f.
Müllner 209.
Muncker, Prof. Dr. Fr. 23*.
— Briefwechſel zwiſchen Gaethe und Schiller 400 f.
Muret, Encyclapädiſches Wörterbuch 19 f.
Murray, English Dictionary 18 f.
Musée européen 171.
Muſeum für Völkerkunde zu Leipzig 83.
Muther, Richard, Geſchichte der Malerei im 19. Jahrhundert 234 f.

Naglo, Frl. H. 303.
Nansay, Sone de 107.
Napalean I. 259 f.
Napalean, Prinz 169.
Nationalwerkſtätten 371 f.
Naudé, Alb. 311 ff.
Naumann, Friedr., Pfarrer 87, 89, 184, 366.
Nero 3.
Nerrlich, Paul 298.

Nerrlich, Dogma vom klassischen Alterthum 237 f.
Neuburg, Histor. Verein 431.
Neuere Sprachen, Sektion für 11 ff., 166 ff., 324 ff.
Neufville, O. von 435.
Neufville, Dr. R de 435.
Neumann, Dr. Paul 183, 365.
Neumann, Prof. 11.
Neuphilologentag zu Karlsruhe 11 ff.
Nicolai, Fr. 26*.
Niedergesäß, O., Schiller in seinen Briefen 420.
Nippold, Friedr. 431.
Nitzsch, Deutsche Geschichte 132.
Noack, Frl. M. 436.
Noorden, Prof. Dr. C. von 435.
Nover, J., die Faustsage 217 f.

Oberländer, L. G. 303.
Octavia 2 ff.
Oegir, der Mythus von 120 ff.
Oelsner, Prof. Dr. L. 128, 184.
Oesterreich, Maria Theresia von 306 ff.
Offenheimer, Ph. 303.
Oplin, Frau A 303.
Orfèvrerie antique 320.
Oriano 93 ff.
Otto I., Kaiser 56.
Ottokar, König 58.
Ovid 6.

Pahlen, Freifrl. E. von der 435.
Pahlen, Freifrl. Hel. von der 435.
Pallmann, Dr. H. 46 f., 133.
Passano, Novellieri Italiani 93.
Paul, H. 18.
Pecht, Fr., Lebenserinnerungen 412 ff.
— Schillergallerie 415.
Peiser, Alb. 87.
Pergamenische Reliefs 134 ff.
Perseus 7.
Perspektograph 69 f.
Pertz, H. 129.
Petersen, G. R. F. 303.
Pfaff, O. 435.
Pfaff, Prof. 22.
Pfungst, Dr. A. 89, 109.
Phidias 6.
Phokas 7.
Phonetik im Unterricht 352 f.
Pic 348.
Pirkheimer, Wilib. 7*.
Planche, G. 175, 179.
— Portraits d'artistes 173.
Plinius 5 f.
Pniower, O. 389.
Poesie, französische 334 f.
Pope, Al. 423.
Popek, A. 84.
— der falsche Demetrius in der Dichtung 424 f.
Possart, E. 392.
Pradez, Georges, Le Faust de Goethe 215 f.
Prag, Deutsche Universität 85, 433.
— Lese- und Redehalle 86.
Preisinger, H., Goethe and Servian Folk-Song 212.
Prestel 49.
Preußen, Friedrich II. von 306 ff.
Primer, B. 300.
Prokesch-Osten, Anton Graf von 397.
Proudhon 182.

Quard, Dr. M. 73, 184.
Quatremère de Quinzy 172.

Rachel 339.
Rahl, Karl 295.
Ramler 26*.
Ranisch, Sal. 15*.
Rauschenberger, Dr. 145.
Reden, G. von 435.
Redlich, Dr. C. 87.
Reformversammlung 41.
Rehorn, Dr. Fr. 89, 357.
Rehorn, Direkt. Dr. K. 71, 89, 120.
Reich, Em., Ibsens Dramen 109 ff.
Reichard, Prof. 325.
Reichel, Frl. M. 303.
Reichert, E. 435.
Reichssturmfahne, die 54 ff.
Reinhardt, Direkt. Dr. K. 165.
Reißner, Frau R. 303.
Reitz, A. 303.
Rentsch, Joh., Das Totengespräch in der Litteratur 405.
Rethel, Alfred 6*.
Reuß, Dr. Fr. 303, 305, 357.
Richter, Ludwig 6*.

Ridder met de Zwaen 105.
Riedl, Fr., Schillers Wallenstein als tragiſcher Charakter 222.
Rieſe 1 ff.
Riſſe, Frl. A. 435.
Ritters Perſpektograph 70.
Ritter- u. Räuberromane 255 f.
Römer, Dr. 12 ff.
Rollet, Herm. 431.
— Goethebildniſſe 43.
Roman Naturaliste 340.
Romantiker 275 f.
Roſengart, Dr. J. 435.
Rothſchild, Freifrau W. von 435.
Ruland, Geh. R. Dr. C. 48 f.

Sabatier, Fauſtüberſetzung 215.
Sachs, Hans 6* ff., 226 f.
Sängerchor des Lehrervereins 79.
Saint-Simon 338 f.
Saliſches Geſetz, Textgeſchichte 128 ff.
Sallwürck, v. 11 ff., 24.
Salons, die Litteratur der 179 f.
Sand, Georges 339.
Sandeau, Mademoiselle de la Seiglière 348.
Sarrazin, Prof. 20.
Sauer, Geſchichte der italieniſchen Litteratur 92.
Schäffle, Alb., Cotta 399 f.
Schäffner, Ph. 304.
Scheffler, Prof. 14, 22, 24, 351 f.
Scheiblers Stimmgabel-Sonometer 66.
Schenck v. Schweinsberg, Dr. Frhr. G. von 83.
Scherbius, Frau H. 303.
Scheuer, Frl. J. 303.
Schiele, Frau A. 303.
Schiller 189 ff, 209, 275 f., 400 ff., 406 ff., 414 f., 419 f.
Schiller, Briefe 265 f.
— Demetrius 222 f., 424 f.
— Das Erhabene 423.
— Die Glocke 251.
— Hadesgeſpräche 405.
— Iphigenie in Aulis 240.
— Jungfrau 191, 254.
— Don Karlos 254.
— Phädra 263.
— Maria Stuart 426 f.
Schiller, Räuber 264 f.
— Tell 218 f., 425 f.
— Wallenſtein 219 ff., 425 f.
— Wallenſteins Lager 254.
Schiller an v. Dalberg 264.
Schiller und Goethe 23*.
— und Gotter 403 f.
— und Jean Paul 238 f.
— und Kant 420 f.
— und die Schule 266.
Schillers dramatiſcher Nachlaß 423 f.
— Geburtstagsfeier 23* ff.
Schillerdenkmal, Wiener 291.
Schillergalerie 415.
Schiller, H. 85, 193, 361.
Schiller u. Valentin, Deutſche Schulausgaben 191 f.
Schipper, Prof. 20.
Schlegel, A. W., Briefe an Hayward 217.
— Jon 200.
Schlegel, Fr., Alarkos 275.
Schlöffer, R. 298.
— Gotter 402 f.
Schloſſar, Goethe u. Graf Prokeſch 397.
Schlüſſelburg, Konrad von 59 ff.
Schlurick, J., Schiller und die Bibel 419.
Schmidberger, H. 87.
Schmidt, C., Fauſt ein Menſchenleben 394 f.
Schmidt-Hänſel, L. 88.
Schmidt-Scharff, J. E. 435.
Schmidtmayer, Rudolf, Schillers Iphigenie in Aulis ꝛc. 240.
Schmieden, Frau Cl. 303.
Schnapper-Arndt, Dr. G. 184.
Schneider, J. 431.
Schneider, P. 301.
Schnorr v. Carolsfeld, Jul. 1* ff.
Schnorr v. Carolsfeld-Ausſtellung 1* f., 76 f.
— Katalog der 2*.
Schönbach, A. E., Über Leſen und Bildung 189 ff.
Schönfeld, Gg. 304.
Schober, M. 436.
Scholte, Frau H. 435.
Schott, Dr. Th. 304.
Schrader, Herm., Der Bilderſchmuck der deutſchen Sprache 251 ff.
Schramm-Bauendahl, Frl. J. 87.
Schreiber, Prof. 1*.

Schröer, K. J. 17, 44, 291 f.
— Goethes Frommsein 290.
— Goethe und die Liebe 242.
Schubart 30*, 272.
Schuchardt 49.
Schulausgaben, Deutsche 361 ff.
Schulbücherausstellung 349.
Schwanensage 97 ff.
Schwartz, R., Esthendramen 405.
Schwarz, H. 84, 432.
Schwemer, Dr. R. 128, 305.
Schwind, Moritz v. 6*.
Scott, Walter 258 f.
Seekatz, J. K. 42 ff.
— Goethisches Familienbild 81.
Seewarte, Deutsche 84.
Sektion für Alte Sprachen 1 ff., 165.
— für Neuere Sprachen 11 ff., 166 ff., 324 ff.
— für Jurisprudenz 70 f., 183 f., 365.
— für Volkswirtschaft 71, 184 ff., 365 ff.
Semper, Gottfr. 170.
Sevenig, N. 389.
Seydlitz, W. von, Historisches Porträtwerk 23.
Shakespeare, Heinrich IV. 118 f.
Siegrist, Bürgermeister 14.
Sieveking 391.
Silhouetten, Goethes Leipziger 80.
Silvestre, Theophile 177.
— Artistes Français 173 f.
Simmons, L. M., Goethe and Religion 211 f.
Sinzheimer, S., Goethe u. Byron 206.
Sirene 67.
Skeat 19 f.
Smithsonian Institution 86.
Société Impériale des Naturalistes de Moscou 84, 300.
Solms-Rödelheim, Gräfin M. zu 435.
Sommer, J. 304.
Sonnekalb, P. 87.
Sophokles Philoktet 192
Soziale Wissenschaften, Abteilung für 70 f., 183 ff., 365 ff.
Speyer, Frau M. 304.
Spicharz, Frl. A. 435.
Spielhagen, Die epische Poesie und Goethe 396 f.
Spier, S. 366.
Spieß 32*.
Sprachunterricht 26 ff.
Sprachwissenschaft, Abteilung 1 ff., 165 ff., 324 ff.
Springer, R. 304.
Stael, Madame de, Corinne 175 f.
— de l'Allemagne 222.
Stahr, Ad., Goethes Frauengestalten 242.
Starcke, G. 304.
Steig 398.
Stein, Armin, Schillers Jugendleben 411 f.
— Schillers Demetriusfragment ꝛc. 222 f.
Stein, Charlotte von 17*.
Stein, Freifrau C. von 435.
Stein, Dr. 366.
Stein, Frau Dr. 304.
Steiner, Rud. 204.
Stella und Mattabruna 90 ff.
Stengel, Prof. 11 ff.
Stern, M. 304.
Stern, M. A. Prof. 88.
Stern, Dr. K. 304.
Stern, Frau S. 87.
Stiebel, H. Ed. 82.
Stimme, physikalische Untersuchung der 331 f.
Stimmgabel-Sonometer, Scheiblers, 66.
Stimmpfeife 65 f.
Stolberg, Fr. L. v. 30*.
Stühlerischer Perspektograph 69 f.
Sturm und Drang 282 ff.
Suphan, Prof. Dr. B. 9*, 224, 278, 398.
— Aus Herders Frühzeit 228.
— Das Buch Annette 409.
— Hans Sachs in Weimar 227.
— Hans Sachs. Humanitätszeit und Gegenwart 227.

Tacitus 3.
Taine, H. 169.
Testis, Fulvio, Wallenstein 221.
Textor, Geschlecht 197.
Thaulow, Gg. 436.
Théâtre-Français 338.
Thienen-Adlerflycht, v. 432.
Thiers 179.
Thomas, Calv., Goethes Faust 217.

Thomasius, Chr. 85.
Thoré 177.
— Salons 180.
Thorkelsson, J. 84, 299, 432.
Thormählen, E. 435.
Thorsteinson, St. 432.
Thorwart, F. 87.
Thudichum, Gg., Goethe u. unsere Zeit 397.
Tieck, Friedrich 201.
Tieck, L. 21*, 37*.
— William Lovell 257.
Tiedemann, R. 304.
Tille, Alex. 389.
Tillet, Jean 128.
Tiffot, Max. 343.
Tittmann, E. E. 435.
Törring, Graf 30*.
Ton 331 f.
Tonhöhebestimmung 63 ff.
Trendelenburg 138.
Trieſch, Ed. 435.
Tübingen, Univerſität 85, 300.
Türk, B. 435.
Tyrus, Wilhelm von 99.

Übungszirkel 348.
Uhland, Ed. 87.
Unterrichtsreform 33 ff.
Unterrichtsweſen, franzöſiſches 343 ff.
Unterſtützung wiſſenſchaftlicher Beſtrebungen 1893/94 75 f.
Unterſtützungswerkſtätten 376 ff.
Unzer, Frau L. 88.
Urſprung des ſiebenjähr. Krieges 305 ff.
Uz 26*.

Valentin, Prof. Dr. V. 1*, 79, 85, 133, 144, 191 f., 277, 298, 325, 357, 361, 420.
— Homunkulus u. Helena 390 f.
Valery, Bibliothécaire du roi etc. 176.
Vaniuo, Prof. Dr. L. 87.
Varnhagen, Prof. 16.
Varnhagen, H. 92.
Vatter, 329.
Veith, Wilh. 87.
Veränderungen im Mitgliederbeſtande 87 f., 302 ff., 434 ff.
Vercoutre 322.
Verein, Akad. deutſch. Hiſtoriker i. Wien 83.
— f. Geſch. des Bodenſees 83.
— f. Geſch. d. Deutſchen i. Böhmen 83.
— f. Heſſiſche Geſch. ꝛc. 83.
— f. Naturkunde zu Kaſſel 84.
— f. G. d. St. Meißen 300.
— naturwiſſenſch. an d. Univ. Wien 300.
Vergil 1 ff.
Vernet, H. 174.
Vernulz, Nic. von, Fritlandus 220.
Verſicherung gegen Arbeitsloſigkeit 374.
Versification française 332 f.
Vetter, Theod. Wallenſtein ꝛc. 219 f.
Viardot, Louis, Les Musées d'Italie 176.
Vibography 68.
Vietor, Prof. Dr. 327 ff.
Villani, Baronin Th. von 77.
Vitet, Ludovic 168.
Vogel, Dr. 1*.
Vogl, Fr. 435.
Voigt, Ad., Goethes Briefe 202.
Volkelt, Prof. Dr. J. 74.
Volksbücher, italieniſche 90 ff.
Volkskunde, Badiſche 22.
Volksvorleſungen 76.
Volkswirtſchaftlicher Kongreß 75.
Volkswirtſchaft, Sektion für 71, 184 ff., 365 ff.
Vollmer, Gg. 304.
Vollmer, W., Goethes u. Schillers Briefwechſel 264 f.
Voltaire, La mort de César 221.
— Mahomet 260 ff.
de Vos, H. von 435.
Voß, J. H. 20*, 33*.
— Briefe 401.
Voswinkel, C. 87.
Vulpius 32*.
Vulpius, Dr. F. 436.

Waetzoldt, Prof. 33 ff.
Wagner, H. L. 30*.
Wagner, Rich. 21*.
Wagner W. 299.
Wahl, Gg., Hans Sachs u. Goethe 7*.
Wahle, J. 199.
Waitz, Gg. 131.

Wallensteindichtung 219 ff.
Walter, Direktor 24 ff., 325 ff.
Wards, A. W., Goethe, Bürger und Müllner 209.
Waser, Hedw., Joh. K. Lavater 267 f.
Weber, Wilh. 67.
Wehrmann, C. 431.
Weimar, Amalie Herzogin von 7*.
Weimar, Karl August von 396.
Weiße, Chr. F. 26*.
Weißenfels, Rich., Goethe in Sturm und Drang 282 ff.
Welsch, Hieronym. 220.
Wenng, G., Warbek 424.
Werner, M 315, 324, 357, 436.
Wertheimber, L. 88.
Whitley, Century Dictionary 19.
Wiedersheim, R. 85.
Wien, Akademie der bildenden Künste 1*.
Wieland 15*, 19*, 28* ff.
Wilbrand, J. 88.
Wilbrandt, Ad. 392.
Wilkins, S. A., Iphigenie 210.
Winckelmann 26*, 135.
Wirth, Franz 184 f.
Wittstock, Alb. 300.
Woermann, Dr. 1*.
Wolfenbüttel, Bibliothek 92.
Wolff, Dr. C. Th. 87.
Wolff, Eugen, Goethes Leben und Werke ꝛc. 279 ff.
Wolff, G. 432.
Wolff, Karl Th. 71.
Wolfskehl, K. 85.
Wolfenholm, H. J. 299.
Wunderlich, Frau Gg. 304.
Wunderlich, Herm., Unsere Umgangsprache ꝛc. 253.
Wunderly, J. D. 436.
Wurzmann, Dr. L. 183 f.
Wychgram, J. Schiller 406.

Zander, Dr. 166.
Zarncke, Friedr., Verzeichnis der Goethebildnisse 45.
Zeiller, P. 88.
Zeitschriften 78.
Ziehen, Dr. J. 1, 73, 165 f., 316.
Zimmermann, Phil. 87.
Zirndorffer, Dr. 183, 365.
Zitelmann, Prof. Dr. E. 73.
Zitelmann, Dr. W. 436.
Zola 340.
— Mon salon 181.
Zungen-Sonometer 67.

Freies Deutsches Hochstift.

Das Freie Deutsche Hochstift ist der Pflege und Förderung von Wissenschaft, Kunst und höherer Bildung gewidmet.

Goethehaus. Das Hochstift stellt sich die Aufgabe das ihm gehörende Goethehaus zu Frankfurt a. M. möglichst so wiederherzustellen, wie es in der Jugendzeit Goethes war. Die Mitglieder des Hochstiftes haben freien Eintritt zur Besichtigung des Hauses, und zwar die auswärtigen stets auch mit ihren Familien, die hiesigen mit diesen während der Wintermonate.

Lehrgänge. Das Hochstift veranstaltet seit 1885 im Winter Lehrgänge, welche die Aufgabe haben die Ergebnisse der neueren Forschungen in den ihm zur Pflege anbefohlenen Wissenschaften auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Mitgliedskarte berechtigt zum freien Eintritt des Mitgliedes, das für 1—3 unbeständige Familienangehörige Beikarten zu je ℳ 2.— lösen kann. Die Anzahl der Lehrgänge beträgt 8, deren jeder in 5 Vorträgen ein Thema als geschlossenes Ganzes behandelt. Diese 40 Vorträge fanden im Winter 1894/95 in der Zeit vom 6. Oktober bis 15. Dezember und vom 8. Januar bis 16. März statt. Für Nichtmitglieder kostet die Abonnementskarte für sämtliche Vorträge eines Winters ℳ 10.—, für einen Lehrgang ℳ 5.—, die Einzelkarte für einen Vortrag ℳ 2.—.

Sonntagsvorträge. Von Zeit zu Zeit finden Sonntagsvorträge statt, welche abwechselnd aus verschiedenen Wissensgebieten einen einzelnen Gegenstand erörtern. Die Mitglieder sind zu freiem Zutritt berechtigt.

Fachabteilungen. Die Mitglieder des Hochstiftes, welche sich selbstthätig auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen, bilden die Akademische Abteilung; diese gliedert sich in Fachabteilungen, in welchen wissenschaftlich auf den einzelnen Gebieten der Fachwissenschaften gearbeitet wird. Die Teilnahme an den Sitzungen steht auch den nicht zur Akademischen Abteilung gehörenden Mitgliedern frei.

Ausstellungen. Das Hochstift veranstaltet Ausstellungen von Kunstwerken, welche in erster Linie die Aufgabe haben einzelne hervorragende Meister möglichst allseitig und dadurch in ihrem Gesamtwirken zur Kenntnis zu bringen. Im Jahre 1885 fand eine Führich-Ausstellung, 1886 eine Ludwig Richter-Ausstellung, 1887 eine Moritz v. Schwind-Ausstellung, 1888 eine Alfred Rethel-Ausstellung, 1889 eine Dürer-Ausstellung, 1890 eine Mannfeld-Ausstellung, 1894 eine Julius Schnorr v. Carolsfeld-Ausstellung statt. Im Goethehause wurden in den letzten Jahren litterarische Ausstellungen veranstaltet, so 1892 eine Werther-, 1893 eine Faust-Ausstellung. Ausführliche Kataloge erleichtern das Verständnis. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Lesezimmer. Im Lesezimmer (am Salzhaus 5, 1. Stock) liegen 1[illegible] Zeitschriften und Zeitungen, vorzugsweise wissenschaftlichen Inhaltes, auf. Das Lesezimmer ist von 10—1 und von 3—8 Uhr, Sonntags von 10—1 Uhr geöffnet. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Goethebibliothek. Die Benutzung der Goethebibliothek steht den Mitgliedern täglich (außer Sonntags) von 12—1 Uhr frei; die Entleihung von Werken nach Hause ist gestattet.

Die Höhe des Jahresbeitrages wird durch das Mitglied selbst bestimmt: der Mindestbetrag beträgt für Mitglieder im Stadt- und Landkreise Frankfurt ℳ 8.—, für auswärtige Mitglieder ℳ 6.—. Das einmal zu entrichtende Einstandsgeld beträgt mindestens ℳ 3.—, bei Jahresbeiträgen von ℳ 12.— an fällt auf Wunsch das Einstandsgeld fort. Die freiwilligen höheren Jahresbeiträge und Einstandsgelder werden besonders verzeichnet. Anmeldungen zum Eintritt sowie zur freiwilligen Erhöhung des Jahresbeitrages nimmt die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes (Goethehaus) entgegen.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes.

Die Berichte, vom Akademischen Gesamt-Ausschuß her[illegible] scheinen jährlich in vier Heften. Sie enthalten in einer e[illegible] die in den Gesamtsitzungen gehaltenen Vortrage („Sonntag[illegible]) [illegible] vollständig, in einer zweiten Abteilung die Berichte aus den [illegible] wissenschaftlichen Fachabteilungen, welchen sich dann litterarische [illegible] und geschäftliche Berichte an die Mitglieder anschließen.

Jede der beiden Abteilungen hat besondere Nummerierung und [illegible] Seitenzählung, so daß jede, beim Einbinden zusammengeheftet, in der [illegible] Reihenfolge und als Ganzes sich darbietet. Einbanddecken sind zu [illegible] von der Kanzlei des Hochstiftes zu beziehen.

Zur Charakterisierung der Thätigkeit der Fachabteilungen [illegible] größeren Berichten, wie sie im zehnten Bande (Jahrgang 18[illegible]) ver[illegible] wurden, hier erwähnt:

Alte Sprachen: K. Reinhardt, Der neuentdeckte Phaedo[illegible] C. Blümlein, Aussprache des Lateinischen. Neuere Sprachen [illegible] Shelley; H. P. Junker, Die realistische Dichtung Frankreichs [illegible] hundert; F. Vetter, Zur Reform der französischen Orthogra[illegible] Académie Française; Stengel, Über Friedrich Diez. [illegible] Zirndorfer, Der Entwurf eines Reichsgesetzes über Auswanderu[illegible] Die Möglichkeit der Fixierung einer Wertrelation zwischen Gold [illegible] H. Hohenemser, Zur Währungsfrage; O. Arendt, Die Währ[illegible] J. H. Epstein, Das Wesen der wirtschaftlichen Arbeit. Mathe[illegible] Naturwissenschaften: W. König, Die Bedeutung der theoretischen [illegible] von Heinrich Hertz; W. Reinhardt, Eine historische Skizze über [illegible] Deutsche Litteratur: F. Rehorn, W. von Humboldts Aufsätze [illegible] Unterschied der Geschlechter und ihr Einfluß auf die Lyrik Schiller[illegible] kunst und Kunstwissenschaft: M. Sondheim, Der deutsche H[illegible] F. Quilling, Das wichtigste der Gladiatorenmosaike „Massimi" zu [illegible] Litterarische Mitteilungen: Friedrich und Christine Hebbel von E. [illegible] Gelegenheitsgedichte aus dem Goethe-Textorischen Familienkreise von A. [illegible] Zur Bibliographie des Spiesischen Faustbuches von O. Heuer, Neuer [illegible] und Schillerlitteratur VIII und IX von M. Koch, Goldsmiths „L[illegible] in Deutschland von M. Ziegert.

* * *

Die Mitglieder erhalten die Berichte unentgeltlich zugesendet.

Der Preis für Nichtmitglieder beträgt pro Jahrgang Mk. 6.— [illegible] Heft Mk. 2.—, pro Doppelheft Mk. 3.—.

Anfragen betreffend den den Berichten (Auflage 1900) b[illegible] „Litterarischen Anzeiger" sind zu richten:

An

die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes

(Frankfurt a. M., Goethehaus).

Berichte

des

Freien Deutschen Hochstiftes

zu

Frankfurt am Main.

Herausgegeben

vom

Akademischen Gesamt-Ausschuß.

Neue Folge. Elfter Band.

Jahrgang 1895. Heft 3/4.

Frankfurt am Main.

Druck von Gebrüder Knauer.

Inhalt.

I. Berichte aus den Fachabteilungen:

1. Dr. R. Schwemer: Die Frage über den Ursprung des siebenjährigen Krieges

Freies Deutsches Hochstift.

Das Freie Deutsche Hochstift ist der Pflege und Förderung von Wissenschaft, Kunst und höherer Bildung gewidmet.

Goethehaus. Das Hochstift stellt sich die Aufgabe das ihm gehörende Goethehaus zu Frankfurt a. M. möglichst so wiederherzustellen, wie es in der Jugendzeit Goethes war. Die Mitglieder des Hochstiftes haben freien Eintritt zur Besichtigung des Hauses, und zwar die auswärtigen stets auch mit ihren Familien, die hiesigen mit diesen während der Wintermonate.

Lehrgänge. Das Hochstift veranstaltet seit 1885 im Winter Lehrgänge, welche die Aufgabe haben die Ergebnisse der neueren Forschungen in den ihm zur Pflege anbefohlenen Wissenschaften auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen. Die Mitgliedskarte berechtigt zum freien Eintritt des Mitgliedes, das für 1—3 unselbständige Familienangehörige Beikarten zu je ℳ 2.— lösen kann. Die Anzahl der Lehrgänge beträgt 8, deren jeder in 5 Vorträgen ein Thema als geschlossenes Ganzes behandelt. Diese 40 Vorträge finden im Winter 1895/96 in der Zeit vom 5. Oktober bis 14. Dezember und vom 7. Januar bis 14. März statt. Für Nichtmitglieder kostet die Abonnementskarte für sämtliche Vorträge eines Winters ℳ 10.—, für einen Lehrgang ℳ 5.—, die Einzelkarte für einen Vortrag ℳ 2.—.

Sonntagsvorträge. Von Zeit zu Zeit finden Sonntagsvorträge statt, welche abwechselnd aus verschiedenen Wissensgebieten einen einzelnen Gegenstand erörtern. Die Mitglieder sind zu freiem Zutritt berechtigt.

Fachabteilungen. Die Mitglieder des Hochstiftes, welche sich selbstthätig auf wissenschaftlichem oder künstlerischem Gebiete an den Bestrebungen des Hochstiftes beteiligen, bilden die Akademische Abteilung, diese gliedert sich in Fachabteilungen in welchen wissenschaftlich auf den einzelnen Gebieten der Fachwissenschaften gearbeitet wird. Die Teilnahme an den Sitzungen steht auch den nicht zur Akademischen Abteilung gehörenden Mitgliedern frei.

Ausstellungen. Das Hochstift veranstaltet Ausstellungen von Kunstwerken, welche in erster Linie die Aufgabe haben einzelne hervorragende Meister möglichst allseitig und dadurch in ihrem Gesamtwirken zur Kenntnis zu bringen. Im Jahre 1885 fand eine Führich-Ausstellung, 1886 eine Ludwig Richter-Ausstellung, 1887 eine Moritz v. Schwind-Ausstellung, 1888 eine Alfred Rethel-Ausstellung, 1889 eine Dürer-Ausstellung, 1890 eine Mannfeld-Ausstellung, 1894 eine Julius Schnorr v. Carolsfeld-Ausstellung statt. Im Goethehause wurden in den letzten Jahren litterarische Ausstellungen veranstaltet, so 1892 eine Werther-, 1893 eine Faust-Ausstellung, 1895 eine Ausstellung, die „Goethes Beziehungen zu Frankfurt" veranschaulicht. Ausführliche z. T. reich illustrierte Kataloge erleichtern das Verständnis. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Lesezimmer. Im Lesezimmer (am Salzhaus 5, 1 Stock) liegen 135 Zeitschriften und Zeitungen, vorzugsweise wissenschaftlichen Inhaltes, auf. Das Lesezimmer ist von 10—1 und von 3—8 Uhr, Sonntags von 10—1 Uhr geöffnet. Die Mitglieder haben freien Zutritt.

Goethebibliothek. Die Benutzung der Goethebibliothek steht den Mitgliedern täglich außer Sonntags von 12—1 Uhr frei, die Entleihung von Werken nach Hause ist gestattet.

Die Höhe des Jahresbeitrages wird durch das Mitglied selbst bestimmt. Der Mindestbeitrag beträgt für Mitglieder im Stadt- und Landkreise Frankfurt ℳ 8.— für auswärtige Mitglieder ℳ 6.— Das einmal zu entrichtende Einstandsgeld beträgt mindestens ℳ 3.— bei Jahresbeiträgen von ℳ 12.— an setzt auf Wunsch das Einstandsgeld fort. Die freiwilligen höheren Jahresbeiträge und Einstandsgelder werden besonders verzeichnet. Anmeldungen zum Eintritt sowie zur freiwilligen Erhöhung des Jahresbeitrages nimmt die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes (Goethehaus) entgegen.

Berichte des Freien Deutschen Hochstiftes.

Die Berichte, vom Akademischen Gesamt-Ausschuß [illegible] erscheinen jährlich in vier Heften. Sie enthalten in einer [illegible] die in den Gesamtsitzungen gehaltenen Vorträge („Sonntagsvorträge") [illegible] vollständig, in einer zweiten Abteilung die Berichte aus den [illegible] wissenschaftlichen Fachabteilungen, welchen sich dann [illegible] und geschäftliche Berichte an die Mitglieder anschließen.

Jede der beiden Abteilungen hat besondere Nummerierung und [illegible] Seitenzählung, so daß jede, beim Einbinden zusammengeheftet, in der [illegible] Reihenfolge und als Ganzes sich darbietet. Einbanddecken [illegible] M. [illegible] von der Kanzlei des Hochstiftes zu beziehen.

Zur Charakterisierung der Thätigkeit der Fachabteilungen [illegible] größeren Berichten, wie sie im zehnten Bande (Jahrgang 1894) [illegible] wurden, hier erwähnt:

Alte Sprachen: K. Reinhardt, Der neuentdeckte Phaedo[illegible]; C. Blümlein, Aussprache des Lateinischen. Neuere Sprachen: [illegible] Shelley; H. P. Junker, Die realistische Dichtung Frankreichs in [illegible] hundert; F. Vetter, Zur Reform der französischen Orthographie [illegible] Académie Française; Stengel, Über Friedrich Diez. Volkswirtschaft: [illegible] Zirndorfer, Der Entwurf eines Reichsgesetzes über Auswanderung; [illegible] Die Möglichkeit der Fixierung einer Wertrelation zwischen Gold [illegible] H. Hohenemser, Zur Währungsfrage; O. Arendt, Die Wä[illegible] J. H. Epstein, Das Wesen der wirtschaftlichen Arbeit. Mathematik und Naturwissenschaften: W. König, Die Bedeutung der theoretischen [illegible] von Heinrich Hertz; W. Reinhardt, Eine historische Skizze über [illegible] Deutsche Litteratur: F. Rehorn, W. von Humboldts Aufsätze [illegible] Unterschied der Geschlechter und ihr Einfluß auf die Lyrik Schillers; [illegible] kunst und Kunstwissenschaft: M. Sondheim, Der deutsche [illegible] F. Quilling, Das wichtigste der Gladiatorenmosaike „Mathias" zu [illegible] Litterarische Mitteilungen: Friedrich und Christine Hebbel von E. [illegible] Gelegenheitsgedichte aus dem Goethe-Textarischen Familienkreis von [illegible] Zur Bibliographie des Spiesischen Faustbuches von O. Heuer; [illegible] und Schulterlitteratur VIII und IX von M. Koch; Goldsmith's „[illegible]" in Deutschland von M. Ziegert.

* * *

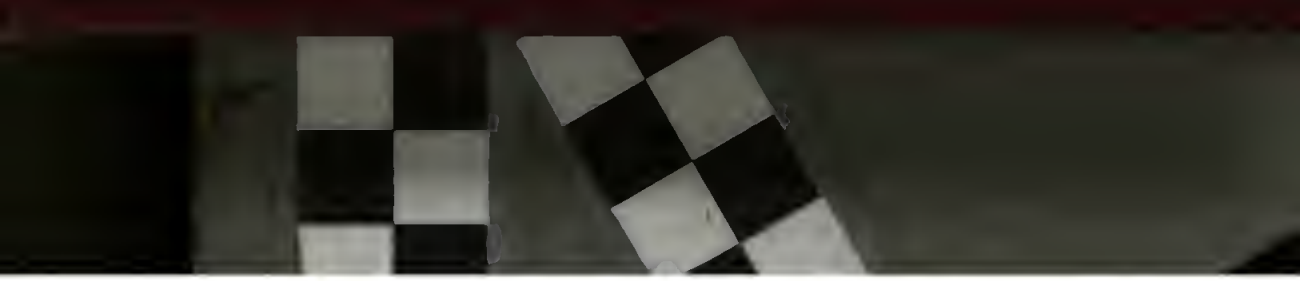
Die Mitglieder erhalten die Berichte unentgeltlich zugesandt.

Der Preis für Nichtmitglieder beträgt pro Jahrgang Mk. [illegible], pro Heft Mk. 2.—, pro Doppelheft Mk. 3.—.

Anfragen betreffend den den Berichten (Auflage 1.000 [illegible] „[illegible]schen Anzeiger" sind zu richten:

An

die Kanzlei des Freien Deutschen Hochstiftes

(Frankfurt a. M., Goethehaus).

G.E.STECHERT
& Co.
NEW YORK